This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Sammlung
Historischer Bildnisse.

Soc. 2233 e. 6
35.8-10

Sammlung

hiſtoriſcher Bildniſſe.

Dritte Serie.

VIII

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1876.

Angelus Sileſius

(Johannes Scheffler).

Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen

aus dem 17. Jahrhundert

von

Wilhelm Lindemann.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1876.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von H. Stratz in Säckingen.

Meinen

schlesischen Freunden

und

Fraktions-Genossen

in Treue

gewidmet.

Soc. 2233 e. 6
35.8-10

Sammlung

historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

VIII

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1876.

Angelus Sileſius

(Johannes Scheffler).

Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen

aus dem 17. Jahrhundert

von

Wilhelm Lindemann.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1876.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck von H. Stratz in Säckingen.

Meinen

schlesischen Freunden

und

Fraktions-Genossen

in Treue

gewidmet.

Inhalt.

	Seite
I. Einleitung	1
II. Die Jugend. Umgebung. Anregungen	9
III. Der Convertit und seine Kritiker	31
IV. Der Convertit und sein Selbstbekenntniß	42
V. Der geistliche Liederdichter	62
VI. Der Cherubinische Wandersmann	87
VII. Scheffler als Streittheologe	114
VIII. Letzte Lebensjahre und Tod	152
Anmerkungen	168

I.

Einleitung.

In einer Sammlung hiſtoriſcher Bildniſſe darf Angelus Sileſius oder, wie er in der bürgerlichen Welt hieß, Johannes Scheffler, nicht fehlen; denn er iſt eine geſchichtliche Perſönlichkeit. Nicht zwar ein weltbewegender Mann, deſſen Spuren ſich in den Ereigniſſen ſeiner Zeit abgebildet hätten, der thätig in die äußere Geſchichte ſeiner Tage eingegriffen hätte, kein Hochgeſtellter in Staat oder Kirche. Sein äußeres Leben läßt ſich auf wenige Seiten niederſchreiben. Die meiſten Jahre ſeiner angeſtrengteſten und reichſten Thätigkeit brachte er in der Einſiedelei des Stiftes St. Matthias zu Breslau zu, die er nur ſehr ſelten und immer nur für wenige Tage zu verlaſſen pflegte. Aber wenn er hier das ſtille Leben eines Gelehrten und Asceten führte, ſo trat er doch von hier aus, nicht perſönlich, aber mit den reichen Erzeugniſſen ſeines Geiſtes an die Oeffentlichkeit und überraſchte immer und immer wieder ſeine Zeitgenoſſen, jetzt mit den Früchten ſeiner tiefen Spekulation, dann mit der bitteren Schärfe ſeiner zahlreichen theologiſchen Streitſchriften, und dazwiſchen — gegen alle Erwartung — mit den ſüßen Bildern ſeines ungeſtörten Seelenfriedens. So waren die Blicke der Zeitgenoſſen, beſonders im öſtlichen Deutſchland, nach der verſchwiegenen Zelle des Denkers und Dichters in St. Matthias hin gerichtet; und es war ein

reiches, gesegnetes Leben, das dort im Jahre 1677 — also vor nunmehr fast zwei Jahrhunderten — seinen Abschluß fand. Das Bild dieses Mannes soll auf den folgenden Seiten gezeichnet werden.

Es ist das Bild eines Convertiten. Wenn in manchen Kreisen hohe Begeisterung für Convertiten herrscht, so mag man sich anderen Ortes wenig für sie erwärmen. Daß sie in dem verlassenen Lager als Abtrünnige und Fahnenflüchtige betrachtet, daß ihnen deßhalb Verachtung und Schimpf von manchem Fanatiker nachgesandt werden, das ist begreiflich, das war vor zweihundert Jahren Mode, das geschieht heut zu Tage und wird kaum jemals anders werden. Aber auch in dem anderen Lager werden sie vielfach vorsichtig und nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Freilich nicht ohne Grund. Nicht etwa, als ob unlautere Beweggründe des Uebertritts so leicht zu vermuthen wären. Wohl sind ja auch diese vorgekommen, in hohen wie in niederen Regionen; aber wenn sie schon früher in Deutschland nicht allzu häufig vorlagen, so ist durch die Entwicklung der Zeitumstände dafür gesorgt, daß durch den Rücktritt zur Kirche ein Zuwachs an Ehre, Einfluß, Beförderung oder irdischem Gut kaum irgendwo, wohl aber das Gegentheil zu erwerben sein möchte.

Man will bemerkt haben, daß Convertiten zuweilen noch ein Stückchen des Fadens, von dem sie sich losgemacht haben, nachschleppen, daß sie von protestantischen Anschauungen und Regungen sich nicht ganz befreien können. Es mag ja auch das vorkommen und die Vorsicht bei der Aufnahme rechtfertigen. Ein vollständiger Bruch in den Anschauungen vollzieht sich nicht so leicht und rasch. Wer hat nicht schon wahrgenommen, wie wohlgesinnte, aufrichtige und edle Protestanten, die der Kirche ganz nahe zu stehen schienen, deren Uebertritt wir erwarten und erflehen, dennoch bei angestellter Prüfung in einzelnen und oft wesentlichen Punkten der Kirchenlehre unendlich fern stehen?

Häufiger aber wird es geſchehen, daß die Convertiten in Extremen leben, daß ſie von der einen Seite zu den extremſten Anſchauungen der anderen Seite hinüber geworfen werden, daß ſie die irdiſchen Bedingungen, unter denen auch die Kirche leben und wirken muß, zu wenig zu erfaſſen verſtehen, in ihren Idealen zu hoch fliegen, ihre Erwartungen und Forderungen zu hoch ſpannen.

Wir haben aber — und dafür ſei Gott gedankt — von jeher auch Convertiten, zahlreiche Convertiten erworben, die ein wahrer Ruhm und ein großer Segen für unſere Kirche geweſen ſind. Wenn nach dem Worte des Erlöſers größere Freude herrſcht über einen bekehrten Sünder als über neunundneunzig Gerechte, ſo bemerkt ein heiliger Schrifterklärer dazu, dieſe Freude gründe ſich unter Anderem auch darauf, daß ein ſolcher Bekehrter meiſtens eine viel größere Dankbarkeit, Liebe und Thätigkeit entfalte als die Unverlorenen und Ungeſuchten. Das läßt ſich auch auf die Convertiten anwenden. Sie, die nach Erkenntniß und Seelenruhe geſeufzt, die nach langem Ringen und redlichem Forſchen die beſeligende Wahrheit und Gnade erlangt haben, pflegen mit um ſo größerer Begeiſterung und Liebe die Kirche zu umfaſſen. Und wenn die Irrwege und Abwege ihnen nicht erſpart blieben, ſo vermögen ſie nachher um ſo beſſer dieſelben zu kennzeichnen und vor denſelben zu warnen. Sie fühlen ſich um ſo mehr zum Mitleid mit den Irrenden hingezogen, da auch ſie ſo mannigfach verſucht worden ſind. Das Seelenglück aber, das ihnen zu Theil geworden, möchten ſie nun auch ihren früheren Glaubensgenoſſen verſchaffen und ſo den endlichen Sieg der Kirche mit erringen helfen.

Es iſt ſchon von proteſtantiſcher Seite bemerkt worden, daß in früheren Tagen es vorzugsweiſe Convertiten waren, welche die Katholiken auf den Reichthum ihrer kirchlichen Kunſt, auf die Schönheit ihres Gottesdienſtes, auf die Verdienſte vergangener katholiſcher Zeiten, auf ihre eigene reiche

Literatur hinweisen, kurzum die reichen Schätze der Kirche erst wieder entdecken mußten. Die Kinder des Hauses kannten eben ihren eigenen Reichthum nicht mehr. Aber die Convertiten brachten jenen Forschungstrieb, der sie so lange ruhelos umherwarf, der sie aber schließlich doch auf den Weg der Wahrheit führte, auch mit in die Kirche hinein. Nicht gering anzuschlagen ist es daneben, daß Manche auch die Kunst der Dichtung und des Styles, die zu Zeiten mehr noch als heute bei den Katholiken vernachlässigt wurde, bei ihrer Wanderung aus Babylon mit nach Jerusalem herüber nahmen.

Zu diesen edlen, begeisterten, thätigen Convertiten gehört Angelus Silesius.

Er war auch ein begabter Dichter. Allerdings nicht einer von den glänzenden Dichtersternen, die nur alle Jahrhunderte aufgehen und deren unser Deutschland in Scheffler's Jahrhundert überhaupt keinen hervorgebracht hat. Er begehrte aber auch keineswegs jene hohe Stellung auf dichterischem Gebiete, die selbst geringer begabte Dichtungsgenossen in jenen anspruchsvollen Tagen für sich in Anspruch nahmen. Sein Lied erschallt nur zum Lobe Gottes und zur Erbauung seiner Zuhörer; seine dichterischen Sinnsprüche behandeln nur den erhabensten Stoff: Gott und die Seele. Aus seinen reiferen Jahren haben wir kein einziges weltliches Gedicht. Ein günstiges Geschick setzte ihn schon in seiner Jugend mitten in die neuen Bestrebungen hinein, die von Schlesien ihren Ausgang nahmen; sein richtiges Gefühl bewahrte ihn vor dem Ungesunden, das dieser Richtung anklebte. Durch seine mystische Richtung wurde er zu einem Dichter von ganz ausgeprägter Eigenthümlichkeit.

Wir werden drittens in Scheffler den Controvers-Schriftsteller, den Streittheologen oder Polemiker zu betrachten haben. Nachdem die Controvers-Predigten schon lange aufgehört haben, ist auch die Liebhaberei an Streit-

theologie eine geringere geworden. Aus guten Gründen. Der Hauptkampf unserer Zeit hat sich ja auf ein anderes Gebiet geworfen, Kämpfer und Waffen sind in unseren Tagen anderer Art. Selbst der jüngste bedeutende Streittheolog des Protestantismus, K. Hase, nimmt seinen Ausgangs- und Rückzugs-Punkt keineswegs in den symbolischen Büchern, sondern führt eine Schaar von protestantischen Gedanken in den Kampf gegen den Katholicismus.

So haben die zahlreichen Controversschriften Schefflers für uns allerdings vorzugsweise ein geschichtliches Interesse. Sie führen uns um gut zweihundert Jahre zurück, um zweihundert Jahre näher dem Ursprung und Anfang des Kampfes. Noch ist Alles frischer, ursprünglicher, freilich auch herber und unversöhnlicher. Mehr noch als heute handelt es sich um Sein oder Nichtsein. Größer als jetzt ist darum auch auf der einen Seite die Zuversicht, daß der Protestantismus auf dem Wege seiner raschen Verbreitung nicht gehemmt werden könne, auf der anderen Seite die Hoffnung auf eine Massenbekehrung der von der Kirche Abgefallenen. Beide Hoffnungen sind nicht erfüllt worden.

Jene große Sammlung von Streitschriften Schefflers, die unter dem Namen Ecclesiologia gedruckt wurde, galt fast ein Jahrhundert mit Recht als ein Arsenal von Waffen zu Angriffen auf den Protestantismus, zur Vertheidigung der katholischen Kirche. Für unsere Zeit ist sie allerdings veraltet, aber doch nicht werthlos. Und wenn eine Erneuerung auch unthunlich erscheinen muß, so wird doch eine Durchforschung derselben sich noch immer als lohnend erweisen. Mich wenigstens hat es nicht gereut, daß ich mich durch den Umfang von zwei starken Folianten nicht abschrecken ließ, die Kämpfer jener Tage und ihre eigenthümlichen Waffen etwas näher kennen zu lernen.

Ueber den Dichter wie über den Polemiker hatte das vorige Jahrhundert den Schleier der Vergessenheit ausge-

breitet. Die neue Geschmacksrichtung vertrug sich nicht mit dem mystischen Tiefsinn des Dichters, nicht mit der religiösen Entschiedenheit und Schärfe des Denkers. Friedrich Schlegel, selbst ein edler und geistreicher Convertit, auch sonst ein Geistesverwandter Scheffler's, hat zuerst wieder sein Andenken erneut. Bald folgten nun neue Ausgaben von Scheffler's Werken, zuerst der cherubinische Wandersmann in Auszügen (von Irenäus Heid, München 1815, von Varnhagen von Ense, Berlin 1820, und dann in der Auswahl und mit den kurzen Bemerkungen Rahel's unter dem Titel: Angelus Silesius und Saint Martin, Berlin 1831, 3. Aufl. 1849; außerdem unter dem Titel: Perlenschnüre, München 1831, 3. Aufl. 1847; mit der Aufschrift: Geistliches Vergißmeinnicht herausgegeben von Christoph von Schmid, Augsburg 1839; und endlich: Blüten des cherubinischen Wandersmannes herausg. v. J. W. Braun, Trier 1855), und in einer vollständigen Ausgabe, Sulzbach 1829.

Von Monographien über Angelus Silesius und als Quellen für die gegenwärtige Darstellung habe ich aufzuführen:

C. F. Gaupp, die römische Kirche beleuchtet in einem ihrer Proselyten, Dresden 1840. Der Verfasser faßt Scheffler's als Streittheologen in's Auge, sucht von seinem protestantischen Standpunkte aus den Lehrsätzen und Beweisführungen desselben die Spitze abzubrechen, hat natürlich auch an der Kampfesweise desselben viel zu tadeln, erkennt jedoch an, daß der vielgeschmähte Convertit wenigstens aus innerer Ueberzeugung geredet habe.

Patricius Wittmann, A. Silesius als Convertite, als mystischer Dichter und als Polemiker; mit Andeutungen über wahre Poesie, ächte Mystik und rechte Polemik, Augsburg 1842. Es war die Absicht des geistreichen und für seine Kirche hochbegeisterten Verfassers, eine „Gallerie berühmter Convertiten" zu eröffnen, ein Plan,

den erst in unsern Tagen der Bischof Räß in Straßburg für die früheren Jahrhunderte, Rosenthal für das 19. Jahrhundert ausgeführt haben. Für diesen Zweck ist die vorliegende Charakteristik geschrieben, die zwar für das äußere Leben Scheffflers nur wenige Notizen beibringt, dafür aber sich sehr eingehend mit den zwei dichterischen Hauptwerken Scheffflers und mit seiner Stellung als Polemiker, die Wittmann natürlich vollständig billigt, beschäftigt.

W. Schrader, Angelus Silesius und seine Mystik, Halle 1843, faßt wiederum nur die eine Seite in dem Geistesleben Scheffflers in's Auge und kommt zu dem vollständig falschen Schluß, daß Scheffler der Streittheologe und Angelus der Dichter zwei verschiedene Personen seien, für mich ein Beweis, daß er die Sammlung der Scheffler'schen Streitschriften nicht einmal durchblättert haben kann.

Aug. Kahlert, Angelus Silesius, eine literar-historische Untersuchung, mit zwei urkundlichen Beilagen, Breslau 1853. Das Hauptwerk über den berühmten Convertiten, von protestantischer Hand, aber in mildem, versöhnlichem Geiste und mit anerkennenswerther Parteilosigkeit geschrieben. Die Nachforschungen des Verfassers in den Breslauer Bibliotheken und dem schlesischen Provinzial-Archiv führten ihm eine Reihe von Urkunden und Aufzeichnungen zu, die für das äußere Leben Scheffflers von großer Wichtigkeit sind. Ebenso konnte er den seltenen und bis dahin unbekannten Druck der Leichenpredigt des Jesuitenpaters Schwartz benutzen, die unter dem Titel: ‚Engel-Art an dem Leben und Wandel des wohlehrwürdigen Herrn Joannis Angeli Scheffler' ꝛc. zu Breslau 1677 erschienen ist.

Hoffmann von Fallersleben hat im Weimarischen Jahrbuch (Bd. 1, S. 267—295) die Jugendgedichte Scheffflers neu abdrucken lassen, dazu das äußere Leben desselben in kurzen Zügen dargestellt und mit manchen werthvollen literarischen Notizen begleitet.

Nach den vorerwähnten Werken, hauptsächlich nach Wittmann und Kahlert, ist das Leben Schefflers ausgeführt, welches Rosenthal seiner Ausgabe der sämmtlichen Werke Joh. Schefflers, die 1862 zu Regensburg erschienen ist, vorgesetzt hat. Diese neue Ausgabe des Dichters Angelus Silesius muß allerdings freudig begrüßt werden, befriedigt jedoch, besonders bei dem Cherubinischen Wandersmann, nicht alle jene Forderungen, die man billiger Weise an ein derartiges Unternehmen zu stellen berechtigt ist.

In Räß' oben erwähnten ‚Convertiten seit der Reformation' findet sich Schefflers Biographie nebst einem Abdruck der ‚gründlichen Ursachen und Motive, warum er von dem Lutherthum abgetreten und sich zur katholischen Religion bekannt hat,' in Bd. 7, S. 1—24.

Eine willkommene Ergänzung haben die Forschungen Kahlert's und Hoffmann's durch mehrere Artikel gefunden, die der Breslauer Vikariatsamts-Assessor Herr A. Knoblich theils in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens (Band 8), theils im schlesischen Kirchenblatt (Jahrg. 1868 und 1869) veröffentlicht hat. Diese Artikel sind mir durch die Freundlichkeit des Verfassers zur Verfügung gestellt und bei der vorliegenden Darstellung mit Dank benutzt worden.

II.

Die Jugend. Umgebung. Anregungen.

Johannes Scheffler wurde im Jahre 1624 zu Breslau geboren. Ueber den Tag seiner Geburt lassen uns die Notizen des Pater Schwartz im Ungewissen. Doch melden diese selben Notizen, daß sein Vater Stenzel (Stanislaus) Scheffler geheißen habe und Herr zu Borwicze im Königreich Polen gewesen sei. Was diesen polnischen Herrn zur Auswanderung bewogen haben mag, ist unbekannt. Man hat an den Religionsdruck gedacht, von dem die Dissidenten (so wurden in Polen alle von dem katholischen Glauben Abweichende genannt) in Polen trotz des Religionsfriedens von Warschau (1573), wornach Katholiken und Dissidenten einen „ewigen Frieden" halten und gleiche bürgerliche Rechte haben sollten, nicht ganz mögen verschont geblieben sein. Daß Schefflern aber die Gunst seines katholischen Landesherrn nicht fehlte, beweist zur Genüge der Umstand, daß er „von König Sigismund III. mit einem Adelswappen und vier Thürmen auf dem Stammesschilde als ein Ritter der Krone Polen ist verehrt worden." Während die Dissidenten-Vereinigung, die im Königreich Polen sich Duldung und Gleichberechtigung erworben hatte, aus verschiedenen protestantischen Sekten — des lutherischen, mährischen und calvinischen Bekenntnisses — zusammengesetzt war, hielt der polnische Ritter sich in Breslau zu der evangelisch-lutherischen Gemeinschaft.

Er übergab seinen Sohn dem lutherischen Elisabethen-Gymnasium; und hier war es, wo das dichterische Talent des jungen Scheffler die erste Anregung und Förderung fand. Die Schule wurde nämlich seit dem Jahre 1631 durch den Rektor Elias Major geleitet, einen Mann von glänzender Gelehrsamkeit, der neben der lateinischen auch der deutschen Dichtkunst beflissen war. Außerdem wirkte hier seit 1634 als Professor Christoph Colerus, bekannt durch seine Lobrede auf Opitz, den Vater der ersten schlesischen Dichterschule.

Dieser Opitz war in demselben Jahre, da Johann Scheffler geboren wurde, mit seinem „Buch von der Teutschen Poeterey" als Reformator der stark verwilderten deutschen Dichtkunst aufgetreten. Um Ordnung in dieser Verwilderung zu schaffen, stellte er zunächst, allerdings in sehr äußerlicher und oberflächlicher Weise, die verschiedenen Gattungen von Gedichten auf und wies jeder einzelnen den bestimmten Inhalt zu: der Tragödie Todtschläge, Verzweiflung, Kinder- und Vatermord, Brand, Blutschande, Krieg und Aufruhr, Klagen und Seufzen; der Komödie Hochzeiten, Gastgebote, Spiele, Betrug und Schalkheit der Knechte, Leichtfertigkeit der Jugend und Geiz des Alters; der Satyre Lehre von guten Sitten und ehrbarem Wandel, höfliche Reden und Scherzworte; der Ekloge oder dem Hirtenliede Säewerk, Ernten, Erdgewächse, Fischereien und anderes Feldwesen; und so Alles nach Bedarf. Für die Ausführung verlangte Opitz vor Allem die reine hochdeutsche Sprache und die Würde der dichterischen Rede, die erst noch von den Griechen und Römern, aber auch von den Italienern und Spaniern zu erlernen sei. Wichtiger sind die Grundsätze, durch welche er den Versbau zu regeln unternahm. Erst durch die regelmäßige Folge von langen und kurzen Sylben, das lernte er seinen klassischen Vorbildern ab, können richtige Verse entstehen. So weit aber hatte er auch

den Geist der deutschen Sprache erfaßt, daß er die langen und kurzen Sylben nicht „nach einer gewissen Größe, wie bei den Griechen und Lateinern, sondern nach dem Accente oder Tone“ erkannt wissen wollte.

Dieses Buch von der teutschen Poeterei erschien in vielen Auflagen und brachte dem Verfasser neben dem wohl begreiflichen Widerspruch durch ganz Deutschland wohlverdienten Ruhm. Opitz that aber noch mehr. Er wollte auch wo möglich in jeder besonderen Art der Dichtung das Muster und Vorbild werden; darum trat er mit einer großen Reihe von Dichtungen vor das Publikum, und die große Masse seiner Schüler wurde nicht müde, die Vorzüge ihres Meisters in einer Weise zu verherrlichen, für die uns jetzt jedes Verständniß mangelt, die aber dazumal gäng und gebe war. So mußten die anfänglichen Gegner sich grollend zurückziehen, manche bekehrten sich auch zu den neuen Wegen, und der Ruhm der Schlesier, die bis dahin auf dem Gebiet der Dichtung nur spärlich vertreten waren, drang durch, so weit die deutsche Zunge klingt.

Elias Major, der Rektor, blieb allerdings noch mit einem Fuße in der vor-opitz'schen Zeit stehen. Er machte Alexandriner, die mehr gezählt als gemessen sind und das Ansehen haben, als wären sie vierzig Jahre früher verfertigt. Dagegen fand der junge Scheffler am Elisabethanum zwei dichterisch begabte Mitschüler, die fortan auf Opitzens Wegen wandelten und zweifelsohne von nicht geringem Einfluß auf unseren jungen Dichter gewesen sind. Der eine war der Sohn des Rektors, Elias Major der Jüngere (geb. zu Breslau 1625, gest. daselbst 1706). Er trat als junger Mann mit zwei kleinen Sammlungen von Gedichten, merkwürdiger Weise unter lateinischem Titel, hervor, deren einige nicht leicht von irgend welchen gleichzeitigen Dichtungen übertroffen werden möchten. Als Probe für die Entwicklung einer merkwürdigen Zeit stehe hier die Bearbeitung

eines alten lateiniſchen Textes des Dies irae, der älter ſein ſoll, als der von der Kirche übernommene Text, und ſich auf einer Marmorplatte zu Mantua befindet. [1]

Ueberſatz derjenigen Reime, ſo zu Mantua in S. Franzes Kirche ſtehen.

Denk, lieber Menſch, weil es iſt Zeit,
Was du wirſt geben vor Beſcheid,
Wann Chriſtus wird vom Himmel kommen,
Wann Er die Rechnung hebet an,
Daß du viel Gutes nicht gethan,
Daß du viel Böſes vorgenommen.

Dieß wird ein Tag voll Zornes ſein,
Den wir erwarten nur allein,
Und Gott entgegen gehen können
Durch recht zerſchlagnes Herz und Muth,
Durch Chriſti zugeeignets Blut,
Durch beſſer Leben und Beginnen.

Derſelbe Tag wird dieſe Welt
Wie dieß Sibylla vorgeſtellt,
Und David, in die Aſchen legen.
Was wird da vor ein Schrecken ſein,
Wann dieſer Richter bricht herein,
Der Alles gar genau wird wägen!

Die Länder werden überall
Vernehmen der Poſaunen Schall,
Der alle vor den Thron will wiſſen.
Der Tod wird wie erſtaunend ſtehn,
Wann man wird aus den Gräbern gehn
Und Red' und Antwort geben müſſen.

Daſelbſt wird werden vorgebracht
Ein Buch von großer Kraft und Macht,
In welchem Alles ſteht geſchrieben,
Wie jedermann gericht ſein ſoll,
Nachdem er's übel oder wohl
Auf dieſer Erden hat getrieben.

Wann nun der Richter sitzet dar,
Wird, was verborgen, offenbar,
Und Alles recht gerichtet werden.
Was werd' ich Armer sagen dann?
Was wird mich schützen vor ein Mann,
Weil' Frömmte zittern hier auf Erden

O dreimal großer Gott, der du
Das Heil aus Gnaden schickest zu,
O Brunn der Güte, hilf mir Armen!
Ach denke, daß ich Ursach bin,
Daß du zum Tode gingest hin!
O Jesu Christ, schon' aus Erbarmen!

Mich suchst du und ermüdest dich;
Du hast am Kreuz erlöset mich,
Laß solche Müh nicht sein vergebens!
Du rechter Richter, spring mir bei,
Mach mich von meinen Sünden frei,
Weil ich genieße dieses Lebens!

Ich seufz' aus herzbetrübtem Muth,
Aus Scham ist mein Gesicht wie Glut,
Ach, laß mich doch nicht sein verlassen!
Maria war genommen auf,
Der Schächer fand des Lebens Lauf;
Ich auch will gleiche Hoffnung fassen.

Zwar mein Gebet ist viel zu schlecht,
Doch gib mir durch dein Gnadenrecht,
Daß ich nicht fahren darf zur Hellen.
Ach, laß mich mit den Schafen gehn
Und ja nicht bei den Böcken stehn,
Ach, laß mich zu der Rechten stellen!

Wann die Verfluchten überweist
Sind in den Schwefelpfuhl gereist,
So laß mich Deinen Bürgen schreiben
Nächst andern, so Du hast erwählt,
Daß ich mit ihnen Dir vermählt
Mög' *ewig, ewig, ewig* bleiben.

Der zweite versthätige Mitschüler Schefflers hieß Andreas Schulz, gebürtig aus Bunzlau; er setzte seinen Namen nach der Sitte oder Unsitte der Zeit lateinisch in Scultetus um. Seine Gedichte hat Lessing im vorigen Jahrhundert der Sammlung und Herausgabe werth geachtet. Am Breslauer Gymnasium erscheint er in seiner dichtenden Thätigkeit mit unserem Scheffler verbunden. Es meldet nämlich ein in Breslau gedrucktes Programm des Christoph Köhler, daß im Jahre 1642 am 22. Mai derselbe eine ‚deutsch-poetische Maienlust mit der in der Schule zu St. Elisabeth blühenden Jugend anstellete, wobei Andreas Scultetus die „Waldlust", und unmittelbar nach ihm Joh. Scheffler die „Nachtigall" beschrieben hat.' Vielleicht liegt uns dieses Jugendgedicht in seinen Grundzügen noch vor in der hübschen Dichtung, die fünfzehn Jahre später als Nr. 143 der „geistlichen Seelenlust" erschien und mit den Versen beginnt: „Der Frühling kommt heran, der holde Blumenmann."

Dieses Jahr 1642, das letzte, das Scheffler am Elisabethanum verbrachte, legt Zeugniß für seine weitere junge Dichtungsfertigkeit ab. Am 14. Mai 1642, heißt es im Schulprogramm des Rektors Elias Major, wird Johannes Scheffler aus Breslau das Leiden Christi, nach dem Psalme zusammengestellt, in einem deutschen Gedichte vortragen. Doch nicht das allein. Bereits lagen Erzeugnisse seiner Muse gedruckt vor. Im Namen seiner Mitschüler überreichte er dem Professor Chrysostomus Schultz an dessen Namenstage, den 27. Jan. 1641, als Glückwunsch ein Sonett, das in Breslau gedruckt wurde. In demselben Jahre erschien ein Trostgedicht auf den Tod eines Juristen, Johann Blaufuß, aus dem ich hier um so eher einige Strophen herſetzen darf, als sie trotz der unverkennbaren jugendlichen Unbeholfenheit doch den wahren Dichter nicht undeutlich durchscheinen lassen.

Wie ein Schiffmann, wenn er ſchneidet
Mit den Rudern durch das Meer,
Große Furcht und Schrecken leidet,
Wird geſchmiſſen hin und her,
Wenn der Wind das Meer durchblättert
Und auf alle Wellen klettert —

Bald hört er die Balken knacken,
Als ſie wollten brechen ein;
Bald liegt ihm was auf dem Nacken,
Bald will Alles fallen ein;
Da kömmt Angſt und Noth mit Haufen
Auf den Aermſten zugelaufen —

Doch wenn ſich die Wellen legen,
Und die Sonne läßt ihr Gold
Wiederſehen nach dem Regen,
Und er, was er längſt gewollt,
An den Hafen kann gelangen,
Iſt Noth, Angſt und Leid vergangen:

Alſo müſſen auch viel leiden
Rechte Chriſten auf der Welt,
Alle Luſt und Freuden meiden,
Und dem Trübſal fürgeſtellt
Hin und her geworfen werden
Auf dem Meere dieſer Erden.

Aber wenn ſie nur erreichen
Den gewünſchten Freudenport,
Muß die Traurigkeit verbleichen
Und die Trübſal ziehen fort.
Ewig bleiben ſie in Freude
Und in ſüßer Augenweide.

Zum Namenstage ihres Lehrers, des oben erwähnten Chriſtoph Köhler, finden wir im J. 1642 abermals die dichtenden Genoſſen Scheffler und Scultetus vereint; die beiden Gedichte ſind in Breslau zuſammen gedruckt. Scheffler, der da „im Laufe iſt zu ſuchen eine Bahn zu dem gol-

denen Vließ der Künſte, aber noch auf dem Scheidewege des jungen Herkules ſteht", rühmt hier ſeinen Lehrer und deſſen philologiſche Muſter in der ausgiebigſten Weiſe.

Herr Köler iſt der Mann, der aus der Weisheit Gründen
Mit himmelreinem Thau mein Herz und Sinn begeußt,
Es iſt der Fluß, von dem mir Kunſt und Tugend fleußt.
O auserleſ'ne Blum' und meiner Tugend Sonne,
Mein Augentroſt und Licht und dieſes Herzens Wonne,
Ihr gebt mir Lieblichkeit, die der Democritus
Aus ſeinem Brunnen ſchöpft; von Euch wird Heinſius,
Die Welt Salmaſius', und alle weiſe Geiſter
Mir wohl bekannt gemacht. Daß ich vom Zeitenmeiſter,
Dem großen Scaliger und andern Sternen weiß,
Das kommet mir von Euch. . . . . .

Endlich hat ſich noch aus demſelben Jahre 1642 ein Lobgedicht unter dem Titel „Bonus consiliarius" auf einen Andreas Lang von Langenau, der den Herzogen von Brieg als Rath zur Seite ſtand, vorgefunden.[2]

Im folgenden Jahr begab Scheffler ſich zum Studium der Arznei nach Straßburg; am 4. Mai 1643 wurde er dort immatriculirt. Wenn er ſich in der Folge nach Leyden begab, wo er nach ſeiner eigenen Aeußerung zwei Jahre verbrachte, ſo wird ihm ohne Zweifel zunächſt ſeine mediziniſche Ausbildung am Herzen gelegen haben. Doch dürfte auch die Blüthe der niederländiſchen Dichtkunſt, als deren Häupter damals Vondel, Hooft und Vater Cats verehrt wurden, ihr beſcheiden Antheil an dieſer Wanderung tragen. Sind ja doch außer Opitz noch mehrere andere Mitglieder der ſchleſiſchen Dichterſchule nach den Niederlanden gekommen und haben dort gelernt, ſelbſt gedichtet und ihre Gedichte oder Romane drucken laſſen. Von Holland aus begab Scheffler ſich nach Padua, wo er am 25. Sept. 1647 an der Univerſität immatriculirt und am 9. Juli des folgenden Jahres in höchſt feierlicher Weiſe

zum Doktor der Philosophie und der Medizin promovirt wurde. Diese italienische Universität wurde damals mit Vorliebe von Schlesiern besucht, die sich zu Aerzten ausbildeten und den Doktorgrad erwarben.

Mittlerweile hatte der ersehnte Religionsfriede von Münster dem dreißigjährigen Kriege ein Ende gemacht. Scheffler kehrte nach langer Abwesenheit in die Heimat zurück, wo sich seinen Kenntnissen und Fähigkeiten, die von der Fakultät zu Padua ein glänzendes Zeugniß erhalten hatten, alsbald ein Wirkungskreis eröffnete.[3]

Das schlesische Fürstenthum Oels war nach dem Aussterben der Münsterbergischen Linie durch die Verheirathung der letzten Prinzessin dieses Stammes mit dem Herzoge von Württemberg, Sylvius Nimrod, an diesen Fürsten gefallen. Er trat zu Anfang des Jahres 1649, nachdem er in Wien den Lehenseid geleistet hatte, die Regierung des Ländchens an, und zeigte sich als ernsten Beschützer der evangelisch-lutherischen Kirche in so hohem Maße, daß seine Gemahlin, die reformirten Glaubens war, nicht einmal einen Beichtvater in Oels haben durfte, sondern so oft sie das Abendmahl empfangen wollte, sich den calvinischen Prediger aus Brieg mußte holen lassen. Durch seinen Hofprediger Christoph Freitag, der zugleich an die Spitze der Geistlichkeit des Fürstenthums trat, wurde die Censur an den in der Oelsnischen Buchdruckerei erscheinenden Schriften in streng symbolgläubigem Sinne ausgeübt, und so auch nach dieser Seite hin dem Eindringen nichtlutherischer Richtungen ein Damm entgegengesetzt. Von der ernsten Lebensrichtung des Herzogs Sylvius gibt schon Folgendes ein deutliches Zeugniß: er stiftete nämlich während der Pest im Jahre 1652 den merkwürdigen Orden des Todtenkopfes ‚zum steten Andenken an die allgemeine Sterbensnothwendigkeit und Erweckung aller adlichen und ritterlichen Tugenden', ein Orden, dessen Statut im §. 9 alle Mitglieder verpflichtete,

‚sich jeglicher ungeziemenden Lust und Ueppigkeit im Panquettiren, Spiel, Tantz u. s. w. gäntzlich zu entäußern.‘[4]

An den Hof dieses Fürsten wurde Scheffler, nachdem er ‚um seiner beiwohnenden guten Qualitäten und in medicina erlangten Experientz dem Herzoge recommandirt worden,‘ unter dem 3. November 1649 als Leibarzt berufen. Dabei wurde ihm gemäß Bestallungs-Urkunde ‚verwilligt, daß er seine Praxin, beides in der fürstlichen Residenzstadt Oels, als sonsten in dem Fürstenthum fortstellen und befördern möge;‘ auch wurde ihm ausgesetzt an Geld 125 Thlr. und vom Stadtrathe noch 50 Thlr., außerdem freie Wohnung oder dafür 20 Thlr., 6 Scheffel Korn, 6 Scheffel Malz, 1 Scheffel Waizen, je ein Scheffel Gerste und Hirse, je zwei Mandel Karpfen und Hechte, ein halber Zuber gemeiner Fische und zwei Stöße Holz.[5]

In dieser, dem Anscheine nach nicht ungünstigen Stellung blieb Scheffler bis Ende 1652, also kaum drei Jahre. Den Grund dafür darf man mit Recht in religiösen Abweichungen zwischen dem Herzog und seinem Prediger einerseits und seinem Hofmedikus andererseits suchen. Gerüchtweise wird erzählt, obwohl es nicht nachzuweisen ist, der Obercensor Freitag habe den Schriften, die Scheffler herausgeben wollte, die Druckerlaubniß versagt. Gedruckt sind von Scheffler im Jahre 1652 zu Oels zwei Gedichte, das eine auf den Tod einer Jungfrau als Trostgedicht an den Vater, das zweite ein „Ehrengedächtniß“ auf den am 25. August 1652 verstorbenen Freund und religiösen Gesinnungsgenossen Abraham von Franckenberg.

Dieser Franckenberg war die wichtigste und einflußreichste Bekanntschaft, die Scheffler bei seinem holländischen Aufenthalte machte. Da er zu den religiösen Parteien in Schlesien eine besondere und eigenthümliche Stellung einnahm, die nicht ohne Einfluß auf Schefflers religiöse Entwicklung bleiben konnte, so dürfte hier der Ort sein, um

Einiges über das geistige, insbesondere über das religiöse Leben Schlesiens mitzutheilen.

In Schlesien, das bis zum Jahre 1526 unter böhmischer und ungarischer, seit diesem Jahre (nach dem Tode des Königs Ludwig von Ungarn in der Türkenschlacht bei Mohacs) unter österreichischer Landeshoheit stand, war die Reformation in der Form des lutherischen Bekenntnisses leicht und fast unvermerkt durchgedrungen. An einzelnen Stellen hatten hussitische Meinungen, die das böhmische Grenzgebirg ohne Mühe überschritten, den Boden vorbereitet. So hatte bereits am Ausgange des 14. Jahrhunderts Stephan von Breslau, ein Schüler Wicliffs, die Irrlehren seines Meisters gepredigt, — daß jeder rechtschaffene Laie predigen und die Sakramente spenden könne, dagegen sündhaften Oberen kein Gehorsam, den Heiligen keine Verehrung zu leisten sei, daß im Sakramente nicht der wahre Leib Christi, sondern nur eine Art heilender Kraft enthalten sei u. s. w. — er wurde im Jahre 1398 in Breslau verbrannt. Unbekannt ist dagegen das endliche Schicksal eines zweiten Wicliffiten Andreas von Dobschino, sonst Galka genannt, der 1449 von Krakau nach Oberglogau hinüber kam.

Die kirchliche Eintheilung spaltete das Land ebenso wie die politische; außer dem Bischof von Breslau übten über einzelne Strecken geistliche Gerichtsbarkeit aus die Bischöfe von Lebus, Posen, Krakau, Olmütz, Prag und Meißen. Die mächtigsten aber, die Bischöfe von Breslau, standen längere Zeit den reformatorischen Bewegungen keineswegs feindlich gegenüber. Johann Thurzo (1506—20), ein Freund und Gönner der Gelehrten, stand mit Erasmus von Rotterdam in regem Briefwechsel und wurde auch mit Luther und Melanchthon bekannt, ehe diese noch an eine Trennung von der Kirche dachten. So mögen auch die beiden mit Lobsprüchen gefüllten Trostbriefe dieser beiden Reformatoren, die sie im Jahre 1520 von Wittenberg

aus an den erkrankten Breslauer Bischof richteten, die aber erst nach seinem Tode in Breslau anlangten, auf die kirchliche Gesinnung Thurzo's keinen Makel werfen.

Klarer, aber schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse unter Bischof Jakob von Salza (1520—39), dessen sanfter Charakter, wohlwollendes Herz und Gutmüthigkeit sich nicht für eine Zeit eigneten, die den vollen Ernst strenger Pflichterfüllung und ein kräftiges, energisches Einschreiten gebieterisch forderte.[6] Durch seine Nachgiebigkeit, ja unter seiner Mitwirkung, erhielt Joh. Heß, den man als den Reformator Schlesiens bezeichnet, die Stadtpfarre St. Magdalena; während seiner Verwaltung wandte sich der Breslauer Rath offen den lutherischen Grundsätzen zu; in die ersten Jahre seiner Regierung fällt jener empörende, schändliche Aufzug, mit dem in der Fastnacht des Jahres 1522 das ganze katholische Kirchenwesen offen verspottet wurde.[7]

Bischof Balthasar von Promnitz (1539—62) wurde bereits bei seiner Wahl von den reformfreundlichen Schlesiern als ein Freund des reinen Gotteswortes begrüßt, von Melanchthon und Moiban beglückwünscht. Und es läßt sich nicht bestreiten, daß er gegen die reißenden Fortschritte des Protestantismus in seiner Diöcese eine unglaubliche Gemüthsruhe beobachtet und dem weiteren Vorschreiten der kirchlichen Neuerung gelassen zugesehen hat, ohne den geringsten Versuch zu machen, wodurch den stets sich steigernden Fortschritten der neuen Lehre gesteuert und ihre tiefere Begründung in den bereits wankend gemachten Gemüthern seiner Diöcesanen gehemmt werden konnte.[8]

Mittlerweile gingen die Prediger vorsichtig, aber beständig, voran, wie es der Reformator Heß lehrte: „Wir Prediger sind wie Fuhrleute, welche nicht gleich zufahren können, wo sie hin denken und gerne wären, sondern mit Bedacht, wo Wagen und Pferde ohne Schaden hinkommen mögen.“ Das größte Contingent zu den Reformpredigern

ſtellten in Schleſien, wie überall in Deutſchland, die aus ihren Klöſtern entſprungenen Mönche, obgleich auch nicht wenige derſelben bürgerliche Gewerbe ergriffen. In Schweidnitz ſchmolzen die Minoriten ihre Kirchenkleinodien ein, vertheilten ſie unter ſich und gingen auseinander. Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht auffallen, daß die weltlichen Oberen und vor allen die Städte, welche letzteren ja überall in dem reformatoriſchen Treiben an der Spitze marſchirten, nicht länger Bedenken trugen, ihrerſeits der freiwilligen Auflöſung der Kloſterconvente zuvorzukommen, auf die Kirchengüter ihre breite Hand zu legen, an die Stelle der Mönche Prediger zu berufen und — wenn ſie noch geneigt waren, wenigſtens etwas Gutes zu thun — die verödeten Klöſter in Hoſpitäler, Armenhäuſer und Schulen zu verwandeln.

Die proteſtantiſchen Ideen konnten ſich um ſo ungehinderter ausbreiten, da ſie auch die in Schleſien regierenden Herzoge ergriffen. Allerdings ſtanden dieſe ſchleſiſchen Erbfürſten, deren man ſchon im 14. Jahrhundert nicht weniger als ſiebenzehn zählte, unter der öſterreichiſchen Landeshoheit, aber ſie hatten ſich die Gerechtſame in Kirchenſachen — die jura circa sacra — ausdrücklich vorbehalten, als ſie unter den Schutz des böhmiſchen Königs getreten waren; und ſo blieben die ſcharfen Mandate König Ferdinands I., welche Alles im Lande auf den alten Stand zurückzuführen und Jeden, der von Meſſe und Sakrament verächtlich rede, als höchſten Gotteslästerer am Leben zu ſtrafen geboten, nur wirkungsloſe Papiere.[9] Erſt ein Menſchenalter nach dem Beginn der Kirchenſpaltung, ſeit der Niederlage der proteſtantiſchen Fürſten bei Mühlberg, begann eine erfolgreiche katholiſche Gegenreformation. Indeß verſprach Maximilian II. bei der Huldigung in Breslau (1563) den Proteſtanten durch ſeinen Kanzler Ulrich Zaſius Schutz und Schirm, wenn ſie nur fortfahren wollten, die Ketzereien, namentlich die ſchwenkfeldiſche, fern zu halten.

Zu diesen Ketzereien rechneten die schlesischen Lutheraner, die sich mit dem Namen der Orthodoxen schmückten, vor Allem den Calvinismus und die Lehre Zwingli's. Bei dem starken Hinterhalte, den die Lutheraner an dem benachbarten Sachsen hatten, und bei dem Gewichte der Reformatoren Heß, Moiban und Trotzendorf mußten die Gegner unterliegen; ihre Wortführer verloren ihre Aemter.

Darüber gewöhnte man sich an Zank und Hader; bald witterten die Zionswächter in jedem gemäßigten, einer Vermittlung nicht ganz abgeneigten Prediger einen Philippisten oder Krypto-Calvinisten; und es ward Regel, jeden Verdächtigen seiner Seelsorge unverzüglich zu entsetzen. Professor Salomon Geßner zu Wittenberg, ein geborener Schlesier, erließ im Jahre 1601 eine „christlich-treuherzige Warnung an die Stände, Städte und Gemeinden Schlesiens, daß sie sich vor einreißenden calvinischen und sakramentirischen Irrthumben mit allem Eifer und Fleiß hütten und vorsehen sollten." Zwar wage in Schlesien Niemand, sich öffentlich zum Calvinismus zu bekennen, doch würden in verschiedenen Stadtschulen lateinische Hefte diktirt, die den Samen des Calvinismus ausstreuten.

Solche Befürchtungen mußten sich verdoppeln, als der böhmische Winterkönig Friedrich von der Pfalz im Jahre 1620 nach Breslau zur Huldigung kam und seinen reformirten Hofprediger mitbrachte. Aber bald wurde die Herrschaft der Habsburger in Schlesien wieder hergestellt. Nur einen Zufluchtsort behauptete der Calvinismus auf die Dauer: es war der Hof der Herzoge zu Liegnitz, Brieg und Wohlau, ein Stein des Anstoßes für die Lutherisch-Orthodoxen. Darum jubelten sie, als mit dem Aussterben des Piastischen Fürstenstammes (1675) auch dort der reformirte Gottesdienst aufhörte, obgleich in die Schloßkirche der katholische österreichische Hof einzog.

Doch hatte man es noch fortwährend mit den Sakra-

mentirern und heimlichen Calviniſten, mit den Stillen im Lande, zu thun. Dahin gehörten Alle, die über das Weſen der chriſtlichen Religion ſelbſtſtändige Forſchungen anſtellten und ſo, ſei es auf dem Grunde der freien Bibelforſchung oder der noch nicht geſchwundenen Tradition, oder auch von eigenem Heilsbedürfniß getrieben, in einzelnen Punkten von der Augsburgiſchen Confeſſion abwichen. Beſonders drehte ſich der Streit um die Rechtfertigung, die Heiligungsmittel, Taufe und Abendmahl. In einer religiös ſo mächtig bewegten Zeit waren es keineswegs die ſchlechteſten Männer, vielmehr nicht ſelten die begabteſten, die edelſten und frommſten, die von der breitgetretenen Heerſtraße des proteſtantiſchen Symbolglaubens ſich abſonderten und ihre eigenen Wege ſuchten, dann aber aus Furcht vor Verfolgung entweder ſich in die Stille zurückziehen und das gefundene Heil ihrer Seele in ſich verſchließen mußten oder nur einzelnen Auserwählten anzuvertrauen wagen durften.

Nicht Wenige aber meinten gerade in der Einſamkeit die beſeligende Gottesſtimme zu vernehmen und direkt mit Gott zu verkehren, und ihre Sehnſucht ſchwoll an zur Schwärmerei. „Sie verwarfen geradezu alles äußere Kirchenweſen und wollten jegliches Dogma nur als äußere Hülle für tiefere Erkenntniß gelten laſſen, zogen zu deren Erweiterung Algebra, Alchymie, Sternkunde hinzu, und hofften auf dem Wege geheimer Wiſſenſchaft zur Gründung nicht ſowohl einer neuen, als vielmehr zur Wiedererweckung der verloren gegangenen urchriſtlichen Religion, zur Verwirklichung des Traumes vom tauſendjährigen Reiche zu gelangen.“ [10] Hat nun jene Zeit überhaupt den Separatismus und die Schwärmerei unbeſtritten begünſtigt und ſie außer in Deutſchland auch in Frankreich, England und Holland hervor getrieben, ſo war doch Schleſien vorzugsweiſe damit geſegnet.

Aus einem altadligen ſchleſiſchen Geſchlechte entſtammte

Caſpar von Schwenkfeld, der Rath des Herzogs Friedrich von Liegnitz und einer der erſten, die ſich beim Auftreten Luthers für die neue Lehre erklärten. Aber ihn ſtieß die lutheriſche Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Rechtfertigung ab; er erkannte beim Abendmahl nur einen geiſtigen Genuß Chriſti durch den Glauben und nahm, um dieſe Lehre zu ſtützen, ſeine Zuflucht zu dem Satze, die menſchliche Weſenheit Chriſti ſei ganz in die Gottheit aufgenommen (ganz „vergottet"), könne daher nur in ſolcher Weiſe empfangen werden. Dieſen „Schwarmgeiſt" hatte Luther wie einen „vom Teufel Beſeſſenen" behandelt und verfolgt; hannover'ſche und braunſchweigiſche Prediger hatten ihn für „einen unſinnigen, tollen Teufel, über den die Hölle ihren Rachen aufgeſperrt," erklärt. Seine Anhänger, die beſonders in Liegnitz und Glaz zahlreich waren, zu verfolgen und zu vertilgen, das wurde, wie wir bereits ſahen, den ſchleſiſchen Proteſtanten ſogar von dem katholiſchen Landesherrn als ein gutes Werk angeſchrieben, dem Nachſicht und Duldung als Lohn folgte.

Auch die Wiedertäufer hatten in Schleſien, wenn auch nur ſporadiſch, Anhänger gefunden. Dann kamen „neue Propheten", an ihrer Spitze der Sprottauer Weißgerber Chriſtoph Kotter, der in den Jahren 1616 bis 1624 göttliche Offenbarungen empfangen haben wollte, für Friedrich von der Pfalz ſchwärmte, aber vor der Verfolgung der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit zu den mähriſchen Brüdern flüchten mußte. Die traurigſte Berühmtheit erwarb Quirin Kuhlmann aus Breslau; als er mit ſeinen Träumereien vom tauſendjährigen Reiche auch in Rußland auftrat, wurde er zu Moskau im Jahre 1689 dem Flammentode überliefert. [11]

Als eine reiche Fundgrube für ſolche Seelen, die auf dem gewöhnlichen Wege keine Befriedigung fanden, mußten ſich die mittelalterlichen Myſtiker, beſonders Ruysbroek,

Meiſter Eckhart, Tauler und Suſo darſtellen. Und es kam nur darauf an, die Geiſter zu prüfen und zu ſcheiden, die geſunde Myſtik von der Aftermyſtik zu trennen, eine Aufgabe, die allerdings nur ſelten und von Wenigen gelöſt worden iſt; dann konnte der klare, geſunde Strom auf das chriſtliche Leben erquickend und befruchtend einwirken. Am bekannteſten nach dieſer Richtung hin iſt der tiefſinnige Görlitzer Schuſter Jakob Böhme, der deutſche Philoſoph, ein Geiſt von urſprünglicher, ſchöpferiſcher Kraft und philoſophiſcher Tiefe. Indem ſeine Forſchung Gott und ſeine Eigenſchaften, vor Allem aber ſein Verhältniß zu der erſchaffenen Welt und die Erlöſung und Verklärung derſelben im Lichte der Gottheit darſtellt, wird ſie zur Theoſophie. Auch Böhme entging den Anfechtungen der Orthodoxen nicht; er mußte die Handſchrift ſeines erſten Werkes ausliefern und verſprechen, nichts mehr zu ſchreiben; vor ſchlimmeren Folgen bewahrte ihn dann das Wohlwollen des Görlitzer Stadtrathes und der Tod ſeines grimmigſten Gegners, des Oberpfarrers Richter. Unter ſolchen Umſtänden wurden ſeine Werke meiſtentheils nur handſchriftlich verbreitet und geheim gehalten. In Schleſien fanden ſie ſich zahlreich vor.

Um die Herausgabe der Böhme'ſchen Schriften, die meiſtens in den Niederlanden gedruckt werden mußten, machte ſich der oben erwähnte Abraham von Franckenberg verdient, ein Mann, auf deſſen Ruf ſelbſt ſeine heftigſten Gegner nicht den geringſten Makel werfen konnten. Franckenberg war am 24. Juni 1593 auf dem Erbgute ſeiner Väter Ludwigsdorf bei Oels geboren. Mit der Liebe zur Zurückgezogenheit verband ſich bei ihm naturgemäß die Bücherliebhaberei und eine Abneigung gegen religiöſe und gelehrte Streitigkeiten. So ſtudirte er unabläſſig Mathematik, Phyſik, Medizin, Theologie, bewährte ſich aber daneben als praktiſchen, die reine Nächſtenliebe pflegenden und opfer-

willigen Christen; er scheute keine Gefahren, schreckte vor keinem Opfer zurück, das Menschenliebe fordern konnte, und pflegte persönlich die Pestkranken seines Gutes. In Bescheidenheit lehnte er verschiedene ihm angetragene öffentliche Ehrenämter ab. Frieden suchte er für seine Seele; sein Wahlspruch war: Jesus mea nobilitas (Jesus mein Adel). Dieser Mann lernte nun durch seinen Oheim zuerst verschiedene Schriften Jakob Böhme's und darnach auch den Verfasser selbst in dessen letztem Lebensjahre kennen. Er ward ein begeisterter Anhänger des Görlitzer Meisters, ließ noch zu Lebzeiten desselben zwei Schriften Böhme's zu Görlitz auf seine eigenen Kosten drucken, machte sich dann die Sammlung der in Handschriften zerstreuten Werke seines Meisters zur Lebensaufgabe und wurde so der Mittelpunkt für die zahlreichen Schüler und Freunde desselben.

Doch war die Herausgabe der Böhme'schen Schriften in einer schlesischen Druckerei unmöglich, weil außer zwei Druckereien zu Neiße und Glaz, die den Katholiken gehörten, die übrigen Pressen unter strenger Aufsicht und Controle des jedesmaligen ersten lutherischen Ortspredigers standen. Aber auch die Unruhen und Gefahren des dreißigjährigen Krieges veranlaßten Franckenberg, sein Heimatland zu verlassen. Er übergab sein väterliches Erbgut seinem Bruder und begab sich mit den aufgesammelten Abschriften von Böhme's Werken zunächst nach Danzig und von da zu Schiff nach Amsterdam. Hier wurde das handschriftliche Material noch vermehrt und die Herausgabe binnen einer Reihe von Jahren durch einen gewissen Heinrich Beets, der sich aber H. Betke nannte, besorgt.

Bei der Herausgabe war noch besonders ein reicher holländischer Kaufherr, Abraham Willem von Beyerland, betheiligt. Durch ein zufällig nach Holland verschlepptes Schriftchen Böhme's für den Theosophen gewonnen, hatte er keine Mühe noch Kosten gescheut, sich nach und nach in

den Besitz der übrigen zu setzen, namentlich aber eine von Freunden und Patronen Böhme's gesammelte Anzahl erster Abschriften, die Böhme selbst zum Theil noch revidirt hatte, zu erwerben. So war es ihm nach jahrelangen Bemühungen gelungen, von jeder Schrift mehrere Exemplare zusammen zu bringen.

Franckenberg ging später nach Danzig zurück, wohnte dort bei dem berühmten Astronomen Hevelius und suchte dann 1650 noch einmal seinen Geburtsort Ludwigsdorf auf, um dort 1652 zu sterben. Er hatte bereits im Jahre 1633 ein Erbauungsbüchlein und christliche Gesänge zu Oels drucken lassen; seine übrigen Werke erschienen einzeln, größtentheils in Amsterdam, einige indeß auch in Frankfurt, in den Jahren 1647—1688. Eine Biographie Böhme's hatte er bereits 1637 lateinisch niedergeschrieben; sie wurde von seinem Freunde Prunius übersetzt und in die Ausgaben der Werke Jakob Böhme's aufgenommen.

Franckenberg sowohl als dem ganzen Kreise der schlesischen Mystiker galt als Wahlspruch der Vers, den Jakob Böhme, gemäß Bericht seines Biographen, einst in ein Stammbuch geschrieben hat:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit von allem Leid.

Dieses Streben nach Ruhe in Gott inmitten der heftigen Glaubenskämpfe, welche die Christenheit zerfleischten und Deutschland mit Blut überschwemmten, charakterisirt Scheffler so schön in einer Strophe, die er unter Jak. Böhme's Bildniß schrieb:

Im Wasser lebt der Fisch, die Pflanzen in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' im Firmament;
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Und Gottes Herz ist Jakob Böhme's Element.

Franckenberg wird nicht müde, zu sprechen und zu dichten, — denn er verstand auch, seinen ganz genießbaren Vers zu machen — daß wir nur so viel Seligkeit besitzen können, als wir von Christo besitzen, daß in dem Herzensschrein des Gläubigen Christi Grab und Bettlein sei, daß man nur durch Wirken und Geduld zur Ruhe in Gottes Huld gelangen könne, daß aber Läuten, Beten und Singen nicht nützen, sofern der Mensch faule Früchte bringt. Und wollte man ihm entgegnen, daß die protestantischen Bücher anders lehrten, so erwidert er in seinem „Raphael oder Arzt-Engel" mit dem Lehrspruch:

Die Natur sagt: ich vermag es nicht,
Die Schrift zeigt den Unterricht,
Die Gnade spricht: ich bin das Licht,
Der Geist bekennet und läugnet nicht.

Solches haben nachher Spener und die Pietisten in immer neuen Wendungen als Lebensregel aufgestellt, und nach dieser Seite hin können die Schlesier allerdings als Vorläufer der Pietisten gelten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war Scheffler bereits in den Niederlanden mit Franckenberg bekannt geworden; ihr Verhältniß scheint sich zu inniger Seelenfreundschaft ausgebildet zu haben, die noch über den Tod und das Grab hinaus ging. Ueber Franckenbergs Begräbniß machte sein Freund folgende Mittheilung an Betke: „Herr Franckenberg seel. hat einen ehrlichen Leichenkonduct gehabt, ist auch Alles wohl abgelaufen, und hat Herr † † † (d. h. wohl Prediger Freitag) selbst wegen seiner Pietät ihn in der Leichenpredigt hoch rühmen müssen." [12] Man merkt, daß die Sache doch nicht ohne einigen Anstand abgelaufen war.

Zu dieser Bestattungsfeier, die am 14. November 1652 adligem Gebrauche gemäß in der Schloßkirche zu Oels stattfand, hat Scheffler ein „christliches Ehrengedächtniß" geschrieben und drucken lassen, aus dem ich hier eine Reihe

von Verſen herſetze, weil in denſelben ſich die damalige Geiſtesrichtung des achtundzwanzigjährigen Dichters unzweideutig ausſpricht.

Du edler Franckenberg, ſo biſt du nu verſunken,
Und in der Ewigkeit ganz ſeliglich ertrunken,
Wie du dir oft gewünſcht! Du lebſt nunmehr von Zeit
Von Vor, von Nach, von Ort, von Leid und Streit befreit.

Es hält dich nicht mehr auf des Leibes ſchwere Hütte,
Du ſchwebeſt freiheitvoll im göttlichen Gemüthe,
O hochbefreiter Berg! Ein Berg von Gott erkorn,
Den er zu ſeinem Thron hat aus ſich ſelbſt geborn.

Wer kann doch deinen Stand und Seligkeit beſchreiben?
Wer kann die Herrlichkeit, die dir wird ewig bleiben,
Nur obenhin erzähl'n? Weil du ſchon in der Zeit
Mit einem großen Theil derſelben warſt beſpreit.

O hohe Seligkeit! Du liegſt ohn' alle Sorgen
In der gewünſchten Schooß des ſüßen Gott's verborgen,
Du ruhſt in jenem Grab, das ſich — o Wunderthat! —
Aus Liebe gegen uns am Kreuz eröffnet hat.

Du biſt nunmehr mit Gott ein Geiſt, ein Licht, ein Leben,
Du biſt wie Gott mit Schmuck und Herrlichkeit umgeben,
Du biſt ein Gott mit Gott und eine Seligkeit,
Du biſt ein Thurn, ein Berg, ein Fels der Ewigkeit*). —

Es wird dein Ruhm in Gott, ſo lange Gott, beſtehn,
Und mit dem Untergang der Welt nicht untergehn;
Der Fels, auf den du dich ſo feſt haſt eingeſetzt,
Der wird in Ewigkeit von keinem Sturm verletzt.

Laß Menſchen Menſchen ſein, laß Thiere Thiere bleiben:
Ein Geiſt, den ihrer Zunft die Götter einverleiben,

*) Dazu bemerkt der Verf. in lateiniſcher Sprache: „Dies muß aufgefaßt werden nach der hl. Schrift (Joh. 17, 21 ff. I. Cor. 6, 17. II. Petr. 1, 4. I. Joh. 3, 20. II. Cor. 3, 18) und nach der übereinſtimmenden Auffaſſung der Myſtiker, nämlich, daß die heilige Seele in der myſtiſchen Vereinigung durch die Gnade daſſelbe wird, was Gott von Natur iſt."

Ist alles Zufalls frei, wird nicht mit dem berührt,
Was sonst die Sterblichkeit bekümmert und verführt.

Hochedel am Gemüth, gestrenge sein im Leben,
Und hochbenamt in Gott, des Eitlen sich begeben,
Den Glauben halten fest und lieben Gott allein:
Dies wird sein Ehr' und Ruhm, dies wird sein Adel sein.

Der Adel der besteht. Laß alle Sterne schwinden,
Laß ihren ersten Punkt der Zeiten Kreise finden,
Laß alles edles Fleisch versterben und vergehn,
So wird er doch allein ganz unberührt bestehn. —

Doch dieses ist gering. Wie oft durch's Himmels Güte
Sich über Zeit und Ort sein edeles Gemüthe
In Gott erschwungen hat und alldar angeschaut,
Das bleibet in Geheim und Gott allein vertraut.

Gleich wie ein Adler thut, der durch die Wolken dringet,
Und sich ganz thurstiglich *) für seine Sonne schwinget,
So pflag sein edler Geist. Er schwang sich ohne Bahn
Hinauf und schaute da sein Licht und Leben an.

Sein Licht, das über ihm die starken Liebesflammen
Itzt in der Ewigkeit nunmehr schlägt ganz zusammen;
Sein Leben, das in ihm gelebt und ewig lebt,
In dem er wiederum ganz frei und freudig schwebt. —

Dich aber, liebster Freund, Berg, den die Edlen kennen,
Kann ich mit Fug und Recht wohl dreimal edel nennen:
Dein Leib aus edlem Blut, der Geist aus Gott gebor'n,
Die Seel' in Tugenden hoch adelig erkor'n.

Wird nun auch unser Geist nach diesem Adel rennen,
Und in der Liebe Brunst zu seinem Gotte brennen,
So werden wir gewiß den Edelen gegleicht,
Die unser Franckenberg schon selig hat erreicht.

Wer Zeit nimmt ohne Zeit, und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut, und heute gilt wie morgen,

*) kühn.

Wer Alles gleiche ſchätzt — der tritt ſchon in der Zeit
In den gewünſchten Stand der lieben Ewigkeit.[13]

Franckenberg hatte eine bedeutende Bücherſammlung, von der er ſelbſt in einem Schreiben Nachricht gibt, und die, wie es ja nahe liegt, ſich beſonders über die myſtiſchen und die daran grenzenden Gebiete erſtreckte. In jenen Tagen, da er dem Tode als frommer Chriſt entgegenſchaute, hatte er, wie er ſelbſt berichtet, eine Anzahl der ihm theuerſten Schriften, woran er einen wahren Arzneiſchatz der Seele zu beſitzen meinte, einen Schatz, „den er nicht für hundert Thaler verkaufen würde," in einen beſonderen Kaſten abgeſondert. Dieſe Sammlung fiel Scheffern als Erben zu und war gewiß geeignet, ihn in ſeinem myſtiſchen Hang zu befeſtigen. Doch wird — zuerſt von Gottfried Arnold[14] — behauptet, er habe dieſelben ſpäter, nach ſeinem Uebertritte zur katholiſchen Kirche, verbrannt, eine Behauptung, die wenigſtens nicht in ihrem ganzen Umfange auf Wahrheit beruht. Denn mehrere dieſer Bücher ſind ſpäter wieder zum Vorſchein gekommen. Noch jetzt exiſtirt jenes Exemplar eines aus den Niederlanden ſtammenden Andachtsbuches ‚Margarita evangelica', das Franckenberg beſeſſen hatte und aus dem ſpäter Scheffler dieſes Werkchen in's Deutſche übertragen hat. Das erwähnte Auto da Fé wird ſich alſo, wenn es wirklich ſtattgefunden hat, nur auf die wirklich gefährlichen und von der Kirche ausdrücklich verworfenen Bücher erſtreckt haben.

III.

Der Convertit und ſeine Kritiker.

Kaum ein halbes Jahr war ſeit Franckenbergs Leichenfeier verfloſſen, da that Scheffler jenen entſcheidenden Schritt,

der seinem ganzen ferneren Leben eine neue Richtung und Gestalt geben sollte. Am 12. Juni 1653 trat er zu Breslau in der Kirche des hl. Matthias zur katholischen Kirche über. In der Firmung, die er unmittelbar darauf empfing, erhielt er den Namen Angelus, den er fortan mit Vorliebe führte, und zum Unterschiede von anderen Schriftstellern dieses Namens mit dem Zusatze Silesius (Schlesier) vermehrte. Es läßt sich mit Grund annehmen, daß Scheffler selbst sich diesen Firmnamen gewählt habe; zweifelhaft aber wird es bleiben, ob er dabei gerade an einen spanischen Mystiker und Dichter Joannes ab Angelis gedacht habe.

Das Zeitalter Schefflers ist reich an Uebertritten vom Protestantismus zur katholischen Kirche, die natürlich die Verwunderung und den Aerger der Protestanten herausforderten. „Desto häufiger," schreibt der schlesische Historiker K. A. Menzel, „wurden die Uebertritte von der evangelischen Kirche zur katholischen unter den höheren Ständen und unter Verhältnissen, welche, weit entfernt, diesen Schritt zu begünstigen, ihn gewaltig erschwerten. Mehrere angesehene Gelehrte in Ländern, wo der Protestantismus nicht nur keiner Bedrückung ausgesetzt war, sondern sogar die Alleinherrschaft behauptete, entsagten demselben mit Verlust ihrer Aemter und Familienverbindungen, gegen den sie bei ihren neuen Glaubensgenossen kaum auf Ersatz, geschweige auf Gewinn rechnen konnten." [15]

Zu diesen gelehrten Convertiten zählen: die Rechtslehrer Helfrich Ulrich Hunnius, einst Vicekanzler der Universität Marburg, Christoph Besold, Professor zu Tübingen, der gewesene Heidelberger Rechtslehrer Bachov van Echt, welcher später in den Niederlanden den Ruf seines Namens ausbreitete, und der westphälische Jurist Bernhard Sutholt; ferner der gelehrte Hamburger Philolog Lukas Holstein und sein Landsmann und Neffe, der Archäolog Peter Lambeck; weiter der Braunschweiger Theolog Barthold Nihus

und eine Reihe von Predigern, von denen ich nur Andreas Fromm, Probst zu Köln an der Spree, Eilbracht in Düren, Gudenus in Niederhessen und Thimotheus Laubenberger in Württemberg erwähne. Und wenn die wankelmüthigen Philologen Justus Lipsius und Caspar Schoppius (Schoppe) hier wenig Berücksichtigung verdienen, weil man sie für fähig erachten durfte, für eine geringe Vergünstigung, für die Handschrift eines alten Classikers, für die Bequemlichkeit einer Reise die Religion zu wechseln, so fiel um jene Zeit um so schwerer in's Gewicht der Uebertritt gekrönter Häupter, Fürsten, Prinzen und Grafen. Vorn an steht die Tochter Gustav Adolfs, die Königin Christina von Schweden, die ein Jahr nach Schefflers Uebertritt convertirte; dann der Herzog Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg, die Herzoge Roderich und Ulrich von Württemberg, Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, Landgraf Friedrich von Hessen-Darmstadt, Ernst Graf zu Hessen-Rheinfels, Gustav Adolf Graf zu Nassau-Saarbrücken, die Pfalzgräfin Elisabeth Amalia.[16]

Solche Verluste wurden von den Protestanten um so unangenehmer empfunden, da sie sich keineswegs gleicher oder auch nur ähnlicher Erfolge zu erfreuen hatten. Ich berufe mich hier auf den bekannten protestantischen Kirchengeschichtschreiber Gottfried Arnold, der, nachdem er die berühmtesten katholischen Convertiten aus jener Zeit aufgezählt hat, also fortfährt: „Ich sollte zwar hier auch diejenigen nach einander nennen, welche von denen Papisten zu den Lutheranern übergetreten. Es sind aber dieselben theils so beschaffen, daß sie schlechten Ruhm verdienet, weil ihrer so viel wieder umgekehrt und hernach noch ärger worden als zuvor; theils weil ihrer sehr wenig gewesen und

zum wenigſten von nicht großer Conſideration.“ Was er dann an landflüchtigen Italienern und ausgeſprungenen Mönchen zu verzeichnen hat, das rechtfertigt allerdings vollkommen jene einleitenden Worte. Dabei nöthigen die Vertheidigungsſchriften dieſer proteſtantiſchen Convertiten denſelben Arnold zu dem offenen Geſtändniß, „daß in ſolchen Schriften es meiſt vor einen Gottesdienſt gehalten worden, wo man die verlaſſene Parthei nur mit der Zungen tödten und alle erſinnliche Schänd- und Schmähworte anbringen, ſich alſo und ſein Vorhaben legitimiren können.“ Von den meiſten dieſer ſogenannten Converſen aber meint er, „daß ſie entweder um eines begangenen Bubenſtücks willen und alſo aus Furcht der Strafe, oder aus Ueberdruß der Disciplin und Einſamkeit in dem Kloſter, oder auch aus Abſicht auf den Eheſtand und andere ſolche zeitliche Dinge übergetreten.“ [17]

Daß ein Mann, der mit Treue und Eifer und aus tiefem Seelenbedürfniß die Wahrheit ſucht, dieſe Wahrheit in der katholiſchen Kirche finden könne, daß man aus reiner Ueberzeugung zum Katholizismus übertreten könne ohne weltliche Rückſichten, zu dieſer Höhe der Anſchauung konnten ſich die damaligen Wortführer des Proteſtantismus überhaupt nicht erheben, am wenigſten freilich einem Manne gegenüber, der lange Jahre hindurch ſeine früheren Glaubensgenoſſen mit den ſchärfſten Waffen bekämpft hat, und zu einer Zeit, da bei Weitem nicht alle Bekehrungen in den ſchleſiſchen Landen aus Ueberzeugung hervorgingen. Klotziger freilich und gemeiner iſt der Uebertritt Scheffflers niemals aufgefaßt und dargeſtellt worden, als von dem damaligen Hofprediger zu Brieg, Friedrich Lucä, dem Verfaſſer von ‚Schleſiens curieuſen Denkwürdigkeiten‘ und der ‚Schleſiſchen Fürſtenkrone‘. [18] Er behauptet geradezu, „der verdorbene doctor medicinae Scheffler ſei aus Mangel an Lebensmitteln abgetreten und von den Kreuzherren unterhalten worden,“ eine Behauptung, deren Grundloſigkeit ihm

wohl kaum verborgen sein konnte. Denn das väterliche Erbtheil Scheffflers belief sich auf die für die damalige Zeit gewiß nicht unbedeutende Summe von 6000 Thalern, wozu nach dem Bericht des Leichenredners P. Schwartz noch 8000 Thaler kamen, die er beim Herzoge in der medizinischen Praxis erspart hatte, welche beide Summen Scheffler an die Armen vertheilte. Aber auch darnach war er so wenig von Geldmitteln entblößt, daß er kurz vor seinem Eintritt in den Priesterstand dem kaiserlichen Fiskus ein Darlehen von 4283 Gulden machen konnte. [19]

Allerdings wurde ihm bald nach seiner Conversion eine Auszeichnung zu Theil, und seine Gegner haben nicht versäumt, auch diese als ein lockendes Motiv zum Uebertritt darzustellen. Am 24. März 1654 nämlich ernannte ihn Kaiser Ferdinand zu seinem Hofmedikus, „dergestalt, daß Er Scheffler nun hinführo die Zeit seines Lebens unser Hofmedikus sein und sich also nennen und schreiben, dazu auch alle und jede Ehre, Würde, Vortheil, Exemtion, Freiheit, Recht und Gerechtigkeit, wie in andern unsern Königreichen, Fürstenthümern und Ländern, also bevorab in unsern Herzogthümern Ober- und Nieder-Schlesien mit freier Wohnung handeln und wandeln und dergleichen Immunität in und außerhalb Gerichts, wie unsere Hof-Medici und andere unsere wirklichen Diener haben, sich derselben erfreuen, nutzen und gebrauchen soll und mag, ohne Männigliches Irrung, Eintrag, Hinderniß und Beschwerde; sonderlich soll Er aller und jeder bürgerlicher onerum, nämlich Burgermeister, Räthe, Gerichts-, Vormunds-, Curatel-, Pfleg- und Gerhabschaften und dergleichen höheren und niederen Aemtern, Bürden, auch sonsten aller Auflagen, als der Personal Bürger-Einquartirung und Exaktion, ingleichen jährlichen Bürger, Steuer, Wacht, Schanzen und Gewerb, wie die genannt zu werden pflegen, exemt, frei, enthoben und gänzlich entbunden sein.“ [20]

Ich habe dieſen Abſchnitt aus der Beſtallungs-Urkunde hierhergeſetzt, weil darin die ganze Leiſtung, die dem k. k. Hofmedikus Scheffler zugeſprochen wurde, enthalten iſt, woraus denn unzweifelhaft hervorgeht, daß der Eintritt in den kaiſerlichen Dienſt unter Aufgabe der nicht übel dotirten Stelle am Oelser Hofe für Scheffler keineswegs ein vortheilhaftes Geſchäft ſein konnte. Es war eben im Grunde nur ein Titel und eine Ehrenſtelle. Wie wenig ſich aber Scheffler aus Ehren und Titeln machte, das zeigt ſein ferneres Leben.

Etwas anſtändiger und feiner als die Zeitgenoſſen, aber trotz der Feinheit doch ſehr ungerecht, läßt ſich Gervinus über Schefflers Converſion aus. ‚Das Ueberſpringen von dem Einen Glauben zum Andern war bei den vielfachen Annäherungen der Theoſophen beider Bekenntniſſe einfach und natürlich. Wir werden daher gern zugeben, daß der Uebertritt Schefflers nicht wie der ſo vieler ſeiner Zeit- und Landesgenoſſen lediglich von äußeren Rückſichten auf Ehre und Einfluß beſtimmt war, obgleich auch dieſe ihm nicht fehlten. Ein Mann, ſo tief eingeweiht in die Irrungen der myſtiſchen Theologie, mußte ſich, wenn nicht heimiſcher, ſo doch heimlicher in der Kirche finden, die es innerhalb ihres Schoßes mit den Satzungen der Rechtgläubigkeit nicht ſo genau nahm, wie die argusäugigen lutheriſchen Theologen. Die Beſchuldigung aber einer nur feineren Art von äußerlicher Rückſicht, die in dieſem Satze gelegen iſt, kann man Schefflern ſchwerlich erſparen. Denn keineswegs hat er ſpäter in ſeinem erbosten Kampf gegen die Lutheriſchen, die in dem Inhalt der Ecclesiologia verewigt iſt, die innige Ueberzeugungstreue von ſeinen eigenſten myſtiſchen Lehren ſo bewährt, daß man von da aus an eine innere Ueberzeugung bei jenem Lebensakte überſchließen möchte; es müßte denn eine ſolche träumeriſche, grundſatzloſe Ueberzeugung ſein, die mit der ganz eigenthümlichen klaren Un-

klarheit aller Myſtiker vielleicht verträglich iſt. Die das Heil dieſer untern Welt im Herzen tragen, denen ſteht es an, ihre Meinungen auch im bitteren Kampfe feindlich gegen Feinde zu verfechten; aber wie kann es ſein, daß ein Geiſt, „den ihrer Zunft die Götter einverleiben", der die Abwendung von allem „Zufälligen" und die Vereinigung mit der Gottheit zum Kern ſeiner Lehre macht, „liebt alſo Stank für Kraft und Wolken für den Schein." Dieſe Polemik iſt ein um ſo größerer Beweis von Charakterſchwäche, als Scheffler offenbar von ſeinen neuen Glaubensgenoſſen dazu geſtachelt iſt, da in ſeiner urſprünglichen Natur ſo wenig Leidenſchaftlichkeit gelegen war, daß man daraus ſogar folgern wollte, es könne der Polemiker Scheffler unmöglich Eine Perſon mit dem Dichter Angelus Sileſius ſein.'[21]

Es iſt merkwürdig, wie Männer, die das Wort Fauſtens: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt" ſo gut zu deuten verſtehen, alsbald jedes Verſtändniß verlieren, ſobald ihnen ein Menſchengeiſt entgegentritt, der nach zwei Richtungen hin — hier alſo nach der myſtiſch-dichteriſchen einerſeits und nach der theologiſch-gelehrten andererſeits — ſo vollkommen ausgebildet erſcheint als Scheffler. Wenn aber der Theologe in Scheffler — und daran laſſen ſeine Converſionsſchrift und ſeine ſpäteren Streitſchriften keinen gegründeten Zweifel aufkommen — ſich mit ganzer Ueberzeugung der katholiſchen Kirche zugewandt hat, dann hat Gervinus von ſeinem Standpunkte aus nur noch das Recht, den ſchlagfertigen Polemiker Scheffler, der den einzig richtigen Weg der Wahrheit gefunden zu haben glaubte, zu jenen „Schwärmern" zu rechnen, die, wie Leſſing in ſeinem Nathan ſagt:

Die ſich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieſes Wegs verfehlt, darauf zu lenken.
Kaum können ſie auch anders. Denn iſt's wahr,
Daß dieſer Weg allein nur richtig führt:

Wie können sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln seh'n, der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen.

Die Götter — wenn sie es denn nun einmal thun sollen — sind mitunter so eigensinnig, daß sie auch solche „Schwärmer" ihrer Zunft einverleiben und ihnen den Stempel des Dichters auf die Stirne drücken. Beispiele wären ja nicht so weit zu suchen. Für etwas Größeres aber hat es unser Angelus allezeit angesehen, daß er der Zunft der Gottesfreunde einverleibt war und in das Buch der Kirche seinen Namen eingetragen hatte.

Um ein Weniges milder als Gervinus urtheilt H. Kurz, der sich sonst von Gervinus' Aussprüchen mehr als billig beeinflussen läßt: ‚Gewiß ist es die Abneigung gegen die steife, alles innere Leben verdummende Orthodoxie der lutherischen Kirche gewesen, welche ihn zu jenem bedeutungsvollen Schritte bewog; denn es ist leicht begreiflich, daß, wenn er sich einmal dem Zwange unterwerfen mußte, er vorzog, sich der größeren lebensvolleren Kirche zu unterwerfen, in welcher er zudem eher Nahrung für seine mystischen Ansichten fand, als der kleineren Gemeinschaft, die damals nur am starren Buchstaben hing und alles Leben mit Erbitterung verdammte und verfolgte.'[28]

Eingehender, mit nicht undeutlicher Hinsicht auf Gervinus, und so unparteiisch, als es von einem Protestanten nur erwartet werden kann, spricht Kahlert sich aus. ‚Scheffler hat in seinen nicht allegorisch-frostigen, sondern warm empfundenen Gedichten nirgends diese confessionellen Unterschiede berührt, hält vielmehr seine dichterische und seine theologisch-polemische Thätigkeit streng auseinander, und schreibt zu seiner Rechtfertigung die oben angeführten „Ursachen und Motive", eine Schrift, worin er fünfund-

fünfzig Merkmale, warum er seinerseits die lutherische Lehre für falsch halte, aufführt. Je häufiger man in solchen Fällen statt unparteiischer leidenschaftliche Richter findet, um so nöthiger ist dem Historiker die Pflicht, sich durch Ausfälle, die Scheffler schon hier, in den späteren Schriften aber viel ärger, gegen die Protestanten schleudert, nicht reizen zu lassen. Wir glauben, daß er die Sprache des ehrlichen Mannes redet, dessen Mund übergeht von dem, dessen das Herz voll ist ... Er schadet sich selbst gerade, indem er auch das für sich geltend macht, daß „die ausgezeichnetsten Männer seiner Art bereits die Augen öffneten und sich zur wahren Kirche bekehrten;" denn gerade diese Anführung möchte ihn bei Jedem, der die schlesische Geschichte jener Jahre kennt, herabsetzen. Wir meinen, daß er mit unzähligen Convertiten, die von persönlichem Interesse geleitet waren, nicht verwechselt werden darf. Wenn wir in jener Zeit unmittelbar nach dem Uebertritt zum Katholicismus den Grafen von Truchseß zum Landeshauptmann in Breslau, oder den Freiherrn von Bibran zum Landeshauptmann von Schweidnitz und Jauer werden sehen, oder gar den Breslauer Stadtschreiber Buckisch zum kaiserlichen Historiographen in Wien ernannt und in den Adelstand erhoben sehen, unzähliger anderer Beispiele nicht zu gedenken, so mag man annehmen dürfen, daß sie von weltlichem Interesse geleitet worden sind. Scheffler aber war durch seine vieljährige Beschäftigung mit mystischer Theologie, wodurch er endlich ganz aus der Gemeinschaft mit seiner Kirche herausgedrängt und geradezu vereinsamt worden war, zu jener Stimmung gebracht, die sich so deutlich in seinem Ehrengedächtniß für Franckenberg ausspricht. Er wollte, das sehen wir darin, ein innerliches Christenthum, und die damals in der lutherischen Kirche herrschende steife Orthodoxie setzte Alles in das Gegentheil, die starre Form äußerer Kirchlichkeit; sie verwarf Scheff-

ler und seine Geistesgenossen als heimliche Calvinisten, Fanatiker, Enthusiasten u. s. w. und bot ihnen doch in dem Gezänke ihrer Lehrer das traurige Beispiel der Entzweiung; alle innere freie Meinung sollte zur Verdammniß führen; von dem Grundprinzip der Christuslehre, von der Liebe, war keine Rede mehr, denn die Leidenschaften des langen Krieges hatten von dem Standpunkt, den Luther eingenommen, dessen Bekenner entfernt. Der Geist der Spenerschen Schule war noch nicht aufgegangen. Das Gemüth des feurigen, schwärmerischen Dichters hatte mit Frankenberg den letzten Trost verloren; diese Stimmung mag ihn für die Vorstellungen des Priors Hartmann, der wahrscheinlich tiefere Menschenkenntniß als Christoph Freitag in Oels besaß, empfänglich gemacht haben. So erklärt sich Schefflers Uebertritt aus psychischen Gründen, wie uns dünkt, sehr leicht, ohne daß man diesem Schritte unlautere Nebenzwecke unterzulegen braucht. Nehmen wir seine eigenen Worte also für wahr an: „Ich habe als ein aufrichtiger Christ gehandelt, indem ich, was ich in meinem Herzen getragen, in gänzlicher Ueberzeugung meines Gewissens mit dem Munde öffentlich bekannt habe.“ [23]

Will man — was ganz wohl angeht — bei der Conversion auch den Dichter nicht leer ausgehen lassen, so mag Lemcke's Darstellung Beachtung verdienen: ‚Es ist eine tiefe poetische Kraft in diesem Manne; führte diese ihn mit zum Katholicismus, aus den phantasieärmeren Regionen zu denen, von welchen ein Spee und Balde so beredtes Zeugniß ablegen? Seine Ueberschwänglichkeit in den noch protestantischen Liedern könnte darauf weisen. Der Aufenthalt in Italien gab ihm nachhaltige neukatholische Anregung. Spanische Einflüsse sind sichtbar.‘ [24]

Ich beschließe die Reihe von Kritikern mit dem Verfasser des Artikels „Scheffler“ in Herzogs protestantischer Encyklopädie, der sich mit Dryander (also wohl Eichmann)

unterzeichnet. Er findet in Schefflers literarischer Thätigkeit einen vollständigen Widerspruch, den die Verschiedenheit der Zeit, in welche die Abfassung der einzelnen Schriften fällt, nur zum Theil und ungenügend zu erklären vermöge. Diese also gefundenen Widersprüche schiebt er dann sofort auch in das Innere Schefflers hinein und fährt fort:

‚Man wird zuletzt anerkennen müssen, daß es nicht gelingen will, für die Wege und Wandlungen einer so excentrischen Natur, als Scheffler jedenfalls war, das volle Verständniß zu gewinnen. Eine wahrhaft durchgebildete christliche Persönlichkeit stellt sich in ihm nicht dar, so viel Schönes und Tiefchristliches sich auch in ihm findet. Unter dem tiefen Sehnen und Ringen seiner Seele nach Frieden hat doch wohl auch das Wesen seines alten Menschen noch stark sich in ihm geregt und auf seine Bestrebungen eingewirkt. So mögen persönliche Kränkungen, die er von lutherischem Zelotismus erdulden mußte, mit dazu beigetragen haben, ihm die römische Kirche als die ersehnte Friedensstätte erscheinen zu lassen und die feindselige Stimmung gegen die evangelische Kirche in ihm zu erwecken. Die Befriedigung, welche er gehofft, hat er in jener Kirche schwerlich gefunden; vielmehr scheint die Heftigkeit seiner Polemik und das Uebertriebene seiner Behauptungen die Vermuthung zu begründen, daß gerade das Gefühl des Unbefriedigtseins, wie es nicht selten bei Convertiten der Fall ist, ihn anspornte, mit aller Kraftanstrengung sich in die Dogmen und Formen des Katholizismus hinein zu versetzen und dafür bis zu den äußersten Consequenzen einzustehen, um durch die Bekämpfung der Gegner sich vor dem Gedanken zu verwahren, daß sein Uebertritt möglicher Weise ein Irrthum gewesen sei. Wenn er dann daneben wieder in seinen Liedern so reiche Töne anzustimmen und so tief und innig die Herrlichkeit der Liebe zu besingen vermag, so spricht sich darin gewiß das eigentliche Sehnen seines

Herzens und der innerste Grundton seines Lebens aus; aber auch der innere Zwiespalt, der ihn hin und her getrieben und den er mit allem seinem Ringen nach Frieden nicht überwunden hat.'

Es würde schwer halten, diese auf Vermuthungen gegründete Charakteristik aus den Aufzeichnungen Schefflers irgendwie zu bestätigen. So bleibt's denn bei Vermuthungen, denen nicht einmal eine psychologische Wahrscheinlichkeit inne wohnt. Uebrigens wird später bei der Betrachtung Schefflers als Streittheologen sich Gelegenheit finden, die anscheinend psychologischen Widersprüche in seinem Wesen und seinen Bestrebungen hinlänglich aufzuklären.

Für jetzt aber wird es Zeit, nachdem wir die Kritiker aus der Reihe der Protestanten vernommen haben, auch den Mann selbst zu Worte kommen zu lassen. Ist er aufrichtig, — und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln — dann werden wir bei ihm selbst die sicherste Auskunft finden. Die Lösung des psychologischen Räthsels wird sich anbahnen.

IV.

Der Convertit und sein Selbstbekenntniß.

Erscheint der Uebertritt zu einem anderen religiösen Bekenntniß schon der Umgebung des Convertiten so wichtig, daß sie sich darüber in Vermuthungen und Deutungen ergeht, so muß dieser Schritt für den Convertiten selbst von noch unendlich höherer Bedeutung sein. Darum hat es alle gebildeten Convertiten gedrängt, über die Motive und die Veranlassung ihres Uebertritts, über den Gang ihrer Bekehrung, über die fördernden oder zurückhaltenden äußeren Einflüsse, über die Wandlungen und Zustände ihrer Seele nicht bloß sich selbst Rechenschaft abzulegen, sondern auch

ihrer Umgebung, der Mit- und Nachwelt Zeugniß zu geben. Sie glaubten es sich selbst und ihrer eigenen Ehre, mehr aber noch der Wahrheit und dem religiösen Bekenntniß, das sie erstrebt und errungen hatten, schuldig zu sein.

Solche Selbstbekenntnisse und Seelengemälde werden immer interessant sein. Allerdings scheint eine gewisse Einförmigkeit hier unvermeidlich; handelt es sich ja doch immer um die Verherrlichung des religiösen Bekenntnisses, zu dem man übergetreten. Aber die Wege, auf denen die Convertiten geführt wurden und die schließlich allerdings alle zu demselben Ziele hin leiten, sind doch so verschieden und so mannigfaltig, als es die Geistesrichtungen und Schicksale der Menschen und die Führungen der göttlichen Vorsehung sind.

Bischof Räß hat in seinen ‚Convertiten seit der Reformation' eine reiche Zahl von Conversionsschriften der verschiedensten Verfasser abdrucken lassen. Auch Angelus Silesius ist darunter vertreten.

Scheffler ist alsbald — noch nicht vierzehn Tage — nach seinem Uebertritt mit einer kurzen Conversionsschrift hervorgetreten, die später, besonders unter den Angriffen seiner Gegner, bedeutend erweitert wurde. Sie hat die Ueberschrift:

Johannes Schefflers
gründliche Ursachen und Motive,
warum er von dem Lutherthum abgetreten und sich zur katholischen Religion bekannt habe.

Günstiger, lieber Leser! Weil sich nicht allein das ganze Fürstenthum Oels, dem ich treulich und aufrichtig gedient, sondern auch hiesiger Ort und viele Andere, die mich kennen, über mein öffentliches Bekenntniß zur katholischen Kirche höchlich verwundert, Jedermann gern wissen möchte, was für Gründe mich dazu bewegt haben, so habe ich nicht unterlassen wollen, dieselben schriftlich aufzusetzen und in

öffentlichen Druck zu geben, damit einem Jedweden kund werde, daß ich es aus keinem unbedachtsamen Verfahren, sondern aus hocherheblichen Ursachen und unumstößlichen Gründen gethan. Maßen ich denn auch ganz unzweifelhaft gewiß bin, daß die römisch-katholische Kirche die wahre, einige, heilige, allgemeine Kirche Christi ist; und dessen ein solches standhaftiges Zeugniß in meinem Gewissen befinde, daß ich Gott, welcher mein Herz regiert hat, die Wahrheit mit Hintansetzung menschlichen Respektes, Verlierung weltlicher Ehre und zeitlichen Genusses, frei, öffentlich und ungescheut zu bekennen, von Grund meiner Seele danke.

Bitte derohalben alle diejenigen, welche mich deßwegen schelten und tadeln, sie wollen nicht allein meine hienach beigesetzten Motive, sondern auch viele andere mehr, mit welchen die Wahrheit der römisch-katholischen Kirche bezeugt wird, vernünftig erwägen und betrachten. Ich lebe der gewissen Zuversicht, sie werden befinden, daß ich als ein aufrichtiger Christ gehandelt, indem ich, was ich in meinem Herzen getragen, nach gänzlicher Ueberzeugung meines Gewissens, mit dem Mund öffentlich bekannt habe, und kein Heuchler sein noch bleiben wollen. Welches Erkenntniß und Bekenntniß ich einem jeden Menschen von Grund meiner Seele wünsche. Breslau, am Tag S. Joannis Baptistae, anno 1653.

I. Gründliche Ursachen und Bewegungen meines Abtretens vom Lutherthum.

1. Die Neuheit der Lehre, indem seit der Apostel Zeiten her bis Luther keine, auch noch so kleine, Gemeinde jemals gewesen, die all' dasjenige geglaubt und gehalten, was Luther hervorgebracht; auch kein einziger bewährter Kirchenlehrer bis dato zu finden, der die Artikel und Gebräuche der katholischen Kirche, welche Luther für unrecht und irrig ausgeschrieen, gestraft, und im Gegentheil Alles

gelobt und gelehrt hätte, was er (Luther) und seine Nachfolger für gut und der heiligen Schrift gemäß geglaubt haben.

2. Der ungewisse, zweifelhaftige, von jedem Lüftlein bewegte Grund, auf welchem das Lutherthum mit andern Sekten steht, nämlich nicht (wie sie lehren) das reine Wort Gottes, sondern die nach ihrem eigenwilligen Kopf und vorgefaßter Meinung ausgelegte Schrift durch die von Gott ungelehrten und ungesandten Prediger.

3. Der Leichtsinn und die Unschamhaftigkeit, item der Uebermuth und die höchste Unflätigkeit des Religionsstifters Luther; daraus ist untrüglich geschlossen, daß der heilige Geist, welcher ein Geist des hohen Ernstes, der Keuschheit und der Demuth ist, auch in den Heiligen Gottes niemals sich selbst widersprochen, sondern allzeit gleich, beständig und übereinstimmig gelehrt, dem Luther nicht beigewohnt hat. Und also folgerichtig er nicht von ihm erleuchtet noch gelehrt worden, die heilige Schrift oder die in derselben enthaltene Wahrheit zu erkennen und der Gemeine Christi vorzutragen. — Daß aber Luther oben berührter Laster schuldig ist, kann man überhaupt in seinen Tischreden genugsam finden; zum zweiten seinen Uebermuth insonderheit in seinen andern Schriften sehen. Indem er nicht allein Fürsten und Herrn, Kaiser und Könige sehr schimpflich und ungebührlich traktirt, sondern auch seinen Jüngern ausdrücklich befohlen hat, den Papisten zu sagen: ‚Luther will's so haben; Papist und Esel ist ein Ding; sic volo, sic jubeo; stat pro ratione voluntas,' und wie die trotzigen Worte ferner lauten. Welches keiner von den Propheten und heiligen Vätern, auch das ganze Concilium der Apostel nicht einmal gethan hat; sondern sie haben mit demüthigen Worten geschrieben: Es gefällt dem heiligen Geist und uns, wie in ihrer Geschichte Kap. 15 zu lesen. Zum dritten ist er auch wankelmüthig und in der

Lehre mit sich selbst im Widerspruch. Bald sagt er so, bald wieder anders. Bald gibt er das Fegfeuer zu, bald leugnet er es wieder. Bald ist ihm die Ehe ein Sakrament, bald wiederum nicht. Bald verwirft er die Anrufung der Heiligen, bald ruft er sie selber an. Wie er denn in der Vorrede über das Magnifikat die heilige Jungfrau Maria mit ausdrücklichen Worten anruft, daß sie ihm den heiligen Geist wolle helfen erbitten, damit er ihren Gesang desto besser auslegen könne; und was dergleichen Vieles, welches Alles anzuführen nicht hiesigen Ortes ist.

4. Die Uneinigkeit seiner Nachfolger in unterschiedlichen Glaubenspunkten, wie Solches aus dem Dresdener Dekret, vor etlich und siebenzig Jahren promulgirt, zu sehen. Was von jener Zeit bis auf heutigen Tag für Zwiespalt und Uneinigkeit entstanden, ist unnöthig zu erzählen.

5. Die höchste Untreue und Sorglosigkeit der Hirten gegen die ihnen anvertrauten Seelen, indem sie sich über den geistigen Zustand einer jeden insbesondere nicht im Geringsten bekümmern, noch die ihnen wohl bewußten Laster im Geheimen und in's Angesicht (wie Nathan beim König David) aufrichtig und ungescheut strafen; noch um die von ihrer Heerde sich verirrenden Schäflein einige Mühe sich angelegen sein lassen, daß sie dieselben möchten wiederbringen, wann sie nicht von Freunden absonderlich dazu erbeten, oder von der Obrigkeit ermahnt werden, oder einen Lohn zu hoffen haben, welches offenkundig und am Tage ist, und ich mit unleugbaren Exempeln wohl beweisen könnte.

6. Daß das geistige und von weltlichen Verunruhigungen abgesonderte Klosterleben ganz und gar ausgereutet worden, ja von Vielen noch heutigen Tages ganz unvernünftig verdammt wird, da doch dasselbe so viele heilige Väter geliebt, gelobt und gelebt, und eine zahllose

Menge gottverlobter Jungfrauen von vielen Jahren her mit ihrem Beispiele bestätigt haben, auch dessen Anfang und Vorbild nicht allein im neuen Testament, bald von den ersten Christen in Jerusalem gelegt worden, sondern auch im alten Bunde bei den Israeliten in hohem Preis gewesen. Wie an den Essenern und Rechabiten, welche Gott selbst gelobt, an den Propheten und Johannes dem Täufer zu sehen.

7. Die verkehrte und höchst verwerfliche Lehre, daß einem Christmenschen unmöglich sei, die Gebote Gottes zu halten, welches eine schreckliche Lästerung wider Gott und seinen Gesalbten ist. Denn 1) wird hiermit gelästert die göttliche Weisheit und der Thorheit bezüchtigt, als welche nicht zuvor gewußt hätte, wie viel sie dem Menschen auflegen und gebieten solle, und was ihm möglich und unmöglich wäre. 2) Wird die göttliche Allmacht gelästert, als welche ihren Creaturen nicht so viel Kraft und Stärke verleihen könne, um das von ihnen Geforderte zu thun. 3) Wird das Verdienst Christi und sein bitteres Leiden gelästert, als welche uns nicht so viel Gnade von Gott erworben hätte, daß wir könnten in seine Fußstapfen treten, wandeln wie er gewandelt, und seinem tugendhaften Bild in Heiligkeit und Gerechtigkeit ähnlich werden. 4) Wird auch der Mund der Wahrheit selbst freventlich und unverantwortlich einer schändlichen Lüge bezüchtigt. Matth. 11. I. Joh. 5, 3. Schließlich wird auch der ganzen heiligen Schrift widersprochen; und allen heiligen Propheten und Aposteln, welche einhellig die Menschen zu Haltung der Gebote Gottes antreiben und vermahnen, ein Schimpf angethan, als welche ganz unverständiger Weise sich selbst und ihren Kindern ein unerträgliches Joch auflegten, da doch St. Paulus frei und freudig ausruft: Ich vermag Alles in dem, der meine Stärke ist. Aus welchem folgt

8. Die gänzliche Verzweiflung, zu der evangelischen

Vollkommenheit zu gelangen, nach welcher doch unser Heiland seine lieben Jünger zu streben fleißig und oft ermahnt und dieselbe nebst ihnen allen Christen um seiner Glorie willen zu ergreifen treulich gerathen hat. Dabei sich auch befindet, weil nach ihrer Sage das Verdienst Christi schon Alles gethan hat, und wir mit unserem Thun (wie auch dem Guten) nur Gottes Zorn verdienen.

9. Daß man insgemein keine Tugend übt, noch wie man sie üben solle unterwiesen wird. Und dieses kann Keiner läugnen. Denn die Klöster, welche dazu aufgerichtet und auch von den Alten Asceteria (Uebungs- oder Betrachtungsstätten) genannt worden, sind dahin. In den Schulen weiß man ja von keinem einzigen Doktor und Lehrer der Asceſe, wie es die öffentliche Untersuchung bezeugen wird. So will ich auch nicht verhoffen, es werde Jemand sagen, man würde auf den Akademien dazu angehalten und ermuntert. So kann ich auch in den Kirchen und öffentlichen Versammlungen kein wirkliches Exempel sehen; es wäre dann, daß man Stillsitzen, Lesen, Singen und Predigthören dafür wollte gelten lassen: welches doch noch lang nicht Tugend üben heißt. Und ob zwar in den Predigten viel geschrieben wird, daß man solle gottesfürchtig und tugendhaft sein, so wird doch die Uebung derselben als eine papistische Einwirkung (oder auch Werkheiligkeit) jederzeit verworfen.

10. Die hochschädliche und in die Hölle stürzende Lehre von der Rechtfertigung: nämlich, daß der Sünder vor Gott gerecht werde durch seinen besonderen Glauben, d. h. durch diesen allein, daß er glaubt und meint, er sei gerecht und Christus habe für ihn gelitten und gethan. Welches sich auch ein leichtfertiger Mensch einbilden kann. Item daß die Sünden nicht gänzlich weggenommen, sondern nur mit dem Mantel der Verdienste Christi zugedeckt werden, und wir keine innerliche Gerechtigkeit haben können. Welches ein rechtes Pflaster ist, womit die Sünden belegt und be-

ſchmiert werden; und alſo der alte Menſch erwärmt und geſtärkt, hergegen der neue, welcher nach Chriſto Jeſu ſollte geſchaffen ſein, erſtickt wird.

11. Die freventliche Verwerfung der ihnen (den Lehrern insgemein) ganz unbewußten geheimen Kunſt der Gemeinſchaft mit Gott (Theologia mystica), welche doch der Chriſten höchſte Weisheit iſt und von den heiligen Eremiten, vielen Vätern und Jungfrauen ganz inniglich iſt geübt und herrlich gelehrt worden. Ihnen aber müſſen die Liebhaber derſelben Enthuſiaſten, Schwärmer und weiß nicht was mehr ſein.

12. Die verkehrte und falſche Ueberſetzung der heiligen Schrift, welches ich einem jeden Literaten, der es begehren möchte, genugſam darzuthun erbötig bin. Und zwar bedarf es allhier der Mühe nicht. Höret doch der gemeine Mann ſelbſt in öffentlichen Predigten, wie oftmals ſeine Lehrer die verdeutſchte Bibel Luthers nach den Grundſprachen meiſtern, muſtern und tadeln. Dennoch aber mußte es gleichwohl das lautere und reine Wort Gottes ſein und auch bleiben.

13. Gedachter heiligen Schrift ſelber angemaßte Meiſterung und derſelben falſche Auslegung nach ihrem eigenen Kopf und Gutdünken.

14. Die unverſchämte Bezüchtigung und Verleumdung der heiligen Väter (des heiligen Geiſtes, welcher in ihnen war und ſie in alle Wahrheit leitete, zu geſchweigen), daß ſie in den Glaubenspunkten, um welcher willen die Lutheriſchen von der katholiſchen Kirche abgefallen, geirrt hätten; und hergegen die ſtrafwürdige Einbildung, daß ſie allein nicht irren könnten, bei ihnen allein werde das Wort Gottes lauter und rein gelehrt; ſie allein hätten den rechten Verſtand der Schrift ꝛc.

15. Die faſt gänzliche Geringſchätzung und Verachtung der lieben Heiligen im Himmel, ja ich darf wohl ſagen,

der Heiligung. Denn die gemeine Praxis gibt mir deſſen genugſamen Beifall. Und ob ſie zwar wegen des erſten Gliedes allzeit widerrufen, ſie ehrten die Heiligen auch: ſo kann doch Keiner mit Wahrheit ſagen, daß auch in der öffentlichen Kirchengemeinde jemals der geringſte Cultus oder Ehrfurchtsbezeigung, welche ein Bauer ſeinem Schultheißen erweist, der hochwürdigſten Jungfrau und Mutter Jeſu, als der Allerheiligſten nach ihm, gegeben werde. Wie kann es aber wahr ſein, daß ſie alle Heiligen, und zwar auch die, denen ſie vorgeht, ehren? Und daraus folgt:

16. Daß ſie keine Gemeinſchaft mit gedachten Heiligen haben, welches doch ein Artikel des Glaubens iſt: wiewohl Luther im Kinderkatechismus ſeinem Sinne nach Communionem fälſchlich mit Gemeine verdolmetſchet hat.

17. Daß durch die ganze Zeit, ſo lang das Lutherthum gewährt, nicht ein einziger Heiliger zu finden, da doch die chriſtliche Kirche wegen der Heiligen heilig iſt und in allen Jahrhunderten ſolche Glieder ſichtbarlich gehabt hat.

18. Daß bis auf den heutigen Tag nicht ein einziges Wunder geſchehen, mit welchem dieſe Lehre wäre beſtätigt worden, da doch unſer Heiland (Marc. 16) ſeiner wahren Kirche zum Zeugniß ſolche verheißen hat.

19. Daß man das unaufgeſchriebene und von den Apoſteln nur mündlich gelehrte und empfangene Wort Gottes für nichts und abergläubiſch hält und die apoſtoliſchen Satzungen, welche zur Tödtung des Fleiſches und Erhaltung guter Sitten ſehr dienlich, nebſt andern Gebräuchen der katholiſchen Kirche abgeſchafft hat, da man doch erweiſen kann, daß dieſelben ſchon vor 12, 13, 14 und 1500 Jahren, ehe Luther aufgekommen, gehalten worden.

20. Daß die chriſtliche Liebe faſt gänzlich unter ihnen erkaltet iſt; welches ein gutmüthiges Herz leicht aus den Werken erkennen kann, wenn er betrachtet: wie ſo geringe Gaben bei Ausbauung oder bloßer Ausflickung einer Kirche

gesammelt werden, wie die Exulanten so wenig versehen, aufgenommen und gepflegt werden, wie die Prediger öffentlich klagen, daß ihnen wenig oder nichts von ihren Kirchengliedern gegeben werde; und wie sie selbst so schlechten Eifer haben, daß sich Einer nicht gern über die Gasse, geschweige über Land, unentgeltlich bemühet, seinen des Irrthums bezüchtigten Nächsten zu besuchen und zu ermahnen: viel weniger, daß Einer Leib und Leben zu den Heiden wagen sollte und sich die Arbeit auferlege, dieselben zum christlichen Glauben zu bekehren.

Aus welchem Allem sammt und sonders ein jedweder verständiger Mensch, welcher nicht muthwillig seine Augen selbst verschließt, und unvernünftig auf gut heidnisch bei dem bleiben will, was ihnen von Jugend auf ist eingedichtet worden, unfehlbar schließen kann:

1. Daß das Lutherthum auf das Wort Gottes nicht gegründet, sondern ein bloß eigensinniges Vernünfteln der unerleuchteten und von zuvor eingebildetem falschen Wahn eingenommenen Lehrer sei, welche noch ihre Zuhörerschaft lügenhafter Weise bereden, es wäre die heilige Bibel vor Luther so verachtet gewesen, daß er sie unter der Bank hervorgezogen; es würde im Papstthum die größte Abgötterei getrieben; man thäte Christo die höchste Schmach und Unehre an mit Verehrung der Heiligen; item man weise die Menschen nicht zu Christo, sondern zu den (wie sie sagen) elenden Heiligen; die Päpste hätten die Kirche mit ihren Satzungen geschändet und verführt, und was dergleichen unverschämte Lügen und Verleumdungen mehr sind.

2. Daß der heilige Geist nicht bei dieser Reformation oder vielmehr Deformation gewesen und noch sei, wie Luther von seiner Zeit selbst bezeugen muß, da er spricht: „Die Leute werden unter dem Evangelio viel ärger als sie zuvor gewesen; und da sie zuvor unter dem Papstthum mit Einem Teufel besessen gewesen, *wären sie jetzt* mit sieben Teufeln besessen."

3. Daß das Lutherthum nicht die Kirche sei, bei welcher Christus bis an das Ende der Welt zu bleiben versprochen, weil sie erst vor hundert Jahren entstanden und zuvor nirgends gewesen.

II. Ursachen und Bewegungen meines Uebertritts zur katholischen Kirche.

1. Weil die römisch-katholische Kirche, wie aus der Geschichte unwiderleglich hervorgeht, ihre Lehre und ihren Anfang von den heiligen Aposteln selbst, nicht allein schriftlich, sondern auch mündlich empfangen und genommen, dieselbe durch ihre Nachfolger von Hand zu Hand fortgepflanzt, wider alle Ketzereien vertheidigt, mit dem Blute vieler Martyrer bezeuget, mit kräftigen Wunderthaten bestätigt, und durch die rechtmäßige immerwährende Succession der römischen Bischöfe mit Beistand des heiligen Geistes unverfälscht bis auf unsere Zeit bewahrt hat; wie Solches aus den Schriften und übereinstimmenden Zeugnissen der Väter, welche im ersten, andern, dritten, vierten, fünften Jahrhundert nach Christi Geburt und so fort gelebt, sich als Glieder der katholischen Kirche erkannt, ihre Lehre für heilig und dem Worte Gottes gemäß gehalten haben, gar leicht kann erwiesen werden.

2. Daß die Väter und Kirchenlehrer ernste, demüthige, heilige und Gott von ganzem Herzen suchende Männer gewesen, welche der in ihnen wohnende heilige Geist als ein Geist der Wahrheit in keinen solchen schädlichen und verdammlichen Irrthümern, deren sie von den Lutherischen bezüchtigt werden, hat können stecken lassen, sondern sie nach der Verheißung Christi in alle Wahrheit geleitet.

3. Daß man für jedwede Seele absonderlich Sorge trägt, ihr Gewissen und ihren Zustand erforschet und ihr die gehörige Arznei vorschlägt; welches nicht allein in der *Beicht*, da ein Jeder sein Herz mag vertraulich und zu-

versichtlich ausschütten, sondern auch bei andern Anlässen geschieht.

4. Daß das geistliche Leben zur Vermehrung der Glorie Christi beständig gehalten wird, wie es denn von den heiligen Vätern erstlich in Egypten und nachher in der lateinischen Kirche bei 1200 Jahren her ist geübt worden.

5. Daß dem heiligen Evangelio und aller Heiligen ausdrücklichen Darthuung gemäß gelehrt wird, es könne ein Christenmensch durch die Kraft Christi und Gnade des heiligen Geistes die Gebote Gottes halten.

6. Daß man sich, und sonderlich in vielen geistlichen Orden, höchst bemüht, die evangelische Vollkommenheit zu erlangen, und dieselbe für möglich, Christo Ehre bringend und dem Menschen selbst vor Gott hochrühmlich, von der ganzen Kirche bekannt wird.

7. Daß man mit großem Eifer die Uebung der Tugend treibt und die geheime Gemeinschaft mit Gott, in welcher der Mensch zur göttlichen Beschaulichkeit geführt wird, in hohem Preise hält. Maßen dann das erste aus den unzähligen ascetischen Büchern sowohl alter als neuer Schriftsteller, das andere insonderheit aus den Stiftungen des hl. Franziskus, des hl. Ignatius, Gründers der Gesellschaft Jesu, des hl. Johannes vom Kreuz, des ersten Karmeliter-Barfüßers, und der heiligen Jungfrau Theresia zu sehen, welche nicht nur für sich die göttliche Kunst der Beschaulichkeit ganz inniglich geübt, und wie die feurigen Seraphim der Liebe und Anschauung ihres Schöpfers (soviel in dieser Sterblichkeit möglich) genossen; sondern auch die Ihrigen darin unterwiesen und dazu angeleitet haben. Und dieß wird noch heutigen Tages in Leben und Schriften fortgesetzt.

8. Die Demuth der katholischen Kirchenlehrer, welche die heilige Schrift nicht nach ihrem eigenen Sinn, sondern nach der Uebereinstimmung der Väter und früheren Kirchenlehrer erklären.

9. Daß die katholische Kirche die guten Satzungen und gottseligen Uebungen der lieben Alten nicht verworfen, sondern noch bis heute beibehalten habe.

10. Daß sie die himmlischen Heiligen als liebe Freunde und hochwürdige Mitglieder, und bei Gott, dessen Angesicht sie unausgesetzt schauen, vielvermögende Großfürsten, gebührlich verehrt und sie als Beispiele der Nachfolge und Heiligung vorstellt; mit ihnen nicht allein durch Gebete, Ansprache und geistlichen Genuß ihrer von Gott empfangenen Gaben communizirt, sondern auch der persönlichen Erscheinung und Besuchung genießt, — wie Solches in den Lebensgeschichten der Heiligen überflüssig zu sehen und daraus die liebliche Gemeinschaft der triumphirenden Kirche mit der streitenden und leidenden unfehlbar erkannt wird.

11. Die große Anzahl der heiligen Menschen, welche von der Kirche wegen ihres öffentlichen Zeugnisses der Heiligkeit sind canonisirt worden; anderer Uncanonisirten, die doch ebenfalls eines unsträflichen Wandels und göttlichen Lebens gewesen, zu geschweigen.

12. Die zahllose Menge der Wunder, mit welchen durch die heiligen Gottmenschen die Wahrheit der Kirche in allen Jahrhunderten ist bewährt worden.

13. Die besondere Gabe der Weissagung, welche viele Heilige in hohem Grade besessen haben.

14. Daß die Liebe Gottes und des Nächsten noch wie vor Alters in dieser Kirche glühet, aus welcher Antrieb nicht allein die verirrten und verblendeten Seelen in der Christenheit aufgesucht werden, sondern auch ihrer Viele mit Leibes- und Lebensverlust unter die Heiden sich wagen und um der Ehre Gottes willen Martyrer werden.

15. Daß der heilige Geist in seinen erleuchteten und geheiligten Gottmenschen (deren unter dem Papstthum in allen Jahrhunderten viel gewesen) diejenigen Lehrpunkte und Gebräuche der Kirche, welche die Lutherischen verwerfen,

nie verworfen hat, welches er sonst, wo sie abgöttisch und verdammlich wären, nimmermehr würde unterlassen haben.

16. Die untrügliche Verheißung Christi, daß er ihr wolle beistehen, und daß die Pforten der Hölle sie nicht sollen überwältigen; und daß er sie wolle durch den heiligen Geist in alle Wahrheit führen und bei ihr bleiben bis an's Ende der Welt. Welches er auch bis auf diese Stunde kräftiglich bethätigt, daß sie nicht allein die großen heidnischen Verfolgungen ausgedauert, sondern auch alle Macht der Ketzer sieghaft überwunden hat.

Und dieses ist es, so ich vornehmlich habe aufsetzen wollen, welches mich nebst andern Punkten, die alle anzuführen ich nicht für nöthig finde, bewogen und schließlich unbezweifelt zu glauben und zu bekennen überzeugt hat, daß die römisch-katholische Kirche die wahre, einige, uralte, allgemeine, apostolische Kirche sei, welche auf einen unbeweglichen Felsen gegründet, den heiligen Geist zu ihrem Beistand habe und nicht irren könne; die heilige Schrift nach ihrem rechten Verstand und Sinne des heiligen Geistes auslege, den wahren Fußsteig zur Seligkeit und wie man ihn richtig und hurtig wandeln solle, die Anleitung habe, und mit besserem Grunde als eine Sekte, die außer ihr ist, der Krone des ewigen Lebens und der himmlischen Glorie sich trösten könne; und derowegen sich billig unter sie zu demüthigen und ihr als einer lieben und treuen Mutter gehorsam zu sein.

(Es folgt dann noch ein Bekenntniß über das heilige Altarssakrament und eine Vertheidigung der Communion unter Einer Gestalt.)

Und hiermit bezeuge ich vor dem Angesichte Gottes und der Heiligen, daß ich Niemanden zu Lieb oder zu Leid, sondern mit gutem Wissen und Gewissen auf Antrieb des Geistes des Herrn (dem ich niemals vorsätzlich und halsstarrig widerstrebt, auch ihn von Kindheit auf um seine Wahrheit angerufen) mich zu der katholischen Kirche zu be-

geben und ein Mitglied derselben ohne einigen Stutz oder Scrupel, frei und öffentlich zur Ehre Gottes und Bezeugung der Wahrheit bekannt habe; auch mit der Hülfe Gottes ein lebendiger Zweig derselben ewig zu bleiben gedenke.

Wünsche derowegen von Grund meines Herzens, daß Gott der Barmherzige und Gnädige alle Menschen durch solche Mittel, Wege, Licht und Erkenntniß, wie er mich geführt, wolle hereinbringen und erhalten; damit die christliche Kirche in Frieden, Ruhe und Einigkeit seine Majestät einhelliglich möge loben, rühmen und preisen. Welches Er auch mit großer Güte thun wird, so Er nur ein Herz findet, das sich Ihm in kindlicher Demuth unterwirft, seiner Leitung folgt, seine Ehre allein recht und aufrichtig beabsichtigt, und nicht mit pharisäischer Hoffart und voreingebildetem falschen Wahn Ihm widerstrebt, oder ja durch menschlichen Respekt oder andere zeitliche Wohlfahrt sich abhalten läßt: vor welchen Stricken Gott alle guten Seelen gnädiglich behüten wolle.

Die Gnade des Herrn sei mit uns Allen. Amen.

Die Conversionsschrift enthält dann noch eine „Zugabe für den einfältigen Leser" desselben Inhalts, aber in kurzen Schlagsätzen, und „sechzehn Fragen, auf welche die Prädikanten freundlich ersucht werden, ihre Meinung unbeschwert zu eröffnen und zu sagen, ob nicht aller von der Kirche verdammter Ketzer Anfang, Fortgang und Ende also beschaffen war, wie der Lutheraner, Calviniſten, Wiedertäufer u. s. w."

Nachdem die erste Auflage dieser Schrift im Jahre 1653 zu Olmütz erschienen war, wurde noch in demselben Jahr zu Ingolstadt ein Neudruck derselben veranstaltet. Scheffler hatte sofort ein Exemplar derselben an den Jesuitenpater Jodocus Kedd nach Regensburg geschickt, mit der

Bitte, das Werkchen in's Lateinische zu übersetzen und nach Belieben mit Zusätzen zu vermehren. So entstand ein umfassendes Werk in zwei Quartbänden, das unter dem Titel: Joh. Scheffleri causae fundatae etc. zu Straubingen im Jahre 1654 erschien. Wir kommen sogleich darauf zurück.

Auf den unbefangenen Leser macht die Conversionsschrift Schefflers den Eindruck, daß er nicht unvorbereitet, sondern nach gründlicher Erwägung und umfassenden Studien, nicht aus weltlichen und irdischen Gründen, sondern aus innerster Ueberzeugung, aus dem tief empfundenen Bedürfniß, einzig auf diesem Wege sein Seelenheil zu erlangen, den wichtigen Schritt gethan hat. Das könnte uns genug sein. Aber anziehend und lehrreich wird es immer bleiben, die Vorgänge in einer solchen ringenden Menschenseele zu erforschen, oder — um es anders auszudrücken — den wunderbaren Wegen der göttlichen Gnade nachzuspüren, die so mannigfach und verschieden je nach dem Bedürfnisse des Einzelnen, oft verschlungen und verborgen, nicht selten aber klar und offen daliegen.

„Es gibt Menschen," sagt Tholuck, „deren Element die Unmittelbarkeit ist, sei es, daß sie sich im vorherrschenden Gefühle oder im praktischen Handeln zeigt; für sie enthält die Religion Gewißheit, wenn sie das Gemüth beseligt und für das Leben eine höhere und heilsame Norm gibt." Zu dieser Classe werden mehr oder weniger alle dichterisch begabten Naturen zählen; und ich glaube, man thut nicht Unrecht, wenn man auch Angelus Silesius zu ihnen zieht. Sein unmittelbares, starkes Gefühl hat ihn zur Mystik hingetrieben, welcher er mit auserlesenen Freunden von Jugend auf gehuldigt hat. Aber glücklicher als diese Freunde, ist er von Jakob Böhme zu der katholischen mittelalterlichen Mystik weiter geschritten. „Jakob Böhme," schreibt er, „habe ich so wenig für einen Propheten gehalten als Luthern; daß ich aber etliche seiner Schriften gelesen, ist wahr, und

ich danke Gott dafür; denn sie sein große Ursache gewest, daß ich zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und mich zur katholischen Kirche begeben habe." Wie bitter er das beschauliche Leben im Protestantismus vermißt, wie hoch er es in der katholischen Kirche, besonders in ihren klösterlichen Anstalten, preist, zeigt seine Conversionsschrift (I, 6. 9 und 11; II, 7).

Ein solches Gemüth, das bei einem Johannes vom Kreuz und bei einer hl. Theresia in die Schule gegangen (II, 7), konnte nur in der katholischen Kirche Befriedigung finden. Und diesem Gemüthe wohnte ein Drang nach unmittelbarer Bethätigung des praktischen Christenthums inne, ein Drang, der sich durch die unfruchtbaren Glaubensstreitigkeiten der verschiedenen protestantischen Richtungen angewidert fühlte (I, 4), an der Sorglosigkeit der protestantischen Seelenhirten Anstoß nahm (I, 5), den Mangel an christlicher Werk- und Opferthätigkeit tief empfand (I, 20) und sich dann getrieben fühlte, all' diese schweren praktischen Mängel bei seinen bisherigen Glaubensgenossen auf die anstößigen Haupt- und Fundamentallehren des Protestantismus von dem allein seligmachenden Glauben, von der Unmöglichkeit guter Werke, der Haltung der göttlichen Gebote und der christlichen Vollkommenheit zurückzuführen (I, 7. 8. 9. 10). Dieser selbe Drang fand im Katholizismus seine Befriedigung; und wenn etwa die Gegenwart nicht jedem idealen Verlangen genügte, so flüchtete es sich zu den Gefilden hoher Ahnen, in das weite Reich der kirchlichen Heiligen (II, 5. 6. 11. 14). Daß der feine sensitive Geist eines Scheffler sich durch die unläugbaren Derbheiten und Grobheiten Luthers, wie durch dessen augenscheinlichen Uebermuth und Trotz abgestoßen fühlte (I, 3), mag nur nebenbei erwähnt sein.

Wer aber so wie Scheffler in den dunkeln Tiefen der Mystik wandelte, auch ohne Zweifel schon in manchen Abgrund des Irrthums gestürzt war und sich nur mit Mühe

aus demſelben emporgearbeitet hatte, wer daneben jene geiſtige Schärfe, jenen ſchneidigen Verſtand beſaß, den man in Schefflers Controversſchriften bewundern kann, der mochte ſich wohl nach einer höheren und zuverläſſigeren Autorität umſehen, als ſie in der Bibel enthalten iſt, die erſt noch der eigenwilligen Auslegung unterliegt, oder in den ſymboliſchen Büchern, über die eben der Zank ſchon lange entbrannt war. Dieſe Autorität, an welcher ſich die gefährliche myſtiſche Spekulation wieder zurecht finden kann und die den Glauben regelt, mußte nun Scheffler in der katholiſchen Kirche erblicken. Und ihren rechtmäßigen Beſtand, ihre Uebereinſtimmung mit der Urkirche, für welche ſchon der Name „katholiſch“ nicht ohne Bedeutung iſt, ihre Treue und Strenge in Bewahrung des hinterlegten Glaubensſchatzes, das Alles mußten ihm geſchichtliche und patriſtiſche Studien vermitteln.

Und an dieſer Stelle wurde ſicherlich von dem Bekehrer des Dichters eingeſetzt, mag es nun der Prior der Kreuzherren, Heinrich Hartmann, oder ein Breslauer Jeſuit geweſen ſein. Von ſichtbarem und beiderſeits zugeſtandenem Einfluſſe waren die Schriften des oben erwähnten Jeſuitenpaters Kedd. Ob Scheffler mit demſelben in perſönliche Berührung getreten iſt, bleibt zweifelhaft. Kedd ſagt in der Vorrede zu den erwähnten Causae fundatae: „Vor Kurzem kehrte unter Anderen zum Schoße der Kirche zurück Joh. Scheffler, ein ſehr erfahrener Doktor der Medizin, der in Briefen an mich klar und offen bekennt, er ſei durch Leſung meiner Streitſchriften und durch Kenntnißnahme der darin enthaltenen Beweggründe, nicht minder durch die nichtsnutzigen Antworten der Lutheraner auf meine zwölf Fragen, unter dem Beiſtande der göttlichen Gnade dahin bewogen und geführt worden, daß er dem Irrthum entſagt und der katholiſchen Wahrheit ſich angeſchloſſen habe.“ Von den Schriften des P. Kedd, die nach damaliger Gewohnheit

zum Theil etwas wunderliche Titel führen, werden in den Streitschriften Schefflers folgende erwähnt: 1) ‚Religions-Spiegel, darinnen zwölf propositiones allen lutherischen und calvinischen Prädikanten gründlich und freundlich vorgehalten‘ ꝛc. Motto: „Mögen sie's machen, wie sie vermögen, noch steht der Bogen des Triumphes.“ — 2) ‚Evangelisch Kelterhaus und Hertzenspreß, durch welche den Lutherischen und Calvinischen die Bekenntniß der Wahrheit ausgepreßt und abgedrungen wird.‘ Köln, 1650. — 3) ‚Heliopolis oder Sonnen-Statt unsers Heylandts Jesu Christi.‘ Köln, 1650. — 4) ‚Widerlegung der Antwort, so zehen lutherische Prädikanten auf die zwölf Propositionen ohne einigen Grund ausgegeben.‘ Prag, 1652. — 5) ‚Rechtmäßige Schuldforderung an alle neu-evangelische an- und abwesende Prädikanten mit beigefügter Ostergab, und mit lebendigen Farben abgemaletem Luther.‘ Ingolstadt, 1653. — 6) ‚Der von alten und newen Ketzerlumpen zusammen geflickte Lutherische Bettelmantel. Straubing 1655.[25]

Gegen Schefflers Conversionsschrift trat Christian Chemnitz in Jena mit einer lateinischen Gegenschrift, betitelt: „Prüfung der Gründe, mit denen Joh. Scheffler unsere Religion bekämpft,“ hervor. Für jetzt erschien Scheffler nicht weiter auf dem theologischen Kampfplatz, den er erst nach 10 Jahren wiederum betrat, um ihn dann für den Rest seines Lebens zu behaupten. Vielmehr begann er eine praktische Glaubensübung, die seine Gegner für lange Zeit nicht minder beschäftigte.

Drei Meilen von Breslau liegt das Kloster Trebnitz, gegründet zu Anfang des 13. Jahrhunderts von der hl. Hedwig und ihrem Gemahl Heinrich I., Herzog von Schlesien, und den Cisterzienserinnen hauptsächlich zur Erziehung armer Mädchen eingeräumt, jetzt Wollspinnerei, während die Kirche, in deren Krypta sich ein Hedwigsbrunnen befindet,

noch jetzt am St. Hedwigstage eine bedeutende Anzahl von Pilgern zu dem Grabe der Heiligen hinzieht, die als Schlesiens Schutzpatronin verehrt wird und nach dem Tode ihres Gemahls hier ihre letzten Lebensjahre zubrachte. Nach langer Unterbrechung hatte im Jahre 1649 wieder die erste Wallfahrt dahin stattgefunden und war in den folgenden Jahren, ohne gerade bedeutende Theilnahme zu finden, wiederholt worden. Erst im Jahre 1656 wurde sie mit reicher Ausstattung gehalten. Es war wohl sicher in diesem Jahre, daß Scheffler „der Wallfahrt vorgegangen unerschrocken mit einer Fackel in der Linken, mit einem Crucifix in der Rechten, mit einer dörnernen Krone auf dem Haupte", wie der Pater Schwartz mittheilt. Einer solchen prononcirten Haltung gegenüber nahmen die Gegner zu den niedrigsten Klatschereien ihre Zuflucht. Spöttisch erzählten sie sich, Scheffler sei auf der Wallfahrt in den Koth gefallen — betrunken, setzten böse Mäuler hinzu. Die Sage vererbte sich. In einem Spottgedicht, das vielleicht zehn Jahre später in Breslau unter dem Titel: „Des nichtswürdigen und übel gelehrten Doktor Schefflers Klage-Lied" erschien, heißt die elfte Strophe:

Fleißig will ich auch halten mich
Zu den Processionen,
Darbei erzeign andächtiglich,
Will tragen Dornen-Kronen,
Mariam fleißig rufen an,
Daß sie woll treulich mir beistahn,
Auf daß ich nicht thu fallen,
Wie vor geschehn, in tiefen Koth,
Damit die Ketzer ihren Spott
Mir auf den Kopf bezahlen. [26]

Es charakterisirt die Kampfesart seiner Gegner, wenn der vorerwähnte Christian Chemnitz, ein Professor der Theologie, es nicht verschmäht, sich solche Skandal-Anekdoten von Breslau aus besorgen zu lassen und in die Welt hinaus

zu werfen: „Ihm gebricht's an temperantia," schreibt er; „wie manchen guten Rausch Scheffler in Schöff *) sich gesoffen, weiß er wohl selber nicht zu erzählen; genug ist's, daß er sonderlich bei den Umgängen vom Schöff ist in Koth gestoßen worden." Und Scheffler? — Er hat solch' wüste Angriffe gegen seine Person ohne Erwiederung ertragen und nur die Angriffe gegen seine Kirche betrauert und zurückgewiesen.

V.

Der geistliche Liederdichter.

Die Zeit des unglücklichen dreißigjährigen Krieges und die nachfolgenden Jahrzehnte, die noch unter den Nachwirkungen des verwüstenden Krieges standen, waren, wie für das ganze geistige Leben, so insbesondere für die Entwicklung der Literatur in Deutschland sehr unerfreulich. Gedichtet wurde allerdings genug, besonders seitdem Opitz den neuen Anstoß und Unterricht gegeben hatte, aber es wurde gedichtet nach ausländischen Mustern, oft nach äußeren Schablonen, in einzwängenden, oft langweiligen Versformen, selten aus der Fülle des Gemüthes oder aus innerem Drang, sondern meist auf äußeren Anlaß, im Schweiße des Angesichtes, aus Pflichtgefühl, in verständiger Ueberlegung.

‚Wann der Verfall anhebt? Wenn die Zeit die geschwollene Phrase
Von des empfundenen Worts Fülle zu scheiden verlernt,'

so lehrt uns E. Geibel. Und nach dieser Regel war allerdings damals die Zeit des Verfalls, die Zeit der Phrase

*) Der Calumniant schreibt Schöff anstatt „Scheps", was eine Sorte Breslauischen Bieres war. Ein altes Gedicht hat folgende Verse:

Wittenberg den Kuckuck zeigt,
Breslau ist zu Scheps geneigt.

eingetreten. Aber, was noch schlimmer war, unter der Decke der Phrase, in dem Schwulst der Empfindung machte sich Lüsternheit, Schmutz und Unsittlichkeit breit. Vergebens stemmte sich dagegen die Satire; sie konnte den Geschmack der Zeit wohl bekämpfen, aber nicht ändern.

Die gelehrten Kunstdichter dieser Richtung fanden allerdings ihre Leser hauptsächlich nur unter den höheren Ständen. Aber — wie es ja immer zu geschehen pflegt — tropfenweise sickert es nach unten durch. Und das war gar nicht einmal nöthig; denn auch die Volksliteratur, sowohl die Volksbücher als die Volkslieder, hatten schon genug von der Rohheit und Zügellosigkeit der Zeit angenommen.

Unter solchen Umständen steht das geistliche Lied immer noch als die erquicklichste Erscheinung des 17. Jahrhunderts da. Es ist zwar seit der Kirchenspaltung ganz vorzugsweise in protestantische Hände übergegangen, und dieses protestantische Kirchenlied hat sich keineswegs auf der Höhe der ersten Begeisterung halten können. Ein guter Theil der geistlichen Lieder des 17. Jahrhunderts ist ebenfalls von der Herrschaft der Phrase angesteckt, während am anderen Ende die langweilige Umdichtung von Psalmen, sonntäglichen Episteln und Evangelien in orthodoxem Gewande sich spreizt, und die Lieder mit wässeriger Moral, in denen eine spätere Zeit sich gefiel, sich bereits ankündigen.

Doch fehlte es nicht ganz an tüchtigen geistlichen Liederdichtern, unter denen wohl den ersten Rang einnimmt Paul Gerhardt, ein Zeitgenosse Schefflers, Diakonus an der St. Nicolaikirche in Berlin, von hier vertrieben, weil er der Einigung zwischen Lutheranern und Reformirten widerstrebte. Seine Lieder spiegeln schon mehr die persönliche Andacht und Empfindung, als die andächtige Erhebung der ganzen Gemeinde ab, wie es sonst das Kirchenlied thun soll.

Im Jahre 1657 trat Scheffler unter seinem Dichter-

namen Angelus Sileſius mit einem Büchlein von trefflichen geiſtlichen Liedern hervor, dem er den Titel: ‚Heilige Seelenluſt oder Geiſtliche Hirtenlieder der in ihren Jeſum verliebten Pſyche‘ gab. (Die Approbation des damaligen Offizials, nachmaligen Biſchofs von Breslau, Sebaſtian von Roſtock, iſt vom 1. Mai 1657 datirt.)

Dieſe Lieder widmet der Dichter „Jeſu Chriſto, dem Liebenswürdigſten unter allen Menſchenkindern, dem König, dem Gott, dem Anfänger und Vollender aller Liebe, dem einzigen Ziel und Ende aller verliebten Herzen, ſeinem höchſten Gut und ewiger Seligkeit, zum Zeugniß ſeiner Liebe mit aller möglichſten Demüthigkeit und herzlicher Begierde, ihn über Alles abgründlich, ewiglich zu lieben.“

In der Vorrede wirft er ſodann einen ſtrengen Seitenblick auf die Dichter ſeiner Zeit, beſonders die weltlichen. „Es wäre uns ein Spott,“ ſagt er, „wenn wir uns die Welt-Verliebten, welche von ihrer ſchnöden und blinden Liebe ſo viel ſagen und ſingen, wollten laſſen zuvor thun und nicht auch etwas von der Liebe unſeres ſüßen Gottes ſingen.“ — „Es iſt ja immer Schade, daß ſo viele geſchickte Köpfe ihre Zeit und Gaben mit Beſchreibung der thörichten Weltliebe ſo unnützlich verſchleißen und der Liebe ihres ſüßen Seligmachers, dem ſie ſich doch ganz ſchuldig, nicht mit einem Worte gedenken: da doch derſelbe ſo überſchwenglich groß, reich und holdſelig, daß ſie ja ſoviel ſchöne Anmuthungen und Fürſtellungen an die Hand geben kann, als nimmermehr die Liebe aller Kreaturen.“

Er ſelbſt maßt ſich nicht an, hohen Dichterruhm mit ſeinen Liedern zu erringen. „Nicht hoher und prächtiger Reden oder tiefſinniger Sprüche hat er ſich in dieſen Liedern gebrauchet, ſondern nach Beſchaffenheit ſeines Gemüthes die Liebe ſeiner Seele mit einfältigen Worten geübet, als welche Liebe in keinem Wortgepränge, ſondern in der Auf-

richtigkeit des Gemüthes und einfältigem Herzen besteht.“ — Vielleicht werden ja Andere es besser verstehen. „Es werden andere gute Gemüther, die es besser können als er, ihre göttlichen Liebesgedanken auf dergleichen Weise hervorbringen und so die liebhabende Seele mit etwas Besserem beschenken.“

Und dazu fordert er die dichtenden Zeitgenossen auf. „Wie seid ihr doch solche Thoren, ihr Poeten, daß ihr Undinger und Schatten besingt? Hier wendet eure Erfindungen und Federn an; hier in dem unvergleichlichen Angesichte Jesu Christi ist die allerfreundlichste Anmuthigkeit, die alleranmuthigste Lieblichkeit, die allerlieblichste Huldseligkeit und die allerhuldseligste Schönheit. Diese Schönheit liebet und beschreibet und vertiefet euch ganz und gar in sie!“

Für jetzt aber und bis bessere Gottessänger erscheinen, möchte er mit diesen seinen Liedern „die liebhabende Seelen erquicken und aufmuntern, ihnen die Liebe ihres Herzens mit hellem Munde darthun, und durch derohalben anmuthigen Klang die Bitterkeit dieser Welt ihnen gleichsam versüßen und verzuckern.“ So möge denn „die verliebte Seele (das ist ja die auf dem Titel genannte Psyche) unterdessen diese Lieder gebrauchen und ihr Gemüth zum Schönsten unter allen Menschenkindern erheben, zu unserem Jesu, dessen seligmachender Umfahung er sie herzlich empfiehlt.“

Von den fünf Büchern, in die das Werk getheilt ist, sind die drei ersten „Jesu Christo, dem Liebenswürdigsten unter allen Menschenkindern“, auch inhaltlich ganz vorzugsweise gewidmet. Es ist das sehnsüchtige Ringen der Menschenseele nach ihrem Gott und die endliche Vereinigung mit ihm, alles dies mit Vorliebe und nach dem Vorgange des hohen Liedes unter dem Bilde von Braut und Bräutigam dargestellt, was durch diese Lieder weht. Fast möchte man das Ganze ein lyrisches Epos nennen, weil der Dich-

ter auf diesem Wege dem Heiland von seiner Empfängniß und Geburt an bis zu seinem Leiden und seiner Himmelfahrt folgt.

Als Einleitung dienen die ersten vierzehn Lieder. Die Psyche (Seele) sucht Christum mit schmerzlicher Sehnsucht, sie ruft ihn mit vielen süßen, zärtlichen Namen, sie erfragt ihn bei den Geschöpfen, sie verspricht ihm ewige treue Liebe und hofft, daß er in ihr geistiger Weise möge geboren werden.

Wie ein Turteltäubelein
In der Wüsten seufzt und girrt,
Wenn es sich befind't allein
Und von seinem Lieb verirrt:
Also ächzet für und für,
Jesu, meine Seel' nach dir.

Keine Stunde geht vorbei,
Da ich nicht gedenk' an dich,
Oder ja ganz innig schrei:
Jesu, Jesu, denk' an mich!
Ach wie lange soll ich doch
Dieses Elend bauen noch!

Eine Seele, die dich liebt,
Will sonst nichts als deinen Kuß;
Und d'rum bin ich so betrübt,
Daß ich den entbehren muß;
Ach wie lange muß ich sein
Ein so armes Täubelein!

Meine Seel' ist ja die Braut,
Die du dir hast selbst erkor'n,
Die dein Vater dir vertraut,
Und dein Geist hat neu gebor'n;
Ach wie muß sie so allein
Und ohn' ihren Bräut'gam sein!

Ofte nennst du mich dein Kind,
Das dein Geist so zärtlich liebt,

Und ſich gerne bei ihm find't,
Wenn's aus Liebe wird betrübt;
Und ich muß doch jetzo ſein
Ein verlaſſnes Waiſelein!

O erſcheine doch, mein Licht,
Deinem armen Küchelein,
Weil ihm nichts als du gebricht
In dem finſtern Liebeshain.
Ach Herr, laß es doch geſchehn,
Daß ich dich mag bei mir ſehn!

Nach dieſem Antritts- und Weihegeſang wird dann Chriſtus mit Koſenamen belegt, die allerdings nicht alle dem Geſchmack unſerer Zeit entſprechen, als „mein Phöbus und mein Morgenſtern", „mein Lüftlein und mein kühler Wind", „meine kühle Sommerhöhle" u. dgl.

Zu den beſten Liedern zählt das zehnte, auch in unſeren Tagen noch beliebt und geſungen.

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier,
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier,
Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Ich will dich lieben, o mein Leben,
Als meinen allerbeſten Freund;
Ich will dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glanz beſcheint.
Ich will dich lieben, Gotteslamm,
Als meinen Bräutigam.

Ach, daß ich dich ſo ſpät erkennet,
Du hochgelobte Schönheit Du!
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchſtes Gut und wahre Ruh!
Es iſt mir leid und bin betrübt,
Daß ich ſo ſpät geliebt.

Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich ſuchte dich und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet
Und liebte das geſchaff'ne Licht;
Nun aber iſt's durch dich geſchehn,
Daß ich dich hab' erſehn.

Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glanz hat Licht gebracht;
Ich danke dir, du Himmelswonne,
Daß du mich froh und frei gemacht;
Ich danke dir, du güld'ner Mund,
Daß du mich machſt geſund.

Erhalte mich auf deinen Stegen,
Und laß mich nicht mehr irre gehn;
Laß meinen Fuß auf deinen Wegen
Nicht ſtraucheln oder ſtille ſtehn;
Erleucht' mir Leib und Seele ganz,
Du ſtarker Himmelsglanz!

Gib meinen Augen ſüße Thränen,
Gib meinem Herzen keuſche Brunſt;
Laß meine Seele ſich gewöhnen
Zu üben in der Liebe Kunſt;
Laß meinen Sinn, Geiſt und Verſtand
Stets ſein zu Dir gewandt.

Ich will dich lieben, meine Krone,
Ich will dich lieben, meinen Gott;
Ich will dich lieben ohne Lohne
Auch in der allergrößten Noth;
Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Nachdem dann das fünfzehnte Lied das Lob der heiligen Jungfrau, die den Erlöſer gebären ſoll, verkündet und das folgende den holdſeligen Jeſusknaben begrüßt hat, ſprechen die folgenden bis Nro. 40 die ganze Seligkeit und die unendliche Befriedigung des Erlösten aus, der an der Krippe

knieen, den Namen Jesu preisen, sich in seine Liebe versenken kann. Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch hier der Dichter sich dem Einflusse seiner Zeit nicht ganz hat entziehen können. Mag man auf ihre Rechnung setzen die Anspielungen auf antike Mythologie: „Amor, das werthe Jesulein", „Anmuth und die Charitinnen", „Cupido, blindes Kind, pack dich hinweg geschwind", „Nektar" u. dgl., weiter die Tändelei mit „Rosen-Mündelein, mein Seelichen, mein Leben, mein liebstes Lämmelein", mit „Zuckersüße", „Sammetröselein", „Korallenlippen" u. s. w., und endlich auch die Anwendung des dazumal so beliebten Echo's (Nro. 33). Doch sind die meisten Lieder frei von derartigen Auswüchsen. Welch' heller Jubel, da die Seele ihren Heiland gefunden hat! (Nro. 34.)

Nun freut euch, ihr Hirten mit mir;
Ich habe den Bräutigam hier.
O glückliche Stunden!
Nun hab ich gefunden,
Den ich gesuchet mit steter Begier.

O bleibe doch immer bei mir,
Mein Himmel und göttliche Zier!
Ich will dich stets preisen
Mit herrlichen Weisen,
Singen und klingen und tönen von dir.

Nimm alles und jedes, was mein,
Zu deiner Belustigung ein;
Mein Herze soll werden
Dein Himmel auf Erden;
Jesu, wie kannst du denn anderswo sein!

Und wie versteht der Dichter den Einklang der Natur mit dem nun gewonnenen Gnadenleben darzustellen! (Nro. 23.)

Jetzt wird die Welt recht neu gebor'n,
Jetzt ist die Maienzeit;

Jetzt thauet auf, was war erfror'n
Und durch den Fall verſchneit;
Jetzt ſauſen die Winde
Erquicklich und linde,
Jetzt ſingen die Lüfte,
Jetzt tönen die Grüfte,
Jetzt hüpft und ſpringet Berg und Thal. —

Jetzt grünt der wahre Lebensbaum,
Jetzt blüht die Lilienblum',
Jetzt kriegt ein Jeder Platz und Raum
Zu ſeinem Eigenthum;
Jetzt wandelt beim Leuen
Das Lamm ohne Scheuen,
Jetzt ſind wir verſöhnet
Und wieder belehnet,
Jetzt iſt der Vater unſer Freund.

Nro. 28 erinnert im Inhalt an ältere volksthümliche Vorbilder, im Versbau an Nicolai's „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern".

Ich weiß ein liebes Blümelein,
Mit Gottes Thau begoſſen,
In einem jungfräulichen Schrein
Zu Winterszeit entſproſſen;
Dies Blümlein heißet Jeſulein,
Ew'ger Jugend, großer Tugend,
Schön und lieblich, reich und herrlich,
Menſchenkind:
Wie ſelig iſt, der dieſes Blümlein find't!

Das zweite Buch mit 24 Liedern iſt dem Leiden Chriſti gewidmet; darunter diesmal keines mit der Spielerei von dem edlen Hirten Daphnis, wie ſolche bei Friedrich Spee zu finden ſind; dafür aber eine treffliche Bearbeitung des lateiniſchen Anima Christi (Nro. 53).

Die Seele Chriſti heil'ge mich,
Sein Geiſt verzücke mich in ſich;

Sein Leichnam, der für mich verwund't,
Der mach' mir Leib und Seel' gesund.

Nach dem Vorgange des hl. Bernardus bilden den Stoff des Gesanges auch die einzelnen Wundmale, in welche sich die Psyche mit ganzer Theilnahme und Liebesgluth versenkt.

Es folgt nun im dritten Buche mit seinen 59 Liedern zuerst der Auferstehungsjubel, der mit einem Gesange eröffnet wird, an welchem das ältere Vorbild wieder zu erkennen ist:

Nun ist dem Feind zerstöret seine Macht,
Der Tod ist todt,
Und uns das Leben wieder bracht;
Singet und klingt,
Hüpfet und springt,
Jubilirt,
Unser Jesus triumphirt.

Auch dem Auferstandenen, der im Morgenthau des Gartens den Seinigen erscheint, öffnet sich das Herz mit Sehnsucht (Nro. 68):

Ach, was stehst du auf der Au,
Und wirst naß und kalt von Thau?
Tritt herein in meine Hütte,
Denn dir rufet das Gemüthe;
Nimm in meinem Herzen Ruh,
Du verliebter Schäfer, du.

Schau, ich thu dir auf die Thür,
Komm doch, komm herein zu mir;
Komm doch, weil ich mit Verlangen
Oft gewünscht, dich zu umfangen.
Komm, o süßer Seelengast,
Hier ist deine Ruh und Rast.

Ei, was willst du weiter gehn
Oder länger draußen stehn?

Komm in meines Herzens Höhle,
Liebſte Seele meiner Seele;
Komm, ich räume dir es ein,
Ewig ſoll's dein eigen ſein.

Nachdem dann die Pſyche den Herrn nach ſeiner Auferſtehung auf dem Gange nach Emmaus begleitet hat, wird er in der Himmelfahrt ihrem Auge entrückt, läßt ihr aber das Verlangen nach dem himmliſchen Hochzeitsmahle zurück, das nun in Bildern aus dem hohen Liede ſeinen Ausdruck findet (Nro. 81).

Fleuch, mein Geliebter, auf die Höhe,
Fleuch immerhin und warte nicht;
Fleuch gleichſam wie ein junges Rehe,
Das von der Eb'ne ſich entbricht;
Je mehr du fleuchſt und laufſt von mir,
Je ſtärker zeuchſt du mich nach dir.

Mein Herz iſt an dein Herz gebunden
Mit deiner ew'gen Liebe Band;
Drum wird von ihm auch bald empfunden,
Wo ſich das deine hingewandt.
Fleuch immer, fleuch, es iſt dein Fliehn
Nichts anders als mich nach dir ziehn.

Fleuch über alle Berg' und Hügel,
Fleuch in die Wüſte weit und breit;
Entlehne dir des Adlers Flügel,
Fleuch mit des Wind's Geſchwindigkeit.
Fleuch außer aller Creatur:
Ich fehle doch nicht deiner Spur.

Ich hoff', es wird mir noch gelingen,
Daß du mich über Ort und Zeit
Mit deinem Ziehn zur Ruh wirſt bringen,
Und in den Schoß der Ewigkeit.
Drum fleuch nur fort, ich folge dir,
So ſtark du fleuchſt und laufſt von mir.

Für jetzt aber vollzieht ſich dieſe ſelige Vereinigung in dem heiligen Altarsſakrament, das darum die Sehn-

ſucht ſtillt und den Vorgeſchmack des himmliſchen Hochzeitsmahles verleiht. Dieſem heiligen Sakramente iſt eine Reihe von Liedern gewidmet, bis Liebe und Gegenliebe ihren ſchönſten Ausdruck finden in einem Liede, das für immer eine Zierde der religiöſen Dichtung bleiben wird (Nro. 107).

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht;
Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall haſt wieder bracht:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geſchaffen war;
Liebe, die du Menſch geboren
Und mir gleich warſt ganz und gar:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit;
Liebe, die mir hat erſtritten
Ew'ge Luſt und Seligkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn;
Liebe, die mich überwunden
Und mein Herze hat dahin:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich ewig liebet,
Die für meine Seele bitt't;
Liebe, die das Lösgeld giebet
Und mich kräftiglich vertritt:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit;
Liebe, die mich wird umſtecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu beiben ewiglich.

Im vierten Buch, das 31 Lieder enthält, wird zuerſt die heilige Jungfrau, dann Johannes der Evangeliſt und Maria Magdalena als die unmittelbaren Zeugen am Kreuzesſtamme und die wahren irdiſchen Vertreter der Liebe zu Chriſto verherrlicht, Johannes mit den Verſen:

Du edler Jüngling, mein Patron,
Johannes, welchen Gottes Sohn
So zärtlich hat geliebet:
Dich zu verehr'n ſoll jetzt mein Mund
Die große Güte machen kund,
Die Gott an dir geübet.

Darauf tritt Pſyche wieder ihre Wanderungen an; ſie beweint ihre Sünden, ſie wendet ſich von aller irdiſchen Begier ab, die noch einmal unter dem Bild der Schäferei dargeſtellt wird, ſie wird von dem aufgefundenen Seelenfreund getröſtet, ſie koſet mit ſeinem ſüßen Namen, beweint die gekreuzigte Liebe, ruft alle Geſchöpfe zum Lobe ihres Bräutigams auf, insbeſondere die kleinen Waldvögelein, ſie begehret aufgelöst zu ſein, ſie betet zu den ſeligen Freunden des Erlöſers, zu Engeln und Heiligen, für die Seelen im Reinigungsorte und ſchließt mit einer ergreifenden Betrachtung der Ewigkeit, in welche der Dichter die zahlreichen ernſten und grandioſen Bilder, die man zur Darſtellung der Unendlichkeit gebraucht, zuſammengedrängt hat. Von den einzelnen Liedern verdient außer dem letzten ausgezeichnet zu werden Nro. 130 mit dem Anfang:

Wollt ihr den Herren finden,
So ſucht ihn, weil es Zeit;

Wollt ihr den Bräut'gam binden,
So thut's, weil er's verleiht.
Wollt ihr die Kron' empfangen,
So rennet nach dem Ziel;
Wer viel meint zu erlangen,
Der sucht und müht sich viel.

Sucht ihn, soll er sich zeigen,
Im Straßweg der Geduld;
Wer meiden kann und schweigen,
Der findet seine Huld.
Sucht ihn in Wüsteneien
Und Abgeschiedenheit;
Die mit der Welt sich freuen,
Die fehlen seiner weit.

Nro. 143: „Der Frühling kommt heran, Der holde Blumenmann", macht mit seiner ausführlichen Beschreibung der erwachenden Natur, an die nur mit leisem Klang die Gegenstrophen von dem Erwachen der Seele sich anschließen, den Eindruck einer mehr jugendlichen Dichtung, und dürfte daher, wie früher geschehen, mit jener „deutsch-poetischen Mayenlust der an St. Elisabeth blühenden Jugend" zusammengestellt werden. In dem vorhergehenden Lied führt die tönende Nachtigall den Dichter zum Andenken an den gekreuzigten Heiland, der in „sieben Liedelein in der größten Angst und Pein lieblich hat gesungen" — es sind die sieben Worte des Herrn am Kreuze.

Die Lieder des fünften Buches, 49 an der Zahl, zu welchen Kahlert und nach ihm Rosenthal mit Grund noch ein Gedicht hinzugefügt haben, das sich in einem späteren Werke Schefflers („Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge") findet, schließen sich zum Theil enger an das katholische Kirchenlied an. Gleich im ersten „preist die Psyche die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau Maria", und das Gedicht vertheilt sich in je vier Strophen auf die sieben kirchlichen Tagzeiten: Metten, Prim, Terz,

Sext, Non, Vesper und Complet. Es folgen einige Uebertragungen kirchlicher Hymnen, des „Jesu corona virginum“ (157), des „Veni creator spiritus (188), des „Veni sancte spiritus (189) und des „Cur mundus militat“ (199) von Jacopone. Zumeist jedoch weichen auch diese späteren geistlichen Lieder von dem Charakter der früheren nicht besonders ab: die Psyche — diese Bezeichnung kehrt auch hier in den Ueberschriften wie in den Gedichten selbst oftmals wieder — singt jetzt ihrem Bräutigam ein fröhliches Morgenlied, schenkt ihm ihr Herz als Morgengabe, dankt ihm für Speise und Trank, stimmt dann ein geistliches Abendlied an, „vertröstet die Schäferinnen der Ankunft ihres Heilandes“, bittet dann um Beistand zur Fastenzeit, wünscht ihm Glück zu seiner Ueberwindung, singt dem heiligen Geist und der heiligen Dreifaltigkeit Lobgesänge, preist das heilige Sakrament und die Schönheit der christlichen Kirche, und verlangt sehnlichst nach der Krone der ewigen Seligkeit. Durchweg waltet in diesen Liedern, noch mehr aber in einer Reihe anderer, die in mehr mystischer Weise das Suchen, Finden und den Besitz Christi besingen, derselbe milde, fromme, sehnsüchtige Mollton wie in den vorigen Büchern. Nur zwei Lieder weichen davon gänzlich ab und erheben sich zu kräftigem, fast kriegerischem Schwung. Das eine (Nr. 201) beginnt mit dem Kampfesruf:

Auf, auf, o Seel', auf, auf zum Streit,
Auf, auf zum Ueberwinden;
In dieser Welt, in dieser Zeit
Ist keine Ruh zu finden.
Wer nicht will streiten, trägt die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

In vielen Gesangbüchern findet sich der Anfang dahin verändert: „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit!“ Das zweite, obwohl ziemlich bekannt, in derselben Stro-

henform gedichtet, verdient wegen ſeiner inneren Vortrefflichkeit auch hier wohl eine Stelle.

Mir nach, ſpricht Chriſtus unſer Held,
Mir nach, ihr Chriſten alle!
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruf und Schalle;
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Ich bin das Licht, ich leucht' euch für
Mit heil'gem Tugendleben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Darf nicht im Finſtern ſchweben:
Ich bin der Weg, ich weiſe wohl,
Wie man wahrhaftig wandeln ſoll.

Mein Herz iſt voll Demüthigkeit,
Voll Liebe meine Seele,
Mein Mund der fleußt zu jeder Zeit
Von ſüßem Sanftmuth-Oele;
Mein Geiſt, Gemüthe, Kraft und Sinn
Iſt Gott ergeben, ſchaut auf ihn.

Fällts euch zu ſchwer? ich geh' voran,
Ich ſteh euch an der Seite,
Ich kämpfe ſelbſt, ich brech' die Bahn,
Bin Alles in dem Streite.
Ein böſer Knecht, der ſtill darf ſtehn,
Wenn er den Feldherrn an-ſieht gehn.

Wer ſeine Seel' zu finden meint,
Wird ſie ohn' mich verlieren;
Wer ſie um mich verlieren ſcheint,
Wird ſie nach Hauſe führen;
Wer nicht ſein Kreuz nimmt und folgt mir
Iſt mein nicht werth und meiner Zier.

So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit unſerm Kreuz nachgehen,

Und wohlgemuth, getroſt und gern
In allen Leiden ſtehen:
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

Die Lieder der heiligen Seelenluſt erſchienen gleich in der erſten Ausgabe „mit ausbündig ſchönen Melodeyen geziert von Herrn Georgio Joſepho", einem Componiſten, von dem wir nichts weiter wiſſen, als daß er Muſikus an der Kapelle des Biſchofs von Breslau war und auch „Symphonien" hat drucken laſſen. Dieſe Melodien werden charakteriſirt als „an ſich zwar oft ſehr anmuthig, doch arienmäßig und ſüßlich", ein Urtheil, das im Ganzen richtig erſcheint, während ein Kenner des proteſtantiſchen Kirchengeſanges, C. von Winterfeld, die muſikaliſche Bedeutung Joſeph's (ſo wird er wohl geheißen haben) noch niedriger anſchlägt, indem er ſchreibt: „Johann Angelus hat an dieſem Georg Joſeph keineswegs einen Sänger gefunden, der ihm irgendwie gewachſen wäre." [27] Indeſſen ſollen ſich von dieſen Melodien noch heute viele unter dem Landvolke, namentlich in der Oberlauſitz, erhalten haben. Nicht ſo im Kirchengeſange, wo die Joſephiſchen Melodien bald verdrängt wurden.

Anders ging es mit den Texten. Sie gehören zu den verhältnißmäßig wenigen Liedern, bei denen man nicht nach dem Glaubensbekenntniſſe des Verfaſſers fragte, die vielmehr von beiden chriſtlichen Confeſſionen, der katholiſchen wie der lutheriſchen, zwei Jahrhunderte hindurch in Ehren gehalten und fleißig benützt worden ſind. Bei den Proteſtanten waren es allerdings vorzüglich die Schüler Speners, die ſich von ihnen angezogen fühlten; aber auch die andere Richtung im lutheriſchen Bekenntniß bewahrte ſich ſo viel Unparteilichkeit des Urtheils, daß man über der Confeſſion des Dichters und ſeinen Streitſchriften die innere Vortrefflichkeit jener Lieder nicht vergaß, die den beſten Kirchenliedern aus jener Zeit würdig zur Seite ſtehen. So kamen ſie,

aber allmählich mit anderen Melodien, in fast alle lutherischen Gesangbücher, und es wurde dann in den Registern der Verfasser gern mit den Anfangsbuchstaben J. A. (Johannes Angelus) bezeichnet, das man als incerti auctoris (von ungewissem Verfasser) auszulegen pflegte. Doch gebietet die Unparteilichkeit, hier auch die Bezeichnung eines Hymnographen, E. Neumeister, nicht zu vergessen; er sagt: „Dieser Angelus ist ein Papist, aber ein rechtschaffener, und ich sehe nicht ein, warum nicht die meisten seiner Lieder von einem Lutheraner gebraucht werden sollten.“[28] Wo in der katholischen Kirche der deutsche Gesang gepflegt wurde, da hat man Schefflers Lieder nicht vergessen.

Scheffler nimmt als geistlicher Liederdichter unter seinen Zeitgenossen eine ziemlich selbstständige und eigenartige Stellung ein. Nicht als ob er den Einflüssen, welche in der Zeitrichtung lagen, sich verschlossen hätte; bemerkten wir ja schon bei seinen Jugendarbeiten, daß er in der Schule eines Opitz, den man binnen Kurzem als den Vater der neueren deutschen Dichtung erhob, Manches gelernt hatte. Aber das waren doch hauptsächlich nur äußere Anstöße: Unterrichtsstunden, in denen von der richtigen Wortform, von deutschem Rhythmus, von Länge und Kürze der Verse, von schmückenden Beiwörtern und poetischen Wendungen und endlich von den verschiedenen Gattungen der Dichtung und den betreffenden Mustergedichten gesprochen wurde, und damit verbunden Uebungsstunden, in denen der Verkündiger eines neuen Geschmackes die eigenen, im Schweiße seines Angesichtes gefertigten Musterproben zur Nachahmung vorstellte. Auch das ist ja gewiß nicht unwichtig oder zu verachten. Aber ein gediegenes Vorbild für religiöse Dichtung abzugeben, dazu besaß der weltsinnige, humanistische Opitz, obgleich wir von ihm einzelne religiöse Gedichte besitzen, doch weder die rechte treibende Lust, noch die nothwendige religiöse Tiefe.

Beides besaß in hohem Grade ein Zeitgenosse Opitzens, der aber wohl schwerlich dessen Bemühungen und Unterweisungen kennen gelernt hat, obgleich er einige Regeln desselben durch richtiges Gefühl ebenfalls entdeckte. Es ist der rheinische Jesuit Friedrich Spee, geboren 1591 zu Kaiserswerth, seit 1610 dem Jesuitenorden angehörig und als Prediger und Beichtvater an verschiedenen Orten thätig, am 7. August 1635 in Trier gestorben. Er ist der Dichter der „Trutznachtigall", eines geistlichen Liederbüchleins, das erst nach seinem Tode (Köln, 1649) erschien und seinen Namen vom Verfasser erhalten hat, „weil es trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singt und zwar aufrichtig poetisch" — wenn man will, ein kleines Selbstlob, hier aber ein wohlverdientes, während kleinere Geister jener Zeit ohne Anstand mit ganz anderen überschwänglichen Selbstlobsphrasen hervortraten. Wie bemerkt, hat Spee das im schlesischen Osten aufgehende poetische Licht wohl kaum gekannt; so fern standen sich damals die katholischen und die protestantischen Stämme des deutschen Vaterlandes. Wer aber bei Abschätzung von Gedichten auf inneren Werth, auf tiefe Empfindung sieht, der muß Spee's Trutznachtigall, obgleich sie nicht ganz frei ist von Weichheit, Ueberschwänglichkeit und Spielerei, doch den meisten Erzeugnissen vorziehen, die damals auf Schlesiens Dichterbergen und in seinen Thälern gewachsen sind.

Nun hat bereits Friedrich Schlegel, der beide Dichter hoch schätzte, den schlesischen Dichter der heiligen Seelenlust und den rheinischen Dichter der Trutznachtigall unter einen und denselben Gesichtspunkt gestellt, und Gervinus behauptet geradezu: „Scheffler ist sichtbar angeregt von Spee; das Bild von der liebenden Seele geht fast überall durch; jene Lieder voll von Benennungen und Ehrentiteln erscheinen auch hier; klingende Maigesänge, kindliche und schmachtende Schäferlieder, Anklänge an Volkslieder, Alles ist hier wie

dort. Aber die Leichtigkeit Spee's fehlt; wo dort poetische Bilder und Gedanken sind, sind hier Gemeinplätze; nicht einmal der Ton der Tändelei und Naivetät gelingt ihm." [29] Ich glaube, es werden nicht Viele, die sich noch ein unbeeinflußtes Urtheil über religiöse Dichtung bewahrt haben, mit dem letzten Scharfrichterspruch einverstanden sein, und wohl eben so wenig mit der darauf folgenden Vergleichung zwischen Scheffler einerseits und Paul Gerhardt und Gryphius andererseits, einer Vergleichung, die wiederum entschieden zu Ungunsten Schefflers gedreht wird und die Unparteilichkeit des Literarhistorikers in keinem günstigen Lichte erscheinen läßt. Aber auch die behauptete Abhängigkeit Schefflers von dem Dichter der Trutznachtigall verschwindet bei näherer Prüfung; ist in einzelnen Liedern der heiligen Seelenlust eine gewisse Aehnlichkeit mit Spee's Gedichten wohl zu gewahren, so ist das doch bei den meisten ganz und gar nicht der Fall. Und es ist keineswegs mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß Scheffler, als er seine geistlichen Hirtenlieder sang, die Trutznachtigall bereits kannte; denn die Aehnlichkeiten zwischen beiden Sammlungen können leicht auf ganz anderem Grunde ruhen.

Näher — ich meine zunächst räumlich näher — standen Schefflern die dichtenden Zeitgenossen in Bayern und Franken. Von den ersten nimmt unbestritten den höchsten Rang ein Jakob Balde, geboren 1603 zu Ensisheim im Elsaß, seit 1624 Mitglied des Jesuitenordens, gestorben 1668 in Neuburg an der Donau. Lorbeeren hat er allerdings nur mit seinen zahlreichen Gedichten jeder Gattung in lateinischer Sprache errungen, während seine deutschen Gedichte in ihrer veralteten, voropitzischen, steifen und jedes Adels entbehrenden Sprache jenen Dichter gar nicht erkennen lassen, der — wie sein Biograph sagt [30] — „mit Entfaltung einer wahren Riesenkraft das ganze Gebiet der neulateinischen Poesie dem katholischen Deutschland zurückeroberte, der in

gebildeten Kreisen Deutschlands und darüber hinaus die ächte heilige Dichtung wieder in ihr Recht einsetzte und zu neuen Ehren brachte."

Dieser katholische Dichter mit seinem großartigen und feinen Naturſinn, mit seinem katholisch-deutschen Patriotismus, mit seiner gewaltigen Phantasie, mit seiner hohen Grazie und seinem eminenten Sprachsinn mußte den vielfach ähnlich begabten, für die heilige Dichtung begeisterten schlesischen Convertiten anziehen, wie er die protestantischen Nürnberger in den Zauberkreis seines dichterischen Einflusses zog.

Dort in der freien kunstsinnigen Reichsstadt hatte sich unter G. Ph. Harsdörffer's Führung eine Genossenschaft von Dichtern zusammen gethan, die sich von dem schlesischen Einfluß zu emancipiren und auf eigene Füße zu stellen suchten. Die Genossen nannten sich Pegnitz-Schäfer und ihre dichterische Verbindung den Blumenorden. Ihr Führer Harsdörffer wagte — freilich erst nach Opitzens Tode — es auszusprechen, Opitz sei kein großer Dichter gewesen, weil es ihm an Erfindung gefehlt habe und seine meisten Werke nur Um- und Nachdichtungen seien. Er seinerseits versuchte die „Poeterey" Opitzens durch seinen „poetischen Trichter" zu erweitern und zu verbessern, lenkte den Blick von den trockenen und gelehrten Franzosen, für die Opitz schwärmte, auf die süßlichen und phantasiereicheren Italiener — eine Geschmacksrichtung, in der man mit den katholischen Bayern zusammentreffen mußte — und lernte wohl auch hier jene Vorliebe für das Schäferleben und den höfischen Schäferstyl, der seiner Genossenschaft den Namen gebracht hat. Da verkleidet sich Alles, was Dichtung genießen will, in Schäfer und Schäferin, und man flüchtet aus den Städten und Palästen und aus der rauhen kriegerischen Wirklichkeit in die Phantasiegefilde, wo man als *Hirt und* Hirtin an schönen stillen Bächen und in ge-

schnörkelten idyllischen Hütten beim Klange der Pansflöten und Schalmeien lebt, und nur verschmähte Liebe oder der Schmerz um ein Lamm das Leben trübt. Neben Harsdörffer, der als Schäfer den Namen Strephon führte, trieb Siegmund von Birken, unter den Pegnitzer Schäfern Floridan genannt, das edle „Wollvieh" aus und übertrug das Barocke und Geschnörkelte des nachgemachten Schäferlebens auch auf die Sprache, die er mit nachgeahmten Naturlauten, Echos, Ringelreimen u. dgl. m. zu bereichern suchte. Unterdeß brachte Johann Klaj als der Dritte im Bund die Schäferei sogar in die Kirche hinein, indem er als Prediger zu Nürnberg und Kitzingen seine klingenden Gedichte in der Kirche vortrug und in geistlichen dramatischen Dichtungen mit der südlichen Leidenschaftlichkeit wetteiferte.

In diesem Kreise wurde Balde als unvergleichlicher Poet gefeiert, die Bestrebungen des Blumenordens fanden besonders unter den Katholiken gleichgestimmte Gemüther; die religiöse Dichtung selbst konnte sich diesem Einflusse nicht entziehen, der auch bei Scheffler wohl zu gewahren ist, wenn gleich sein gesunder Sinn ihn vor den schlimmsten, geschmacklosesten Auswüchsen bewahrt hat. Er geht nicht so weit, Christum in die Gestalt des Hirten Damon oder Halton zu verkleiden; und wenn er, wie in Nro. 33, den Wiederhall zu Hülfe nimmt, so geschieht es doch nicht in der geschmacklosen Weise wie bei andern zeitgenössischen Liederdichtern. Wenn er aber in seinen Liedern das Morgenroth mehreremal mit „Röthin" bezeichnet, so erinnert das an einen anderen seiner dichtenden Zeitgenossen, an Philipp von Zesen, der die deutsche Sprache von Fremdwörtern reinigen wollte, dabei aber nicht selten die besten deutschen Wörter für Fremdwörter und Eindringlinge hielt.

Kahlert hat auf die Aehnlichkeit Schefflers mit einigen

seiner schlesischen Landsleute hingewiesen, die ebenfalls geistliche Lieder gedichtet haben. Es sind außer dem bereits erwähnten Herzensfreunde Schefflers Abr. von Franckenberg, dessen Lied „Christi Tod ist Adams Leben" sich lange in den Gesangbüchern erhielt, Christian Knorr von Rosenroth und Johannes Frank. Knorr von Rosenroth war im Fürstenthum Wohlau im Jahre 1636 geboren und also jedenfalls dichterisch noch nicht thätig, als Scheffler seine Hirtenlieder dichtete; nach vielen Reisen gewann er durch seine kabbalistischen Kenntnisse die Gunst des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach, den ähnliche Neigungen zum Eintritt in die katholische Kirche bewogen hatten. Von Knorr ist am bekanntesten ein Morgenlied mit dem Anfange:

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib' durch deine Macht
Unsre Nacht.

Der andere, Johann Frank, war im Jahre 1618 zu Guben geboren und widmete nach akademischen Studien seiner Vaterstadt seine Kräfte als Rathsherr und Bürgermeister. In seinen ziemlich zahlreichen geistlichen Liedern, die in unsern Tagen wieder erneut wurden,[31] tritt noch mehr als bei Knorr die unendliche Sehnsucht nach der Vereinigung mit Christo hervor, verbunden mit der weichen Stimmung und dem eigenthümlich mystischen Colorit, woran die Pietisten ihre Freude hatten. Einige Strophen mögen ihn am besten charakterisiren.

Du, o schönes Weltgebäude,
Magst gefallen, wem du wilt,
Deine scheinbarliche Freude
Ist mit lauter Angst umhüllt;

Denen, die den Himmel haſſen,
Will ich ihre Weltluſt laſſen:
Mich verlangt nach dir allein,
Allerſchönſtes Jeſulein!

Müde, die der Arbeit Menge
Und der heiße Strahl beſchwert,
Wünſchen, daß des Tages Länge
Werde durch die Nacht verzehrt,
Daß ſie nach ſo vielen Laſten
Könnten ſanft und ſüße raſten:
Mein Wunſch iſt bei dir zu ſein,
Allerſchönſtes Jeſulein! . . .

Andre mögen durch die Wellen
Und durch Wind und Klippen gehn,
Ihren Handel zu beſtellen
Und da Sturm und Noth ausſtehn:
Ich will meine Glaubensflügel
Schwingen an die Sternenhügel,
Ewig da bei dir zu ſein,
Allerſchönſtes Jeſulein!

Ach, daß ich den Leibeskerker
Heute noch verlaſſen müßt',
Und käm' an den Sternen-Erker,
Wo das Haus der Freuden iſt!
Da wollt' ich mit Wortgepränge
Bei der Engel großen Menge
Rühmen deinen Gottheit-Schein,
Allerſchönſtes Jeſulein!

Doch weil ich die Seelen-Auen
Und den gülb'nen Himmelsſaal
Jetzt nicht kann nach Wunſche ſchauen,
Sondern muß im Thränenthal
Noch am Kummerfaden ſpinnen,
Ei, ſo ſollen meine Sinnen
Unterdeß doch bei dir ſein,
Allerſchönſtes Jeſulein!

Auch hier bei Frank läßt sich nicht annehmen, daß seine Lieder auf den Dichter der heiligen Seelenlust Einfluß gehabt hätten; es soll nur so viel gesagt werden, daß diese genannten zwei Schlesier mit Scheffler zusammen eine geistige Gruppe und einen gewissen Gegensatz zu den sonstigen Liederdichtern der ersten schlesischen Dichterschule bilden.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes möge hier noch ein Gedicht aus der heiligen Seelenlust Platz finden, das besser als alles Andere uns in das folgende Kapitel, zu dem ‚Cherubinischen Wandersmann' überführen kann, da es ganz geeignet ist, einzelne bedenklich klingende Ausdrücke und Redewendungen des letzteren dem richtigen Verständniß näher zu rücken.

Du wonnigliches Gut, das alle Geister speiset
Und allen Creaturen Gnad' und Huld erweiset;
Wann wirst du dich in mich begeben
Und überflüssiglich erfüll'n?
Wann wirst du selber sein mein Leben
Und all' meine Begehren still'n?

Du wahres Paradies, du ew'ger Frühlingsgarten,
Du breites Blumenfeld von unerhörten Arten;
Wann werd' ich von der wüsten Erden
In deine Lustbarkeit versetzt?
Wann werd' ich deiner würdig werden
Und ewig sein von dir ergötzt?

Du freudenreicher Strahl, wann wirst du mich verzucken
Und ganz und gar in dich und deinen Blitz einschlucken?
Wann fällt das Fünklein, meine Seele,
In's Feuer deiner Gottheit ein?
Wann soll's sammt ihrer Leibeshöhle
Mit dir ein' ein'ge Flamme sein?

Du ew'ges Wollustmeer, wann wirst du mich recht tränken?
Wann wirst du mich in dich mit Leib und Seel' versenken?
Wann wird mein Geist in dich zerfließen
Und seiner Liebe Lauf vollführ'n?

Wann werd' ich mich auch ſelbſt nicht wiſſen
Und ewiglich in dich verlier'n?

Du hochgewünſchte Ruh, du Zielſtadt der Verliebten,
Du End- und Mittelpunkt der wallenden Betrübten;
Wann werd' ich, Jeſu, zu dir kommen
Und unabſcheidlich bei dir ſein?
Wann werd' ich in dich aufgenommen?
Wann? wann? Jeſu, mein ein'ges Ein?

VI.

Der Cherubiniſche Wandersmann.

In demſelben Jahre 1657 erſchien in Wien jenes Werkchen des Angelus Sileſius, das ſeinen dauernden Ruhm begründete und ihn für immer in die Reihe der beſten deutſchen Spruchdichter ſtellte. Es hat den Titel: „Joannis Angeli Sileſii Cherubiniſcher Wandersmann oder Geiſtreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beſchaulichkeit anleitende", und enthält zwei empfehlende Cenſurbemerkungen: die erſte von dem Breslauiſchen Generalvikar S. von Roſtock, und eine von der theologiſchen Fakultät zu Wien, gegeben durch deren Dekan, den Jeſuitenpater Nicolaus Avancinus, welche letztere deutſch alſo lautet: „Ich Unterſchriebener las das Büchelchen des J. Angelus Sileſius, betitelt: Geiſtreiche Sinn- und Schlußreime, in welchem er des Dichters Spiel und Liebreiz mit Frömmigkeit und heiligem Scherz ſo ſchön vermiſcht, daß, wie ich hoffe, der Leſer ſich daran ergötzen und zu frommen Gemüthsbewegungen wird hinreißen laſſen." Dieſe Ausgabe umfaßt fünf Bücher und einen Anhang von zehn Sonetten. Eine neue Ausgabe, zu Glatz im Jahre 1674 erſchienen und im folgenden Jahre durch einen neuen Abdruck (Glogau, 1675) wieder aufgefriſcht, trägt auf dem Titel den Beiſatz:

„von dem Urheber aufs Neue übersehen und mit dem sechsten Buche vermehrt, den Liebhabern der geheimen Theologie und beschaulichen Lebens zur geistlichen Ergötzlichkeit zum andernmal herausgegeben.“ Der Dichter hat dann folgende Widmung vorgesetzt:

Der ewigen Weisheit Gotte,
Dem Spiegel ohne Makel,
Den die Cherubin und alle seligen Geister
mit ewiger Verwunderung anschauen,
Dem Lichte, welches alle Menschen erleuchtet,
die in diese Welt kommen,
Dem unerschöpflichen Brunn und ursprünglichem
Quelle aller Weisheit,
Schreibet zu und richtet wiederum in Ihn hin
Diese aus dessen großem Meere gnädiglich
hergeronnene kleine Tröpflein
Sein
Vor unabläßlichem Verlangen
Ihn zu schauen
allzeit sterbender
Johannes Angelus.

Auf spätere Ausgaben komme ich nachher zurück.

Die Spruchweisheit des cherubinischen Wandersmannes besteht aus mehr als sechzehnhundert Sprüchen in Alexandrinischen Versen, — das erste Buch enthält 302, das zweite 258, das dritte 249 (bei Rosenthal nur 248), das vierte 229, das fünfte 374 (in Rosenthal's Ausgabe 373), das sechste 263. Die allermeisten dieser Sinngedichte haben nur zwei Verse, einzelne vier, und nur sehr wenige, die fast alle im sechsten Buche stehen, mehr als vier Verse.

Wie ein christlicher Weiser, der sein Ohr der göttlichen Weisheit geliehen und im Vergleiche zu ihr alle irdischen Schätze gering geachtet, der seine Zeit mit der Betrachtung religiöser Dinge ausgefüllt und gleichsam zu seiner Erholung sein schönes Dichtertalent angespannt hat, um für

seine hohen Gedanken die edelste Form zu finden, preist Scheffler im sechsten Buche (11) sein glückliches Loos. Das Lehrgedicht könnte als Motto vorgesetzt werden:

Wie selig ist der Mensch, der alle seine Zeit
Mit anders nichts verbringt als mit der Ewigkeit.
Der jung und alt allein betrachtet und beschaut
Der Weisheit Schloß, das Gott, sein Vater, hat gebaut.
Der sich auf seinen Stab, das ew'ge Wort, aufstützt,
Und nicht wie mancher Thor in fremdem Sande sitzt.
Der nicht nach Haus und Hof, nach Gold und Silber sieht,
Noch seines Lebens Zeit zu zählen sich bemüht.
Ihn wird das blinde Glück nicht hin und her vexiren,
Noch etwa eitler Durst zu fremdem Wasser führen.
Er weiß von keinem Zank, er liebt nicht Krämerei,
Er trachtet nicht darnach, daß er gesehen sei.
Er ist der Welt ein Kind, die allernächste Stadt
Ist ihm so viel bekannt, als die so Japan hat.
Er schaut nur über sich, so frei er immer kann,
Sein rechtes Vaterland, den lieben Himmel an.
Sein Alter rechnet er nicht nach der Jahre Zahl;
In Gott vollkommen sein, das heißt er alt zumal.
Die Sonne leuchtet ihm in seinen Acker ein,
Und wenn's gleich Abend wird, so bleibt ihm doch ihr Schein.
Er sieht des Lebens Baum im Geist begierlich an
Und geht mit allem Fleiß zu ihm die nächste Bahn.
Er kümmert sich um nichts; was neben ihm geschieht,
Ist ihm so fremd und klar, als was ein Blinder sieht.
Doch ist er stark und frisch, er scheuet keinen Feind,
Wenn gleich Welt, Teufel, Fleisch und mehr beisammen seind.
Ein Andrer laufe hin, zerstreu sich mit der Welt.
Dieß ist das Leben und die Bahn, so mir gefällt.

Die Sprüche selbst sind nicht systematisch geordnet, obgleich dieß dem Dichter keineswegs hätte schwer fallen können; die Gedanken stehen vereinzelt und zerstreut und treten darum nicht selten wiederholt mit geringer Aenderung auf, sie sollen gerade durch ihre Vereinzelung wirken und verfehlen dieses Ziel selten. Mit bewußter Absicht hat

der Dichter auch in der zweiten und dritten Auflage die verwandten Sprüche durchaus nicht zusammengestellt. „Diese Reimen," sagt er, „gleichwie sie dem Urheber meistentheils ohne Vorbedacht und mühsames Nachsinnen in kurzer Zeit von dem Ursprung alles Guten einzig und allein gegeben worden aufzusetzen, also, daß er auch das erste Buch in vier Tagen verfertigt hat, sollen auch so bleiben, und dem Leser eine Aufmunterung sein, den in sich verborgenen Gott und dessen heilige Weisheit selbst zu suchen, jedoch wo der Verstand zweifelhaft oder gar zu dunkel zu sein vermeint, so soll dabei eine kurze Erinnerung geschehen." Solche „Erinnerungen" oder Erläuterungen hat man bei derartigen Sprüchen immer gern durch kurze Aphorismen und Andeutungen gegeben; bei Scheffler ist es nicht anders; in den meisten Fällen soll die kurze, aber meist inhaltreiche Ueberschrift den richtigen Weg zeigen; als weitere Wegweiser sind dann, leider verhältnißmäßig nur selten, sinnverwandte Stellen aus der heiligen Schrift oder mystischen Schriftstellern, in einigen wenigen Fällen auch wirkliche Erklärungen oder die Lösung des aufgestellten Räthsels gegeben. Denn einzelne Sinngedichte sehen sich wirklich wie mystische Räthsel an, z. B.:

II. 4. Das ewige Ja und Nein.

Gott spricht nur immer Ja, der Teufel saget Nein;
Drum kann er auch mit Gott nicht Ja und Eines sein.

Wozu dann die kurze Andeutung: Anspielung auf den hebräischen Namen Gottes: J A H.

II. 64. Ein Seufzer sagt Alles.

Wenn meine Seel' erseufzt und Ach und O schreit hin,
So rufet sie in sich ihr End und Anbeginn.

Natürlich Alpha und Omega.

II. 77. A B ist schon genug.

Die Helden plappern viel; wer geistlich weiß zu beten,
Der kann mit A und B getrost für Gott hintreten.

Lösung: Abba, Vater.

II. 205 ist die Lösung schon in Klammern eingefügt:

Iß Butter, iß mein Kind, und Honig (Gott) dabei,
Damit du lernst, wie Bös' und Gut zu scheiden sei.

Wenn aber der Dichter, wie er versichert, das ganze erste Buch mit seinem reichen Inhalt in vier Tagen abgefaßt hätte, so würde das allerdings den Spruch Paul Heyse's bewahrheiten:

Ein scheues Wild die Gedanken sind:
Jag' ihnen nach, sie fliehen geschwind.
Siehst du sie hellen Auges an,
Zutraulich wagen sie sich heran.
Ein stiller Wandrer kann sie zähmen,
Das Futter ihm aus der Hand zu nehmen.

Doch läßt sich mit Grund annehmen, daß die dreihundert Sinngedichte des ersten Buches den vier erwähnten Arbeitstagen nur ihre letzte dichterische Fassung, ihre vollständige Krystallisation verdanken, während ihr Gedankengehalt und wohl sicher auch ihre vorläufige dichterische Form schon aus früheren Tagen fertig vorlag. Und dieser Gedankengehalt ist — wer möchte es auffallend finden! — nicht immer des Dichters Eigenthum, ein Erzeugniß seiner Spekulation. Gerade in diesem ersten Buche waltet die drückende Schwüle, zucken die leuchtenden Gedankenblitze eines Jakob Böhme, den Scheffler einst als seinen Meister verehrte. Aber noch weiter reicht diese uralte Gedankenwelt zurück und weist bald auf Dionys den Areopagiten, jenen ersten christlichen Mystiker, bald auch auf den jüdischen Theosophen Philo und auf die heidnischen Neu-Platoniker hin. In reiferen Jahren hatte Scheffler sich von Böhme mehr ab- und den christlichen Mystikern des Mittelalters mehr zugewandt. Da wurden seine Vorbilder und Quellen vor Allem: die heiligen Bernhardus, Bonaventura und Hugo von St. Viktor, dann

Johann Ruysbroek, der Niederländer, mit dem Ehrennamen des ekstatischen Lehrers, und besonders unser herrlicher deutscher Johann Tauler, jene durch Schrift und Lebenserfahrung gebildete, durch langen Seelenkampf wie durch die Zucht der Wissenschaft geläuterte und gestärkte Seele. Aber die Werke dieses Mannes enthielten damals noch unterschiedslos und unter des hochverehrten Meisters Taulers Namen auch Schriften des berufenen Meisters Eckhard, jenes Kölnischen Dominikaners, der gewaltig in Schrift und Rede, tiefsinnig in seiner Spekulation, doch durch eine Reihe von Aeußerungen sich die kirchliche Mißbilligung unter Papst Johann XXII. zugezogen, jedoch vor seinem Tode in der Dominikanerkirche zu Köln am 13. Februar 1327 Widerruf geleistet hat. Wohl gibt die Verdammungsbulle zu, daß die verwegenen und der Häresie verdächtigen, auch ihrem Wortlaute nach wirklich häretischen Sätze Eckhards „mit Hülfe vieler Erklärungen und Ergänzungen" einen katholischen Sinn haben könnten, und so mag es sich erklären, daß sie unter dem Schutze der Tauler'schen Werke, nach Möglichkeit orthodox gedeutet, sich erhielten und verbreiteten. Scheffler hat sie ohne Zweifel für Tauler'sche Aussprüche gehalten. In der Vorrede werden außer den genannten Namen noch besonders Dionysius der Karthäuser, Ludovicus Blosius, Nicolaus a Jesu, Thomas a Jesu und das damals eben erst erschienene Leben der ehrwürdigen Maria de Escobar citirt. Im Nachlasse Schefflers fanden sich die „Offenbarungen der hl. Brigitta" (gedr. Dillingen 1583) und daran angebunden H. Suso's Buch von den neun Felsen; auf dem Titelblatt waren die Namen der Besitzer Abr. von Franckenberg und Dr. Joh. Scheffler eingeschrieben, das Buch aber mit zahlreichen Randbemerkungen und kabbalistischen Figuren von Schefflers Hand angefüllt, welche beweisen, daß er bei dessen Lektüre länger verweilte und seine Gedanken fixirte.[38]

Was nun den Titel „Cherubiniſcher Wandersmann“ anlangt, ſo weist der Dichter damit ſchon auf ſeine Vorgänger in der Myſtik, ſpeziell auf Meiſter Eckhard und über dieſen auf den Areopagiten Dionys zurück. Während nämlich die Seraphim die Entzündung des Herzens in göttlicher Liebe ſinnbilden, ſollen die Cherubim den Aufſchwung der Seele zur göttlichen Beſchaulichkeit darſtellen. Das erſte verſucht Angelus in ſeiner Liederſammlung „Heilige Seelenluſt“, von welcher der vorige Abſchnitt geſprochen hat, das andere im „Cherubiniſchen Wandersmann“. Und „glückſelig,“ ſagt er in der Vorrede ſo ſchön, „magſt du dich ſchätzen, wenn du dich beide läßeſt einnehmen, und noch bei Leibes Leben bald wie ein Seraphin von himmliſcher Liebe brenneſt, bald wie ein Cherubin mit unverwandten Augen Gott anſchaueſt; denn damit wirſt du dein ewiges Leben in dieſer Sterblichkeit, ſo viel es ſein kann, anfangen und deinen Beruf oder Auserwählung zu derſelben gewiß machen“ *).

„Wer hier auf Niemand ſieht, als nur auf Gott allein,
Wird dort ein Cherubim bei ſeinem Throne ſein.“
II. 184.

„Myſtik iſt ein Schauen und Erkennen unter Vermittelung eines höheren Lichtes, und ein Wirken und Thun unter Vermittelung einer höheren Freiheit“, ſo ſpricht ſich Görres zu Anfang ſeiner Myſtik aus. Auch eine Reihe von Sinnſprüchen Scheffler's, die uns füglich als Einleitung in ſeine Betrachtungen dienen können, verkünden es offen, daß jene Erkenntniß, die in die Tiefen der Weisheit

*) Vgl. Terſtegen, kurze und erbauliche Schlußreime (66):
Wer Gott ganz reine liebt, gleicht einem Seraphim,
Wer ihn im Geiſt beſchaut, macht's wie ein Cherubim,
Wer in Gott ruht und Gott in ſich läßt ruhn und wohnen,
Der iſt nicht träg, er thut, was alle Himmelsthronen.

führen soll, nicht durch das gewöhnliche, vernünftige, sogenannte discursive Denken gewonnen wird, das wohl für die Fragen des irdischen Lebens ausreichen mag; sondern auf dem Wege der geistigen Anschauung.

Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.
III. 228.

Die Seele, welche Gott das Herze treffen will,
Sieht nur mit einem Aug', dem rechten, auf das Ziel.
V. 336.

Das überlichte Licht schaut man in diesem Leben
Nicht besser, als wenn man in's Dunkle sich begeben.
IV. 23.

Wer an den Füßen lahm und am Gesicht ist blind,
Der thue sich dann um, ob er Gott nirgends findt.
I. 57.

Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Thür,
Der Weg der Wissenschaft bringt dich gar langsam für.
V. 320.

Durch dieses Thor der Liebe aber geht nur derjenige zu Gott und zur Erkenntniß Gottes ein, der sich von den irdischen Dingen und Begierden zurückzieht, der auch sein eigenes verblendetes, sündhaftes, von der Erdenschwere angezogenes Selbst aufgibt.

Wo Gott ein Feuer ist, so ist mein Herz der Heerd,
Auf welchem er das Holz der Eitelkeit verzehrt.
I. 66.

Mensch, in das Paradies kommt man nicht unbewehrt;
Willst du hinein, du mußt durch Feuer und durch Schwert.
I. 132.

Du bist die Babel selbst: gehst du nicht aus dir aus,
So bleibst du ewiglich des Teufels Polterhaus.
I. 226.

Zwei Wörtlein lieb' ich sehr: sie heißen Aus und Ein;
Aus Babel und aus mir, in Gott und Jesum ein.
II. 213.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.
II. 85.

Mein beſter Freund, mein Leib, der iſt mein ärgſter Feind:
Er bind't und hält mich auf, wie gut er's immer meint,
Ich haß' und lieb ihn auch, und wann es kommt zum Scheiden,
So reiß ich mich von ihm mit Freuden und mit Leiden.
IV. 79.

Der Menſch, der ſeinen Geiſt nicht über ſich erhebt,
Der iſt nicht werth, daß er im Menſchenſtande lebt.
II. 22.

Das größte Wunderding iſt doch der Menſch allein:
Er kann, nach dem er's macht, Gott oder Teufel ſein.
IV. 70.

Was iſt denn Gott, zu dem die Menſchenſeele ſich aufſchwingen ſoll im Erkennen und Anſchauen, in den ſich die Creatur verſenken und verlieren ſoll?

Gott iſt ein Wunderding: er iſt das, was er will,
Und will das, was er iſt, ohn' alle Maß und Ziel.
I. 40.

Je mehr du Gott erkennſt, je mehr wirſt du bekennen,
Daß du je weniger ihn, was er iſt, kannſt nennen.
V. 41.

Denkſt du den Namen Gott's zu ſprechen in der Zeit?
Du ſprichſt ihn noch nicht aus in einer Ewigkeit.
II. 51.

Gott iſt ein laut'rer Blitz und auch ein dunkles Nicht,
Das keine Creatur beſchaut mit ihrem Licht.
II. 146.

Was iſt das Weſen Gott's? fragſt du mein' Engigkeit.
Doch wiſſe, daß es iſt ein' Ueberweſenheit.
II. 145.

Gott iſt unendlich hoch — Menſch, glaube dieß behende! —
Er ſelbſt find't ewiglich nicht ſeiner Gottheit Ende.
I. 41.

Durch Weisheit iſt Gott tief, breit durch Barmherzigkeit,
Durch Allmacht iſt er hoch, lang durch die Ewigkeit.
IV. 35.

Gott iſt ja nichts als gut. Verdammniß, Tod und Pein,
Und was man böſe nennt, muß, Menſch, in dir nur ſein.
I. 129.

Du fragſt, wie lange Gott geweſt ſei, um Bericht:
Ach ſchweig', es iſt ſo lang, er weiß es ſelber nicht.
III. 180.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht;
Wer es nicht ſelber wird, der ſieht es ewig nicht.
I. 72.

Halt an, mein Auguſtin, eh' du wirſt Gott ergründen,
Wird man das ganze Meer in einem Grüblein finden. *)
IV. 22.

Gott der genügt ſich ſelbſt, wird ſeiner auch nicht ſatt,
Weil er an ſich allein die höchſte G'nüge hat.
II. 190.

Denkt: Ueberall iſt Gott, der große Jehovah,
Und iſt doch weder hier, noch anderswo, noch da.
III. 217.

Schau: Gott iſt ſo gerecht, wär' etwas über ihn,
Er ehrt' es mehr als ſich und kniete vor dem hin.
V. 43.

Menſch, Gott gedenket nichts, ja wär'n in ihm Gedanken,
So könnt' er hin und her, was ihm nicht zuſteht, wanken.
V. 173.

Nichts dauert ohn' Genuß: Gott muß ſich ſelbſt genießen,
Sein Weſen würde ſonſt wie Gras verdorren müſſen.
V. 75.

Gott kann ſich nicht entziehn, er wirket für und für:
Fühlſt du nicht ſeine Kraft, ſo gib die Schuld nur dir.
V. 73.

Kein Nam' iſt, welcher Gott recht eigen wär' allein:
Die Liebe heißt man ihn, ſo werth iſt ſie und fein.
V. 245.

Gott hat ſich nie gemüht, auch nie geruht, das merk':
Sein Wirken iſt ſein Ruh'n und ſeine Ruh' ſein Werk.
IV. 166.

Von der heiligen Dreifaltigkeit ſpricht Angelus in folgender Weiſe:

---

*) Anſpielung auf die bekannte Erzählung, wie der hl. Auguſtin bei ſeinem Grübeln über das Geheimniß der heiligſten Dreifaltigkeit durch ein Knäblein zurecht gewieſen worden, welches vorgab, das Meer in ein Grüblein ausſchöpfen zu wollen.

Gott Vater ist der Punkt; aus ihm fleußt Gott der Sohn,
Die Linie, Gott der Geist, ist Beider Fläch' und Kron'.
IV. 62.

Gott Vater ist der Brunn', der Quell der ist der Sohn,
Der heil'ge Geist der ist der Strom, so fleußt davon.
V. 123.

Es ist kein Vor noch Nach; was morgen soll geschehn,
Hat Gott von Ewigkeit schon wesentlich gesehn.
II. 182.

Weil in Gott kein Vor oder Nach ist, so läßt sich auch keine Zeit bestimmen, wann er die Welt erschaffen hat, die von Ewigkeit her (als Idee) in ihm war; und so kann man auch sagen, daß Gott noch immer die Welt erschaffe. In anderem Sinne aufgefaßt, würden solche Sprüche allerdings mehr als bedenklich klingen.

Da Gott die Welt erschuf, was schrieb man für ein Jahr?
Kein anderes, als das sein's Urstands erstes war.
V. 91.

Dort in der Ewigkeit geschiehet all's zugleich,
Es ist kein Vor und Nach, wie hier im Zeitenreich.
V. 148.

Weil Gott der Ewige die Welt schuf außer Zeit,
So ist's ja sonnenklar, daß sie von Ewigkeit.
V. 146.

Die Rose, welche hier dein äuß'res Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.
I. 108.

Gott schafft die Welt annoch; kommt dir dieß fremde für?
So wiss': es ist bei ihm kein Vor noch Nach wie hier.
IV. 165.

Gott macht kein neues Ding, ob's uns zwar neue scheint;
Für ihn ist's ewiglich, was man erst werden meint.
V. 179.

Gott ist ihm selber All's: sein Himmel, seine Lust;
Warum schuf er denn uns? — Es ist uns nicht bewußt.
IV. 126.

Das Geschaffene bleibt also — in Gott — ewig bestehn.

Die Creatur ist mehr in Gotte, denn in ihr,
Zerwird *) sie, bleibt sie doch in ihme für und für.
I. 193.

Weil die Geschöpfe gar in Gottes Wort besteh'n,
Wie können sie denn je zerwerden und vergehn?
I. 109.

Schau, diese Welt vergeht. Was? sie vergeht auch nicht:
Es ist nur Finsterniß, was Gott an ihr zerbricht.
II. 109.

Hoch über allen Geschöpfen an Werth und Würde steht die Menschenseele, Gottes Ebenbild, sein Sohn, ihm ähnlich, „so wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt, ganz ähnlich ist das Roth, das noch die Adern füllt“;[33] so hoch gestellt, daß Gott selbst um ihre Liebe wirbt; so frei, daß Gott selbst sie niemals zwingen kann; so reich, daß sie Seligkeit und Verdammniß, Himmel und Hölle nur in sich selber trägt.

Ich trage Gottes Bild; wenn er sich will besehn,
So kann es nur in mir und wer mir gleicht, geschehn.
I. 105.

Die ew'ge Weisheit baut, ich werde der Palast,
Wann sie in mir und ich in ihr gefunden Rast.
I. 186.

Die Welt ist mir zu eng', der Himmel ist zu klein:
Wo wird doch noch ein Raum für meine Seele sein?
I. 187.

Die Seel' ist eine Flamm', aus Gott dem Blitz gegangen;
Ach, sollte ich denn nicht in ihn zurück gelangen?
II. 158.

Schließ mich, so streng du willst, in tausend Eisen ein,
Ich werde doch ganz frei und ungefesselt sein.
I. 118.

Nichts Stärk'res ist als Gott, doch kann er nicht verwehren,
Daß ich nicht was ich will, soll wollen und begehren.
V. 98.

---

*) Diese Wortbildung „zerwerden“ = zergehen, um etwas Neues zu werden, stammt aus tiefer Gedankenquelle des Dichters.

Der Will' macht dich verlor'n, der Will' macht dich gefunden,
Der Wille macht dich frei, gefesselt und gebunden.
VI. 82.

Gott, Teufel, Welt und all's will in mein Herz hinein:
Es muß ja wunderschön und großen Adels sein *).
III. 110.

Der Mensch muß doch was sein: Gott nimmt sein Wesen an;
Um aller Engel will'n hätt' er solch's nicht gethan.
V. 131.

Gott straft die Sünder nicht: die Sünd' ist selbst ihr Hohn,
Ihr' Angst, Pein, Marter, Tod; wie Tugend selbst ihr Lohn.
V. 55.

Könnt' ein Verdammter gleich im höchsten Himmel sein,
So fühlte er doch stets die Höll' und ihre Pein.
V. 15.

Der Weise, wenn er stirbt, begehrt in Himmel nicht:
Er ist zuvor darin, eh' ihm das Herze bricht.
V. 68.

Halt an, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir:
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.
I. 82.

Der Himmel ist in dir und auch der Höllen Qual;
Was du erkiest und willst, das hast du überall.
I. 145.

Die Seel' ist groß von Macht: Gott selbst muß ihr gestehn **),
Und kann ihr nimmer mehr ohn' ihren Will'n entgehn.
III. 145.

Abwendung von Gott, dem einzig Guten, das ist die Sünde, sie ist ganz des Menschen Eigenthum. Gott sucht den Sünder auf, aber er kann ihn ohne des Menschen Mitwirkung nicht retten; wenn aber der Mensch will, so kann er durch Buße die Versöhnung erlangen.

---

*) Nachgeahmt von G. Terstegen:
Es muß das Menschenherz wohl etwas Großes sein:
Gott, Teufel, Welt und Fleisch und Alles will hinein.
Erwähle, weil du kannst, dir doch den besten Gast;
Hast du was Guts gewählt, so halte was du hast.

**) Stand halten.

Das Gute kommt aus Gott; d'rum iſt's auch ſein allein;
Das Böſ' entſteht aus dir — das laß du deine ſein.
V. 230.

Die Sünd' iſt anders nichts, als daß ein Menſch von Gott
Sein Angeſicht abwend't und kehret ſich zum Tod.
IV. 69.

Der Sonne thut's nicht weh, wenn du von ihr dich kehrſt:
Alſo auch Gotte nicht, wenn du in Abgrund fährſt.
V. 56.

Das Schaf iſt gänzlich hin, das nie wird wieder funden;
Die Seel', die Gott nicht find't, bleibt ewiglich verſchwunden.
VI. 79.

Ein Fünklein außer'm Feu'r, ein Tropfen außer'm Meer:
Was biſt du doch, o Menſch, ohn' deine Wiederkehr?
V. 369.

Zwei müſſen es vollziehn: ich kann's nicht ohne Gott,
Und Gott nicht ohne mich, daß ich entgeh' dem Tod.
V. 48.

Des Menſchen größter Schatz iſt guter Will' auf Erden;
Iſt Alles gleich verlor'n, durch ihn kanns wieder werden.
V. 62.

Die Seele, Gottes Bild, iſt der verlorne Groſchen,
Die Kerze himmliſch Licht, das durch den Fall verloſchen,
Die Weisheit das Weib, die es auf's Neu' entzünd't:
Wie ſelig iſt der Menſch, den ſie nun wieder find't!
IV. 58.

Die Buß' iſt bald gethan, daß dich Gott los muß ſagen:
Du darfſt nur an die Bruſt, wie jener Sünder, ſchlagen.
V. 71.

Die Buß' iſt wie ein Strom: ſie dämpft mit ihren Wellen
Den größten Gotteszorn und löſcht das Feu'r der Höllen.
III. 169.

Du ſprichſt: das höll'ſche Feu'r wird nie verlöſcht geſehn —
Und ſieh, der Büßer löſcht's mit einer Augenthrän'!
IV. 100.

Wenn du aus Sodom gehſt und dem Gericht entfliehſt,
So ſteht dein Heil darauf, daß du nicht rückwärts ſiehſt.
V. 256.

Die Bekehrung iſt eine nothwendige Neugeburt, *eine* Auferſtehung des Menſchen, aber zugleich eine Wie-

dergeburt Christi in der Menschenseele; ohne diese erneute Geburt kann die Menschwerdung Christi nicht erlösen.

Ach Pilger, kehre ein! Der Stall zu Bethlehem
Ist besser als die Burg und Stadt Jerusalem.
III. 2.

Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibst doch ewiglich verloren.
I. 61.

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht't, erlösen.
I. 62.

Ich sag, es hilft dich nicht, daß Christus auferstanden,
Wo du noch liegen bleibst in Sünd' und Todesbanden.
I. 63.

Ach könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden,
Gott würde noch einmal ein Kind auf dieser Erden.
II. 53.

Merk', in der stillen Nacht wird Gott ein Kind geboren,
Und wiederum ersetzt, was Adam hat verloren.
Ist deine Seele still und dem Geschöpfe Nacht,
So wird Gott in dir Mensch und Alles wieder bracht.
III. 8.

Du mußt Maria sein und Gott aus dir gebären,
Soll er dir ewiglich die Seligkeit gewähren.
I. 23.

Ach Freude! Gott wird Mensch und ist auch schon geboren.
Wo da? In mir: Er hat zur Mutter mich erkoren.
Wie gehet es denn zu? Maria ist die Seel',
Das Krippelein mein Herz, der Leib der ist die Höhl',
Die neu' Gerechtigkeit sind Windeln und sind Binden,
Der Joseph Gottesfurcht die Kräfte des Gemüths
Sind Engel, die sich freu'n, die Klarheit ist ihr Blitz,
Die keuschen Sinne sind die Hirten, die ihn finden.
III. 238.

Die Auferstehung ist im Geiste schon geschehen,
Wenn du dich läß'st entwirkt von deinen Sünden sehen.
IV. 55.

Wenn du dich überhebst und lässest Gott nur walten,
So wird in deinem Geist die Himmelfahrt gehalten.
IV. 56.

Im Waſſer lebt der Fiſch, die Pflanzen in der Erden,
Der Vogel in der Luft, die Sonn' im Firmament,
Der Salamander muß im Feu'r erhalten werden,
Im Herzen Jeſu ich, als meinem Element.

IV. 32.

Wer nun ſo den Weg der Reinigung gegangen iſt, der ſoll fortan den Berg der Vervollkommnung erſteigen, von welchem Tauler ſagt, es ſei der Berg Oliveti, an dem einſt der Herr geſprochen: Dein Wille, nicht der meine geſchehe. „Welcher Menſch Jeſu Chriſto wahrlich nachfolgen will, der muß auf dieſen Berg klimmen oder ſteigen, wie ſauer und wie hart es ihm auch immer werde; denn es iſt kein Berg ſo ſchön und ſo wonniglich auf dieſem Erdreich, man müßte denn mit Beſchwerde und mit Mühe hinaufſteigen." (Tauler.) Hier aber ſteigt man auf durch Erfüllung der göttlichen Gebote in aufrichtiger Gottes- und Nächſtenliebe, vor Allem durch Einfalt und Demuth; aber wie die Tugenden, ſo fördern auch die Leiden, die mit Gelaſſenheit und Geduld ertragen werden, den cherubiniſchen Wandersmann auf dieſem Wege zum Oelbergsgipfel. Es iſt der Weg der Erleuchtung.

Menſch, lebeſt du in Gott und ſtirbeſt deinem Willen,
So iſt dir nichts ſo leicht, als ſein Gebot erfüllen.

I. 281.

Zwei Farben halt' ich hoch und ſuche ſie mit Fleiß:
Grün in Gerechtigkeit, in Chriſti Unſchuld weiß.

II. 232.

Das Wort, das Gott von dir am allerliebſten hört,
Iſt, wenn du herzlich ſprichſt: Sein Wille ſei geehrt.

I. 232.

Das Himmelreich wird leicht erobert und ſein Leben:
Belag're Gott mit Lieb', er muß dir's übergeben.

III. 58.

Die Hoffnung iſt ein Seil: könnt' ein Verdammter hoffen,
Gott zög' ihn aus dem Pfuhl, in dem er iſt erſoffen.

I. 222.

Der Regen fällt nicht ihm, die Sonne scheint nicht ihr;
Du auch bist Anderen geschaffen und nicht dir.
IV. 186.

Der Arme, gibst du ihm, macht dich dem Reichen gleich,
Wie da? er trägt dir all's voran in's Himmelreich.
VI. 88.

Daß du nicht Menschen liebst, das thust du recht und wohl;
Die Menschheit ist's, die man im Menschen lieben soll.
I. 163.

Mensch, speise wen du willst, zeuch tausend Armen an,
So du ein Sünder bist, du hast nicht wohlgethan.
V. 168.

Die Tugenden sind so verknüpfet und verbunden,
Wer ein' alleine hat, der hat sie alle funden.
V. 171.

Schau, alle Tugenden sind Ein' ohn' Unterscheid:
Willst du den Namen hör'n? sie heißt Gerechtigkeit.
V. 172.

Die Demuth ist der Grund, der Deckel und der Schrein,
In dem die Tugenden stehn und beschlossen sein.
I. 94.

Mensch, überheb' dich nicht, die Demuth ist dir Noth:
Ein Thurm ohn' rechten Grund fällt von sich selbst in Koth.
III. 60.

Der allernächste Weg zur wahren Heiligkeit
Ist Demuth auf dem Pfad der keuschen Reinigkeit.
III. 126.

Mensch, wirst du nicht ein Kind, so gehst du nimmer ein,
Wo Gottes Kinder sind: die Thür ist gar zu klein.
I. 153.

Denkt doch, was Demuth ist! seht doch, was Einfalt kann!
Die Hirten schauen Gott am allerersten an.
Der sieht Gott nimmermehr, noch dort, noch hier auf Erden,
Der nicht ganz inniglich begehrt ein Hirt zu werden.
III. 6.

Lieb' ist die Königin, die Tugenden Jungfrauen,
Die Mägde Werk und That; — wem willst du dich vertrauen?
II. 234.

Drei Werke muß man thun, wenn man für Gott will treten:
Er fordert sonst auch nichts als Wachen, Fasten, Beten.
II. 220.

Sei hungrig, arm und ſanft, barmherzig, friedlich, rein,
Betrübt, verfolgt um Gott, ſo kannſt du ſelig ſein.
II. 217.

Haſt du Verworfenheit, Verachten, Meiden, Flieh'n,
So kannſt du thurſtiglich*) mit Gott zu Felde zieh'n.
II. 253.

Chriſt, ſo du unverwelkt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Roſe blühſt, wie ſelig wirſt du ſein!
III. 85.

Das Leiden Chriſti iſt am Kreuz nicht gar vollbracht;
Er leidet heute noch bei Tag und auch bei Nacht.
V. 159.

Menſch, du ſollſt Paulus ſein und in dir ſelbſt erfüllen,
Was Chriſtus nicht gethan, wo ſich der Zorn ſoll ſtillen.
V. 160.

Ach Kind, iſt denn auch dir zur Zeit noch nicht bewußt,
Daß man nicht immer liegt an unſres Herren Bruſt?
Wen er am liebſten hat, der muß in Kreuz und Pein,
In Marter, Angſt und Tod der Nächſte bei ihm ſein.
III. 41.

Menſch, biſt du Gott getreu und meineſt ihn allein,
So wird die größte Noth ein Paradies dir ſein.
I. 131.

Wer in ſich Ehre hat, der ſucht ſie nicht von außen,
Suchſt du ſie in der Welt, ſo haſt du ſie noch draußen.
VI. 24.

Wirf das Gebündle weg! wer ſtreiten will und kriegen,
Dem muß kein Sack voll Geld auf ſeinen Achſeln liegen.
VI. 67.

Menſch, du bedarfſt nicht viel zur ew'gen Seligkeit:
Es hilft ein einzig's Kraut, das heißt Gelaſſenheit.
V. 70.

Die Roſ' iſt meine Seel', der Dorn des Fleiſches Luſt,
Der Frühling Gottes Gunſt, ſein Zorn iſt Kält' und Froſt;
Ihr Blühn iſt Gutes thun, den Dorn, ihr Fleiſch, nicht achten,
Mit Tugenden ſich zier'n und nach dem Himmel trachten;
Nimmt ſie die Zeit wohl wahr und blüht weil's Frühling iſt,
So wird ſie ewiglich für Gottes Roſ' erkieſt.
III. 90.

*) kühn.

„Der Berg Oliveti," sagt Tauler, „schaut hin gen Jerusalem, was einen Frieden bedeutet ohne Widerwärtigkeit." Wenn der Mensch sich selbst verläßt und aus sich selbst ausgeht, dann ziehet Gott ein; wenn er sich selbst stirbt, dann lebt er Gott. Das ist der Weg der Vereinigung. Fortan wohnt Gott in einer solchen Menschenseele und mit ihm Friede und Seligkeit. Nun ist die Seele die Braut Gottes geworden, sie hat keinen Wunsch mehr, in schweigender seliger Betrachtung schmiegt sie sich an ihren Bräutigam, der alle Schätze als Morgengabe in ihren Schooß ausgießt. Und nur auf Augenblicke, da der Geliebte sich ihr entzieht, ist die also verlassene Seele eine trauernde Wittwe, ein seufzendes Turteltäublein, das auf dürrem Ast sitzt und trübes Wasser trinken muß. „Willst du aber wissen, wie solche Vereinigung geschieht, so frage die Gnade, und nicht die Lehre; das Verlangen, und nicht den Verstand; das Seufzen des Gebetes, und nicht das fleißige Lesen; den Bräutigam, nicht den Meister; Gott, nicht Menschen; die Dunkelheit, nicht die Klarheit; nicht das Licht, sondern das Feuer, welches ganz und gar anflammt und in Gott mit brennenden Begierden führt, welches Feuer Gott selber ist." (St. Bonaventura.)

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden;
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.
V. 200. (Nach Sankt Augustin.)

Mensch, gibst du Gott dein Herz, er gibt dir seines wieder;
Ach welch ein werther Tausch! du steigest auf, er nieder.
II. 41.

Fragst du, wie Gott, das Wort, in einer Seele wohne?
So wisse: wie das Licht der Sonne in der Welt,
Und wie ein Bräut'gam sich in seiner Kammer hält,
Und wie ein König sitzt in seinem Reich und Throne,
Ein Lehrer in der Schul', ein Vater bei dem Sohne,
Und wie ein theurer Schatz in einem Ackerfeld,
Und wie ein schöner Gast in einem schönen Zelt,
Und wie ein Kleinod ist in einer goldnen Krone,

Wie eine Lilie in einem Blumenthal,
Und wie ein Saitenſpiel bei einem Abendmahl,
Und wie ein Zimmetöl in einer Lamp' entzunden,
Und wie das Himmelsbrod in einem reinen Schrein,
Und wie ein Garten-Brunn und wie ein kühler Wein:
Sag', ob er anderswo ſo ſchöne wird gefunden?
VI. 1.

Drei Stände küſſen Gott: die Mägde fall'n zu Füßen,
Die Jungfraun nahen ſich die milde Hand zu küſſen,
Die Braut, ſo ganz und gar von ſeiner Lieb' iſt wund,
Die liegt an ſeiner Bruſt und küßt den Honigmund.
III. 234.

Fünf Staffeln ſind in Gott: Knecht, Freund, Sohn, Braut, Gemahl
Wer weiter kommt, verwird und weiß nichts mehr von Zahl.
II. 255.

Die Seele, die nichts weiß, nichts will, nichts liebt denn 's Ein,
Muß heute noch die Braut des ew'gen Bräut'gams ſein.
II. 14.

Die Braut des ew'gen Gott's kann jede Seele werden,
Wo ſie nur ſeinem Geiſt ſich unterwirft auf Erden.
IV. 40.

Ein Engel ſein iſt viel, noch mehr ein Menſch auf Erden,
Und nicht mit ihrem Wuſt und Koth beſudelt werden.
III. 106.

Geſchäftig ſein iſt gut, viel beſſer aber beten,
Noch beſſer: ſtumm und ſtill vor Gott den Herren treten.
II. 19.

Ein Gott ergeb'ner Menſch iſt Gotte gleich an Ruh
Und wandelt über Zeit und Ort in jedem Nu.
II. 119.

Die Liebe, wenn ſie neu, brauſt wie ein junger Wein,
Je mehr ſie alt und klar, je ſtiller wird ſie ſein.
V. 210.

Nenn' mich nicht Seraphin, nicht Cherubin, nicht Thron,
Ich will der Friedreich ſein; denn ſo heißt Gottes Sohn.
II. 236.

Wem alle Ding' ein Ding und lauter Friede ſind,
In dem iſt wahrlich ſchon gebor'n der Jungfrau Kind.
IV. 206.

Gott iſt mein Geiſt, mein Blut, mein Fleiſch und mein Gebein:
Wie ſollt' ich denn mit ihm nicht ganz durchgottet ſein?
I. 216.

Das Tröpflein wird das Meer, wenn es in's Meer gekommen,
Die Seele Gott, wenn ſie in Gott iſt aufgenommen.
VI. 171.

Ich bin die Turteltaub', die Welt iſt meine Wüſte,
Gott, mein Gemahl, iſt weg, d'rum ſitz ich ohn' Geniſte.
V. 285.

Die Ruhe des Gemüths beſteht in dem allein,
Daß es vollkömmlich iſt mit Gott ein ein'ges Ein.
V. 321.

Bis dahin konnten wir dem Meiſter in Gedanken folgen, ſelbſt bis zur ſchwindelnden Höhe, wo auf eisumſtrahlten Zinken die Jungfrau ſitzt (die Menſchenſeele), fern von dem Weltgetriebe, gehüllt in den Schleier der Gottheit, verklärt im Himmelsfrieden und in ungeſtörter Ruhe. Aber der cherubiniſche Wandersmann enthält auch Sprüche, vor deren Kühnheit wir zurückſchrecken, weil ſie in ihrer Faſſung den Unterſchied zwiſchen Gott und dem Geſchöpf aufzuheben und ſo dem baaren Pantheismus zu huldigen ſcheinen.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben,
Werd' ich zu nicht, er muß von Noth den Geiſt aufgeben.
I. 8.

Daß Gott ſo ſelig iſt und lebet ohn' Verlangen,
Hat er ſowohl von mir als ich von ihm empfangen.
I. 9.

Ich bin ſo groß als Gott, er iſt als ich ſo klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht ſein.
I. 10.

Gott iſt ſo viel an mir, als mir an ihm gelegen:
Sein Weſen helf' ich ihm, wie er das meine, hegen.
I. 100.

Ich bin ſo reich als Gott, es kann kein Stäublein ſein,
Das ich, Menſch, glaube mir, mit ihm nicht hab' gemein.
I. 14.

Gott ist wahrhaftig nichts: und so er etwas ist,
So ist es nur in mir, wie er mich ihm erkiest.
I. 200.

Wie derartige Sprüche ganz geeignet waren, in unseren Tagen dem Dichter die Gunst von Männern zuzuführen, die sich dem Christenthum entfremdet haben — hier wären Hegel und Varnhagen von Ense mit seiner Gattin Rahel zu nennen — so mußten sie trotz der kirchlichen Approbation in jenen Tagen den christlichen Leser mindestens wunderlich berühren und ihm zu Mißverständnissen Anlaß geben. Scheffler hat das selbst gefühlt und sich in der Vorrede zur zweiten Auflage dahin erklärt:

„Weil folgende Reimen seltsame Paradoxa oder widersinnige Reden, wie auch sehr hohe und nicht jedermann bekannte Schlüsse von der geheimen Gottheit item von Vereinigung mit Gott und göttlichem Wesen in sich halten, welchem man wegen der kurzen Verfassung leicht einen verdammlichen Sinn oder böse Meinung könnte andichten, als ist vonnöthen dich deßhalb zuvor zu erinnern. Und ist hierbei einmal für allemal zu wissen, daß des Urhebers Meinung nirgends sey, daß die menschliche Seele ihre Geschaffenheit solle oder könne verlieren, und durch die Vergötterung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen könne verwandelt werden, welches in alle Ewigkeit nicht sein kann. Denn obwohl Gott allmächtig ist, kann er doch dieses nicht machen (und wenn er es könnte, wäre er nicht Gott), daß eine Creatur wesentlich und natürlich Gott sey."

Er citirt dann selbst die oben mitgetheilten bedenklichen Sprüche und legt ihren Sinn dahin aus, „daß die gewürdigte und heilige Seele zu solcher nahen Vereinigung mit Gott und seinem göttlichen Wesen gelange, daß sie mit demselben ganz und gar durchdrungen, überformt, vereinigt und Eins sei, so daß, wenn man sie sehen sollte, man an ihr nichts anderes sehen und erkennen würde als Gott, wie

denn im ewigen Leben geſchehen wird, weil ſie von dem Glanze ſeiner Herrlichkeit gleichſam ganz verſchlungen ſein wird. Ja, daß ſie zu ſolchem vollkommenen Gleichniß Gottes gelangen könne, daß ſie eben dasjenige aus Gnaden ſei, was Gott von Natur iſt, und alſo in dieſem Verſtande recht und wohl ein Licht in dem Lichte, ein Wort in dem Worte und ein Gott in Gotte (wie in den Reimen geredet wird) könne genannt werden. Sintemal, wie ein alter Lehrer ſagt, Gott der Vater hat nur einen Sohn, und derſelbe ſind wir alle in Chriſto; ſind wir nun Söhne in Chriſto, ſo müſſen wir auch ſein was Chriſtus iſt und dasſelbe Weſen haben, welches der Sohn Gottes hat. Darin ſtimmten alle heiligen Gottesſchauer überein: Tauler und Ruysbroek und zumal der hl. Bernhard, der ſich äußert: „Wir werden das ſein was Er iſt. Denn welchen die Macht gegeben iſt Gottes Kinder zu werden, denen iſt auch die Macht gegeben, nicht zwar daß ſie Gott ſeien, ſondern daß ſie ſeien was Gott iſt."

„Für's Andere iſt zu wiſſen, daß das göttliche Weſen zwar unmittheilhaftig ſei, ſolcher Geſtalt, daß es ſich mit einem Dinge vermengen ſollte und eine Natur oder Weſen mit ihm werden, daß es aber auf gewiſſe Weiſe wegen der ſo nahen und inniglichen Vereinigung, mit welcher es ſich ja in die heilige Seele ergießt, gleichwohl mittheilhaftig könnte genannt werden. Wenn nun der Menſch zu ſolcher vollkommenen Gleichheit Gottes gelangt iſt, daß er ein Geiſt mit Gott und Eins mit ihm geworden und in Chriſto die gänzliche Kind- und Sohnſchaft erreicht hat, ſo iſt er ſo groß, ſo reich, ſo mächtig und weiſe als Gott, und Gott thut nichts ohne einen ſolchen Menſchen; denn er iſt Eins mit ihm, er offenbart ihm alle ſeine Herrlichkeiten und Reichthümer und hat nichts in ſeinem ganzen Hauſe d. i. in ſich ſelber, was er vor ihm verborgen hielte, wie er zu Moſen ſagte: ich will dir all mein Gut zeigen. Deßwegen

ſagt der Autor nicht zu viel, wenn er Nro. 14 in der Perſon eines ſolchen Menſchen ſpricht: ‚ich bin ſo reich als Gott‘; denn wer Gott hat, der hat mit Gott Alles, was Gott hat.“

Genügen dieſe Erörterungen, um die Rechtgläubigkeit des Dichters zu retten, ſo dürfen wir doch nicht überſehen, daß ſolche der Mißdeutung ausgeſetzte, ja dieſelbe faſt herausfordernde Sprüche dem erſten Buche des Wandersmannes angehören, das in vier Tagen und nach älteren Vorlagen niedergeſchrieben wurde. Es wird kein Unrecht gegen den Dichter ſein, wenn wir darin die Nachklänge der Jakob Böhme'ſchen Zeit erblicken.

Die zweite gefährliche Klippe für die myſtiſche Spekulation iſt der ſogenannte Quietismus, dem eben erwähnten Pantheismus nahe genug verwandt. Der Quietismus ſpricht von einer vollſtändigen Selbſtvernichtung der Seele, die auf der Höhe der Betrachtung ſtattfinden ſoll; er erklärt folgerichtig die Betrachtung ſelbſt lediglich für eine Frucht der Wirkſamkeit Gottes, die im Grunde der Seele, wo die Vereinigung mit der Gottheit zu Stande gekommen iſt, ſchafft und waltet. Darum gibt es auf dieſer Stufe der Vollkommenheit für die Seele kein Gebet, kein Verlangen nach dem ewigen Heile, keinen Glauben, keine Werkthätigkeit mehr; ſie ruht in Gott, unbekümmert um ihr Heil, aber ſchon hienieden ſo ſelig wie die Himmliſchen; und auf dieſer Höhe der Beſchaulichkeit vermag ſie ſich für die ganze Lebenszeit zu behaupten. Solche Lehren, beſtechend und gefährlich für fromme, aber ſchwärmeriſche Gemüther, hatten früher ſchon die Heſychaſten und Begharden verkündigt; ein Theil der mittelalterlichen Myſtiker, vor Allen Meiſter Eckhard, ſcheint ihnen nach dem Wortlaut ihrer Sätze nicht fern zu ſtehen; nicht lange nach Schefflers Zeit traten ſie in der Schrift des Spaniers Molinos, dem „geiſtlichen Wegweiſer“, unverhüllter hervor, fanden in Frankreich Eingang (Frau Guyon) und wurden in Rom verworfen.

Eine Reihe von Schefflers Sprüchen, — sie sind zum Theil schon oben aufgeführt — die offenbar ziemlich ahnungslos nur Sätze der früheren Mystiker in den Vers umgesetzt haben, streifen stark an dieser Klippe. Darum hat schon Leibnitz, dessen scharfem Auge der Zusammenhang in den geistigen Strömungen seiner Zeit nicht verborgen blieb, den Dichter des ‚cherubinischen Wandersmannes', welches Werk er ausdrücklich namhaft macht, mit den Quietisten und mit Molinos zusammengestellt, und seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß dieses Buch die kirchliche Approbation gefunden habe. Doch eben diese kirchliche Approbation darf als Beweis gelten, daß selbst der scharfe Censor aus dem Orden der Gesellschaft Jesu den betreffenden Versen eine kirchlich-richtige Deutung zu geben kein Bedenken trug. Wohl hat der Dichter die Nothwendigkeit empfunden, in der zweiten Auflage dem Verständnisse des Lesers auch hier durch richtigstellende Anmerkungen nachzuhelfen.

Später kam dann Leibnitz in seiner Abhandlung über die Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft, die seiner berühmten Theodicee vorgedruckt ist, noch einmal auf unsern Mystiker zurück und fügt die Schlußbemerkung hinzu: „es sei zwar allerdings besser so zu schreiben, daß man nicht erläutert oder entschuldigt zu werden brauche, wie dies schon bei dem Mystiker Ruysbroek habe geschehen müssen; und doch müsse man gestehen, daß die oft übertriebenen, so zu sagen poetischen Ausdrücke stärker ergriffen als die regelmäßige Sprache der Prosa."[34] Ja, es ist kein Zweifel, wenn Scheffler in Prosa geschrieben hätte, er würde sich vorsichtiger, klarer und unzweideutiger ausgedrückt haben; andernfalls wäre er schwerlich der Censur entgangen. Und so kommen wir schließlich auf die Horazische Regel zurück, daß man Malern und Dichtern, die ja ohne Phantasie nichts sind, schon etwas mehr zugestehen dürfe.

Noch bleibt uns Einiges über die Geschichte des Büchleins zu sagen. Nach des Verfassers Tode veranstaltete Gottfried Arnold, jener viel gelobte und viel geschmähte protestantische Kirchenhistoriker, der sich in seiner „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" fast aller Ketzer so warm annahm, eine neue Ausgabe (Frankfurt, 1701), die er mit einem Vorwort begleitete. Aber schon wird es stiller von Angelus Silesius; Wolf und seine Schüler mit ihrer natürlichen Theologie, die Moralphilosophen in ihrer Losschälung von jeder Spekulation, die Aufklärer und Nicolaiten in ihrer Nüchternheit, selbst Kant und Fichte nebst ihren Anhängern der reinen Vernunft, sie alle konnten an der Mystik und speziell an der dichterischen Mystik Schefflers keine Freude haben und ließen sie unbeachtet abseits liegen. Nur eine kleine Gemeinde von „guten Freunden" hielt treu aus und veranstaltete auf eigene Kosten einen neuen Abdruck der Arnold'schen Ausgabe (Altona, 1737). Die gebildeten Katholiken aber traten gar zu ängstlich in die Fußstapfen der protestantischen Bildung; sie vergaßen das Werk des großen Convertiten; und hätten sie es nicht vergessen, sie wären zu ängstlich gewesen, daran zu erinnern und auf's Neue damit hervorzutreten. Nur Gervinus weiß, er sagt nicht woher, daß für die Verbreitung des Wandersmannes in hierarchischer Thätigkeit gesorgt worden, und daß man solche Sprüche von Scheffler auf Karten gedruckt und zu einer „geistlichen Lotterie" hergerichtet habe.[35]

Erst Friedrich Schlegel verkündete wieder Schefflers Lob mit der an ihm gewohnten Begeisterung. Und nun erschienen zunächst Sammlungen von auserwählten Sprüchen — eine Auswahl von Heid, München 1815; eine deßgleichen von Franz Horn im Taschenbuch für deutsche Frauen, Nürnberg 1819; Wilhelm Müller, der die Dichter des 17. Jahrhunderts durch Auszüge erneute, hat den 9. Band der

„Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" dem Angelus Silesius gewidmet. Christoph Schmid, der berühmte Jugendschriftsteller, hat unter dem Titel: „Geistliches Vergißmeinnicht" (Augsburg, 1840) eine „Auswahl der schönsten und geistreichsten Sinnreime" in theilweise erneuter Sprache, aber doch mit Schonung des Eigenthümlichen, herausgegeben und unter die dreifache Rubrik: Blicke in die heiligen Schriften, Blicke auf die Werke Gottes, Blicke in das menschliche Herz und das menschliche Leben, geordnet. Mit den dunklen und mißverständlichen haben hier allerdings auch viele der prächtigsten und geistreichsten Sprüche ausfallen müssen. Gerade das Umgekehrte leistet eine in Berlin zuerst 1820 und dann noch 1833 und öfter gedruckte Auswahl. Sie stammt von Varnhagen von Ense oder eigentlich mehr von seiner Gattin Rahel her, die auch ihrerseits einzelne Sprüche mit kurzen Bemerkungen versehen und eine Anzahl von Aussprüchen eines Geistesverwandten Scheffflers, des Franzosen Saint Martin, hinzugefügt hat. Varnhagen ließ das Ganze als Manuscript, als „eine persönliche Gabe der Liebe, Freundschaft und Verehrung" drucken, und bemerkt in Beziehung auf die mit einer gewissen Vorliebe ausgesuchten dunkelen und seltsamen Sprüche: „Dem Ganzen darf mit größtem Recht ein ähnliches Vorurtheil zu Gute kommen wie jenen Schriften des Heraklit, bei denen der weise Leser aus der Vortrefflichkeit des ihm Einleuchtenden auf eine nicht geringere des annoch Dunkelen schloß."

Die erste vollständige Ausgabe erschien zu Sulzbach bei Seidel 1829; sie bringt zugleich die sachlichen Bemerkungen des Dichters, seine Zuschrift und die wichtige Vorrede der Ausgabe von 1674. Alle diese Zugaben hat leider Rosenthal in seiner Ausgabe der sämmtlichen poetischen Werke Scheffflers, wo der cherubinische Wandersmann den größten Theil des zweiten Bandes füllt, weggelassen und nur einzelne Stellen aus Scheffflers Vorrede in der Biographie

mitgetheilt, die den Werken vorausgeschickt ist. Um die Gruppirung und Erklärung der Scheffler'schen Sinnsprüche hat sich Franz Kern, derselbe, der auch auf das verwandte große Lehrgedicht Rückerts seine Untersuchungen ausdehnte, verdient gemacht (J. Schefflers cherubinischer Wandersmann, literar-historische Untersuchung, Leipzig, 1866). Namentlich stellt er sich die Aufgabe, die Gedankenwelt des cherubinischen Wandersmanns in geschichtlichen Zusammenhang zu bringen. Wenn er bei dieser Erforschung des Baumaterials und Reconstruktion aus älteren Denkmälern die Aufmerksamkeit vor Allem auf Meister Eckhart lenkt und über diesen hinüber auf die Neuplatoniker blickt, so ist er sicherlich nicht auf falscher Spur. Aber damit sind doch nur für einen winzigen Theil der umfassenden Scheffler'schen Gedankenwelt die Quellen entdeckt. Denn schließlich ist Meister Eckhart doch nur ein Nebenfluß für den Strom dieser Mystik; und es wird auch nach Kern noch Einer kommen müssen, der mit größerer Belesenheit im hl. Bernardus und seinen Zeitgenossen, in Ruysbroeck, Tauler und ihren Freunden diese Untersuchungen zu einem befriedigenden Abschluß bringt. [36]

VII.

Scheffler als Streittheologe.

Wir haben in den letzten Abschnitten versucht, Schefflern in seiner doppelten dichterischen Thätigkeit zu schildern. Das ist jedoch nur eine Seite seines reichen Geistes, allerdings die interessanteste, je nachdem auch die liebenswürdigste. Aber wenn Angelus — um mich seinen eigenen Ausdrücken anzuschließen — in der „heiligen Seelenluft" dem Seraph gleich das Herz in göttlicher Liebe entzünden will, in dem „Wandersmann" wie ein Cherub mit *unverwandten* Augen Gott anschaut, so hat doch dieser

Cherub auch ein Flammenſchwert, das er gegen Jene ſchwingt, die abgefallen ſind von dem Glauben und der Liebe, und die, im Abfall verhärtet, auch Andere zu verführen trachten.

Wir ſtehen an der umfaſſenden Thätigkeit, die Angelus als Streittheologe gegen die Proteſtanten, in erſter Linie gegen ſeine proteſtantiſchen ſchleſiſchen Landsleute, entfaltet hat, und durch welche er unter den Kämpfern der Gegenreformation auf geiſtigem Gebiet eine der erſten Stellen einnimmt. Bevor ich indeß zur Darſtellung dieſer Thätigkeit übergehe, wird es angemeſſen ſein, einige Notizen über den Stand der Religionsparteien in Schleſien, insbeſondere über die Bemühungen der Katholiken, den verlorenen Boden wieder zu erringen, hier niederzulegen. Nur in dieſem Zuſammenhange und auf dieſem Grunde gewinnt das Bild Scheffflers als Streittheologen den rechten Hintergrund.

Nach blutigen Kämpfen war im letzten Regierungsjahre Kaiſer Karls V., im September 1555, der Augsburger Religionsfriede zu Stande gekommen, welcher im Weſentlichen feſtſetzte, daß der Kaiſer, die Kurfürſten, Fürſten und Stände keinen Stand des Reiches wegen der augsburgiſchen Confeſſion beunruhigen, beſchädigen oder vergewaltigen, daß dagegen auch die der augsburgiſchen Confeſſion zugethanen Stände den Kaiſer und die Stände der alten Religion gleicher Geſtalt bei ihrer Religion und ihren Gebräuchen, Gütern, Landen, Leuten, Renten, Zinſen, Zehnten unbeſchwert ſollten bleiben laſſen; und ſolle die ſtreitige Religion nicht anders denn durch chriſtliche, freundliche, friedliche Mittel und Wege zu einer Vergleichung gebracht werden. Der Friede war auf die Grundlage geſtellt: uti possidetis, ita possideatis (wie man es jetzt beſitzt, ſo ſoll man es ferner beſitzen).

Indeß war der Name „Religionsfriede" nur ein äußerer Schein und ein täuſchendes Wort; denn die Streitigkeiten nahmen dadurch *kein Ende*, ſondern dauerten auch dann noch

fort, als die Bestimmungen dieses augsburger Reichsabschiedes durch den westfälischen Frieden abermals bestätigt und auf die Reformirten, die bis dahin davon ausgeschlossen waren, ausgedehnt wurden. Und von dem, was wir Religionsfreiheit nennen und als eine selbstverständliche Forderung des freien Menschen zu bezeichnen pflegen, kennt dieser Religionsfriede so wenig, daß er nur die Stände des Reiches berücksichtigte. Die Unterthanen dagegen blieben ihren Obrigkeiten gegenüber in Beziehung auf Religion rechtslos; der Besitzer des Landes bestimmte die Religion seiner Leute. Diese durften, wenn sie sich in der Religion beschwert oder gedrückt fühlten, nicht bei andern Ständen des Reiches Hülfe suchen, sie hatten nur das Recht der Auswanderung. Daß die protestantischen Fürsten und Stände von den ihnen zugestandenen Rechten Gebrauch machten, das fand man selbstverständlich; aber nicht so geneigt war man, den katholischen Ständen dasselbe Recht in der Praxis durchgehen zu lassen. In solchen Fällen erhob sich allemal der Ruf, hier werde das Christenthum, das reine Gotteswort, das heilige Evangelium unterdrückt.

Ob der Religionsfriede auf Schlesien, eine nicht unmittelbar zum Reiche gehörige Erbprovinz, Anwendung finde, das war eine staatsrechtliche Frage, die man am Hofe in Wien nicht unbedingt bejahen mochte. Aber auch in dem Falle, daß die Anwendung zugegeben wurde, mußte der Kaiser berechtigt erscheinen, in denjenigen Landestheilen, in welchen er Erbfürst war, in gleicher Weise für sein katholisches Religionsbekenntniß zu verfahren, wie die protestantischen Fürsten zu Liegnitz, Brieg, Oels u. s. w. in ihren Gebieten für das ihrige gethan hatten. In gleicher Lage befand sich der Bischof von Breslau als Fürst von Neisse und die sonstigen katholischen Stände. Aber während die Gegenreformation der Kaiser in ihren österreichischen Erb-

landen von Erfolg begleitet war, stieß dieselbe in Schlesien

auf große Schwierigkeiten und hartnäckigen Widerstand. Nur in Oberschlesien ließen sich einige geringe Erfolge verzeichnen, die indeß böses Blut genug machten. Alsbald einigten sich die protestantischen Stände Schlesiens mit den Böhmen zu einem förmlichen Bündniß (in Prag 25. Juni 1609), um vom Kaiser die Erledigung aller Religionsbeschwerden und Gewährung voller Religionsfreiheit zu erzwingen. „Nach dem damaligen Stande der Verhältnisse," sagt K. A. Menzel, „war aber das Wort Religionsfreiheit ein Name für die Berechtigung einer Partei zur Unterdrückung der andern. Es lag daher in der Natur der Sache, daß der kaiserliche Hof sich auf das Aeußerste sträubte, durch Einräumung dieser Berechtigung seine Partei der Unterdrückung preiszugeben." [37]

Es ist bekannt, daß die Böhmen durch offene Empörung von Kaiser Rudolf den Majestätsbrief erzwangen. Auch die mit ihnen verbündeten Schlesier erhielten am 20. August 1609 einen solchen Majestätsbrief, der den Protestanten ihren Besitzstand an Kirchen, Schulen, Stiftungen, Zehnten zusicherte, dann noch weiter gehend die Neuerrichtung von Kirchen und Schulen in Städten und Dörfern bewilligte und jede Bedrängung der Unterthanen wegen der Religion ausschloß. So hatte der katholische Landesherr sich der Rechte begeben, welche der augsburger Religionsfriede ihm einräumte. Und wie heutzutage Verfassungsurkunden, so wurden damals solche Freibriefe für das Religionswesen als kostbare Errungenschaften hoch gehalten.

Dennoch blieb eine Schwierigkeit: die katholischen Stände zur Annahme derjenigen Punkte des Majestätsbriefes zu bewegen, bei welchen ihr Interesse berührt war. Denn da die Macht des Landesherrn nicht unumschränkt war, so konnte ein Gesetz, das von ihm zu Gunsten der einen Partei erlassen wurde, der anderen Partei weder Verpflichtungen auflegen, noch Rechte verkürzen. Und der mächtigste unter den

katholischen Ständen Schlesiens, der Bischof von Breslau, legte sogar einen förmlichen Protest nieder gegen den Majestätsbrief, als welcher allen herkömmlichen Verfassungen und wohlerworbenen Rechten zuwider laufe.

Wie nun dem Majestätsbriefe nachgelebt wurde, das zeigen die Beschwerden der beiderseitigen Stände aus dem Jahre 1619. Die Protestanten beschweren sich, daß die katholischen Landesherrn zu Teschen und Troppau und der Bischof von Breslau als Fürst von Neisse, ebenso die Stadtobrigkeiten zu Oppeln, Ratibor und Oberglogau den protestantischen Cultus nicht zulassen wollten. Zahlreicher sind die Beschwerden der Katholiken: man reize das Volk gegen seine katholischen Obrigkeiten auf; Verbrecher würden unter dem Vorwande der Religion der zuständigen Justiz entzogen; bei Streitigkeiten zwischen katholischen und Unkatholischen werde die Justiz nicht am gehörigen Orte gesucht, sondern von dem meist größeren Haufen der Protestanten alsbald mit Aufruhr gedroht; die katholischen Priester werden überfallen, verjagt, die Kirchen mit Gewalt genommen, die Sakramente verunehrt; es könne kein Bankett im Lande gehalten werden, ohne daß man pocht und droht, den Papisten die Hälse einzuschlagen, ihre Güter zu nehmen und sie aus dem Lande zu jagen; auf den Fürstentagen werden die Katholischen von Berathungen nicht selten ganz ausgeschlossen; kein Katholik, auch von den besten Qualitäten, werde von den Unkatholischen zu einem Amt oder Dienst erhoben, während die katholischen Fürsten und Stände augsburgische Confessionsgenossen ohne Mißtrauen und Bedenken anstellten. Die Katholiken bitten daher dringend, die Protestanten auf das uti possidetis als die Grundveste aller Friedfertigkeit zu verweisen und gleiches Recht zwischen beiden Religionsverwandten zu schützen.[38]

Damit war den Protestanten nicht gedient; sie wollten

gewinnen, erobern, ſich ausdehnen, auf Koſten ihrer Gegner. Da auch Schleſien ſich mit Beginn des dreißigjährigen Krieges auf die Seite des böhmiſchen Gegenkönigs Friedrich von der Pfalz ſtellte, ſo konnte nach Beſiegung desſelben die Meinung ſich verbreiten, daß der Majeſtätsbrief durch den Aufruhr verwirkt und nicht ferner für den Kaiſer verbindlich ſei. Dennoch wurde eine Gegenreformation nur im Fürſtenthum Neiſſe und Grottkau durch den Breslauer Biſchof durchgeführt. Der Kaiſer, jener ſo viel geſchmähte Ferdinand II., gab indeß den Wünſchen der Eiferer nicht nach, welche die vollſtändige Aufhebung des Majeſtätsbriefes verlangten. Mit der Ruhe eines Weiſen entſchloß er ſich dahin: nur der rechtmäßige Beſitz habe durch den Majeſtätsbrief beſtätigt werden können; Alles aber, was die Proteſtanten unrechtmäßig beſäßen, müſſe den Katholiſchen zurückgegeben werden. Als Zeitpunkt des rechtmäßigen Beſitzes galt der augsburger Religionsfriede. Darnach mußten allerdings viele von den Proteſtanten genommene Kirchen den Katholiken zurückgegeben werden. Und wo die Proteſtanten keinen rechtlichen Anſpruch auf Ausübung ihrer Religion hatten, da blieb ihnen freilich nur die Wahl zwiſchen Auswanderung oder Rücktritt zur katholiſchen Kirche — Alles nach dem augsburger Religionsfrieden. Sie zogen meiſt das Letzte vor; doch konnte dieſe Maßregel nur in Oberſchleſien, und auch hier nicht überall, durchgeführt werden.

Freilich kam nun Manches vor, was nach unſeren Begriffen nicht gebilligt werden mag; die freiwilligen Rücktritte zur katholiſchen Kirche, begleitet von ſchweren Einquartierungen und Bedrängungen, erinnern leider allzu ſehr an die freiwilligen Geſtändniſſe der Zauberei mit dem Hintergrund von Folter und Scheiterhaufen, wie ſie uns in dieſer ſelben Zeit ſo häufig entgegentreten. Eine traurige Berühmtheit errangen ſich in dieſer Beziehung bei den proteſtantiſchen Schleſiern insbeſondere der Burggraf Karl Hanni-

bal von Dohna, nach Wallenſteins Abzug General-Obriſt der kaiſerlichen Truppen in Schleſien, und das Regiment der Lichtenſteiner, die mit dem Namen „Seligmacher“ belegt wurden. Doch muß immer wieder bemerkt werden, daß die Proteſtanten, wo ſie es vermochten, dieſelben Grundſätze ausführten, daß, wie es zu geſchehen pflegt, die untergeordneten Gewalten ohne Wiſſen des Kaiſers über die Weiſungen desſelben hinaus gingen, daß endlich die proteſtantiſch gefärbten Berichte von Uebertreibungen nicht frei ſind. Dafür dürfte ſchon eine Thatſache genügen. Ein Mann, auf den das ganze proteſtantiſche Schleſien ſtolz war, der Dichter Opitz, trat, ohne ſeinem väterlichen Glauben abzuſagen, als Geheimſchreiber in die Dienſte des oben erwähnten Grafen von Dohna und empfing aus den Händen des Kaiſers den poetiſchen Lorbeerkranz, ſpäter ſogar den Adel.

Als nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) der Kurfürſt von Sachſen den Frieden mit dem Kaiſer ſuchte und unter billigen Bedingungen fand, wurden auch die proteſtantiſchen Schleſier wieder zu Gnaden aufgenommen, und der Kaiſer gewährte den Herzogen von Brieg, Liegnitz und Oels und der Stadt Breslau für ſich und ihre Unterthanen die Ausübung der ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion. Dieſe Beſtimmungen nahm auch der weſtfäliſche Friede auf; derſelbe ließ im Uebrigen dem Kaiſer in ſeinen Erbfürſtenthümern freie Hand, ſo jedoch, daß Adlige und deren Unterthanen nicht bedrängt und den übrigen Einwohnern der Bau dreier Kirchen („Gnadenkirchen“) zu Schweidnitz, Jauer und Glogau, doch außerhalb der Stadtmauern, erlaubt wurde. Ein Mehreres auf friedlichem Wege auszuwirken, behielten ſich die Königin von Schweden und die proteſtantiſchen Reichsſtände vor.

In demſelben Jahre, da Scheffler zur Kirche zurücktrat (1653), fing der Kaiſer Ferdinand III. wieder mit

Ernst die ihm zuständige Gegenreformation in seinen schlesischen Erbfürstenthümern an. Durch sogenannte Reductions-Commissionen, die zum Theil aus Geistlichen bestanden und von Ort zu Ort zogen, wurden den Protestanten in den unmittelbaren Herzogthümern, und wo sonst die Landesherren es duldeten, alle Kirchen (natürlich mit Ausnahme der Gnadenkirchen) entrissen, die Gebäulichkeiten versiegelt und das Kirchenvermögen beschlagnahmt. Später zogen dann katholische Geistliche in die verlassenen Pfarrhöfe ein. Unter den Mitgliedern der Commission, deren Geschäft die Reduction oder „Reconciliation" war, zeichnete sich der bischöfliche Official Sebastian von Rostock, später Bischof von Breslau, durch Eifer aus.

Natürlich war hiermit die Bekehrung der Protestanten, selbst derjenigen, die das Bleiben im Lande der Auswanderung vorzogen, noch lange nicht vollbracht. Andere Einflüsse mußten aufgeboten werden, um die widerstrebenden Geister zu gewinnen, vorab Belehrung in Wort und Schrift. Dieses Geschäft übernahmen auch in Schlesien ganz vorzugsweise die Jesuiten, hier „spanische Priester" genannt. Sie hatten seit 1570 in Schlesien Eingang gefunden, hatten klein angefangen und nicht bloß mit der Abneigung der Protestanten, sondern auch mit der Eifersucht der andern Orden zu kämpfen gehabt. Bereits 1596 klagten die schlesischen Fürsten und Stände beim Kaiser in bitterster Weise über ihr schnelles Umsichgreifen. Während des dreißigjährigen Krieges und nach dem Friedensschlusse vermehrten sich ihre Niederlassungen, die bald in allen einigermaßen bedeutenden Städten: zu Schweidnitz, Großglogau, Sagan, Hirschberg, Jauer, Leobschütz, Oppeln, Ratibor, Teschen, Troppau u. s. w. zu finden waren. Im Jahre 1649 erwarben sie die große Herrschaft Deutsch-Wartenberg. Schwieriger ging es in Breslau.

Im Jahre 1637 kam Daniel Kirchner, Provincial der

böhmiſchen Ordensprovinz der Jeſuiten, auf Beſuch nach Breslau und fand bei dem Meiſter des Matthiasſtiftes Heinrich Hartmann freundliche Aufnahme. Die beiden Ordensoberen kamen dahin überein, daß zwei Prieſter aus dem Jeſuitenorden nach Breslau berufen werden und im Kreuzherrnſtift gaſtliche Aufnahme finden ſollten, bis es unter günſtigeren Verhältniſſen gelingen würde, ein eigenes Collegium zu gründen. So trafen, mit kaiſerlichen Empfehlungsſchreiben verſehen, im Jahre 1638 die Patres Joh. Wazin und Heinr. Pfeilſchmidt in Breslau ein. Bald ward ihnen von Abt und Convent des Prämonſtratenſerſtiftes St. Vincenz die Kanzel in ihrer großen Stiftskirche eingeräumt; im Jahre 1641 erwarben ſie ein Haus „zum Gebrauch für arme Studirende". Doch wurden der Gründung eines Collegiums, ſelbſt außerhalb der Ringmauern der Stadt, fortwährend Hinderniſſe entgegengeſetzt. Bei dem Friedensſchluſſe zu Osnabrück verlangten die Proteſtanten auch, man möge die Stadt Breslau nicht mit dem Jeſuitenorden „beſchweren". Es ward nicht gewährt; vielmehr befahl Kaiſer Leopold im Jahre 1659, ſie „ohne einige Solemnität unvermerkt in ſeine Burg einzuführen". Und ſo geſchah es.[89]

Wie die Jeſuiten ihren Kampf gegen den Proteſtantismus organiſirten, iſt wohl bekannt. Sie verſtanden durch Predigten anzuziehen und beſonders die Controverspunkte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zu beleuchten. Ihre Lehrthätigkeit war eine umfaſſende und bedeutende. Aus ihren Seminarien rekrutirte ſich die Geiſtlichkeit; daher bald die Klagen, daß nur noch ein Geiſt unter dem Klerus zu finden, der jeſuitiſche. Sie waren als Jugendlehrer berühmt und beliebt, und bezeichnend iſt im Jahre 1625 die Klage bei Reviſion des Gymnaſiums zu Brieg, daß die Landſaſſen und Evangeliſchen ihre Kinder lieber zu den Jeſuiten ſchickten, weil dieſe die Methode beſſer verſtänden, die Lehrer

am Gymnasium zu trocken und zu mürrisch seien.[40] Den Jesuiten fiel die Erziehung der katholischen Prinzen und jungen Adligen zu. Und in solcher Weise bemächtigten sie sich des Unterrichts, daß Friedrich II. sie in Schlesien nach Aufhebung des Ordens bestehen ließ, um nicht mit einem Male das ganze Schulwesen zu Grunde zu richten. In dem literarischen Kampfe, der bald auf der ganzen Schlachtlinie gegen die Protestanten entbrannte, wußten sie jede Blöße ihrer Gegner, besonders die Streitigkeiten derselben unter einander, mit vielem Geschick zu benutzen. Unter ihrem Einfluß erhob sich die katholische Literatur (allerdings vorzugsweise die polemische) und der katholische Buchhandel, die lange Zeit im Verhältniß zur protestantischen gänzlich darniedergelegen hatten.

Auch Scheffler ist mehrfach, sogar bis in die neueste Zeit, für ein Mitglied des Jesuitenordens ausgegeben worden. Mit Unrecht: er hatte wohl, sagt er, einen jesuitischen Geist, wofür er Gott danke, sei aber nicht selber Jesuit. Sicherlich war er mit den Breslauer Jesuiten befreundet, den Kampf gegen die Protestanten hat er offenbar bei den Jesuiten gelernt.

Von nicht geringem Einfluß auf die Bekehrung der Protestanten waren Prozessionen, Wallfahrten und öffentliche Aufzüge. Da drängt sich die neugierige Menge heran, nicht immer gerade aus Spott- und Scandalsucht. Die Würde, die erhebende Feierlichkeit der Gebräuche, die Pracht des Aufzuges, der fromme Eindruck auf den Gesichtern der Gläubigen ergreifen den Einen wie den Andern. Man erinnert sich noch einmal lebhaft an die frühere katholische Zeit; noch sind ja nicht alle Reste katholischen Glaubens und Lebens trotz des Eifers der Prädikanten aus den Gemüthern der Neugläubigen getilgt. Die alte Kirche tritt aus der Enge der Gotteshäuser mitten unter das Volk in ihrer ganzen Glaubensstärke und in der äußeren Pracht der Erscheinung.

So wurde das Marienbild bei Wartha an der Schwelle des ſchleſiſchen Gebirges, zu dem von Alters her die Gläubigen gewallfahrtet waren, im Jahre 1606 von dem Kamenzer Abt von Neuem an einer der romantiſcheſten Stätten des Landes aufgerichtet. Von der Wallfahrt nach Trebnitz zum Grabe der hl. Hedwig iſt bereits oben die Rede geweſen; Fahnen mit zierlichen Malereien, Heiligenbilder und Embleme wurden dabei von aufgeputzten Mädchen getragen, eine gleichmäßig gekleidete Knabenſchaar ſang und muſizirte. Im Jahre 1662 durfte man in der Hauptſtadt es zum erſten Male wieder wagen, die Frohnleichnamsprozeſſion zu führen; Gewölbe und Läden mußten geſchloſſen werden; 5000 Gläubige, von einem Zuge Soldaten geſchützt, nahmen an dem Aufzug Theil. Dennoch ſtörten die Proteſtanten nach Möglichkeit, die Weiber ſangen in den Buden das Lied: „Wär' Gott mit uns nicht dieſe Zeit", Schloſſer und Schmiede hämmerten drauf los.[41] Bei dem Zuge ſelbſt trug Scheffler die Monſtranz. „Nach vollzogenen Solennitäten," ſo ſchreibt der Verfaſſer der ‚curieuſen Denkwürdigkeiten Schleſiens', Friedrich Lucä, „fand man hin und wieder ausgeſtreute Briefflein mit der Schrifft:

Dieſes Jahr heißt es zuſehen,
Uebers Jahr ſtille ſtehen,
Und über zwey Jahre mitgehen."

Scheffler rühmt auf's Allerhöchſte die bekehrende Thätigkeit des Ciſterzienſer-Abtes zu Grüſſau und Propſtes zu Warmbrunn, Bernard Roſa, und „mit was koſtbarem anmuthigen Gepränge und Andacht er auf die tauſend meiſtentheils ſeiner bekehrten Unterthanen nach Wartha Wallfahrten geführt, wobei er den ganzen Weg durch Berg und Thal zu Fuß gegangen, mit ihnen betend und ſingend und zur Zehrung Almoſen austheilend". Auch an dieſer Wallfahrt nahm Scheffler Theil, und „obwohl er wegen

der seiner Gesundheit gänzlich zuwidrigen kalten Gebirgsluft überaus krank wurde, so hat's ihn doch nie gereut, sondern er hat Gott dafür gedankt." [43] Der Abt ließ auch geistliche Büchlein für seine Unterthanen auflegen, seine Mönche vertheilten Büchelchen und Bilder an die Kinder der protestantischen Landleute, was diese während ihrer Feldarbeiten sogar durch ausgestellte Wachen zu verhindern suchten. [43]

Monatlich oder wöchentlich erschienen einige Bogen Streitschriften der Jesuiten und ihrer Genossen, nach damaligem Brauch oft mit sonderbaren Titeln, z. B.: „Das geistliche Kaffeehaus", „Das päbstliche Lutherthum", „Alte und neue Kalenderandacht", „Ritter Rosenhan", „Richtiger Waagschlag", „Der schalkhafte Knecht", „Wie das End' so die Kron", „Fuchsstreicherische Seligkeit", „Siben gilt allein", „Passauer Zettel für Handwerksbursche" u. s. w. [44]

Auf diesem Kampfplatze erschien seit dem Jahre 1664 mit einer ganzen Reihe von Streitschriften auch unser Scheffler. Wenn man auch annehmen darf, daß die Jesuiten auf das Hervortreten des geistlichen Dichters, der am Stift St. Matthias seinen Studien lebte und durchaus am Streit kein Vergnügen hatte, nicht ohne Einfluß gewesen sind, so dürfen wir doch auch ihm selbst glauben, daß ihn nach langem Schweigen „aus Liebe zum Heil der Seelen ein solcher Eifer und feuriger Antrieb, den verführten und verirrten Schafen dies fürzuhalten, angekommen, daß er sich auch, weil er in dieser Materie etwas zu thun vorhin keine Lust noch einigen Gedanken gehabt, auch seine geistliche Ruhe am allerungernsten durch äußerliche Geschäfte zerrüttet sah, mit großer Gewalt aus der anmuthigen Innigkeit (von welcher die in ihren Jesum verliebte Psyche und der cherubinische Wandersmann sammt anderen zeugen) habe herausziehen müssen und wirken können." [45]

„Aber", fährt er fort, „die Liebe Christi zwang

mich darzu, weil ich nach dem hl. Auguſtino nicht allein wünſchte, daß Alle mit ihm leben möchten, ſondern ſahe, daß ich auch meine Mühe und Arbeit darzu anwenden müßte."

„Wie gut es nun aber immer gemeint war, und höchſt ſchwer mich ankam mich herauszugeben: ſo trug ich von denenſelben, denen ich dieſe Ausgeſchloſſenheit vom Reiche Chriſti und die dannenher entſtehende zeitliche und ewige Gefahr andeutete, nichts als Undank, Haß und Verfolgung darvon. Man fiel mich mit den ärgſten Schmähungen, Verleumdungen, Belügungen und Läſterungen, mit unzähligen Schimpf-, Spey- und Spottreden, wie mit einem großen Heer Horniſſen an. Es kamen von allen Seiten und Orten die heftigſten ehrenrührigen Schriften, Pasquille, ſchimpfirende Kupferſtiche, Lurkereien, und wie ſie Namen haben mögen, geflogen, daß ich ſie auch alle nicht geſehen, und vielleicht nicht gehöret habe. Ja man gab mich gar durch den Reichs-Fiscal beim Röm. Reich als einen Meutmacher und Friedeſtörer an, dem die Zunge aus dem Halſe ſollte geriſſen werden" . . . . .

„Wie mir damals zu Muthe geweſt, der ich auch von vielen Catholiſchen, welche aus Mangel der Liebe die Ketzer lieber wollen ſanft und ruhig in die Hölle fahren laſſen, als mit der Wahrheit erzörnen, ſcheel angeſehen worden, auch ganz allein und ſolcher Pfeile noch ungewohnt war, laſſe ich einen Jeden erachten. Denn es thut einem ehrlichen Gemüthe nichts weher, als wenn es in ſeinen Ehren angegriffen, und wie ſonderlich mir geſchehen, durch eine ganze Völkerſchaft als der ärgſte Schelm und Bube durchgezogen und ausgetragen wird. Ich habe es aber alles mit großer Geduld getragen und bin allein wider ſie alle geſtanden, theils mit Verachtung, theils mit Verfechtung, bis ich ſie müde gemacht und von der Wahlſtatt gejagt *habe* . . . . Ich halte es aber darfür, es ſei aus ſonderbar

liebreicher Verhängniß Gottes gegen mir geschehen, daß ich dardurch dem verschmähten Bilde Christi ähnlich werden und desto herrlicher herauskommen sollen.

„Massen denn auch all der Unflat, mit welchem sie mich unterzudrücken vermeinet, endlich von sich selbst hingefallen und sie zu Schanden worden, ich aber mit allen Ehren mein Schreiben fortgesetzet, daß ich gemeiniglich drey oder vier Schriften des Jahres habe drucken lassen und der Lehr-Traktätlein so viel verfertigt, daß ich sie nicht alle habe herausgeben können, auch bei meinen Lebtagen nicht können werde, weil nunmehr die Hütte meiner Sterblichkeit sich neiget und der Tag meiner Auflösung herbei nahet."

So schrieb Scheffler in der Vorrede zu der Sammlung seiner Controversschriften, die er unter dem Titel „Ecclesiologia" im letzten Lebensjahre herausgab. Die Vorrede ist vom 12. Februar 1676 datirt. Gewidmet ist diese Sammlung dem Abte Bernard Rosa, einem Herrn, „der seinem tragenden Nahmen gemäß als eine wahrhaffte Rosen den süßisten Geruch der schönsten Tugenden von sich gegeben und allen Prälaten an Tugendglantz fürgeleuchtet hat."

Derselbe hatte „sich auch aus eigener Bewegung herfür gethan und den ganzen Verlag, das Werk fürnehmlich dem Vaterland zum Besten in einer einheimischen Buchdruckerei aufzulegen, fürgeschossen." Der andere Gönner und Beförderer dieses Sammelwerkes war der „nun in Gott ruhende Georg Abraham Freiherr von Dyherrn, Röm. Majestät Rath Cammerer und gevollmächtigter Landeshauptmann im Fürstenthum Glogau, mein sehr verehrter Freund und großer Patron." So erschien die „Ecclesiologia oder Kirchenbeschreibung" zuerst im Todesjahre Scheffers 1677 zu Neisse und Glatz und dann in erneutem Abdruck zu Kempten (gedruckt in Oberammergau) 1735, beide Male in zwei starken Foliobänden, von Kahlert mit Recht als

„ein bleibendes geſchichtliches Denkmal des geiſtigen Kampfes jenes Zeitalters“ bezeichnet.[46]

Denn freilich war es auch Scheffler nicht vergönnt, die Schlacken und Eigenheiten ſeiner Zeit abzuſtreifen. Wer will es ihm verübeln? Schon das Titelbild des Buches iſt charakteriſtiſch, es iſt der ſchärfſte Hohn auf die Ketzerei. Da ſchaaren ſich, nach des Autors eigener Erklärung, um die Furie der Ketzerei, die mit Schlangen umwunden voran ſtürmt, ihre Anhänger; ſie wollen die Stadt Gottes auf dem Berge, die Kirche Chriſti, erſtürmen. Luther trommelt, Calvin bläſt zum Sturm; eine Schaar von Prädikanten führt den Zug mit furchtbaren Waffen: leeren Degenſcheiden und Schreibfedern. Aber auf dieſen Waffen iſt zu leſen: „Verleumdung, Lüge, Schmähung und Läſterung, durch das Wort ohne Geiſt und den Buchſtaben ohne Sinn.“ Doch die Stadt hat gute Vertheidigung. Vor ihren Thoren ſteht ein gewaltiger Engel, das „Schwert der Herrlichkeit zur Bewährung des Glaubens“ in der Rechten, in der Linken den „Schild der Hülfe“ zur Beſchützung desſelben. Ueber ihren Mauern wachen ſechs Engel mit ſcharfen Schwertern und undurchdringlichen Schilden; die Schwerter heißen: die Schrift, das Anſehen der Kirche, der Concilien, der Väter, der kirchlichen Praxis und Ueberlieferung; die Schilde: Allgemeinheit, ununterbrochene Dauer, Sichtbarkeit, fortwährende Sichſelbſtgleichheit, Untrüglichkeit und Unüberwindlichkeit. Die Stärke dieſer Waffen beruht in dem über der Stadt waltenden Wirken des heiligen Geiſtes. Die Ketzerei ſtürmt mit Wuth, aber machtlos ſinkt ſie zu Boden.

Ueber die Auswahl der Streitſchriften mag Scheffler ebenfalls ſich ſelbſt ausſprechen. „Was das Werk an ſich ſelbſten anbelangt, ſo habe ich zwar derer Schriften mehr und innerhalb zwölf Jahren ihrer auf die fünf und fünfzig *geſchrieben* und meiſtentheils in Druck gegeben; weil aber

meine erste Widersacher und fürnehmlich erwähnter Schertzer*) meistentheils materiam calumniae und zu ganz nichtigem Streit Anlaß gegeben, auch wenig Wichtiges, welches nicht mit vielen Plaudereien, sophismatibus und impertinentiis vermischt gewest wäre, opponirt hat: als habe ich die meisten, die ich mit ihm und etlichen anderen gleichmäßiger Geringschätzung gewechselt, nicht beidrucken wollen, wie auch meine Ehrenrettung und Abzugsblasung wider ihn und was dergleichen; weil ich meine Ehre genugsam gerettet, daß ich wider sie alle gestanden und mit diesem Werke auftreten kann, sie aber nicht das Geringste erwiesen, sondern sowol mit Anfechtung der Hauptsache als den Personal-Calumniis zu Schanden worden sind und das Feld räumen müssen. Habe derowegen derselben nur neun und dreißig auserlesen, von denen ich auch noch etliche ausgemustert hätte, wenn ich sie nicht theils darum stehen gelassen, weil in ihnen hin und wieder zu vieler Stücken besserer Erklärung Anlaß gegeben worden; theils aber damit der Leser der Widersacher Ungereimigkeit, Schalkheit, Bosheit und Unvermögenheit in Bestreitung der katholischen Wahrheit erkennen, und auch daraus Ursach schöpfen solle, sich von ihnen abzuwenden, wo er ein solcher ist, der sich bisher von ihnen hat verblenden lassen. Denn da wird er sehen, wie grob und ungeriemt der Schertzer geschertzet, wie kindisch Chemnitius**) bestrieten, wie alber Albertus***) gealberkutzet, wie schändlich Recht-Sohn†) sich begeben, wie lästerlich der

*) Adam Schertzer, einer der früheſten literariſchen Gegner Scheffſers, war Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig.

**) Chriſtian Chemnitz, nicht zu verwechſeln mit dem älteren und berühmteren Martin Chemnitz, war Profeſſor in Jena.

***) Valentin Alberti war Profeſſor der Logik und Metaphyſik zu Leipzig, ein geborener Schleſier.

†) Unter dieſem Namen (Peregrinus Rechtſohn) hatte ein Lutho-

Strauch*) gebollen, wie lächerlich der Becker**) für alle Ketzer bewiesen hat, da er für die Lutheraner beweisen wollen, wie unverantwortlich und diebisch der treubleibende Pasquillant***) pasquillirt und gestohlen, und in Summa, wie hartnäckig und mit ihrer selbst Schande sie insgesammt widersprochen haben."

Einige von Schefflers Traktaten tragen schon im Titel die Signatur der Zeit: „Kehrwisch zu Abkehrung des Ungeziefers", „Von den falschen Theriaks-Krämern", „Schauführung des lästernden Höllenhundes". Auch fehlt es nicht an scharfen und verletzenden Worten gegen die Angreifer, nicht an schweren Beschuldigungen gegen die Prädikanten als Betrüger und Verführer des gutgesinnten Volkes; alle Schriften athmen einen wahrhaft glühenden Haß nicht gegen die Irrgläubigen, aber gegen die Ketzerei und ihre Förderer, so sehr, daß wirklich die Ansicht aufgetaucht und ausführlich vertheidigt worden ist, Scheffler der heftige Polemiker und Angelus der sanfte, weiche Dichter könnten unmöglich dieselbe Person sein. Diese Ansicht hat W. Schrader in seinem Schriftchen: „Angelus Silesius und seine Mystik" (Halle 1843) zu vertheidigen sich bemüht, obgleich schon

---

raner gegen das Schriftchen Schefflers: ‚Simplicii Angeregte Ursachen' eine ziemlich klägliche Gegenschrift herausgegeben.

*) Aegidius Strauch, Prediger zu Danzig, Verfasser einer sehr heftigen Gegenschrift gegen Scheffler.

**) Adam Becker war Prediger zu Züllichau und hatte zu Gunsten des lutherischen Predigtamtes gegen Scheffler eine „Gegenantwort" veröffentlicht.

***) Gegen eine Schrift Schefflers „Von der Rechtigkeit der Communion unter einer Gestalt" hatte sich ein Ungenannter erhoben, dem Sch. den Namen eines Pasquillanten gönnt, weil er die Wahrheit „theils mit gestohlenem blauen Dunst, theils mit dem stinkenden dicken Rauch seiner greulichen Schmachreden und Lästerungen sich bemühet zu verdunkeln und unscheinlich zu machen." (Traktat 24 und 25.)

die oben citirte Vorrede die Identität des Dichters und des Streittheologen ganz unwiderleglich beweist.

Wenn Scheffler die Ketzerei brandmarkt und verfolgt, so trieb ihn dazu die Liebe zu den irregeleiteten christlichen Brüdern. Wenn er dabei die Personen nicht schont, so kann das Auftreten seiner Gegner ihn entschuldigen, die in persönlicher Grobheit und Verunglimpfung noch ganz Anderes leisteten. Der vorher erwähnte Strauch gab einer Schrift gegen Scheffler den anziehenden Titel: „Nöthige Antwort wider zwei Sendschreiben eines Mameluckten und verruchten boshaften Ketzers, der sich D. J. Schefflern nennt;" und in der Schrift selbst leistet er an Schimpfworten, wobei ich das Unanständige weglasse, unter anderen Folgendes: „Ein Schneffler, mameluckischer Priester zu St. Matz, ein verlogenes Maul, unverschämter Landlügner, dergleichen die Marcktschreier seind, ein verzweifelter Bösewicht und schändlicher Calumniant, ein ungeschliffener Phantast, ein Schelm aller Schelmen, ein Galgenvogel, ein quacksalberischer Priester zu St. Matz, der mit Kehrwischen handelt, mit dem Heiligthum in Koth fällt und die Bauermägde als ein Oberster auf die Wallfahrt führt, der die Ordnung Gottes zerrüttet und in einer Viertelstunde das Harnglas und das gesegnete Brot und Wein als vermeinter Priester in der Hand hat." Mit solchen Waffen wurde damals gekämpft. Derartigen Gegnern gegenüber erscheint Scheffler wahrhaft als ein gebildeter und gemäßigter Mann.

„Angelus," sagt P. Wittmann, „war eine von jenen kernhaften Naturen, die dem, was sie als Wahrheit errungen, mit ganzer Seele gehören und nicht in Halbheit auf beide Seiten hinken, und die eben darum es auch als heilige Pflicht erachten, zum Danke dafür, daß Gott ihnen das Glück der Wahrheit und des Heiles gegeben, auch den blinden Brüdern zu helfen, so viel an ihnen ist. Weil er Christum von ganzer Seele liebte, *so hing* er auch von ganzem Herzen an

dessen wahrer Kirche, die ihm nur Eine, die katholische war. Und weil er die Kirche wahrhaft liebte und in ihr allein das Heil Jesu Christi gegeben glaubte, so drängte es ihn, dieß Eine Heil zu verkündigen. Weil er nun auch die Brüder von Herzen liebte, so konnte er nicht anders, er mußte ihnen die von ihm glücklich abgeworfene Binde auch von den Augen nehmen, er mußte ihnen um Jesu Christi willen den einzigen Weg zum Heile, den die Gnade Gottes ihm geöffnet hatte, zeigen, er mußte sie mit dem Eifer der Liebe zum Heile gleichsam hindrängen."

„Wer eine solche Natur tadelt, der hat noch nie von Herzen gebetet: ‚Dein Reich komme!' der ist zu engen Herzens, als daß er davon wissen sollte, wie die Wahrheit das höchste, einzige, den ganzen Menschen durchflammende Gut ist. Er mag sich daher auch nicht anmaßen, eine solche Natur beurtheilen zu wollen."

„Wer hingegen weiß, daß die höchste christliche Liebe nur Eines kennt: Verbreitung des Reiches Christi und das Heil der Seelen, dem wird begreiflich sein, wie der Sänger der heiligen Seelenlust aus derselben Liebe heraus, die sein Herz erfüllte, auch die polemischen Schriften schöpfen konnte."

„Freilich herrscht hier der Verstand, der immer kälter ist, über das Gemüth; es gilt nicht die selige Anschauung des Göttlichen, sondern Enthüllung des Irrthums und Abwehr des Angriffs, oftmals der Bosheit, und Vertheidigung der Wahrheit Punkt für Punkt. Deshalb kann natürlich nur der bittere Ernst des Kampfes, nicht der Friede süßer Beschaulichkeit, nicht Glut der Empfindung, sondern strenges Urtheil in diesen Leistungen sich zeigen. Aber nirgends darf verkannt werden, daß in der Liebe ihr Grund und ihr Zweck zu suchen ist." [47]

Wenn Angelus sich manchmal harte Ausdrücke hat zu *Schulden kommen* lassen, so vertheidigt er sich hierüber selber

also: „Ich verhoffe, der Leser wird's nicht übel auslegen, daß ich meine Widersacher bisweilen nach Erforderung der Sache mit harten Worten angefahren und gescholten habe, weil's auch Christus, die Apostel und heiligen Väter, wie zu erweisen, gethan; sintemal ihre boshaftige und gottlose Widersprechung öfters so groß ist, daß man nicht Worte genug finden kann, sie nach Verdienst zu schelten, und Keiner, wenn er auch der allersanftmüthigste Mensch wäre, ihre Bosheit vertragen kann, zu geschweigen, daß es vonnöthen ist, den Leser dadurch aufmerksam und wachend zu machen, der sonst viele ihrer Bosheiten nicht so nützlich erwägen würde, wenn er nicht durch derogleichen Bestrafungen (aculeos) darzu ermuntert würde.'

Abgesehen von der früher berührten Rechtfertigungsschrift begann Scheffler den Kampf, ohne den Kampf zu wollen, mit seiner „Türken-Schrifft, von den Ursachen der Türkischen Ueberziehung und Zertretung des Volkes Gottes" (1664). Es war nämlich, nachdem die durch den dreißigjährigen Krieg geschlagenen Wunden kaum vernarbt waren, die Türkengefahr wieder eine dringende geworden. Am 7. August 1663 hatte der Commandant von Neuhäusel bei Barkan eine schwere Niederlage erlitten, türkische und tatarische Haufen streiften bis nach Mähren und Schlesien, begleitet von all' den Gräueln und Unmenschlichkeiten, welche diese Horden damals so schrecklich machten: Plünderung, Menschenraub, Frauenschändung, Ermordung der Kinder wie der Kriegsgefangenen. Da entstand eine Menge von Türkenschriften, Türkenpredigten, Wahrsagungen, Rathschlägen und Ermahnungen. Unter den Protestanten aber tauchte, gerade nicht vereinzelt, jener Grundsatz auf, den schon die holländischen Geusen als Devise gewählt hatten: „Lieber Türkisch als Papistisch."

Luther hatte 130 Jahre früher in seinen Türkenschriften nicht mit Unrecht die Türkengefahr vorzüglich in der Un-

einigkeit und Selbstsucht der deutschen Potentaten gefunden, wogegen nur zu helfen, „wenn Könige und Fürsten ihre Sachen dieweil auf ein Knäuel winden, und hierin beide, Kopf und Herz, Hände und Füße zusammen thäten, daß ein einiger Leib wäre eines mächtigen Haufens.“ Dieser Gedanke in anderer Wendung durchzieht auch Schefflers Türkenschrift. Er findet die Ursache der Uneinigkeit und alles Kriegsunglückes in dem traurigen Glaubenshader; dieser hinwiederum ist nur entstanden durch den Abfall von der alten rechtmäßigen Kirche. Alsbald mit dem Abfall von der Kirche ist auch das Unheil mit den Türken losgebrochen, während man unter dem Papstthum solches Leid nicht kannte. Ueberhaupt hat Deutschland sein ganzes Glück der katholischen Kirche zu verdanken. „Dann,“ so redet Scheffler sein Vaterland an, „unter dem Heidenthum warst du ein ungebautes, wüstes Land, ein rauhes, wildes und ungezogenes Volk, welches ohne Ordnung hin und wieder in den Wildnissen wie das Vieh lebte. Sobald aber durch das römische Pabstthum der katholische Glaube in dir gepflanzt wurde, so bald fingest du auch an schön zu werden an Städten, Schlössern und Gebäuden, du fingest an, dich in gute bürgerliche Ordnung zu setzen, zu blühen an höflichen und zierlichen Sitten, zu grünen an allen Tugenden, zu glänzen mit heiligem Leben und guten Werken, reich zu werden an allen freien Künsten und Wissenschaften, und mit einem Wort ein wohlgeordneter Zier- und Lustgarten deines Gottes zu sein.“

Durch den Abfall von der römischen Kirche sei das Alles anders geworden, alsbald sei die Türkengefahr drohend hervorgetreten, deren Ursache nichts anderes sei als die Empörung wider Gott, der Abfall vom wahren Glauben. So zeige es schon das alte Testament; wie dort, so sei auch im neuen Bunde die Ketzerei nichts anders als Abgötterei. Lutheraner wie Calviniſten hätten ja einen falschen Gottes-

dienſt, während nur bei der katholiſchen Kirche ſich die rechte Gottesverehrung finde. Wegen des Abfalls von Rom ſei Cypern, gemäß Vorherſagung der hl. Brigitta, ſei Griechenland eine Beute der Türken geworden, während nirgendwo ein katholiſches Volk ganz von denſelben zertreten worden, vielmehr große Siege der Katholiken über die Türken zu verzeichnen ſeien. Aber mit Luthers Auftreten falle das Eindringen des Türkenvolkes in Ungarn zuſammen; das lutheriſche Evangelium ſei den Türken ſehr förderlich geweſen; Luther ſelbſt habe die Beiſteuer zum Türkenkrieg widerrathen und die chriſtlichen Fürſten zu Narren gehalten. Komme ja auch der proteſtantiſche Gottesdienſt, als welcher nur in Beten, Singen und Predigthören beſtehe, dem muhamedaniſchen ſehr nahe. Wie Muhamed, ſo habe Luther die Meſſe, den Cölibat, die Dreifaltigkeit, die Heiligenverehrung verworfen, wie Muhamed ungetaufte Kinder ſelig geſprochen. Und was Chriſtus geſagt habe von Jenen, die durch den Thurm Siloah erſchlagen wurden, das möge man jetzt wohl beherzigen: Wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr alle gleichermaßen umkommen.

Der Türkenzug kam zu Stande. An der Grenze von Ungarn und Steiermark, da wo ſich am Einfluſſe der Laufnitz in die Raab das Ciſterzienſer-Kloſter St. Gotthard erhebt, lieferte der kaiſerliche Oberfeldherr Montecuculi den Türken am 1. Auguſt 1664 eine blutige Schlacht. Dort ſoll in dem Augenblick der größten Gefahr, als Montecuculi den Befehlshabern die Looſung: „Sieg oder Tod" gab, der berühmte Reitergeneral Johann von Spork vom Pferde geſtiegen ſein, und mit entblößtem Haupte niederknieend zum Generaliſſimus im Himmel gebetet haben, wenn er denn heute ſeinen chriſtgläubigen Kindern nicht beiſtehen wolle, ſo möge er doch wenigſtens auch den Türkenhunden nicht helfen, ſondern ſich neutral halten. Da wurden die viel zahlreicheren Türken in ſchmähliche Flucht

geſchlagen, die chriſtlichen Krieger bedeckten ſich mit Ruhm; durch einen, freilich etwas voreilig geſchloſſenen, zwanzigjährigen Frieden wurde die Türkengefahr einſtweilen beſeitigt.[48]

In demſelben Jahre ergänzte Scheffler ſeine Türkenſchrift durch die „Chriſtenſchrifft von dem herrlichen Kennzeichen des Volkes Gottes und der wunderbaren Errettung der Chriſten.“ Es ſoll hier „augenſcheinlich bewieſen werden, daß nur das treue Feſthalten an der katholiſchen Kirche vor den Türken und ſonſtigen Feinden des chriſtlichen Namens erretten und beſchützen könne.“ Dieſe Kirche iſt ja das Volk Gottes, daher von Gott oft in großen Nöthen wunderbar beſchützt, ſo gegen die Perſer durch Biſchof Jakob von Niſibis, gegen Attila durch die Biſchöfe Lupus und Anianus wie durch den Papſt Leo, gegen die Sarazenen durch die Fürbitte des hl. Jakobus und der hl. Clara, wider die Tataren durch den hl. Czeslaus, gegen die Türken durch Hunniades. Auch beim Feldzuge Karls V. gegen den Kurfürſten von Sachſen ſeien Wunder geſchehen; ein Wunder ſei die Rettung Ferdinands II., ein Wunder die Schlacht am weißen Berge. Solch' wunderbaren Schutz könnten die Lutheraner nicht aufweiſen. Was die katholiſche Kirche in Europa durch die Ketzerei an Mitgliedern eingebüßt, das ſei ihr in Amerika und Indien reichlich wieder zugewachſen. Aber auch Tyrol, Steiermark, Kärnthen, Krain, Oeſterreich, Mähren und Böhmen, einſt der Ketzerei verfallen, ſeien der Kirche wieder gewonnen. Seitdem ſei der Siegeszug der Ketzerei gehemmt, die überhaupt nur durch weltliche Macht emporgekommen ſei. Wohl möge alſo die deutſche Nation ſich beſinnen, möge ſich von der Ketzerei abwenden und ihre Mutter, die römiſche Kirche, nicht länger durch Undank und Schmähung betrüben. Sie möge ſich nicht ſelbſt den Tyrannen preisgeben und in thörichter Verblendung,

wie früher geschehen, auf ihr Panier schreiben: „Lieber Türkisch als Papistisch.“ „Kehre wieder, kehre wieder, Sulamith! die du deinen einzigen Gemahl, dem du in der katholischen Kirche angetraut warst, verlassen hast und fremden Buhlen nachgelaufen bist. Laß dich doch nicht länger deine falsche Propheten, die verführerischen Prädikanten, bethören! Denn ich darf hier nicht fragen wie der Apostel Paulus die Galater: Wer hat euch bezaubert, ihr unbesinnte Deutschen, daß ihr der Wahrheit so lange nicht gehorchet? Ich weiß es zuvor. Eure Zauberer, die euch bezaubern und verblenden, sind eure Prädikanten, die euch unter dem Schein des Evangeliums und des klaren Wortes Gottes die Augen verfinstern und das Herz versteinern, daß ihr die Wahrheit weder sehen könnt noch wollt.“

Das waren die ersten Streitschriften Schefflers, und nach Jahren noch meinte er nicht anders sagen zu können, als daß er sie „aus sonderbarem Antrieb Gottes“ geschrieben. „Aber,“ fährt er fort, „es ist mir gangen wie den Propheten, die aus Befehl Gottes dem jüdischen Volke seine Sünden fürhielten. Man hat mich mit dem höchsten Grimm angefallen, alle meine Worte aufs übelste gedeutet, für einen Majestät-Lästerer, Rebellen, Meutmacher, Störfried, blutdürstigen Geist, Lärmenblaser und wie mehr ausgeschrien und als einen solchen bei allgemeiner Reichsversammlung auf Leib und Leben angeklagt. So weh hat's nämlich dem Geist der Ketzerei gethan, daß ich ihm die Schuld seiner Sünd' entdeckt gehabt.“

Gegen die Türkenschrift erhob sich der bereits erwähnte Dr. Chemnitz, den Angelus Dr. Kleinnütz nennt, und der ebenfalls erwähnte Professor Scherzer. Scheffler erwiderte mit der neuen Streitschrift: „Kehrwisch zur Abkehrung des Ungeziefers, womit Dr. Chemnitz seine wohlgemeinte Türkenschrift hat verhaßt machen wollen.“ Und wie es denn zu geschehen pflegt, wenn einmal der Streit begonnen hat,

so wurde auch Schefflers Christenschrift alsbald heftig angegriffen, und Scheffler antwortete mit einer „Schutzrede für sich und seine Christenschrift wider seine schmähenden Feinde." Indem er hier auf alle würdigen Einwendungen gebührend zu antworten versucht, möchte er doch „auf das Schimpfiren, Schmähen und Verläumden nicht mit einer Sylbe mehr eifern, weil er wisse, wie die ehrbare Welt erkenne, daß die, so sich blos auf das Schmähen verlegen, verlorene Sache haben."

Chemnitz erwiderte noch einmal, jedoch mit der vornehmen Erklärung, er wolle nun nicht weiter zanken. Darauf schrieb Scheffler sein „Triumphblatt". Auch er habe, sagt er darin, keine Luft am Zanken, aber die Sache vertheidigen sei nicht zanken. Und „weil dann Chemnitz hiemit das Rappier von sich geworfen und ihme selbst verloren gegeben, so triumphire ich billig mit meiner gerechten Sache gegen ihn und sage Gott Lob und Dank, der mir Verstand und Kräfte verliehen, daß ich ihn so glücklich hab' eintreiben und ins Mäuseloch jagen können." Den lieben Deutschen, vornehmlich lutherischer Religion, aber ruft er zu: „Sehet, euer Großer ist gefallen, ein Superintendent, ein Doktor, ein Professor, ein Pastor, ein Dekanus!" Bald werde er auch dem Spieler in Leipzig (Schertzer) auf die Kniebel schlagen. Das that er denn auch in der „Abwürzung des Schertzerischen Schmähvalets."

Diese Schriften sind in die Ecclesiologia nicht aufgenommen, weil sie dem Zwecke der Sammlung nicht ganz mehr entsprachen. Denn Scheffler sah bald ein, „daß man sich nicht in immerwährende Streitigkeiten mit den Ketzern einlassen, sondern ihnen ein Lehr-Traktätlein um's andere hineinwerfen müsse, damit sie sich müde beißen könnten."

Vorn an in der Ecclesiologia steht eine Streitschrift, die Scheffler im Jahre 1670 anonym herausgegeben hat

unter dem Titel: „Sendschreiben Christiani conscientiosi (eines im Gewissen beunruhigten Christen) an alle evangelische Universitäten, in welchem er seine Gewissensscrupel proponirt und zu erörtern bittet, 1) ob er in der lutherischen Religion könne selig werden, weil sie nicht die katholische ist, in der allein secundum omnes doctores (nach allen Kirchenlehrern) die Seligkeit zu hoffen, 2) ob diejenige die katholische sei, die so genannt wird, oder so es die nicht ist, welche es dann sei?"

Es konnte dem in den Kirchenvätern wohl belesenen Scheffler nicht schwer werden, zu beweisen, daß diese ohne Ausnahme lehren, nur in der katholischen Kirche seien der rechte Glaube, die wahren Heilsmittel und so der Weg zur Seligkeit vorhanden. Nun fällt es aber den Lutheranern gar nicht ein, sich selbst als die katholische und so als die einzig wahre Kirche zu bezeichnen; höchstens sagen sie, die katholische Kirche sei unsichtbar (das ist wohl die Kirche der Auserwählten, nicht aber die Kirche der Berufenen, um die es sich hier handelt), die Kirche Christi aber muß sichtbar sein. Sie lehren ferner, die Kirche müsse einig sein, und gestehen in demselben Athem zu, daß sie selbst uneinig sind und die augsburger Confession wie ein polnischer Stiefel verändert worden ist. Luther selbst räumt ein, daß die päpstliche Kirche die wahre sei, indem er sagt: „Es ist wahr, daß im Babstum das Wort Gottes ist, das Apostel-Ambt, der Glaube, die Kirche Christi und der heilige Geist; wir müssen sagen: ich glaub's und bin gewiß, daß auch im Babstum die Kirche Christi blieben sei." Diese Sicherheit haben wir; aber wer hat dieselbe Sicherheit im lutherischen Bekenntniß? Schließlich bittet Scheffler die Gelehrten an den Universitäten um Lösung seiner Bedenken; „werde ich aber von den Herren nicht geachtet werden und keinen Bescheid bekommen, so werden sie mir hernach nicht verargen, wenn ich thue, was ich auf diesen Fall ent-

ſchloſſen bin und viele andere mit mir, die durch eben dieſe Scrupel ſeind ſtutzig gemacht worden."

So hatte Scheffler für den Augenblick die Maske eines im Gewiſſen beunruhigten Lutheraners vorgenommen. Von der Leipziger Michaelis-Meſſe kam ihm ein Schriftchen des Profeſſors Valentin Alberti zu, das ſeine Scrupel löſen ſollte. Ja wohl löſen! „Dieſe Antwort," ſagt Scheffler in ſeiner bald darnach erſchienenen Gegenſchrift ‚Conscientiosus liberatus d. i. der aus ſeinen Scrupeln Erledigte', „hat mir mein Scrupel ſolchergeſtalt benommen, und mich in meinem einmal gefaßten Sinn ſo beſtättigt, daß, wenn ich nicht allbereit zu der catholiſchen Religion getreten geweſt, ich barfüſſig zu ihr gelaufen wäre". Doch geſteht er dem Gegner zu, daß er nicht in ſolch ſophiſtiſcher und verläumderiſcher Weiſe geſchrieben, wie vor Jahren ſein College Schertzer, ſondern ſchlechterdings ohne Anfallung der Perſon die Sache tractirt habe. Scheffler ſelbſt wiederholt und ergänzt ſeine Beweiſe, worunter der Seltſamkeit wegen auch einer erwähnt ſein mag, der ſich auch in der erſten Streitſchrift vorfindet. Gewiß hatte Scheffler mit allen guten Katholiken ſich oft darüber betrübt, daß die Proteſtanten nach Luthers Vorgang den Papſt als den Antichriſt bezeichneten. Dieſes Schimpfwort will er ihnen einmal gründlich verleiden. Alſo, ihr haltet den Papſt für den Antichriſt. Nun ſoll aber der Antichriſt nach den Zeugniſſen der heiligen Schrift im templum Dei d. i. in der Kirche Gottes ſitzen. Ich ſchließe alſo: „Soll der Antichriſt in der Kirche Gottes ſitzen, ſo iſt diejenige die Kirche Gottes, in welcher er ſitzt. Und ſomit," ſchließt er, „will ich den Sack zugebunden und euch ſo lange darin gehalten haben, biß ihr mir auch bekennt, daß der Babſt nicht der Antichriſt ſei."

Die zwei folgenden Traktätlein führen den Titel: „Weeg-

weiſer zu der apoſtoliſchen Kirche," und „Weegweiſer zu der catholiſchen Kirche". Hier wird das Hauptgewicht darauf gelegt, daß die lutheriſche Gemeinde weder von einem Apoſtel oder apoſtoliſchen Manne herſtamme, — da ja Luther ſelbſt geſtehe, keine Sendung gehabt zu haben — noch auch die Lehre der Apoſtel beſitze, noch mit irgend einer apoſtoliſchen Kirche in Gemeinſchaft des Glaubens ſtehe, was dagegen Alles von der katholiſchen Kirche gar nicht bezweifelt werden könne.

Ein neuer Traktat: „Anzeigung der Stadt Gottes und widerſpänſtigen Außenläger durch lutheriſche und catholiſche Bekehrung eines Heiden zur wahren Kirche", macht die praktiſche Anwendung, wie ein Heide die Stadt Gottes mit ihrer Herrlichkeit, Wahrheit, Einigkeit und Heiligkeit nur in der katholiſchen Kirche finden könne, während die uneinigen Proteſtanten, Lutheraner, Calviner, Syncretiſten in dem „Außenläger" den armen Heiden nur hin und her zupfen und zerren. Das ſoll eine Stadt Gottes, eine reich geſchmückte Braut Chriſti ſein — und ihre Prediger ſind „Sclaven ihrer Pfarrkinder, Bettler und verachtet", ihre Kirchen ſind ohne Schmuck und Zier, ihr Gottesdienſt kahl und nüchtern, ſie haben keine Heiligen, „bei ihnen iſt wenig Andacht und Gebet", es fehlt ihnen das immerwährende Opfer Malachiä. Es iſt empfindlich, Anderen ihre Armuth vorzurücken; und die Anſpielung auf die Armuth der Prediger im Gegenſatz zu den katholiſchen Kirchenfürſten dürfte Manchem um ſo unzarter erſcheinen, als während der öſterreichiſchen Gegenreformation die vor der Gewalt geflüchteten und in Schlupfwinkeln verſteckten Prediger, die ſogenannten „Buſchprediger" oder „Lärmprediger", als die Verfolgten in der That ein armſeliges Hungerleben in Wäldern und Verſtecken führen mußten. Scheffler jedoch meint, wer wirklich reich ſein kann, aber ſein väterliches Gut verächtlich fortgeworfen und

verschleudert hat, dem darf man schon seine Armuth zu Gemüthe führen.

Die Ketzerei, so sucht nun Scheffler in weiteren Streitschriften klar zu stellen, ist nichts anderes als eine Empörung gegen die rechtmäßige Kirche und deren rechtmäßiges Haupt, eine Empörung der Art, daß, wollte man ihre Grundsätze auf politisches Gebiet übertragen, kein Staat und kein Fürst mehr bestehen könnte. Die Herrschaft des Papstes in der Kirche ist eine so wohlbegründete, so rechtmäßige, daß selbst dann, wenn er ein Tyrann wäre, dennoch eine Empörung gegen ihn nimmer zulässig wäre. Mit demselben Recht haben die bösen Engel sich auf Rath und Eingebung Lucifers empört, als sie den Menschensohn anbeten sollten. „Darauß siehet man, wer der erste Ketzer und der erste Prädikant geweſt."

Mit Unrecht werfen die Protestanten den Katholiken vor, der Papst verlange von ihnen einen „Kölerglauben"; nein, sagt Scheffler, ihr Lutheraner erfreuet euch des Kölerglaubens: ihr glaubt, was eure Prädikanten glauben, die doch keine apostolische Sendung und Verheißung haben. Vergebens pocht ihr auf „reine Predigung des Wortes Gottes und rechte Verrichtung der Sakramente". Woran soll man das erkennen? Aber ich will euch ein anderes Kennzeichen, ein untrügliches, der Wahrheit nennen, das ist die „Wunderthätigkeit". Mit Wundern haben die Apostel die Wahrheit ihrer Predigt erwiesen. Habt ihr Wunder aufzuweisen? Mit nichten, weder bei Lutheranern noch bei Calviniſten. Aber in der katholischen Kirche haben sie sich von je und auch in dem laufenden siebzehnten Jahrhundert zahlreich gefunden. Und wollt ihr mir entgegnen, Wunder seien nicht mehr nöthig, so sage ich: sie sind nöthig 1) zur Bekehrung der Heiden, 2) zur Stärkung der Schwachgläubigen, 3) zum Beweis der wahren Lehre.

Indem Scheffler dann „Von den unfehlbaren Zeichen der Ketzerei und falschen Lehre“ handelt, sagt er, dieses untrügliche Zeichen ist die Lüge. Dietenberger hat Luthern in zwei Widerlegungen 874 Lügen nachgewiesen. Scheffler begnügt sich, aus demselben Luther zwanzig, aber recht dicke Lügen und aus der augsburgischen Confession noch 23 Lügen auszuziehen. Nicht anders belügen heutiges Tages die Prädikanten ihre armen Zuhörer.

Ihr kennt das Gleichniß vom Weisen und Thörichten, deren einer auf den Fels, der andere auf Sand baute („Grund der Weisen und der Narren in Glaubenssachen“). Ihr habt auf Sand gebaut; denn der Sand ist nichts als der menschliche Geist und der Buchstabe der Schrift, wie er für und an sich selbst geschrieben daliegt. Mit menschlichem Geiste wollt ihr die heilige Schrift auslegen; aber Niemand kennt ihren Sinn als der sie geschrieben: der heilige Geist. Und dieser Geist ist nur der wahren Kirche verheißen, die darum auf den Felsen gebaut ist.

Er liefert dann den „Erweiß, daß der größte Haufe die rechte Kirche sei, und man sich kurzumb zu der catholischen Kirche, weil sie der größte Haufe sei, begeben müsse“. Mit scharfen Worten geißelt er wiederum die protestantische Sekte: „Nicht ein Hund ist vom Heidenthum zu ihr gekommen, schweige denn eine Menge Völker und Könige. Ja, es haben viel Völker, welche sie der katholischen Kirche geraubt hatte, sich von ihr wiederum abgekehrt. Nicht einen Nadelknopf hat man ihr gegeben, geschweige denn Gold, Silber und Reichthum. Ja, man hat von ihr genommen, was man nur gekonnt hat, wie es Luther selbst und seine Anhänglinge genug beklagt haben, und die lutherische Gemeinde noch immer bejammert, wenn sie singt:

Die Schätz der Kirchen ſeind ihr Gift,
Sie ſeind von ihnen nicht geſtift,
Noch (dennoch) nehmen ſie das Kirchengut —
Schau, was der leidige Geitz nicht thut!

Ihre Mauern ſeind von keinem Fremden gebaut, ſondern von den eigenen Kindern eingeriſſen; die Herrlichkeit Gottes hat man nicht einmal geſehen, ſondern ſtatt derſelben eine Verwüſtung, wie ſolches die Bildſtörmung an vielen Orten, der Baurenkrieg und andere Empörungen im Römiſchen Reich, der Mangel der göttlichen Wunderthätigkeit, die vielfache Uneinigkeit und Trennung in vielerlei Sekten und anderes mehr bezeugt."

Der ganze Groll Schefflers trifft natürlich den Urheber der Irrlehre, Luther, den er in dem Traktat: „Augustino-Lutherus" dem großen Kirchenvater, auf den er ſich ſo oft und ſo gerne berief, entgegenſtellt, beſonders noch darum, da ja ein jeder ein Doktor über alle Doktores ſein ſolle. Hier zeigt ſich Schefflers glänzende Beleſenheit in den Werken des hl. Auguſtin, während von Luther hauptſächlich die nicht eigentlich theologiſchen Werke, beſonders die Tiſchgeſpräche, angezogen werden, um den großen Abſtand zwiſchen den beiden Doktores über alle Doktores darzulegen.

Nächſt Luther trifft der Vorwurf des Abfalls die Prediger, und ihnen hält Scheffler einen ſtrengen Gewiſſensſpiegel vor in dem Traktat: „Prädikanten-Beruff oder treuhertzige Ermahnung an die Prädikanten, ihren Beruff wol zu erwägen" mit dem Motto: „Wie ſollen ſie predigen, wenn ſie nicht geſandt ſind?" (Röm. 10, 15.) Und als einer dieſer Prädikanten, Adam Becker zu Züllichau, Scheffſlern gegenüber den Nachweis verſuchte, daß die Lutheriſchen ihren Glauben gar wohl aus der Bibel beweiſen könnten, trat dieſer mit dem „Lutheriſchen Unbeweis" hervor: ſein Gegner, der ſogar die Bezeichnung „Prädikant" übel

aufnehme, habe doch keine Spur eines Beweises beigebracht, sondern sich nur im Zirkel herumgedreht und die thörichte leere Bundeslade seinerseits zur Anschauung gebracht.

Zur Abwechselung und um auch den weniger Gebildeten beizukommen, versuchte sich Scheffler auch in mehr populären Brochüren ohne gelehrten Ballast. Dahin gehört: „Simplicii angeregte Ursachen, warumb er nicht catholisch werden könne, von Bonamico in einem Gespräche widerlegt". Ganz diesen selben Titel führt auch ein Schriftchen Grimmelshausens.

Dieser merkwürdige und berühmte, jedoch nur unter anderen angenommenen Schriftstellernamen bekannte große Sittenmaler und Zeitgenosse Schefflers hatte in seinem ‚Abenteuerlichen Simplicissimus' eine Figur und eine Lebensgeschichte geschaffen, die damals in Aller Munde war.

Auch die religiöse Frage ist in dem berühmten Roman angeregt, jedoch in leichtfertiger und ungenügender Weise behandelt, wie es dem leichtlebigen Naturell des Helden Simplicius entsprechen mag. Diesem leichtfertigen Weltkind hat jedoch der Verfasser einen ernsten Freund und wahren Schutzengel zur Seite gestellt in dem „Hertzbruder" (Bonamicus). Scheffler hat sich dieser volksthümlichen Persönlichkeiten bemächtigt, um in einem Gespräche eine ganze Reihe von landläufigen Einwürfen gegen katholische Einrichtungen und Dogmen, als da sind: Heiligenanbetung, Sakrament unter einer Gestalt, Messe, gute Werke, Fegfeuer u. dgl. durch den ernsten Bonamicus in kurzen, gediegenen Bemerkungen widerlegen zu lassen.

Es meldete sich aber gegen dieses Gespräch ein Lutheraner unter dem angenommenen Namen Peregrinus Rechtsohn und beschwerte sich in einer Gegenschrift, daß der Verfasser „uns Lutheraner allzu höhnisch durchläßt." Darum nahm sich Scheffler des einmal adoptirten Herzbruders wiederum an und schrieb „Bonamici Advokat

wider den sogenannten Peregrin Rechtsohn".

Was den Weisen und Verständigen verborgen ist, das hat Gott nicht selten den Kleinen kund gemacht. So mochte auch Scheffler denken, als er die Volksschrift: „Der catholisch gewordene Bauer und lutherische Doktor" herausgab. Dieser junge geistesfrische und schlagfertige Bauer vertheidigt sich mit viel Mutterwitz und Gewandtheit gegen den gelahrten Doktor. — Abermals wird dann gesprächsweise zwischen Jünger und Meister dargethan, in welcher Religion einzig man selig werden könne. — Anders hinwiederum sind die Rollen vertheilt in dem Dialog: „Die kluge Frau". Es ist eine bibelfeste Frau, deren Mann katholisch geworden ist, die aber nicht die geringste Neigung hat, ihm nachzufolgen. Sie vertheidigt sich auch nach Frauenweise und nach besten Kräften dem katholischen Geistlichen gegenüber, der sie mit dem Wunsche einer besseren Einsicht entlassen muß.

Als ein Kind jener Zeit charakterisirt sich das Schriftchen: „Von den falschen Theriaks-Krämern in der Stadt Gottes und dem wahren, unverfälschten Theriak der catholischen Kirche". Der echte Theriak, aus mehr als 60 Ingredienzen und mit vieler Sorgfalt, sogar unter Aufsicht der Behörden bereitet, galt lange als ein Universal-Heilmittel; je gesuchter er war, um so mehr wurde er von Quacksalbern nachgemacht. Die Ketzer kommen Scheffler vor „wie die böse Theriakskrämer, welche einen Brei von Pflaumen und Pfefferkuchen im Angesicht der Bauern mit vielerlei Pulver vermengen und ihnen darbei fürschwätzen, daß dieses Mengsal deßwegen der rechte und köstliche Theriak sei". Solcher widrigen Pulver, welche die Mischung verderben, werden dann manche aufgezählt; dagegen ist „die katholische Kirche die Stadt und edle Apothek, in welcher *das Rezept* des unverfälschten Theriaks zu finden."

Das ſind die populären Traktate Schefflers. Dem zweiten konnte er, gewiß zu ſeiner großen Freude, eine Wirkung ſeiner Controversſchriften aus fernem Lande beifügen. Es wurde ihm nämlich aus Königsberg mitgetheilt (durch den Jeſuitenpater Wobbe), daß Joh. Gerh. Dammler, lutheriſcher Pfarrer in Schmoditten, durch die Schrift Schefflers, in welcher er bewieſen, daß die lutheriſche Kirche keine wahren Prieſter habe, beunruhigt, ſich an das Conſiſtorium um Auskunft und Beruhigung gewandt, und da er von dieſem keine genügende Auskunft, ſondern nur eine leere Ausrede empfangen, den prädikantiſchen Rock ausgezogen habe und zum Katholicismus übergetreten ſei.

Nach dem Norden hin richtet ſich eine neue Streitſchrift: „Catholiſche Bekäntnuß aller ſtrittigen Glaubens-Artikel auß heiliger Schrift vertheidigt, wider einen einbildiſchen Plauderer in Curland, denen cur- und liefländiſchen Kirchen luthriſcher Religion dedicirt.“ Zum Troſt der katholiſchen Danziger, die durch die Läſter-Predigten und Schmähſchriften des oben erwähnten Aegidius Strauch weidlich geärgert wurden, ſchrieb Scheffler dann die „Schauführung des läſternden Höllenhundes“. Dieſer nicht ſehr feine Titel wird erklärlich durch die maßloſen Schimpfworte, welche A. Strauch ſich gegen Scheffler erlaubt hatte und aus denen oben eine kleine Blumenleſe mitgetheilt iſt. Hinter dem Danziger Pasquillanten witterte Scheffler mit Grund einen alten Bekannten, den Leipziger Profeſſor Schertzer, „der deſſen Schandbuch approbirt und in Leipzig mit dem falſchen Druckort Altenburg zu Druck befördert habe“. Darum zeigt Scheffler den Leipzigern noch einmal Zähne und Klauen: „So nun die ganze theologiſche Fakultät zu Leipzig ſolche Idioten, Criminanten und Blasphemanten ſeind, daß ſie ſolch thörichtes Küh-Gebrülle und Kretſcham-Lurkerei für gelehrte und wohlgeſtallte Verantwortung, ſolch ſchelmiſches

galgengewehrtes Ehrenschänden für ehrliches Controversiren, solch Gottesläſtern für Gotteslob approbirt, so kannst du wohl denken, daß alle andere geringere prädikantische Collegia, als die nichts Besseres von ihnen gelernt, nicht gelehrter noch besser sein müssen."

Während Scheffler als der berühmteste Polemiker seiner Zeit von seiner stillen Zelle an St. Matthias aus weit über die Grenzen seines Heimatlandes Schlesien die angegriffene Kirche vertheidigte, vergaß er sein liebes Breslau nicht und widmete „einem wol-edlen und gestrengen Rath der Kaiser- und Königlichen Stadt Breslau" eine eigene Schrift, darin „Des römischen Pabstes Oberhauptmannschaft über die ganze allgemeine Kirche erwiesen" und die Bürgerschaft zur Rückkehr in die katholische Kirche dringend aufgefordert wird. Zwei besondere Traktate sollen dann noch die am härtesten angefochtenen katholischen Positionen: das Fegfeuer und die Communion unter einer Gestalt, sicher stellen.

Es konnte Schefflern nicht verborgen bleiben, daß die Wahrheit außer dem Irrthum und der Lüge noch einen anderen gefährlichen Feind hat: die Gleichgültigkeit. Auch gegen die Indifferentisten, wie wir sie jetzt zu nennen pflegen, wendet sich seine Polemik. Er charakterisirt sie als die allerschädlichsten Ketzer: „Es finden sich Leute, und leider itziger Zeit gar sehr viel, welche man Politicos oder politischer Religion nennt, mit Recht aber eversores omnis bonae politiae und die allerschädlichsten Ketzer nennen sollte. Denn es sagen diese Ketzer, es sei gar keine Ketzerei, es sei nur ein unnöthiges Pfaffengezänk und Narrentheidung, daß man um die Religion streite; wenn man nur im Grunde einig sei und an Christum glaube, so dürfe man sich des andern nicht annehmen, man könne gleichwohl selig werden; halten es derowegen nach Gelegenheit von *außen bald* mit dieser, bald mit jener Religion, im Herzen

aber verlachen sie alle." Gegen diese politischen Leute wendet sich das Traktätlein ‚Spiegel der Ketzerei'.

Wir sind bis dahin den Angriffen Schefflers gegen den Protestantismus gefolgt, und wenn diese Angriffe heftig und bitter waren, wenn sie sich sogar bis dahin steigern, daß die Ketzer geradezu als Abgöttler, ihr Cultus als Abgötterei bezeichnet werden, wir können das furchtbare Consequenzen nennen, aber es sind doch eben Consequenzen eines feurigen Glaubens und der bekümmerten Liebe, die das Seelenheil der Mitmenschen will. Auf den weiteren Wegen folgen wir Schefflern nur ungern, weil sie unseren Begriffen von Gewissensfreiheit stracks entgegen laufen, wenn gleich diese Wege damals vielfach als die rechten angesehen und gewandelt wurden.

„Gerechtfertigter Gewissens-Zwang oder Erweiß, daß man die Ketzer zum wahren Glauben zwingen könne und solle", so lautet der Titel einer Schrift, die Scheffler dem Kaiser Leopold widmete. Er hat sich, so fühlt er, „aus Antrieb eines christlichen Eiferers hier einer Sache unterstanden, die ihm bei den Ketzern die höchste Feindseligkeit, bei vielen Catholischen aber nichts als üble Nachrede und Ungunst verursachen werde". Man solle, meint er, die Ketzer zum wahren Glauben zwingen, weil die Ketzerei das größte und schädlichste Laster, schlimmer als Mord, Falschmünzerei, Raub oder Götzendienst sei; nicht Gott allein, auch die Kirche sei Herr der Gewissen; Juden und Heiden dürfe man allerdings nicht mit Gewalt bekehren, wohl aber Ketzer, da diese der Gewalt der Kirche unterständen; habe Christus, haben die Apostel Niemand gezwungen, so beweise das doch nicht für unsere Zeiten; die heilige Schrift (natürlich das Alte Testament Deuter. 13, 17. Zach. 13) befehle die Zwangsbekehrung; man solle sie zwingen, obgleich der Glaube eine Gnade Gottes sei, wegen der vielen guten einfältigen Seelen, die bei den Ketzern

seien; und sollten auch Etliche nur falsche Katholiken und Heuchelchristen, oder in ihrer Bosheit hingerichtet werden, oder auch verzweifeln, das dürfe man nicht so hoch anschlagen, darauf sei auch der hl. Augustin im Kampfe gegen die Donatisten gefaßt gewesen. Zwangsmittel, zur rechten Zeit angewandt, geben keinen Anlaß zum Aufruhr oder zur Gefährdung der Katholiken. Die „Politiker" wenden ein, solcher Zwang werde ein wüstes Land schaffen; aber bei der Zwangsbekehrung in Steiermark und Oesterreich seien die Meisten, die wegen der Religion davonliefen, doch bald und gern wiedergekommen. Fürsten und Potentaten seien im Gewissen verpflichtet, die Ketzer nicht zu dulden; sie haben aber auch Gottes Segen dafür zu erwarten, wie an Theodosius, Honorius, Ferdinand II. zu schauen. Endlich solle man die Ketzer zwingen, weil sie selbst es auch so wollen und thun, also nach der Regula juris: Quod quis in alienum statuit, in se statuisse censetur.

Nun mußte natürlich eingeworfen werden, daß dem Reformationsrechte des Landesfürsten das westfälische Friedens-Instrument entgegen stehe, in welchem den Bekennern der augsburgischen Confession in Schlesien Religionsfreiheit vom Kaiser zugesichert sei. Diesen Einwand sucht Scheffler zu beseitigen in dem Schriftchen: „Kurze Erörterung der Frage, ob die Lutheraner in Schlesien der im instrumento pacis denen Augsburgischen Confessionsverwandten verliehenen Religions-Freiheit sich getrösten können." Er kommt zu dem Resultat: Nein, und zwar aus einem doppelten Grunde. Erstens hätten die Unterthanen diese Gnade längst verscherzt, da sie, gegen die Bestimmung des Friedens-Instruments, der gemäß sie still und friedlich leben sollten — zu anderen Fürsten klagend gelaufen und dem Kaiser viel Unruhe gemacht, auch ohne Grund tumultuirt und davon gelaufen seien. Sie hätten die festgesetzten Bedingungen des Religionsfriedens

nicht erfüllt, darum sei der Landesherr nicht mehr an denselben gebunden. Wichtiger sei der zweite Grund. Die Vergünstigungen seien nur den Anhängern der augsburgischen Confession zugesichert. Nun seien aber die schlesischen Protestanten in nicht weniger als 28 Punkten — gerade so viel als die Augustana Artikel habe — von dem ursprünglichen augsburger Bekenntniß abgewichen. Dahin gehöre die Verwerfung des Fastens und der Messe, sowie die Annahme von nur zwei Sakramenten. Alles das erhärtet Scheffler aus dem zu Breslau gedruckten Exemplar der Augustana, das sich für die wahre und reine augsburger Confession ausgebe.

Niemand läßt sich gern den Strick um den Hals legen und zuziehen. Die bedrohten schlesischen Protestanten fanden einen Vertheidiger in dem uns schon bekannten Leipziger Professor Alberti. Darf man Schefflern glauben, der in zwei neuen Gegenschriften den alten Gegner wiederum hart bedrängte, so hat dieser nur „per hincum clinoum geantwortet und in dem Plauderment von zwanzig Bogen meistentheils nichts anderes als nichtiges Geschwätze mit Jesuiten-Historichen gespickt, contentiones und falsche Bezüchtigungen geliefert.“ Scheffler seinerseits sucht die Beweise für seine zwei gravirenden Behauptungen zu ergänzen und zieht von Neuem die harten Consequenzen. Kaiser Leopold hat indeß die vorgezeichneten Wege des Gewissenszwanges nicht betreten, sondern die Bestimmungen des westfälischen Religionsfriedens geachtet.

Wir haben auch die äußersten Zielpunkte von Schefflers Polemik unbefangen dargelegt. Nun mag das Urtheil eines Protestanten über diese Polemik folgen. „Eine unbefangene Würdigung der Streitschriften Schefflers hat in denselben, ungeachtet der Auswüchse zelotischen Eifers und der Irrthümer in Behauptungen und Beweisführungen, wenigstens die Wärme der Ueberzeugung, einen Reichthum tiefsinniger

Gedanken, dialektische Gewandtheit und große Belesenheit in den Schriften der Kirchenväter und der älteren und neueren Mystiker anerkannt." [49]

Begeisterter natürlich schreibt Wittmann: „Seine ganze Seele bewährt sich in all' ihren Aeußerungen als eine im Lieben und Schauen und Glauben durch- und durch katholische, und bei ihm sieht man so recht augenscheinlich, wie tiefe und reiche Geister, innerlich gedrungen, den öden Steppen des Protestantismus zu entfliehen, nicht nur etwa zur katholischen Kirche überzutreten, sondern sich ganz in dieselbe hineinzuleben und ihre protestantische Natur ganz in katholischen Geist zu verwandeln vermögen. Dieser neue Geist, dieses neue Prinzip ist dann auch ihr ganzes Leben und zwar um so entschiedener, als sie ihn mit klarem Bewußtsein, mit voller Freiheit und freier Liebe erst zu erringen hatten." [50]

Die Ecclesiologia stellte für ihre Zeit und noch lange nachher ein vollständiges Magazin der Polemik gegen den Protestantismus dar. Für den Controversprediger ist das umfangreiche Werk durch ein genaues Register der abgehandelten Materien werthvoll und nutzbar gemacht.

VIII.

Letzte Lebensjahre und Tod.

So verflossen die Lebensjahre Schefflers unter schweren Kämpfen, die er unermüdet für den Herrn und seine Kirche durchfocht, und unter den milden Tröstungen, wie sie einerseits die mit ganzem Eifer erfaßte Religion, andererseits die freundliche Gabe der Muse spendeten. Sein äußeres Leben scheint wenig Veränderung geboten zu haben. Im Jahre 1661 trat er in den Minoritenorden; die betreffende Urkunde darüber, ausgestellt zu Toledo am 27. Februar

1661 vom Minister generalis Angelus de Sambuca, wird im Provinzial-Archiv zu Breslau aufbewahrt. Daselbst findet sich auch die von dem Breslauer Weihbischof Johannes Balthasar unterfertigte Urkunde, wonach Scheffler am 21. Mai desselben Jahres die heilige Priesterweihe zu Neisse empfangen hat.[51]

In diese Zeit fallen mehrere fromme Stiftungen, die Scheffler aus seinem Vermögen dotirte und die man wohl mit Knoblich, dem wir die Mittheilung der betreffenden Urkunden verdanken,[52] als letzte Vorbereitungsstufe zu seinem ernstesten Lebensschritte betrachten darf.

Unter dem 26. Februar 1660 bescheinigt das Domkapitel zu Breslau „dem edlen und hochgelehrten Herrn Johannes Scheffler, philosophiae et medicinae doctori, Römischer kaiserlicher auch zu Hungarn und Böheimb königl. Majestät Hoffmedico" den Empfang von 200 Thlr. schlesisch, „den Thaler zu 36 Groschen weiß und den Groschen zu 12 Hellern gerechnet", behufs einer Stiftung zu Ehren der heiligen fünf Wunden in der Collegiatkirche beim heiligen Kreuz. Von den Zinsen, die nach damaligem Brauch sechs Prozent betrugen, sollte Hochamt und Predigt de Passione fundirt und das Uebrige unter die Armen vertheilt werden, wie noch jetzt geschieht. Nach Schefflers eigener Bestimmung, die uns jedoch nicht mehr wörtlich erhalten ist, sollte sich an die Kanzelrede eine Kuchenvertheilung unter die Dürftigen anschließen, und so bekam diese Kanzelrede, die jährlich am Freitag vor Quinquagesima gehalten wird, den noch jetzt nicht vergessenen volksthümlichen Namen „Kuchenpredigt".

Ueber eine zweite Stiftung aus demselben Jahre besitzen wir noch Schefflers eigene Bestimmungen. Sie lauten:

„Nachdem ich Joh. Scheffler, Dr. Philos. et Medicinae, Priester*)

*) Dieses Wort scheint später beigeschrieben zu sein; am Tage der Stiftung (20. April 1660) war Scheffler noch nicht Priester.

und Röm. Kaiserl. Maj. Hoffmedikus, das wenige zeitliche Gut, welches mir Gott in meinem mühseligen Berufe bescheeret, Ihm gerne bei meinen Lebtagen, so viel ich kann, wiedergeben und zu seinen Ehren angewendet wissen wollte, und absonderlich betrachtet habe, daß es den geistlichen Klosterfrauen Franziskaner-Ordens zu St. Clären in Breslau sehr erbaulich sein würde, wenn sie durch geistliche Predigten und Ermahnungen zum geistlichen Leben und Wandel aufgemuntert würden, und zuvor ihren und ihres Ordens Praepositi Provincialis Willen und Consens darüber vernommen, auch des ganzen Convents großes Belieben und Eifer dazu verspüret, als richte ich im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit bei ihnen diese Fundation auf; daß nemlich alle Mittwoch in der Fasten in ihrer Kirchen ihnen zum Trost und zur Auferbauung eine Predigt vom geistlichen Leben und inneren Wandel mit Gott, von einem gelehrten und geistreichen Manne, welchen sie selbst erwählen werden, solle gehalten werden; dabei sollen und wollen die Jungfrauen allemal vor der Predigt das Miserere und nach derselben das verdeutschte Stabat Mater Dolorosa in die Orgel singen, Beides für Bekehrung der Sünder, und unter diesem zu eben der Intention eine Messe lesen lassen.

Damit nun Solches immerwährend könne gehalten werden, so gebe ich darzu zweihundert und fünfzig Gulden Rheinisch, welche ich der Stadt Zobten zu Auferbauung ihrer Kirchen (laut Verschreibung) auf einen Wiederkauf 6 procento dargeliehen; dieser Mainung, daß von den 15 Gulden, welche das Kapital jährlich trägt, vors Erste der Prediger und Priester solle contentirt, hernach von dem Uebrigen den Jungfrauen insgesammt in der letzten Mittwoch und am grünen Donnerstag ein Trunk gutes Weines mit Zwiegebackenem oder Weißbrot zur Collation darvon gegeben und sie also beides leiblich und geistlich von dieser Fundation gespeiset und erquicket werden. Zur Bestätigung dessen ich dieses mit eigener Hand unterschrieben und angeborenem Pettschaft besiegelt habe, der gänzlichen Hoffnung lebende, es würden die Nachkommenden solches zu erhalten und zu bestellen, ihnen jederzeit lassen angelegen sein und für Gottes Zorn, welcher auf Nachläßigkeit und Unterdrückung solcher geistlicher Stiftungen unausbleiblich zu folgen pflegt, sich ernstlich zu hüten wissen.

Gegeben zu Breslau, den 20. April 1660 und confirmiret mit Ihrer Hochwürden itzigen Praepositi Provincialis Insiegel und Handschrift.

Johannes Scheffler, Phil. et M. D.
S. K. M. Hoffm. mpp.

Dieſe Stiftung und eine andere, wodurch Scheffler an dem Benediktinerinnenſtift zu Striegau für jeden erſten Freitag im Monat eine Predigt zur dortigen Kanzel fundirte, ſind bei Aufhebung der ſchleſiſchen Klöſter ein Opfer der Säculariſation geworden.

Dem Minoritenorden ſcheint Angelus nicht lange angehört zu haben, wenn nicht, was ich für möglich halte, die eben erwähnte Urkunde nur beſagt, daß er ſich dem ſogenannten dritten Orden des hl. Franziskus angeſchloſſen habe, der ja eigentlich für Weltleute geſtiftet iſt. Im Jahre 1664 wurde er zum fürſtbiſchöflichen Marſchall oder oberſten Hofmeiſter und Rath ernannt, welche Stellung er nach dem Tode ſeines Gönners, des Fürſtbiſchofs Sebaſtian, im Jahre 1671 wieder aufgab. Schon früher hatte er in dem Kreuzherrnſtift zu St. Matthias in Breslau ein Aſyl geſucht, das er nur ſelten verließ. Da in demſelben Stifte die Jeſuiten ſich zuerſt angeſiedelt hatten, auch ſpäter wohl noch viel darin verkehrten, ſo mag daraus ſich das falſche Gerücht erklären, als ob er in den Jeſuitenorden getreten ſei. Daß er übrigens von ſeinem Uebertritte an dieſem Orden nahe und befreundet blieb, das beweiſen viele Stellen ſeiner Schriften, welche letzteren zum Theil von Jeſuiten approbirt, zum Theil auch wohl veranlaßt wurden.

Sein letztes dichteriſches Werk erſchien 1675 zu Schweidnitz unter dem Titel: „Sinnliche Beſchreibung der vier letzten Dinge zu heilſamem Schrecken und Aufmunterung aller Menſchen“. Eine zweite Ausgabe (Glaz, 1689) hat das „ſinnliche“ wohl im Geſchmacke der damaligen Zeit, aber ſicher nicht im Sinne Schefflers in „ſinnreiche“ verwandelt. Von da ab iſt das Werk nicht mehr gedruckt worden, bis Roſenthal in den geſammelten poetiſchen Werken Schefflers einen neuen Abdruck veranſtaltete. Das Gedicht zerfällt in vier Abtheilungen: 1) der Tod in zwanzig achtzeiligen Strophen, 2) das jüngſte Gericht in

sechzig, 3) die ewige Pein der Verdammten in zwei und siebenzig, 4) die ewigen Freuden der Seligen in hundert sieben und fünfzig Strophen.

Die christliche Dichtung hat es oft gewagt, die schrecklichen Qualen der Verdammten wie die hohen Freuden der Seligen mit ganzer Glut der Phantasie zu schildern und so mit ihrer Schwester, der Malerei, in einen edlen Wettstreit einzutreten. Schon jener erhabene und doch so liebliche Hymnus: „Ad perennis vitae fontem mens sitivit arida", den der Kardinal Petrus Damiani im 11. Jahrhundert dichtete und dem hl. Augustinus in den Mund legte, hat eine ganze Reihe von sinnlichen Bildern.

Wiesen grünen, Saaten blinken,
Süße Balsamdüfte wehn;
Und aus Honigbächen trinken
Palmen, die am Ufer stehn;
Mild aus grünen Hainen winken
Güldne Früchte in den Höhn.[53]

Etwas unbeholfen singt unser deutscher Spervogel von dem Hause im Himmel, zu dem ein goldener Weg geht, jenem Haus mit den blanken Marmorsäulen, die Gott selbst mit edelem Gesteine geziert hat. Unübertrefflich aber für alle Zeiten steht der Dichter der göttlichen Komödie da, der Wanderer durch Hölle, Reinigungsort und Himmel, so unerschöpflich reich in der sinnlichen und plastischen Ausmalung der Höllenqualen, daß die wirklichen Maler bis auf unsern Zeitgenossen Doré fortwährend an seiner reichen Tafel zehren, aber auch so geschmackvoll und so durchgebildet, daß er für die Ausmalung des Himmels sich über die sinnlichen Anschauungen zu erheben versteht.

Neben dieses unsterbliche Gedicht Dante's darf allerdings Schefflers bescheidene Dichtung nicht gestellt werden. Er hätte es nicht gewagt, mit jenem gewaltigen Geiste zu ringen; dazu fehlte ihm jene schöpferische Phantasie, die

haupt kein deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts be-
Daneben hat Angelus eine ganz bestimmte Absicht, näm-
„die Gemüther durch die theils erschröcklichen Darstel-
en und lieblichen Anmuttungen zu einer heilsamen Er-
nung und lieblichen Verzuckung zu bewegen", also eine
ß ganz löbliche, praktische, religiöse Absicht, die aber
freien dichterischen Schaffen keineswegs günstig ist.
d weil er," so fährt er fort, „von so ernsten und wahr-
igen Sachen handeln sollen, so habe er sich aller und
von den Heyden erfundenen Namen und Erzählungen,
welchen sonsten die Poeten ihre Schrifften zu spicken
ten, gänzlich enthalten wollen", — ein Vornehmen,
bekanntlich Dante sich nicht gemacht hat, und gewiß
zum Nachtheil seines Werkes.

Unter den vier letzten Dingen des Menschen versteht
Tod, Gericht, Hölle und Himmel. Mit dem Tode,
ger beschreibend als lehrend und ermahnend, beginnt
elus:

Ihr dummen Sterblichen, die ihr
So frei und sicher lebet,
Und stets mit hungriger Begier
Nach Gut und Hochheit strebet:
Wem sammelt ihr dies alles ein,
Was ihr bald müßt verlassen,
Und in der letzten Noth und Pein
Doch wieder werdet hassen?

Der Tod erscheint in den verschiedensten Gestalten, er
hont Keinen, er macht aller Pracht ein Ende, er tritt
und unvorbereitet den Menschen an:

Kein Laub wird durch den harten Nord
Sobald vom Baum gerissen;
Kein Schiff treibt Aeolus so fort,
Als wir vergehen müssen.
Kein Strom fleußt gar so schnell fürbei,

Kein Pfeil fleugt so behende,
Als unsers Lebens Melodei
Zum Schweigen kommt und Ende.

Und darum, so ermahnt der Dichter zum Schluß:

Stirb, ehe denn du sterben mußt,
Meid', ehe du mußt meiden;
Ertödt' in dir die böse Lust
Und alle falsche Freuden!
Wer nicht gestorben, wenn er stirbt,
Muß ewiglich verderben,
Und durch den Wurm, der nie verdirbt,
Ohn' alles Ende sterben.

Nun folgt in der zweiten Abtheilung das Gericht mit dem Motto: „Der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht, in welchem die Himmel mit Krachen vergehen werden; die Elemente aber werden für Hitze zerschmelzen, und die Erde und die Werke, die in ihr sind, werden verbrennen." 2. Petr. 3, 10. Hier bietet sich Gelegenheit, die Zeichen am Himmel, die Auferstehung der Todten, das Erscheinen des Menschensohnes, die begleitenden Engel, das Verhör der Schuldigen, die Anklagen des Widersachers, das Urtheil des Richters vorzuführen. Aber der Dichter vermag sich nicht auf der Höhe des Erhabenen zu halten; durch Paraphrasen wird das Gewaltige abgeschwächt. Wie erhaben sind im Evangelium die Worte des göttlichen Richterspruches, wie klein und abgeschwächt des Dichters Umschreibung:

Geht hin und weichet weg von mir,
Ihr Grund-Vermaledeiten!
Geht hin, trollt euch von meiner Thür,
Bleibt weg zu ew'gen Zeiten!
Geht hin in's Feu'r, in's ew'ge Feu'r,
In'n Schlund der grundten Höllen
Mit Belzebub dem Ungeheu'r
Und seinen Rottgesellen!

An dem dritten Theil, der ewigen Pein der Verdammten, tert dann Schefflers Dichtertalent vollständig. Freilich, ußte von vornherein auf den großen Vortheil verzichten, Dante sich voraus genommen hat: er hat uns keine ncesca von Rimini vorzuführen, keine gewaltthätigen simonistischen Päpste, keinen Branco Doria, dessen Seele i in der Hölle büßt, während der Leib, von einem höl- en Geiste beseelt, noch in Genua lebt; er kann nicht Schilderung des Hungerthurms von Pisa mit der grau- i Rache Ugolino's zu einem höllischen Gemälde ver- ien, dessen Glutfarben nie verbleichen. Angelus will Leser mit heilsamer Furcht vor der Hölle erschrecken, vill die ewige Qual dem sinnlichen Fassungsvermögen eiflich machen: so sucht er mit raffinirter Genauigkeit sinnlichen und eigentlich nur die sinnlichen Qualen zu- nen.

Von unten brennet sie die Glut
Des Feuers und der Flammen,
Auf allen Seiten schlägt die Flut
Des Pfuhls ob ihn'n zusammen,
Von oben treuft das heiße Blei
Auf ihre nackte Glieder,
Bald trennet sie ein Strahl entzwei,
Bald schlägt sie Hagel nieder.

Die Schlangen sieht man fort und fort
An ihrem Fleische hängen
Und sie auf jeder Stell' und Ort
Anfallen und bedrängen.
Die Nattern haben ihre Lust,
Wenn sie Maul, Nas' und Ohren
Durchschlüpfen und die ganze Brust
Bis auf das Herz durchbohren....

Der Spinnen ist ein Ueberfluß
Und auch der Scorpionen,
Es müssen sie auch zum Verdruß
Die Mäuse nicht verschonen.

Die Ratten freſſen ſie ſtets aus
Und wühlen nach Belieben,
Bis daß an Manchen nichts als Graus
Von Beinen übrig blieben.

Zum Unglück können ſie ſich nicht
Auf eine Seite kehren,
Und einer Fliege, die ſie ſticht,
Mit einem Finger wehren.
Der Leib iſt wie ein Centner Blei
Plump, grob und ohn' Gelenke,
Die Flechſen alle ſind entzwei,
Die Bein' aus dem Gerenke . . . .

Viel werden an den Spieß geſteckt
Und lebendig gebraten,
Viel auf der Folterbank gereckt,
Bekennend ihre Thaten.
Viel werden bis auf's Mark zerfeilt,
Viel jämmerlich geſchunden,
Viel klein zerhackt und ausgetheilt
Zur Koſt der höll'ſchen Hunden.

Es genügt. Ich habe die geſchmackloſeſten Strophen mit den ganz ekelhaften Bildern ausgelaſſen.

Dagegen iſt der vierte Abſchnitt, der die Freuden der Seligen nach einem Motto aus der geheimen Offenbarung ſchildert, allerdings frei von ſolchen Stellen, die den guten Geſchmack beleidigen, wenn auch nicht frei von Seltſamkeiten. Die hohe Himmelsburg iſt „ganz ſchußfrei", voller Thürme, ihre Steine von Jaſpis, ihr Eſtrich von Edelſteinen, die Thore von Perlen, ihre Häuſer von Alabaſter und deren Fenſter von Bergkryſtall, „auf's ſauberſte poliret", die Zimmer mit „Kunſttapezereien" und darauf die Heiligengeſchichten. Hinter jedem Hauſe ein Zier- und Blumengarten, voll Narziſſen, Tulipanen, Anemonen u. ſ. w.; aus dieſen Gärten geht man in die ſchönſten Baumgärten mit Jungfernäpfeln, Pfirſchken, Morelchen; darnach ins Freie

Feld mit der lieben Saat auf vielen hundert Morgen, mit Kürbissen und zuckernen Melonen. Da rauschen die Ströme „wohlgefällige Lieder", im Walde schallt der Gesang der Vögel, und das Wild ist da sämmtlich nicht wild, Fische schwimmen in den Teichen, und — was in jener Zeit nicht fehlen durfte — es sind da auch Schäfereien erbauet, und die Schäflein tragen Seide statt der Wolle. Unwetter kennt man da nicht; es schneiet wohl zur Ergötzlichkeit, aber was? Lilien und Narzissen; es regnet Rosenwasser. Und die Bewohner? die Martyrer gehen in Karmesin und rothem Sammt, die Jungfrauen prangen in weißer Atlasseide, die Lehrer in sternengeschmücktem Talar. Zorn, Haß und der „blaue Neid" sind da unbekannt. Die Heiligen erzählen sich ihr Erdenleben; mitten unter ihnen auf erhabenem Throne sitzt Christus, ein wenig tiefer in himmelfarbenem Kleid die heilige Jungfrau, dann im Kreis die Patriarchen, Propheten und Apostel auf schön beschlagenen Stühlen, weiter die unschuldigen Kinder „in Liverei von Mondenschein", und die übrigen Heiligen, und Alle singen Gott Lobgesänge. Darauf „stellt er an ein groß Pankett im großen Götterſaale"; voran ziehen die Engel — „geschürzte Röcklein bis an's Knie, geflügelt sind die Füße", dann die Tugenden, die himmlischen Edelknaben als Vorläufer des Herrn selbst, vor dem als Erzmarschall der Großfürst Michael schreitet. Es folgen die Apostel, Propheten, Martyrer, die Bekenner und Lehrer und vor allen die Ordensstifter — „die ziehen wie Soldaten auf und große Generale" — nach diesen kommen endlich ohne Zahl „die gemeinen Heiligen alle". Noch ist es nicht zu Ende, es kommt „das edle Frauenzimmer", zuvörderst die Mutter des Herrn, von ihrem obersten Hofmeister Gabriel züchtiglich am Aermel geleitet, Jungfrauen, Wittwen, Büßerinnen und „wieder ohne Zahl die gemeinen Heiliginnen". Lobgesänge erschallen; der Herr theilt Geschenke aus, dem ein ganzes Land, dem

dreißig Städte, dem ein fürſtlich Schloß, den Heiliginnen köſtliche Geſchmeide. Darnach folgt das Hochzeitmahl des Lammes. Verlangt dich, o Pilger, in dieſes Land? Ich zeige dir den Weg. Das ſind die acht Seligkeiten.

Und hier ſoll meine Bleibſtatt ſein,
Hier will ich überſpringen,
In dieſen Port will ich mich ein
Mit Sturm und Liebe bringen.
Hier will ich mir ein ew'ges Haus
Durch gute Werke bauen,
Auf daß ich ewig mög' daraus
Gott und den Herrn anſchauen.

Man hat es nicht glauben wollen, daß der Dichter Angelus Sileſius auch die Streitſchriften gegen die Proteſtanten habe verfaſſen können. Aber wenn derſelbe Dichter nicht ſeinen Namen vor die „ſinnliche Betrachtung der letzten Dinge" geſetzt hätte, man würde wohl am allerwenigſten auf den Dichter des „cherubiniſchen Wandersmannes" gerathen haben. Das Räthſel wird indeß durch den Dichter ſelbſt gelöst.

„Es iſt mir wohl bewußt," ſagt er in der Vorrede zu dem letzten Werke, „daß im Himmel weder Gold noch Silber noch andere dergleichen irdiſche Sachen mehr zu finden, ſondern etwas Beſſeres: weil ſich aber die heilige Schrift in Beſchreibung des himmliſchen Jeruſalem ſelbſt ihrer gebraucht, ſo werde ich nicht unvernünftig gethan haben, daß ich ſolche auf andere geringere, jedoch den Sinnen annehmliche Dinge mehr ausgedehnt, und hiermit auch den niedrigen Gemüttern etwas gegeben habe." Zu dieſen niedrigen Gemüthern, zu den Unmündigen in Chriſto hat er ſich herabgelaſſen und ihnen nach dem Ausſpruch des Apoſtels Milch geboten und nicht Speiſe. Er wollte auch der rohen Maſſe ein Sänger werden, um auch ſie für Chriſtum *zu gewinnen.* Und er muß ſich in dem gehofften Erfolge

nicht ganz getäuſcht haben, da eine Anmerkung des Verlegers am Ende der dritten Ausgabe des Buches uns ſagt: „wem beliebe, die ewigen Freuden zu ſingen, der möge den Text, weil er auf einmal zu lang, in vier Theile abtheilen.“ Hieraus möchte man ſchließen, daß bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht bei Prozeſſionen, wirklich davon praktiſcher Gebrauch gemacht worden iſt.[54]

Im Todesjahr Scheffl ers erſchien ſeine Ueberſetzung eines lateiniſchen Erbauungsbuches „Margarita evangelica“. Hoffmann von Fallersleben hält dafür, das Büchlein ſei urſprünglich niederländiſch und zwar wahrſcheinlich von der Dichterin Anna Bijns abgefaßt. Es wird bereits vom hl. Franz von Sales gerühmt; Franckenberg hatte ein Exemplar desſelben aus Holland mitgebracht, das von Scheffler treu bewahrt wurde.[55] Dagegen hat man mehrfach irrthümlich unſerm Angelus noch eine „betrübte Pſyche“ zugeſchrieben, die im Jahre 1664 zu Breslau erſchienen ſein ſoll. Der Irrthum ſcheint lediglich durch einen Druckfehler in der Vorrede Gottfried Arnold's zu ſeiner Ausgabe des cherubiniſchen Wandersmanns entſtanden zu ſein.

Scheffler fühlte ſein Ende herannahen; ſchon lange hatte er ſich mit dem Tode vertraut gemacht. Aber auch die letzten Tage benutzte er noch, um die Anmuthungen ſeines Verlangens und Hoffens aufzuzeichnen; ſo entſtand ein kleines Büchlein „Libellus desideriorum Joannis Amati“, das man bei ſeinem Ableben vorfand und aus welchem der Leichenredner uns einige Stellen erhalten hat. Es ſcheint ſeitdem verloren gegangen zu ſein.

Am 9. Juli 1677, demſelben Monatstag, da er vor neununddreißig Jahren die Doktorwürde erhalten hatte, ſtarb Scheffler im St. Matthiasſtift, „nach langer Leibesſchwachheit mit lung- und dürrſüchtigen Beſchwerden abgezehrt, nach Empfang der Abſolution und letzten Oelung, wohl bei ſich und *mit vollkommenem* Verſtand, auch erweckter

Gottesliebe und Leid über alle Sünden, im Beisein verschiedener geistlicher Personen". Am 12. Juli wurden die irdischen Reste beerdigt, wobei der Jesuitenpater Daniel Schwartz die Leichenrede hielt, die dann unter folgendem langen Titel zu Breslau erschienen ist:

„Engel-Art an dem Leben und Wandel deß Wolehrwürdigen, in Gott andächtigen, Wolebel gebohrnen, Hochgelehrten Herren Joannis Angeli Scheffler, Philosophiae et Medicinae Doctoris, der Heiligen Catholischen Römischen Kirche Priesters, Bey seiner christlich- und geistlicher Leichenbegängnuß in dem Gotteshauß S. Mathiae zu Breßlau den 12. Julii Anno 1677 gelobt von P. Daniele Schwartz, Soc. Jesu."

Nach einer Reihe von Notizen über Schefflers Abkunft und Leben, die wir für gegenwärtige Skizze benutzen konnten, folgt der Kern der Rede. Billig hieß Scheffler auch Angelus; denn erstens glich er einem Engel in der Reinigkeit und keuschen Jungfrauschaft Leibes und der Seele. Zum Andern, wie die Engel im Himmel immer das Angesicht Gottes sehen, so habe Scheffler auf Erden schon darin den Engeln geglichen. Er könnte wohl wie Dionysius der Karthäuser den Namen haben: Doctor ecstaticus. „Seine Psyche steht zum Zeugen; denn es ist das ganze Buch nichts als ein Köcher, in welchem der Herr Doktor seines Herzens lebendige Anmuthungen zu der Gottheit und Gottes Menschheit eingesteckt, als feurige Pfeiler aber und abermal auf den Bogen zu legen hinauf gen Himmel. Darzu er sich bekennet in dem geheimen Büchlein „Libellus desideriorum Joannis Amati", so nach seinem Ableben gefunden, Litera B, da er spricht:

Ich habe eine Kunst gelernet und bin ein Schütz worden: der gute Vorsatz ist mein Bogen, und die *unaufhörlichen* Begierden meiner Seel sind die Pfeile.

Der Bogen iſt durch die Hand des gnädigen Beiſtands Gottes ſtets geſpannt, und der heilige Geiſt lehret mich, die Pfeil gerad nach dem Himmel zu ſchießen. Gott gebe, daß ich das Schießen beſſer lerne, und einmal das Herz Jeſu treffe!

Hoffentlich wirſt du troffen haben, liebe Seel Joannis Amati, nachdem du täglich mit Ablaſſung ſolches Geſchützes dich geübet haſt. Gleichwie zu verſpüren im Buchſtaben E, da Er geſchrieben:

Jeſus und Chriſtus, Gott und Menſch, Bräutigam und Bruder, Fried und Freude, Süßigkeit und Luſt, Freundlichkeit und Huld, Licht und Leben, Zuflucht und Erlöſung, Himmel und Erd, Ewigkeit und Zeit, Liebe und Alles, nimm dich doch meiner Seelen an!

Seind das nicht feurige Pfeil?"

Zum dritten, fährt der Redner fort, hat er auch durch Faſten und Almoſen den Engeln geglichen. „Wahr iſts, unſer Herr Scheffler war weſentlich ein Menſch, und ein leiblicher natürlicher Menſch, aber die wenige Nahrung hat ihn mit ſeinem Leib faſt gleich gemacht denjenigen, ſo keinen Leib natürlich und weſentlich haben." Was Stiftungen hat Er in faſt alle hieſige katholiſche Kirchen gemacht? zu Liebenthal und anderer Orten? auf die zwölftauſend Floren gewißlich dahin gewagt zu Gottes Ehren, damit Er ſeinen Vorſatz erfüllete, dieſes Lauts in ſeinem Büchlein Litera C.

Dieweil mir mein Herr irdiſche Güter gibt, ſo will ich Kaufmannſchaft damit treiben und dieſelbe (nebenſt den geiſtlichen Gaben) mit nichts als mit Lieb und Lob, Dank und Ehre Gottes vertauſchen.

Was Almoſen hat Er gegeben? der um der Almoſen willen einen einzigen Rock wie S. Baſilius getragen und

nicht behalten, darüber Er könnte ein Teſtament machen... Das Erbtheil des Herrn Schefflers bei 6000 iſt eben dahin gegangen; was Ihm per testamentum vermacht worden (einmal weiß ich 8000), was Er bei dem weltlichen Herzog erworben, was Er bei dem geiſtlichen Fürſten verdient, was Er mit ſeiner Arztpractica wie auch mit Büchern in Druck und Kauf ausgegeben, gewonnen, was Er an ſeinem Hals erſparet, iſt Alles auf die armen Wittwen und Waiſen, ich wollte ſagen auf dem Altare Gottes geopfert.... O wie viel hundert dergleichen Wittiben, abgeriſſene Kinder, haushungrige Väter und Mütter, die ſich des Garden*) ſchämeten, verarmte Mägdlein, keiner Morgengabe vermöglich, kranke Leute, welche vor die lateiniſche Kuchel**) keine Heller hätten, ohnbeherbergte Fremdlinge können dieſem ſogenannten Jo. Angelo nachſagen, was Tobias redet zu Lob des Erzengels Raphaelis."

Endlich wird er noch als Arzt, und zwar als Seelenarzt, dem Erzengel Raphael verglichen. „Wer biſt du auf dem Land? wer außer dem Land? Wer in dieſer Stadt? wer in dieſer Kirchen zugegen? den mit ſeinen Schriften Schefflerus erleuchtet und zum Glauben geleitet? den mit mündlicher Lehr in ſeinem Zimmer von Irrthumen, Lutheranismo, Calvinismo, Atheismo abgeführt Schefflerus? wer iſts und wie viel ſind dero? Ihrer viel, ihrer viel! Der Herr bezeuget, die Engel erfreuen ſich, wenn ſich ein Menſch bekehret hat. Das war die Freude unſers Doctors. Sonſt hat kein Zeitungsſchreiber ſein Gemüth ergetzet, mit Aviſen von Kriegen und Schlachten in allen Landen: da triumphiret Er, wenn eine Seel die rechte Bahn zur Seligkeit eingetreten."

Schließlich erzählt der Leichenredner noch einige Züge

*) Betteln.

**) Apotheke.

aus Scheffers Leben, um seinen Eifer für die katholische Kirche darzuthun. Insbesondere wird seine Theilnahme an verschiedenen Prozessionen hervorgehoben.

Scheffers Grab befindet sich in der Gruft der Matthias-, jetzigen Gymnasialkirche, nahe der Treppe. Kein Stein, kein Denkmal bezeichnet die Ruhestätte des großen schlesischen Denkers und Dichters.

Die vorliegende Monographie aber soll nach der Absicht des Verfassers für die Freunde des Dichters und insbesondere für dessen schlesische Landsleute eine Erinnerung sein, im nächsten Jahr, wenn wir das zweihundertjährige Todesgedächtniß des schlesischen Angelus begehen werden, seine Grabesstätte durch eine Gedenktafel zu bezeichnen. Der große Todte verdient diese Ehre, die Gegenwart aber wird sich selbst dadurch ehren und eine hundertjährige Schuld abtragen.

Anmerkungen.

1. Der Text steht im Weimarischen Jahrbuch III. S. 219, wobei der Herausgeber Hoffmann von Fallersleben berichtigend anknüpft an eine Stelle in A. Kahlert's Schrift: „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie", Bresl. 1835. Majors des Jüngeren Gedichte erschienen unter dem lateinischen Titel: „Eliae Majoris Schediasmata germanica, Oelsnae 1653."

2. Alle diese Jugendgedichte Schefflers hat Hoffmann von Fallersleben in dem Weimar. Jahrb. I. S. 271 ff. neu abdrucken lassen.

3. Das betreffende Diplom der Universität Padua (jetzt im schlesischen Provinzial-Archiv unter Nr. 1102 aufbewahrt) lautet auf „Joannem Schefflerum, filium nobilissimi, strenui et amplissimi Stanislai Scheffleri, equitis Poloni, Doctorem philosophiae et medicinae', und ist unter dem 9. Juli 1648 ausgestellt.

4. Kahlert, A. Silesius, S. 11. 12.

5. Die Bestallungsurkunde ist als Beilage A. bei Kahlert S. 92 mitgetheilt.

6. Joh. Heine, Geschichte des Bisthums und Hochstifts Breslau, Bd. 3. (Breslau 1868), S. 733.

7. Heine, a. a. O. S. 254.

8. Heine, S. 749.

9. H. Wuttke, Friedrichs des Großen Besitzergreifung Schlesiens (Leipzig 1842. 2 Bde.) I. S. 117. 120 ff. — K. A. Menzel, deutsche Gesch. seit der Reformation II. S. 46. 281.

10. Kahlert, A. Silesius, S. 2.

11. Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung, III. S. 445 ff. Lemcke, Gesch. d. deutsch. Dichtung neuerer Zeit, I. 285.

12. Kahlert, S. 13.

13. Abgedruckt bei Kahlert a. a. O. S. 32 und im Weimar. Jahrb. 1. S. 284.

14. Arnolds unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie, III. S. 93.

15. Menzel a. a. O. 4, 290.

16. Arnold a. a. O. Buch 17, Cap. 3. — Menzel a. a. O. — Räß' Convertitenbilder Bd. 6.

17. Arnold a. a. O. Buch 17. Cap. 3.

18. Lucä, Schles. Fürstenkrone, S. 144.

19. Nach Kahlert findet sich die betr. Schuldurkunde im schlesischen Provinzialarchiv unter Nr. 1146. b.

20. Abgedruckt bei Kahlert, Beilage B.

21. Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung (5. Aufl.) Bd. 3. S. 440 ff.

22. H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationalliteratur Bd. 2. S. 291.

23. Kahlert, S. 18. 19.

24. Lemcke, Gesch. der deutschen Dichtung neuerer Zeit, Bd. 1. S. 283.

25. Ueber P. Kebd findet sich auch Mehreres in K. Werners Gesch. der apologetischen und polemischen Literatur und in desselben Gesch. der kath. Theologie, S. 23. 30.

26. Kahlert, S. 24.

27. Kahlert, S. 61. — K. v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang (Leipz. 3 Bde.) Bd. 2. 509.

28. Papaeus hic Angelus, sed bonus; nec video, quo minus hymni plurimi a Lutherano adhibeantur.

29. Gervinus a. a. O. 3, 442.

30. Westermayer, J. Balde (München 1868), S. 22.

31. Von J. L. Pasig. Grimma 1846.

32. Knoblich in der Zeitschrift des Vereins für Gesch. und Alterthum Schlesiens, Bd. 8. S. 19.

33. Annette v. Droste-Hülshoff's Gedicht: „Nach dem Angelus Silesius."

34. Leibnitz, essai de Theodicée, 1710. — Kahlert S. 52 ff.

35. Gervinus 3, 442. Gerhard Tersteegen hat eine ‚Lotterie der Frommen' gedichtet.

36. Vergl. Schündelen, Kritik über Kern's Werk in Reusch' theol. Lit. Bl. 1867, 873 ff.

37. K. A. Menzel, deutsche Gesch. 3, 200.

38. Daselbst S. 319 ff.

39. Wuttke, Besitzergreifung Schlesiens, Bd. 2, S. 235. — Heine a. a. O. S. 419 ff.

40. Wuttke 2, 286.

41. Daſelbſt, S. 245.

42. Scheffflers Vorrede zu der Ecclesiologia.

43. Wuttke a. a. O. S. 269. 270.

44. Daſelbſt, S. 298.

45. Vorrede zur Ecclesiologia. Hier liegt zugleich der ſicherſte Beweis vor, daß Angelus der Dichter und Scheffler der Streittheologe nicht zwei verſchiedene Perſonen geweſen ſind.

46. Kahlert, S. 29.

47. Wittmann, A. Sileſius, S. 60.

48. K. A. Menzel a. a. O. 4. S. 315 ff.

49. Herzogs proteſt. Real-Encyclopädie, Bd. 18.

50. Wittmann a. a. O. S. 80.

51. Nach Kahlert befinden ſich die betr. Urkunden im ſchleſiſchen Provinzial-Archiv unter Nr. 1154 b. und c. Knoblich theilt im „Schleſ. Kirchenbl." 1869 S. 50 einige Auszüge aus dem Taufbuche von St. Adalbert mit, wonach Scheffler in den Jahren 1659—63 oft und gern als Pathe bei angeſehenen Familien begehrt wurde. Einmal (1663) iſt er als Pater Scheffler eingetragen.

52. Schleſiſches Kirchenbl. 1868, S. 121 ff.

53. Schloſſer, Lieder der Kirche I. 154.

54. Kahlert, S. 81.

55. In G. Terſteegens Büchlein ‚Perlenſchnur für die Kleinen nur' (Mülheim a. d. R., 2. Aufl. 1806) iſt im Anhange die ‚evangeliſche Perle' auszugsweiſe mitgetheilt.

In der Unterzeichneten ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Calderon's

Größte Dramen

religiöſen Inhalts.

us dem Spaniſchen überſetzt und mit den nöthigſten Erläuterungen verſehen

von

Dr. F. Lorinſer.

---

usgabe in 7 Bändchen oder 3 Bänden 12°. (XXIV u. 1700 S.) M. 11.20. Jedes Bändchen M. 1.60.

ie Ausgabe in drei Bänden gebunden in Ganzleinwand mit Portrait M. 14.80.

Freiburg.

Herder'ſche Verlagshandlung.

Familien-Shakespeare.

Im Anschluß an Lindemanns Bibliothek deutscher Classiker und an Calderons Dramen von Lorinser erscheinen in der Unterzeichneten, und zwar zunächst die von Schlegel übersetzten Stücke:

Shakespeare's dramatische Werke.

Deutsch mit Einleitung und Noten

bearbeitet für Haus und Schule.

Von

Dr. Arthur Hager.

Inhalt.

I. **Trauerspiele**: Romeo und Julie. Hamlet. Lear. Macbeth. Othello. Timon von Athen. Als Anhang: Titus Andronicus.

II. **Die englischen Historien**: König Johann. Richard der Zweite. Heinrich der Vierte, 1. u. 2. Theil. Heinrich der Fünfte. Heinrich der Sechste, 1., 2. u. 3. Theil. Richard der Dritte. Heinrich der Achte.

III. **Die drei römischen Stücke**: Julius Cäsar. Coriolan. Antonius und Cleopatra.

IV. **Schauspiele und Lustspiele**: Der Kaufmann von Venedig. Der Sturm. Was ihr wollt. Wie es euch gefällt. Sommernachtstraum. Troilus und Cressida. Die lustigen Weiber von Windsor. Viel Lärm um Nichts. Ende gut, Alles gut. Die Zähmung der Widerspenstigen. Komödie der Irrungen. Wintermärchen. Maaß für Maaß. Cymbelin. Perikles von Tyrus. Verlorene Liebesmühe und Die beiden Veroneser. Leben des Dichters und Auswahl aus Sonetten und epischen Dichtungen.

Freiburg.

Herder'sche Verlagshandlung.

Sammlung

hiſtoriſcher Bildniſſe.

Dritte Serie.

IX.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung
1876.

Maximilian I., der Große,

Kurfürst von Bayern.

Von

Otto von Schaching.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1876.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei von Lauber & Mehlhaſe in Freiburg i. B.

Herrn

Eduard Freiherrn von Sazenhofen,

Gutsbeſitzer auf Schloß Rottenſtadt (bayer. Oberpfalz),

in

Hochachtung und Verehrung

gewidmet.

Inhalt.

Seite

Vorwort IX

Erstes Kapitel. Maximilians Geburt und Jugendjahre. Seine Antheilnahme an den Regierungsgeschäften und seine Reisen 1

Zweites Kapitel. Maximilian wird Mitregent. Seine Thätigkeit auf dem Reichstage. Er tritt die Regierung an. Seine Verehelichung 14

Drittes Kapitel. Maximilians Reformbestrebungen auf dem Gebiete der Finanz-, Heeres- und Justizpflege. Seine Theilnahme an den Reichstagsverhandlungen. Seine Sorge für das religiöse Wohl des Landes und sein Verhältniß zu Wissenschaft und Kunst 23

Viertes Kapitel. Maximilian und die Reichsstadt Donauwörth 54

Fünftes Kapitel. Maximilian gründet die Liga. Der jülichsche Erbfolgestreit 67

Sechstes Kapitel. Maximilians Fehde mit dem Erzbischof von Salzburg. Der bayerische Herzog tritt von der Liga zurück und gründet einen neuen katholischen Bund . . 85

Siebentes Kapitel. Maximilian weist die Kaiserkrone zurück und unternimmt den böhmisch-pfälzischen Feldzug 103

Achtes Kapitel. Das ligistische Heer in der Unterpfalz. Maximilian wird mit der Kurwürde belohnt; sein Einfluß auf den Krieg in Norddeutschland 131

Neuntes Kapitel. Der Bauernaufstand in Oberösterreich. Maximilian erwirbt und katholisirt die Oberpfalz. Sein Verhältniß zu Waldstein 154

Zehntes Kapitel. Maximilian stürzt Waldstein auf dem Reichstage zu Regensburg und nimmt den Kampf wider Gustav Adolph von Schweden auf 179

Seite

Eilftes Kapitel. Die Schweden in Bayern. Maximilians Vereinigung mit Waldstein gegen Gustav Adolph. Waldsteins Tod. Maximilian bekämpft die heilbronner Verbündeten 207

Zwölftes Kapitel. Maximilians Rückkehr nach München und zweite Vermählung. Die bayerische Reichsarmee im Kriege gegen die Franzosen. Maximilians Betheiligung an dem frankfurter Deputationscongreß 232

Dreizehntes Kapitel. Maximilian schließt den ulmer Waffenstillstand. Seine Wiedervereinigung mit dem Kaiser. Maximilians Thätigkeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Seine letzten Regierungshandlungen und sein Tod . . 264

Vierzehntes Kapitel. Charakteristik Maximilians . . 291

Vorwort.

Unter den Fürsten, welche dem Freunde der deutschen Geschichte in dem langen Zeitraum vom letzten Drittel des 16. bis über die Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaus begegnen, mögen wohl wenige an die hohe Bedeutung des Bayernherzogs und Kurfürsten Maximilian I. hinanreichen. Von der Vorsehung zum Schützer der katholischen Kirche in Deutschland auserkoren, warf er den ganzen Einfluß seines genialen Geistes, die volle Kraft seines lebendigen religiösen Glaubens in die Wagschale der Entscheidung, um gegen die reformatorischen Umsturzbestrebungen die Religion der Väter zu vertheidigen und seinem Vaterlande das kostbarste Kleinod, den katholischen Glauben, zu retten und zu bewahren. Kein Geringerer, als der große Fenelon gedachte in der berühmten Rede, die er bei der Consecration des Erzbischofs und Kurfürsten Clemens August von Köln, aus dem Hause Wittelsbach, hielt, Maximilians mit den schönen Worten: „Er hat Großes gethan für die Religion. Von heiligem Eifer beseelt, rüstete er sich gegen einen Fürsten seines Hauses, um den Katholicismus in Deutschland zu retten; erhaben über weltliche Staatsklugheit, verschmähte er die größten und glänzendsten Aussichten, um den Glauben seiner Väter zu erhalten".

Freilich, dem katholischen Maximilian hat eine gewisse Sorte „Historiker" die unbeugsame Treue gegen das katholische Princip nie verziehen und sich durch Lügen und Verdächtigungen an dem größten der Wittelsbacher zu rächen gesucht. Hätte Maximilian I., anstatt den nach deutschem Lande lüsternen Schweden Gustav Adolph zu bekämpfen, sein Schwert für die protestantische Kaiseridee

des scandinavischen Eroberers gezogen — dann würde das Urtheil unbestritten anders lauten.

Man hat es zum stehenden Vorwurf erhoben, daß Bayern durch die von religiösen Gesichtspunkten geleitete Politik Maximilians I. wichtige Vortheile eingebüßt und betont, daß es durch ein den protestantischen Sonderbestrebungen des 16. und 17. Jahrhunderts angepaßtes politisches System eine weit glänzendere Rolle im Fürsten- und Völkerrathe Europas hätte spielen können. Doch gerade das Gegentheil dieser Behauptung findet Statt. Maximilian I. hatte sich an der Spitze des katholischen Deutschlands zu einer von Freund und Feind anerkannten Machtstellung emporgeschwungen. Die gesammte Christenheit Europas hielt auf ihn den Blick geheftet; die deutschen Katholiken erwarteten von ihm vorzugsweise die Erhaltung ihres von mächtigen Feinden gefährdeten Glaubens; selbst protestantische Fürsten bewarben sich um seine Gunst, denn auch ihnen konnte die hohe Kraft seines Geistes, die sittliche Energie seines Willens und die Tragweite der materiellen Macht nicht gleichgiltig bleiben, die er durch die Schöpfung eines katholischen Bundes in seinen Händen vereinigt hatte. Der beneideten politischen Größe, zu der Maximilian I. das kleine Bayernland erhoben hatte, versagen auch protestantische Historiker, wie Leo, Menzel u. A., ihre Anerkennung nicht, indem sie zugestehen, daß Bayern gerade durch die Verfechtung des alten Glaubens unter Maximilian I. über einen reichen, später nie mehr so großen Fond politischer Machthoheit verfügte.

Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, das Dunkel zu zerstreuen und die Geschichtsfälschungen aufzudecken, die sich vielfach über der Geschichte des Kurfürsten Maximilian I. gelagert hatten. Dr. Schreiber gebührt das Verdienst, in seinem eingehend bearbeiteten Werke „Maximilian I., der Katholische" durch gewissenhafte Benutzung der archivalischen Quellen, von denen viele der wichtigsten bis dahin dem Auge des Forschers entgangen waren, ein der Wahrheit getreues Gesammtlebensbild des großen Kurfürsten entworfen zu haben.

Schon lange hegte ich den Wunsch, die Ergebnisse der neueren Forschung über Maximilian I. von Bayern und seine Zeit einem weiteren Kreise besonders katholischer Leser

zugänglich zu machen, in der Ueberzeugung, daß das Leben Maximilians, der als Held des Katholicismus eine nationale Bedeutung beansprucht, von jedem Katholiken Deutschlands gekannt zu werden verdiene. Wohl war ich mir der vielen Schwierigkeiten bewußt, welche die gedrängte Darstellung des Lebens und Wirkens eines Fürsten in sich begriff, über den umfangreiche Bände geschrieben wurden. Indeß wagte ich den Versuch, geleitet von der Liebe zur Sache. In der unfreiwilligen Muße, welche mir ein gegen mich vom deutschen Reichskanzler wegen Beleidigung angestrengter Preßproceß verschaffte, entstand das vorliegende Werkchen.

Die Geschichte Maximilians I. bietet ein treues Bild der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Unter allen Fürsten hat Maximilian allein dieses blutige Trauerspiel vom Beginn bis zum Ende durchlebt und durchkämpft und die Gestaltung desselben wesentlich bestimmt. Seine entscheidungsschwere Einwirkung auf die Entwickelung des Krieges nicht minder wie auf die verschiedenen Friedensgeschäfte machten es nothwendig, dem Gange der militärischen Ereignisse sowohl als auch den Pacificationsverhandlungen jene Aufmerksamkeit zuzuwenden, die erforderlich schien, um dem Leser ein klares Bild der Zeit Maximilians I. zu bieten[1].

Was die Quellen anbelangt, aus denen ich für diese historische Arbeit schöpfte, sind es außer den in der Note erwähnten noch folgende der Neuzeit angehörige Werke:

---

[1] Jene Leser, die sich mit dem Studium des Lebens des bayerischen Kurfürsten näher befassen wollen, möchte ich darauf hinweisen, daß unter den in deutscher Sprache abgefaßten Monographien über Maximilian I. Dr. Schreibers erwähntes Werk den Vorzug verdient, da es sich durch eine warme katholische Auffassung und eine lebendige Darstellung auszeichnet. Ebenfalls in katholischem Sinne geschrieben ist C. M. Freiherr von Aretins „Geschichte des bayerischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian des Ersten", die aber nicht zur Vollendung gelangte und nur die Jugendzeit Maximilians umfaßt. Reich an Material ist Wolfs und Breyers großartig angelegte „Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit", die in vier starken Bänden nur bis 1620 reicht. Leider standen die Federn der beiden protestantischen Verfasser nicht selten unter dem Einflusse unedler Leidenschaften, welche ihre Erkenntniß der historischen Wahrheit vielfach getrübt haben. Wer sich an klassischer Latinität vergnügen will, lese Pars III. der „Annales boicae gentis" von Adlzreiter, der in glänzenden Zügen ein lebensvolles Bild Maximilians entwirft.

Aretin: Waldstein, und desselben Autors: Bayerns auswärtige Verhältnisse; Barthold, Geschichte des großen deutschen Krieges; Förster: Albrecht von Wallensteins ungedruckte Briefe; Heilmann: Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben; Hurter: Zur Geschichte Wallensteins; Mémoires du Cardinal Richelieu; Westenrieder: Beiträge zur vaterländischen Historie; Wittmann: Gesch. der Reformation in der Oberpfalz. Von älteren Quellenschriften standen mir zu Gebote: *J. Bisselius,* leo galeatus, 1678. Chemnitz, Königl. Schwedisch. in Deutschland geführten Krieges 1. u. 2. Thl. 1648 u. 1653. *Gualdo Priorato,* hist. delle guerre di Ferdinando II. contro Gostavo Adolpho, 1640. *Khevenhüller,* Annales Ferdinandei, 1640; Lettres et négociations du marquis de Feuquières, 1753. *Londorp,* Acta publica, 1668. *Nani Battista,* hist. della republica Veneta, 1662. *Saavedra,* Faxardo idea de un Principe Christiano representada en cien Empresas, 1640; Theatrum europaeum, 1635 ff.; ferner die auf Befehl des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern bezüglich Donauwörths und anderer Fälle publicirten actenmäßigen Darstellungen.

Möge die vorliegende Arbeit dem großen katholischen Bayernfürsten neue Verehrer erwecken! In der Erfüllung dieses Wunsches erblicke ich meinen reichsten Lohn.

Geschrieben im März 1876.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Maximilians Geburt und Jugendjahre. Seine Antheilnahme an den Regierungsgeschäften und seine Reisen.

Herzog Wilhelm V. von Bayern war vermählt mit Renata, einer Tochter Franz I., Herzogs in Lothringen und Bar. Der Himmel segnete diese Ehe mit zehn Kindern[1], unter denen sich Maximilian befand. Am 17. April 1573 erblickte er zu München, in der Hauptstadt des Landes, das Licht der Welt. Albrecht V., dem Vater Wilhelms V., war die Freude noch beschieden, den Enkel zu schauen, der einst dem bayerischen Namen neuen Glanz und unerwarteten Ruhm verleihen würde.

Seinen Kindern eine vom Geiste der katholischen Kirche getragene und durchdrungene Erziehung und eine ihrem hohen Stande angemessene Bildung angedeihen zu lassen, war ein Gegenstand der wichtigsten Sorge für Herzog Wilhelm V.

Sieben Jahre alt wurde Maximilian der Pflege weiblicher Hände entnommen und einem frommen und gelehrten Böhmen, Wenzeslaus Petrsikh (Peträus) anvertraut, welchem als Hofmeister Wilhelm Schlüderer zur Seite stand. In erfreulicher Weise äußerte sich bald schon die glänzende Begabung des jungen Prinzen. Noch hatte er das zehnte

[1] Ein Sohn starb jedoch gleich nach seiner Geburt und eine Tochter im achten Lebensjahre.

Lebensjahr nicht erreicht, als er schon lateinische Briefe schrieb und Uebersetzungen in die böhmische Sprache anfertigte, die eben so sehr von seinem Fleiße als von seinem Talente beredtes Zeugniß ablegen. Aber nicht nur der geistigen Ausbildung, sondern auch der sittlich-religiösen Erziehung im Geiste der Kirche wurde unabläßiges Augenmerk gewidmet. Mit sorgsamer Hand pflegte Peträus die zarte Blume des religiösen Glaubens im empfänglichen Knabenherzen. Im innigsten Verbande mit dem Religionsunterrichte standen die Uebungen der Frömmigkeit; Maximilian unternahm in Begleitung seiner Gespielen und Diener öfters kleine Wallfahrten, wobei er den Rosenkranz betete und die Litanei sang.

Erziehung und Unterricht des jungen Prinzen richtete sich nach einer von Herzog Wilhelm für Peträus und Schlüderer entworfenen Instruction, in der die Religion als Grundlage des gesammten Erziehungswerkes nachdrücklichst eingeschärft wurde. Mit Gebet mußte der Tag begonnen und geschlossen werden. Der Prinz war gehalten, täglich der heiligen Messe, an Sonn- und Feiertagen Amt und Predigt beizuwohnen. Er mußte lernen in seiner Andacht dem Messe lesenden Priester Gebet für Gebet zu folgen, „damit er nach und nach zu verstehen bekomme, was das ganze Jahr hindurch in der Kirche geschieht und sonach das Verstandene die ganze Lebenszeit hindurch desto mehr liebe, gebrauche und vertheidige". Großes Gewicht legte die Instruction auf die Erziehung zur Demuth, zu deren Förderung die christliche Beicht empfohlen wurde; öfters im Jahre, besonders zu heiligen Zeiten, mußte Maximilian das Sakrament der Buße empfangen. Ferner wurde den Erziehern an's Herz gelegt, „das Gemüth des Prinzen von Stolz, Uebermuth, Zorn, Unwillen, Neid u. s. w. mit Fleiß und Bescheidenheit, auch im Nothfalle durch gebührenden Ernst und mit Hülfe der Ruthe rein

zu erhalten". Dabei durfte nicht übersehen werden, Muth und Unerschrockenheit in Maximilian zu beleben, zu welchem Ende körperliche Uebungen vorgeschrieben waren. Die Instruction verbreitete sich auch über die zum Unterricht erforderlichen Lehrbücher und verbot das Lesen der alten Klassiker, da sie „das meiste mit heidnischer Phantasey, Götzen- und Buhlwerk, oder doch mit andrem vergebenem Geschwätz und Fabeln zubringen"; an ihrer Stelle sollten christliche Autoren wie Vives, Jovius, Natalis und andere zur Lectüre dienen. Da jedoch dem Herzog gegen diese Anordnung Vorstellungen gemacht wurden, gestattete er eine vorsichtige Benützung der klassischen Schriftsteller. So las Maximilian später mit großer Vorliebe den Tacitus und Xenophon, aus dessen „Cyropädie" er sich Citate sammelte, welche gewisse Regierungsmaximen in sich begriffen.

Unter der umsichtigen Leitung der gedachten beiden frommen und gelehrten Männer entwickelten sich schnell Maximilians herrliche Anlagen zur schönsten Blüthe. Hinter der frühen Reife seiner intellectuellen Kräfte blieb indeß das Wachsthum und das Erstarken im religiösen Leben nicht zurück. Von früher Kindheit an nährte Maximilian eine innige Liebe zur allerseligsten Jungfrau Maria. Die Jesuiten hatten die Sodalität der Verkündigung Mariä nach dem Muster der marianischen Brüderschaften zu Rom auch in Deutschland eingeführt, wo ihr schöner Zweck, Förderung wahrer christlicher Frömmigkeit, viele Verehrer fand. Als Maximilian in's eilfte Jahr getreten war, wählte ihn die Sodalität zu München zu ihrem Vorstande. Sechs Monate lang verwaltete er dieses Ehrenamt, dann wollte er es aus Bescheidenheit niederlegen; da ernannte ihn die Congregation zu Rom zum Vorstande aller deutschen marianischen Brüderschaften und es sind Gründe für die Annahme vorhanden, daß er diese Stelle sein ganzes Leben hindurch beibehielt.

Ausgeprägter Kunstsinn, ein Erbtheil fast aller Wittelsbacher, führte Maximilian frühe dazu, sich mit regstem Fleiße dem Zeichnen zu widmen; sogar im Oelmalen brachte er es zu einer gewissen Fertigkeit, wodurch er den Grund zu seiner späteren ausgebreiteten Gemäldekenntniß legte. Vorzugsweise gerne beschäftigte er sich auch in Stunden, in denen schlechtes Wetter keine Erholung im Freien gestattete, an der Drehbank. Manche schöne Arbeit aus Elfenbein oder Ebenholz, von der Hand Maximilians gefertigt, wird noch in der Residenz zu München gezeigt. Außer den bildenden Künsten betrieb der Prinz auch das Orgelspiel, worin er von dem Organisten der Liebfrauenkirche Unterricht erhielt.

Maximilian hatte nun das vierzehnte Jahr erreicht, aber seine geistige Ausbildung, sowie die Entwicklung seines Verstandes waren der Zeit vorausgeeilt; er hatte die Reife zum Besuche der Hochschule Ingolstadt erlangt.

Die bayerische Landesuniversität stand zu jener Zeit in ihrem herrlichsten Flor. Ein Kranz ausgezeichneter Gelehrter schmückte die Alma mater und ihr Ruf zog die wißbegierige Jugend aus allen Ländern Europas herbei. Der höchste Adel Polens, Italiens, Frankreichs, Spaniens, Belgiens, selbst das protestantische England und Dänemark, sowie Pommern, Brandenburg, Sachsen und Hessen schickte seine Söhne an die katholische Hochschule Bayerns, um die goldenen Schätze des Wissens für den Dienst in Kirche und Staat zu sammeln.

Zu dieser gefeierten Stätte der Musen, dem Stolze des Bayernlandes, zog auch der Erbprinz des Landes, Maximilian. Am 13. Oktober 1587 traf er in Ingolstadt ein, wo er mit großer Feierlichkeit empfangen wurde. Wegen der zahlreichen adeligen Studirenden pflegte an der Universität ein Fürstensohn oder ein Reichsgraf das Rectorat zu führen, während die Leitung der Geschäfte in den *Händen* des Prorectors ruhte. An Maximilian richtete

also der versammelte Senat alsbald das Ersuchen, das Rectorat zu übernehmen; er mußte jedoch auf diese Auszeichnung nach dem ausdrücklichen Befehl seines Vaters verzichten. Mit einem unersättlichen Wissensdrange warf sich der Prinz auf alle Disciplinen der Wissenschaft. An die Stelle des Peträus († 1592) war jetzt Dr. Johann Baptist Fickler getreten, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und nicht minder bewandert in der Gottesgelahrtheit. Unter seiner Leitung drang Maximilian mit unermüdetem Eifer in den Geist der Schriftsteller und Dichter Roms und Griechenlands ein. Außerdem führte Fickler den Prinzen in die Rechtswissenschaften ein, wobei besondere Rücksicht auf das bayerische Landrecht genommen wurde. Maximilian machte auch hierin so herrliche Fortschritte, daß er den juristischen Cursus nicht nur vor der zu diesem Fachgegenstand erforderlichen Zeit beendigte, sondern selbst bei mehren Doctorpromotionen über die schwierigsten Rechtsmaterien in fließendem Latein mit einer Leichtigkeit und Gewandtheit disputirte, daß Jedermann erstaunte. Neben Dr. Fickler hatte Maximilian noch andere Privatlehrer. Unter Anleitung Carlo Detti's, eines berühmten Ingenieurs jener Zeit, studirte er militärische Wissenschaften. Ein Italiener, Astor Leoncelli, Maximilians nachmaliger Oberst-Stallmeister, unterwies ihn in der Kenntniß der französischen, italienischen und spanischen Sprache, worin sich der Prinz bald mit Gewandtheit ausdrücken konnte. In der Logik, Ethik — mit diesem Namen bezeichnete man damals die Moralphilosophie — und Mathematik erhielt er Unterricht von den Jesuiten. Im Uebrigen stand Maximilian unter der Aufsicht seines neuernannten Hofmeisters, Freiherrn von Laubenberg; Schlüderer war von seinem früheren Herrn, dem Bischofe von Speyer, zurückberufen worden. Strenge, so war es des Vaters Wille, sollte gegen Maximilian von Seite des Hofmeisters gehandhabt werden. In dem „Me-

morial für den von Laubenberg", worin Herzog Wilhelm seine Instructionen in Betreff des Erbprinzen ertheilt, heißt es: „Unsere Meinung ist, daß unser Sohn dieser Zeit und bis auf weitere Verordnung anders nicht, als wie ein Student, und nicht so fürstlich wie bisher gehalten werde. — Er (der Hofmeister) soll ihm nicht Alles, was er begehrt, zulassen, wenn es auch Erlaubtes wäre, sondern ihm manchmal auch ohne Ursache das eine oder das andere verweigern oder abschlagen, damit er also auch bisweilen seine Mortificationen habe, und sich daran gewöhne, dieweil es ihm gar nutz sein wird".

Diese väterliche Strenge, welche von manchem der die Universität besuchenden fürstlichen und hochadeligen Jünglinge für Härte ausgegeben wurde, war wohl berechnet; Herzog Wilhelm, ein kluger Fürst, wollte seinem Sohne Gelegenheit verschaffen, sich frühzeitig in der Meisterschule der Entbehrung zu üben. Auf die Ausbildung der später so bewunderten Charakterstärke Maximilians konnte der vom Vater entworfene strenge Erziehungsplan nicht anders als von günstigem Einflusse sein. Uebrigens war der Prinz seinen Eltern mit innigster Liebe zugethan. Seine aus der Universitätszeit noch vorhandenen Briefe sind alle im Geiste einer wahrhaft kindlichen Pietät geschrieben und zeichnen sich durch Gemessenheit der Worte aus. Fleißig berichtet Maximilian darin über seine Studien, denn er wußte, mit welch' lebhaftem Interesse der Vater den Gang seiner geistigen Bildung verfolgte. „Ich werde die Hoffnung, die Eure fürstliche Gnaden von mir hegen, nicht täuschen", schreibt er einmal; ein andersmal bittet er, Vater und Mutter möchten ihm ein paar gemalte Täfelein schicken, „weil er sich gerne ein schönes Studierstübl einrichten möcht."

Die liebste Erholung suchte und fand Maximilian in der Jagd, wozu er während der Schulferien von dem

benachbarten, stammesverwandten Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, von dem Bischof von Eichstädt und den Jesuiten zu Biburg eingeladen wurde.

Einen Wendepunkt im Universitätsleben Maximilians führte die Ankunft seines Vetters, des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark, zu Ingolstadt herbei, wohin dieser zum Beginne seiner höheren Studien gekommen war. Trotz der Verschiedenheit des Alters — Ferdinand zählte fünf Jahre weniger als der siebenzehnjährige bayerische Prinz — bildete sich doch bald zwischen den beiden jungen Fürsten ein Band inniger Freundschaft. Das Verhältniß der Blutsverwandtschaft, derselbe Glaube, dieselben Grundsätze, von denen Erziehung und Unterricht der Beiden getragen wurde, mußten den Freundesbund festigen und stärken. Hiezu kam noch, daß nach dem Tode des Erzherzogs Karl von Steyermark dessen Sohn Ferdinand unter die Vormundschaft seines Onkels Wilhelm von Bayern gestellt wurde, der in der streng katholischen Erziehung des Neffen eine heilige Pflicht erkannte.

So lange Maximilian zu Ingolstadt weilte, vernachlässigte er gegen seinen Vetter keine Forderung der Freundschaft. Er ging ihm mit Rath und That an die Hand, theilte seine Erholungsstunden mit ihm und als Ferdinand einst an den Varioliden erkrankte, pflegte ihn Maximilian und wußte besonders Ferdinands Widerwillen gegen die Arzneimittel zu beseitigen, welcher die raschere Genesung hinderte. Dieses schöne Freundschaftsverhältniß sollte einst eine welthistorische Bedeutung erlangen.

Acht Semester hatte Maximilian als treuer Jünger der Wissenschaft an der Hochschule Ingolstadt verlebt, da rief ihn der Wille des Vaters nach München zurück. Mit einem feierlichen Acte, den die Alma mater zu Ehren des abgehenden Erbprinzen in der Aula veranstaltete, schlossen des jungen Herzogs Universitätsjahre.

Herzog Wilhelm erachtete es nunmehr an der Zeit, seinen Sohn Maximilian in die Mysterien der Regierungskunst selbst einzuführen; deßhalb hatte er ihn von Ingolstadt zurückgerufen. Der Prinz sollte Gelegenheit finden, den reichen Schatz seines Wissens im weiten Umkreis der Praxis zur Anwendung zu bringen. Er mußte den Sitzungen des Hofraths und der Hofkammer, bald auch des geheimen Raths, in welchem die wichtigsten Regierungsangelegenheiten zur Verhandlung gelangten, beiwohnen. Maximilian lernte hier auf die Meinungsäußerungen der Räthe zu hören und sie einer eingehenden Prüfung zu unterziehen; doch beschied er sein eigenes Urtheil stets so lange, bis er die sämmtlichen Ansichten über irgend einen Gegenstand vernommen hatte und auch dann ließ er sich von den bewährten Einsichten älterer und erfahrener Staatsdiener leiten. Während er solchergestalt sich in die Regierungsgeschäfte einarbeitete und den noch unerfahrenen Blick schärfte, genoß er zugleich den Vortheil, die Fähigkeiten der einzelnen Beamten kennen und schätzen zu lernen; es mußte einem geschickten, eifrigen Rathe Trost und Freude gewähren, unter den Augen eines ebenso thätigen als scharfsichtigen und kenntnißreichen Prinzen zu arbeiten. Die Referate, welche der achtzehnjährige Maximilian mit leichter Mühe selbst entwarf, sprachen den denkenden Geist aus und ließen die zukünftige Größe einer ungewöhnlichen staatsmännischen Begabung ahnen. Mit wahrhaft staunenswerther Schnelligkeit fand sich der Prinz in allen Verhältnissen der inneren Verwaltung zurecht und in den bewegenden Fragen der äußeren Politik entdeckte sein Scharfsinn stets den bei ihrer Beurtheilung anzunehmenden und festzuhaltenden Standpunkt.

Zwei Jahre lang machte Maximilian mit ersprießlichem Nutzen diese Schule staatsmännischer Kunst mit großem *Eifer durch*; er zählte jetzt zwanzig Jahre. Herzog Wilhelm

hielt nun dafür, seinem Sohne auch einen Blick in die weite Welt zu gestatten. Maximilian sollte auswärtige Höfe besuchen, die Sitten, Gebräuche und Anschauungen fremder Völker, sowie ihre Fortschritte in Kunst und Wissenschaft kennen lernen, um so seine Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben und zu erweitern. Prag und Rom, wo die höchsten Häupter der Christenheit thronten, wurden als die vornehmsten Reisezielpunkte des Prinzen in's Auge gefaßt.

Mit einem glänzenden Gefolge langte Maximilian am 26. Februar 1593 in Böhmens alter Königsstadt an. Kaiser Rudolph, der seine Tage sonst in mürrischer Zurückgezogenheit zubrachte, empfing ihn freundlich mit hoher Auszeichnung und kam ihm sogar entblößten Hauptes entgegen, ein unerwarteter, ungewohnter Anblick, der nicht wenig die Eifersucht der anwesenden fremden Gesandten erregte, die nicht verfehlten, an ihre Höfe über den Empfang des bayerischen Prinzen zu berichten. Maximilian wußte sich indeß durch sein bescheidenes, kluges, vom feinen Anstand begleitetes Auftreten den ungetheilten Beifall des kaiserlichen Hofes zu erwerben. Nach sechstägigem Verweilen zu Prag kehrte der Prinz in die Hauptstadt Bayerns zurück.

Schon nach Verlauf weniger Tage trat er die Weiterreise nach Italien an. Zu Innsbruck erwartete ihn ein päpstlicher Gesandte, der ihm Namens Clemens VIII. Hut und Schwert überreichte, die nach alter Sitte in der Geburtsnacht des Herrn benedicirt worden waren. In dem diese hohe Auszeichnung begleitenden Breve hatte der hl. Vater dem Wunsche Ausdruck geliehen, Maximilians Tugenden möchten einst der Kirche zum Heil und ihren Feinden zur Bestürzung gereichen. Auf seiner Reise wurde der bayerische Prinz an allen italienischen Fürstenhöfen, die er berührte, mit Entfaltung vielen Pompes empfangen. Zu

Mantua harrte seiner eine päpstliche Deputation, bestehend aus vielen Cardinälen und dem hispanischen Gesandten. In Rom angekommen begrüßte Maximilian seine jugendlichen Brüder Philipp und Ferdinand, die dort für den geistlichen Stand herangebildet wurden und unter dem Schutze des Papstes ihren theologischen Studien oblagen. Sein erster Gang galt dem majestätischen Tempel der Christenheit, dem Dome St. Peter, wo er, überwältigt von dem Eindrucke des Wunderbaues, in glühendem Gebete auf seine Kniee niedersank. Von Clemens VIII. wurde der bayerische Prinz auf's Freundlichste begrüßt und mit ehrenvoller Aufmerksamkeit behandelt.

Der junge Herzog war von seinem Vater beauftragt, bei dem Oberhaupt der katholischen Kirche den Jesuitenorden in Schutz zu nehmen, gegen den sich damals von Spanien aus wegen der Studiennorm des Generals Claudius Aquaviva ein Sturm erhoben hatte. Ueber den Ordensgeneral Aquaviva selbst meldete der Prinz nach Deutschland an den Vater: „Ich kann ihn nicht genug loben, man muß in ihn verliebt werden, wenn man ihn so zu sagen nur anschaut". Eine andere Aufgabe, welche Maximilian zu lösen hatte, betraf die für seinen Bruder Ferdinand verlangte Koadjutorie auf die Propstei Berchtesgaden, welche der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg seiner Metropole incorporiren wollte. Maximilian führte auch diese Angelegenheit geschickt ganz nach des Vaters Wunsch zum erwünschten Ziele.

Mit Staunen und Entzücken besichtigte der bayerische Prinz die herrliche Fülle der Kunstschätze, die das antike und christliche Rom zierten. In Begleitung der päpstlichen Nepoten besuchte er den gefeierten Sänger des befreiten Jerusalems, Torquato Tasso, der den edlen Prinzen aus dem wittelsbachischen Geschlechte mit einem Huldigungssonette begrüßte, in welchem er ihm zurief:

So fliegt dein Ruhm zu den geſtirnten Schwellen
Gebührend auf, um dich gleich hoch zu ſtellen —
Doch dorthin trägt dich ſchon der Tugend Leuchten.

Einige Tage vor der Abreiſe Maximilians wurden die drei bayeriſchen Prinzen zur päpſtlichen Tafel gezogen, bei welcher ſich Clemens VIII. auf's Vertraulichſte mit dem Erbprinzen unterhielt und ihm in väterlicher Beſorgniß an's Herz legte, nie eine Ehe mit einer proteſtantiſchen Prinzeſſin einzugehen. (Es hatte nämlich das Gerücht Verbreitung gefunden, Maximilian werde eine pfälziſche Prinzeſſin ehelichen.) Der junge Herzog antwortete, Seine Heiligkeit möge in dieſem Punkte ganz auf ſeinen Vater vertrauen, der nie zu einer Verbindung ſeine Zuſtimmung geben werde, wodurch das Gewiſſen oder des Hauſes Reputation verletzt würde. Uebrigens ſei er für ſeinen Theil noch weit entfernt, an eine Heirath zu denken. Sein Streben ziele für jetzt vielmehr auf die Ausbildung in der Kriegswiſſenſchaft. Letztere Worte fanden den Beifall des Papſtes, der ſchon oft ſein Bedauern geäußert, daß ſich ſo wenige katholiſche Fürſten für den Kriegsdienſt ausbildeten.

Von Rom unternahm Maximilian einen Abſtecher nach Neapel, wobei ihm der junge Duca Virginio Orſini, ein Verwandter der großherzoglichen Familie zu Florenz, das Geleite gab; Orſini legte in die Hand ſeines deutſchen Freundes das Gelöbniß ab, ihn einſt in den Kampf zu begleiten, wo immer auch dieſer entbrenne. In Neapel wohnte Maximilian nach dem ausdrücklichen Wunſche des Papſtes bei dem päpſtlichen Nuntius; er freute ſich, da eben der erſte Maitag war, des religiöſen Schauſpiels, in feierlicher Proceſſion das Blut des hl. Januarius durch die Straßen der Stadt tragen zu ſehen.

In Begleitung ſeiner Brüder verließ Maximilian das ewige Rom. Zu Loretto verweilte er anderthalb Tage, um in glühender Inbrunſt in dem heiligen Hauſe ſeine

Andacht zu verrichten, in welchem das göttliche Wort Fleisch geworden. Nachdem er sich zu Rimini von seinen nach Deutschland zurückkehrenden Brüdern verabschiedet, setzte er seine Reise auf dem vom Vater vorgezeichneten Wege über Mailand fort, um durch die Schweiz nach Lothringen zu gelangen. Nach mancherlei Beschwerden in tiefem Schnee und bei hoher Kälte überschritt er den St. Gotthardt, und erreichte Mitte Juni Nancy, die Hauptstadt Lothringens.

Herzog Wilhelm hatte mit der lothringischen Reise seines Sohnes eine doppelte Absicht verbunden. Maximilian sollte am Hofe Lothringens seine Basen kennen lernen, von welchen die beiden jüngsten, Zwillinge, mit ihm gleichen Alters waren. Die nahen Beziehungen zwischen München und Nancy wurden durch die von den beiden Höfen im Geheimen in Aussicht genommene Verehelichung Maximilians mit einer lothringischen Prinzessin noch enger. Aber auch politische Zwecke waren dem Aufenthalte des bayerischen Prinzen zu Nancy nicht fremd.

In Frankreich gingen damals die Wogen der Parteiströmungen hoch. Die Barone des Reichs lagen um die Krone gegen Heinrich IV. von Navarra im Kampfe. Zu den Bewerbern um den französischen Königsthron zählten auch drei Prinzen aus dem Hause Lothringen, worunter sich der Schwager Wilhelms V. von Bayern, der regierende Herzog Karl von Lothringen, befand. Auch Philipp II. von Spanien suchte Ansprüche auf die Krone Frankreichs zu erheben. Die Stände des Reichs hatten eine Versammlung nach Rheims anberaumt, um hier zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten. Herzog Wilhelm meinte, Maximilian solle mit allem Fleiße die Gelegenheit benutzen, „bei dieser wichtigen Transaction selbst auch eine Ehre zu schöpfen oder sich eine wohlgewogene Gunst oder Freundschaft zu erwerben". Zwar solle er in erster Linie für die Wahl des Herzogs von Lothringen eintreten und wirken.

Im Falle aber der König von Spanien den Vorzug unter den Prätendenten fände, solle Maximilian der Sache eine solche Wendung geben, daß auch er dabei seinen Theil mit im Werke habe, „damit hiedurch Ire Kön. Würden aus Hispanien Ursach gewinnen, gute Zuneigung zu deiner Liebden z'schöpfen, so zu mehreren einen Anfang geben möchte".

Diesen Brief hatte Herzog Wilhelm seinem Sohne nach Italien nachgesandt. Für Maximilian war indeß die Weisung bei der Ankunft in Nancy gegenstandslos geworden, da sich der ohnehin nur schwach besuchte Convent schon aufgelöst hatte, Heinrich IV. aber bereits auf dem Throne Frankreichs saß.

Nach einem zehntägigen Aufenthalte am Hofe zu Nancy rüstete sich Maximilian zum Aufbruche. Ueber Breisach und Ulm kehrte er in seine Heimath zurück. In Augsburg stattete er Max von Fugger einen Besuch ab, um für die treue Anhänglichkeit, womit dessen Familie den bayerischen Herzogen ergeben war, seinen Dank auszusprechen und sich die Neigung des berühmten Hauses zu sichern. Wohlbehalten traf Maximilian nach beinahe fünfmonatlicher Abwesenheit am 4. Juli 1593 wieder in München ein.

Zweites Kapitel.

Maximilian wird Mitregent. Seine Thätigkeit auf dem Reichstage. Er tritt die Regierung an. Seine Verehelichung.

Maximilian fand bei seiner Rückkehr nach München ein ausgedehntes Feld für die Entfaltung seiner Thatkraft und seines Eifers. Den Vater selbst traf er in gerechter Bekümmerniß über die Gestaltung der damaligen Zeitverhältnisse.

Das 16. Jahrhundert bildet in der Oekonomie der deutschen Staaten einen wichtigen Wendepunkt. Bei dem Verfalle des Reiches hatte die territoriale Souveränität der Fürsten eine immer höhere Bedeutung erlangt. Das Streben, diesem Zuwachs an politischer Machtstellung durch ein glänzenderes Hofleben und fürstlichen Aufwand zu entsprechen, fand indessen in der finanziellen und ökonomischen Lage Deutschlands wenig Vorschub. Vor Allem fiel der um jene Zeit beginnende Niedergang des deutschen Handels schwer in die Wagschale. Die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und die Art seiner Ausbeutung durch das holländische Krämervolk, das überdieß noch die Schifffahrt auf dem Rhein sperrte, übten einen verderblichen Rückschlag auf Industrie und Landbau. Der um sich greifende Luxus, die Befriedigung neuer Bedürfnisse, an die man sich gewöhnt hatte, verzehrten hohe Summen, die in's Ausland flossen, während dem Inlande keine neuen Hülfsquellen sich öffneten. Hierzu gesellte sich noch

der Umstand, daß der Werth der edlen Metalle herabgedrückt, der Preis der zum Leben oder auch zur Befriedigung des Luxus nothwendigen Gegenstände aber um die Hälfte in die Höhe getrieben wurde. Neue Verhältnisse hatten sich ferner auf dem militärischen Gebiete Bahn gebrochen. Die stehenden Heere, deren Unterhalt ungeheure Summen verschlang, begannen mehr und mehr in Aufnahme zu kommen. Die durch diese Lage der Dinge hervorgerufene Finanznoth in Deutschland machte sich besonders an den Höfen der Fürsten geltend. Um alle erforderlichen Bedürfnisse zu decken, reichten die Kammereinkünfte nicht hin; es wurden Schulden contrahirt, die um so schneller anwuchsen, als man, wie es an mehren deutschen Höfen der Fall war, in die Hände der Juden und Wucherer gerieth.

Auch auf Bayern lasteten diese Verhältnisse mit hartem Druck. Herzog Wilhelms Finanzlage war nichts weniger als beneidenswerth. Selbst die Bewilligung der geringen Summen, welche ihm die Stände als sogenannte Kammergutsbesserungen gewährten, kosteten den Fürsten stets erneute Vorwürfe und Drohungen; mit den bewilligten Geldmitteln aber vermochte er die bei einem herzoglichen Gesammteinkommen von ungefähr 300,000 Gulden sich alljährlich häufenden Schulden nicht zu tilgen, so daß das Uebel immer größer wurde. Herzog Wilhelm sah sich daher genöthigt, wiederholt die Hülfe der Landschaft zu beanspruchen.

Im November 1593 versammelte Wilhelm die Stände zu Landshut, wohin er mit seinem ganzen Hofstaate und in Begleitung seiner Gemahlin, seines Bruders Ferdinand und seines ältesten Sohnes Maximilian kam. Die vom Herzog übergebene Proposition zur Uebernahme der Schulden und Erhöhung der Einkünfte führte seitens der Landschaftsmitglieder zu bitteren Erörterungen; Wilhelm

antwortete mit ſtrengem Tadel wegen der Art der Oppoſition. Endlich gelang es ihm, die Stände zu einigen Conceſſionen zu vermögen. Doch war er der ferneren Verhandlungen überdrüſſig; er beſchloß Landshut zu verlaſſen und die Leitung der Geſchäfte in die Hände Maximilians zu legen. Vor ſeiner Abreiſe ließ er den Ständen eröffnen: er ſei Willens, ſeinem Erbprinzen Maximilian, als künftigen Herrn und Landesfürſten, eventuelle Huldigung leiſten zu laſſen und derſelbe ſei bereit, die Freiheiten der Landſchaft in hergebrachter Form zu beſtätigen.

Maximilians erſtes Auftreten nöthigte den Ständen Achtung ab. In entſchloſſener Sprache erklärte er ihnen, daß er ihre Rechte und Privilegien nie antaſten werde, daß er aber eben ſo wenig Uebergriffe in die herzogliche Gewalt dulde. Während der ganzen Dauer der Verhandlungen wich er nicht von ſeinen Forderungen ab; die Landſchaft bequemte ſich, eine Staatsſchuld von anderthalb Millionen und den Zuſchuß von jährlich 150,000 Gulden für die Hofkaſſe zu übernehmen.

Bisher hatte Maximilian nur als Repräſentant ſeines Vaters gehandelt. Nunmehr that er einen Schritt eigener Initiative. Er legte den Ständen ſeinen Entſchluß dar, ſich an die Spitze einer wohl gerüſteten Reiterſchaar zu ſtellen, um gegen den Erbfeind der Chriſtenheit, den Türken, zu ziehen, ſobald es zum Feldzuge komme. Er forderte die Landſchaft auf, ihm für den angedeuteten Fall eine entſprechende Summe zu bewilligen; zugleich ſprach er die Erwartung aus, daß ſich ihm viele der bayeriſchen Edelleute anſchließen würden. „Da der bayeriſche Adel und Bayern insgemein," fügte er hinzu, „das altgehabte gute Lob des Kriegsweſens und der Kriegserfahrenheit eine Zeit her eben nicht wenig verloren hat, ſo möchte dieſer Ruhm auf ſolche Weiſe ziemlich wieder erholt und hergeſtellt werden."

Mit Freuden überzeugten sich die Stände von dem kriegerischen Geiste ihres Erbprinzen; sofort warfen sie für den Fall, daß der Zug gegen die Türken Thatsache werde, die Summe von 30,000 Gulden aus. Nachdem Maximilian die Privilegien der Landschaft urkundlich bestätigt, wurde ihm am 11. Januar 1594 die Erbhuldigung geleistet. Nach diesem feierlichen Acte erfolgte der gottesdienstliche Schluß des Landtages.

Obschon Kaiser Rudolph in einem beklagenswerthen Abhängigkeits-Verhältnisse zu den Türken durch eine jährliche Tributzahlung stand, durch die er die Gräuel eines Türkenkrieges von seinem Erblande und dem Reiche fern zu halten hoffte, — war ihm doch keine Ruhe von den übermüthigen Moslemins beschieden. Eben jetzt drohte den österreichischen Erblanden und dem an sie anstoßenden Theile des Reiches große Gefahr, denn Sultan Amurath hatte den mit Rudolph II. im J. 1584 auf neun Jahre geschlossenen Waffenstillstand gebrochen und stand im Begriffe, mit verheerender Uebermacht in Ungarn einzufallen. Kaiser Rudolph, aller Mittel zu einem erfolgreichen Widerstande entbehrend, nahm seine Zuflucht zu den Fürsten und Ständen des Reichs und berief sie 1594 zu einer allgemeinen Versammlung nach Regensburg.

Auch Maximilian betheiligte sich anstatt seines Vaters am Reichstage; mit einem glänzenden Gefolge von vier und achtzig Personen traf er den 9. Mai in Regensburg ein. Gleich nach seiner Ankunft entwickelte er eine energische Thätigkeit, indem er mit jugendlicher Kraft und überraschender Klugheit eine engere Einheit unter den katholischen Reichsständen in's Leben rief, durch deren Gewicht der Einfluß sowohl der protestantischen als auch der calvinischen Fürsten auf dem Reichstage paralysirt werden sollte. Der einundzwanzigjährige bayerische Prinz war bald in allen Verhandlungen von katholischer Seite

die Seele. In seiner Wohnung im Kloster St. Emmeran vereinigten sich die katholischen Stände zur Berathung und Beschlußfassung; in seiner Hand liefen alle Fäden der katholischen Action auf dem Reichstage zusammen.

Kaiser Rudolph richtete in seiner Proposition, mit welcher er die Versammlung eröffnete, an die Stände die Aufforderung, ihn gegen die Türken zu unterstützen, auf Mittel zu sinnen, wie der niederländische Krieg beendigt, die Justizpflege und das Münzwesen im Reiche geordnet werden könnten. Auch in Regensburg sollte der Kaiser gar bald die Erfahrung machen, wie wenig die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches von Seiten der protestantischen Stände Unterstützung zu hoffen hatten. Vor Eröffnung des Reichstages hatte sich bereits die calvinistische Partei auf zwei Conventen zu Speyer und Heilbronn dahin geeint, dem Kaiser jeglichen Beitrag zur Türkensteuer zu weigern, wenn ihnen nicht gleiche Religionsfreiheit wie den beiden anderen Confessionen eingeräumt würde, d. h. der theuer erworbene Augsburger Religionsfriede (1551) sollte umgestoßen werden. Dieß war der Preis, den sich die reformirten Stände für ihre Politik auf Kosten des Reiches gegen den Erbfeind ausersahen. Unter den Fürsten, welche Sitz und Stimme auf der geistlichen Bank einnahmen, befand sich auch, wiewohl widerrechtlich, der Markgraf Joachim Friedrich von Brandenburg, der sich mit Verletzung des Religionsfriedens zum Administrator des Stiftes Magdeburg aufgeworfen hatte. Auf dem Reichstage überreichten die Katholiken beim kaiserlichen Ministerium einen entschiedenen Protest gegen den Sitz des Brandenburgers auf der Bank der geistlichen Fürsten. Dem Kaiser, dem vor allem an der Bewilligung der Türkenhülfe lag, kam dieser Schritt sehr ungelegen. Nun machte der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg, der wegen des Verlustes der Propstei Berchtesgaden gegen

Bayern unversöhnlichen Haß nährte, dem Kaiser den Vorschlag, den Brandenburger mit einem Sitz auf der weltlichen Bank zu entschädigen. Auf diese Art wäre zwischen Bayern und dem Markgrafen eine Collision unvermeidlich gewesen. Maximilians Onkel, der Kurfürst Ernst von Köln, durchschaute den Plan, und legte Namens der katholischen Stände Beschwerde ein. Endlich vermochte der Kaiser den magdeburgischen Gesandten, sich einer Zeit lang der Theilnahme an den Verhandlungen zu begeben. Als jedoch derselbe nach einigen Tagen wieder im Sitzungssaale erschien, entfernten sich die katholischen Stände unter Protest aus der Versammlung. In der Wohnung des Herzogs Maximilian wurde einmüthig der Beschluß gefaßt, „den Kaiser zu erinnern und zu bitten, er möge den so hoch und theuer erkauften Religionsfrieden aufrecht erhalten und eine so offenbare Verletzung nicht angehen lassen". Mehre Tage blieben nun in Folge dieses Zwischenfalles die Sitzungen sistirt. Schließlich wurde die Angelegenheit in der Art geschlichtet, daß der magdeburgische Gesandte auf Betreiben des Kaisers für diese Versammlung seine Ansprüche fallen ließ.

Mittlerweilen fehlte es von Seite des Erzbischofs von Salzburg nicht an Umtrieben, um Bayern und insbesondere den jungen und rührigen Herzog Maximilian bei dem Kaiser in ein ungünstiges Licht zu stellen. Rudolph II. hatte gewünscht, daß die gewöhnliche Reichssteuer auch dießmal, wie früher üblich, nach der Volkszahl bewilligt werde; dem entgegen hatte man den Geldbeitrag nach dem Römerzug, d. h. nach den in der Reichsmatrikel den einzelnen Ständen zuerkannten Auflagen beschlossen. Wolf Dietrich von Salzburg schob die Ursache hievon dem Einflusse Bayerns zu. Deßgleichen machte er in Rudolph den Verdacht rege, als hege der junge Herzog Maximilian Absichten auf die Kaiserkrone. Maximilian rechtfertigte sich

gegen Rudolph II. und brachte ihm die Ueberzeugung von der Grundlosigkeit des Gerüchtes bei. An den Vater schrieb er nach München, er möge ihn auf einige Zeit von Regensburg abrufen, „denn man meint, ich thue hier Nichts als prakticiren; wie mir denn auch der Churfürst von Köln, mein Onkel, im Vertrauen entdeckt und mir befohlen hat, es Ew. Durchlaucht zu melden, daß die drei geistlichen Churfürsten Se. Maj. erinnern werden, wie es wohl Zeit wäre, auf die Wahl eines römischen Königs zu denken. Sollte ich nun zu dieser Zeit hier seyn, würde ich die Suppe gar verschütten. Man würde meynen, dieß wäre meine Praktik". Herzog Wilhelm ging jedoch auf den Vorschlag seines Sohnes nicht ein. Dagegen ertheilte er seinen Gesandten die Ermächtigung, die Türkensteuer bis auf hundert Römermonate zu erhöhen. Auf diese Weise gelangte die frühere Harmonie zwischen den Höfen München und Prag zur vollen Wiederherstellung. Rudolph II. erreichte den vorzüglichsten Zweck des Reichstags, die Türkensteuer; die Stände bewilligten ihm achtzig Römermonate auf Grund der Wormser Matrikel (1521).

Mit Befriedigung konnte Maximilian auf seine erste Reichstagsthätigkeit zurückblicken, denn er sah sein Bemühen, die radicalen reichsfeindlichen Bestrebungen der gegnerischen Religionspartei zu lähmen, vom Erfolg gekrönt. Ohne seine Energie hätten die Reformirten höchst wahrscheinlich ihr Programm durchgeführt, sich durch Zerreißung des Religionsfriedens eine anerkannte Stellung im Reiche zu erringen. Maximilian verließ Regensburg noch vor Schluß des Reichstags, der am 19. August 1594 erfolgte.

Am herzoglichen Hofe zu München war die Finanzlage trotz der von den Ständen zuletzt bewilligten Summen und ungeachtet aller Einschränkungen, die sich Herzog Wilhelm auferlegte, kaum besser geworden. Alle Versuche von Seite des Finanzministers Neuburger, das seit mehr als dreißig

Jahren gestörte Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wieder herzustellen, schlugen fehl. Das Hauptübel hatte seinen Sitz in der Hofhaltung selbst. Nicht nur verschlangen die zahlreichen Hofchargen den größten Theil der Summen, sondern jeder Hofbeamte sündigte überdieß auf die Milde und Güte des Herzogs, der es nicht über's Herz gewann, die unredlichen Diener und Familienväter zu entlassen, obwohl er die heillose Wirthschaft recht wohl kannte. „Es ist ein unglaublicher Handel," schrieb er an Neuburger, „wie es in Küche und Keller zugeht. Es kann nicht anders seyn, als daß großer Betrug und Verschwendung mitunterlauft." Von Tag zu Tag gewann das Uebel an Ausdehnung; die Untreue der Behörden brachte das Land dem Verderben immer näher.

Maximilians Herz blutete bei diesen Wahrnehmungen. Wohin er auch sein Auge lenkte, seinem Blicke zeigte sich immer nur die Schreckgestalt eines dem finanziellen Ruine verfallenden Landes. Das über diese Zustände sich verfinsternde Gemüth des hochstrebenden, tief redlichen und aufrichtigen Sohnes konnte dem besorgten Vater nicht lange verborgen bleiben. „Ich meine," schrieb Herzog Wilhelm ermunternd an seinen Sohn, „du sollst dir diese Sachen, die, wie ich leicht ermessen kann, hauptsächlich den Zustand unseres Kammerwesens betreffen mögen, so hoch nicht zu Gemüthe ziehen; denn wenn es gleich so heillos wäre, als es das Ansehen hat, so ist doch mit Kümmernissen der Sache nicht geholfen; denn dadurch kömmst du neben diesem Schaden zu noch größerem an deinem Leibe. Ich hoffe aber, es sey der Sache nach gar wohl mit der Gnade Gottes abzuhelfen." Zugleich trug sich aber Herzog Wilhelm bereits mit einem Entschlusse, der seinem Dafürhalten eine entscheidende und baldige Besserung der Zustände im Gefolge haben mußte. Er konnte das Wohl seiner Unterthanen ohne Bedenken den Händen eines Sohnes

anvertrauen, der nach der Ueberzeugung des Vaters und Aller, die ihn kannten, dieser hohen Aufgabe selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gewachsen war.

Im Sommer 1597 setzte Herzog Wilhelm eine Commission nieder, die ihm ein eingehendes Gutachten über die Finanzlage des Landes vorzulegen hatte. Die Commission gab die Erklärung ab, daß Bayern einem völligen finanziellen Ruine entgegengehe und ein Bankerott in kurzer Zeit unabwendbar werde. Nun rief Wilhelm am 15. Oktober 1597 seine Söhne Maximilian, Philipp, Ferdinand und Albrecht, sowie seine Minister zu sich und that ihnen seinen Willen kund, die Regierung gänzlich niederzulegen und die ihm von Gott verliehene Herrschergewalt vollkommen und ohne alle Bedingung an seinen Sohn Maximilian abzutreten. Sodann überreichte er dem Prinzregenten das Resignations- und Uebergabsinstrument und wünschte ihm mit bewegtem Herzen den Segen des Allmächtigen zu seinem Herrscheramte. Zwei Monate später traf der kaiserliche Consens und die Belehnung ein. Am 4. Februar 1598 wurde der Ständeausschuß nach München beschieden, wo ihnen die Abdankung Herzog Wilhelms und der Regierungsantritt Maximilians eröffnet wurde. Das bayerische Volk erstaunte nicht wenig über einen solchen Act freiwilliger Resignation, die in der Geschichte des Landes bisher unerhört gewesen.

Ehe Maximilian den Thron bestiegen, hatte er sich mit der Prinzessin Elisabeth von Lothringen vermählt. Die Hochzeit war am 5. Februar 1595 zu Nancy mit großer Pracht gehalten worden. Maximilian gewann an Elisabeth eine ebenso fromme, als kluge und verständige Gattin, die ihm in den schweren Stürmen seines vielbewegten Lebens stets treu zur Seite stand.

Drittes Kapitel.

Maximilians Reformbeſtrebungen auf dem Gebiete der Finanz-, Heeres- und Juſtizpflege. Seine Theilnahme an den Reichstagsverhandlungen. Seine Sorge für das religiöſe Wohl des Landes und ſein Verhältniß zu Wiſſenſchaft und Kunſt.

Maximilian zählte erſt fünfundzwanzig Jahre, als er die Zügel der Regierung ergriff. Es war wahrlich eine ſchwere Aufgabe, unter ſolchen Umſtänden und in ſolchem Augenblicke den Thron zu beſteigen, doppelt ſchwer für einen jugendlichen Fürſten, deſſen klarer, heller Blick die Wetter erkannte, die am politiſchen Horizont aufſtiegen, der ſich keine der ſtrengen, ſchweren Pflichten verhehlte, welche die nahe Zukunft von ihm, als von einem katholiſchen Herrſcher, fordern werde. Der Entſchluß, ſeiner Fürſtenpflicht gerecht zu werden, bedurfte vor Allem des Gnadenbeiſtandes von Oben. Maximilian begann ſeine Regierung mit einer feierlichen Wallfahrt zum wunderthätigen Gnadenbilde der Mutter Gottes nach Altötting[1].

[1] Wie treu Maximilian ſtets der Verehrung der Mutter Gottes blieb, bezeugt eine dem Ende ſeiner Regierung angehörende Thatſache. Bei einer Wallfahrt legte er als Weihegeſchenk auf den Altar der Marienkapelle in Altötting ein geheimnißvoll verſchloſſenes Gefäß aus Silber nieder. Daſſelbe barg ein Pergament, worauf Maximilian mit ſeinem eigenen Blute die Worte geſchrieben: „Als Dein Eigenthum widme und opfere ich mich Dir, Jungfrau Maria, mit dieſem meinem Blute, ich Maximilian, der erſte der Sünder.“ Nach Maximilians

Das war Maximilians von Bayern erster Regierungsact. Durchdrungen von solchem heiligen Ernste, schritt er, mit vertrauendem Blick auf Gott, fest und entschlossen an sein schwieriges Tagewerk.

Maximilians Fürsorge richtete sich zunächst auf drei Dinge: er wollte Ordnung in den Finanzen schaffen, ein tüchtiges Kriegsheer in seinem Lande heranbilden und das Justizwesen besser ordnen. Vorerst trachtete er an eine Reducirung der Schulden. Er suchte zunächst die vielen Gläubiger, welche durch ihre Unzufriedenheit den Credit und das Ansehen der Regierung schädigten, durch Anlehen zu befriedigen, welche er gegen Verleihung von Privilegien an die Städte und Märkte des Landes machte. Genaue Rechnungen über die noch vorhandenen Geldvorräthe, über alle Einnahmen und Ausgaben, sie mochten einen noch so niedrigen Betrag entziffern, mußten immer wieder auf's Neue aufgestellt und controlirt werden. Von Zeit zu Zeit wurde Cassasturz vorgenommen. Keine Gelegenheit zur Vermehrung der Staatseinkünfte blieb vom Herzog unbeachtet. Die Strafgelder wurden erhöht und mußten von den streng überwachten Rentmeistern ohne allen Abzug eingeliefert werden. Ungünstig gelegene kleinere Domänen wurden zu möglichst hohen Preisen an angrenzende Edelleute verkauft, einträgliche Güter billig erworben. Besonders ließ sich Maximilian angelegen sein, den Salzhandel in Aufschwung zu bringen. Seit den frühesten Zeiten bildete das Salz eines der wichtigsten bayerischen Regalien. Maximilian ließ durch seinen Hofbaumeister Hans Reifenstuehl eine kunstvolle Soolenleitung zwischen Reichenhall und Traunstein herstellen, durch welche die Soole über hohe Berge und durch sieben mit Druckwerken versehene Brunnenhäuser

---

Tode ließ dessen zweite Gemahlin Maria Anna das Gefäß öffnen, *dessen Inhalt* Allen unbekannt geblieben war.

etrieben wurde. Diese Soolenleitung warf nach Abzug er Verwaltungskosten einen jährlichen Reinertrag von 00,000 Gulden ab. Bereits im Jahre 1605 war die uf Millionen sich belaufende Staatsschuld auf 860,000 ulden vermindert und nach drei Jahren auch dieser Rest etilgt. Wir fragen, welcher andere deutsche Fürst jener eit hat mit solcher Weisheit und mit solchem Erfolge die ffentlichen Gelder verwaltet?

Die Gesammteinnahmen Maximilians beliefen sich für ie Dauer seiner Regierung auf 164 Millionen und die usgaben auf 64 Millionen. Von den 100 Millionen ctivrest wurden 38,042,000 Gulden für die Liga und 1½ Millionen für den Krieg verwendet. Nach Beendi- ung des dreißigjährigen Krieges hatte er noch 1½ Millio- en in der Staatskasse. Ein Geheimniß seiner Politik war ie genaueste Bekanntschaft mit der Lage seiner Finanzen, eine Umsicht in ihrer Verwaltung, seine hohe Klugheit und Sparsamkeit in ihrer Verwendnng. Trotz seiner Sparsamkeit ehlte es ihm aber nie an reichlichen Summen für die Kirche oder die Armen, für die Künste und Wissenschaften.

Während Maximilian den Staatshaushalt ordnete und n achtjährigen unablässigen Arbeiten ein neues Aufblühen es Landes grundlegte, verlor er die Vorgänge auf dem Gebiete der äußeren Politik nicht aus dem Auge. Die Gefahr, welche im Osten Europas Deutschland, durch den Feind der Christenheit, die Türken, drohte, nöthigte Kaiser Rudolph II., abermals einen Reichstag nach Regensburg uszuschreiben, der am 20. September 1597 durch Erz- erzog Matthias, den Bruder des Kaisers, eröffnet wurde. Der Schwerpunkt der Proposition ruhte wieder in der Beschaffung schleuniger Hülfe gegen die Türken. Herzog Maximilian betheiligte sich durch seine Gesandte am Reichs- age, denen er eine treffliche Instruction bezüglich der Türkensteuer mitgegeben. Man wollte von Seite Bayerns

weder zu viel, noch zu wenig bewilligen, damit dem Kaiſer einerſeits in ſeiner Noth geholfen, dem Reich aber anderſeits nicht zu drückende Laſten aufgebürdet würden. Maximilians Deputirte wußten ſich die Majorität ſowohl im Kur- als im Fürſtenrathe zu verſchaffen und das bayeriſche Votum gelangte zur Annahme. Zwar ſchrieb Rudolph II. eigenhändig an Maximilian, um ihn zur Unterſtützung für die hohe kaiſerliche Forderung zu gewinnen, allein dieſer konnte und wollte nicht in die Ueberbürdung ſeiner Mitſtände einwilligen. „Ihr ſollt", ſchrieb er ſeinen Räthen nach Regensburg, „in allweg trachten, daß in eurem Voto ſoviel möglich der Glimpf ſowohl und zuvorderſt gegen Se. kaiſerl. Majeſtät, als auch gegen die Stände des Reiches insgemein erhalten werde, damit Wir nicht in den Verdacht kommen, als wollten Wir die türkiſche Gefahr nicht zur Genüge beherzigen, und aber auch nicht gemuthmaßt werden könnte, als ob Wir ohne habenden Reſpect der armen ohnehin erſaigerten Reichsunterthanen überſtarke Einwilligungen proponieren und ſchließen wollten." Alſo endete der Reichstag mit der Bewilligung der von Bayern beantragten ſechzig Römermonate. Zu der Erledigung der von den Ständen des Reichs eingebrachten Beſchwerden kam es nicht, wie denn auch jede Discuſſion über Religionsgegenſtände vermieden worden war.

Weniger friedlich ſollte der Reichstag von 1603 verlaufen, der ebenfalls zu Regensburg von Erzherzog Matthias eröffnet wurde und eine neue Türkenhülfe zum Hauptgegenſtande der kaiſerlichen Vorlage hatte. Das calviniſtiſche Kurpfalz führte die Partei der Proteſtanten, Bayern die der Katholiken. Kurpfalz forderte vorerſt Abhilfe der Religionsbeſchwerden, ehe man ſich auf Geldhülfe erklären könne, denn, „es ſey zu beſorgen, daß dergleichen Hülfeleiſtungen ſo lange keinen rechten Beſtand haben werden, ſo *lange nicht* der Religion wegen im Reiche Frieden her-

gestellt würde". — Gleichwohl einigte man sich hinsichtlich der Geldhülfe auf vierundfünfzig Römermonate, mit welchem Ergebniß jedoch der Kaiser gar wenig zufrieden war. Da ihm von Seite seines Stellvertreters, des Erzherzogs, gemeldet wurde, daß eigentlich Bayern an der geringeren Hülfe Schuld trage, äußerte Rudolph II. dem eben in Prag anwesenden bayerischen Hofrathspräsidenten Freiherrn von Rechberg seine Unzufriedenheit und ließ Maximilian erinnern, „er wolle sich die Sache besser angelegen sein lassen, und Andern hierin ein gutes Exempel geben". Maximilian, dessen Bemühungen es der Kaiser hauptsächlich zu danken hatte, daß er überhaupt jene Reichshülfe erlangte, konnte sich nicht enthalten, voll Unwillen an den Erzherzog Matthias zu schreiben: „Wir können Ew. Liebden freundvetterlich zu Gemüth zu führen nicht umgehen, wie hoch empfindlich es Uns sey, daß Wir für Alles, was Wir jederzeit gemeinem Vaterlande zum Nutzen nach allem unseren Vermögen geleistet, und ungeachtet Wir gegen Se. Majestät Uns als ein gehorsamster Fürst zu erzeigen beflißen sind, nichts anders als Undank und Unglimpf davon tragen. Daher den Ew. Liebden auch leicht zu erachten, was für Herz und Anreitzung es Uns hinfüran zu dergleichen Handlungen machen und geben soll". Ein Schreiben ähnlichen Inhaltes sandte der Herzog nach Prag an den Kaiser.

Aber auf dem Reichstage trieben die protestantischen Stände selbst die Geldhülfe bis auf sechsundachtzig Römermonate hinauf, in der Absicht, der Kaiser solle ihnen aus Erkenntlichkeit Vortheile über die Katholiken einräumen. Diese forderten nämlich die Revision eines, vom Reichskammergericht über vier von den Protestanten gegen den passauer Vertrag eingezogene Klöster abgeurtheilten Processes. Die Protestanten verwarfen die begehrte Revision und der Kaiser neigte sich auf ihre Seite. Allein Maxi-

milian von Bayern ließ die übrigen katholischen Deputirten durch seine Gesandte auffordern, den Protestirenden nicht zu weichen. „Denn wenn die Protestirende dieß, was sie schon lange gesucht, erhalten sollten, wäre nichts gewisser, als daß sie in Zukunft bei allen Reichsversammlungen dergleichen tentieren und, wo nur das wenigste vorkäme, was ihrem Vermeinen nach ihrer Religion anhängig wäre, eben dergleichen prätendiren würden. Wir wollen und können Uns einmal weder jetzt, noch inskünftig nachsagen lassen, als hätten Wir Gelegenheit und Ursache gegeben, daß den Katholischen eine solche unleidentliche Bürde aufgewachsen." Dieser entschiedene Ton Maximilians gefiel zwar den Protestanten schlecht, hatte aber zur Folge, daß sie weder mit ihrer Forderung durchdrangen, noch überhaupt die gehofften Vortheile über die Katholiken errangen.

Mit Ruhe konnte Maximilian vor den Ständen erscheinen, die er auf den 20. November 1605 in seine Residenzstadt München berief. Wider des Herzogs Erwarten wurde seine Proposition, worin wegen der im Südosten drohenden Türkengefahr die Organisation einer Armee als Gebot der Nothwendigkeit dargestellt und eine entsprechende Erhöhung der Steuern verlangt wurde, mit lebhafter Opposition beantwortet. Maximilian, wahrnehmend, daß die Stände ihre Privilegien auf Kosten der Unterthanen auszubeuten und diesen die Hauptlast der Steuern zuzuschieben suchten, ließ, rasch entschlossen dem großen Ausschusse mittheilen, er wolle, Zeitersparniß halber, mit einigen Abgeordneten die Proposition mündlich berathen; sollten die Stände seine Vorschläge zurückweisen, dann wisse er auch ohne sie nach Regentenpflicht zu regieren. Die Landschaft erkannte den unbeugsamen Sinn Maximilians und bewilligte die Steuererhöhung; ihre Abneigung gegen die Armeeorganisation hielten indeß die Stände fest. Der Herzog beharrte aber unerschütterlich auf der klar erkann-

ten Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform des bayerischen Heerwesens. In Bezug auf die von dem „Beschwerde-Ausschuß" vorgebrachten Gravamina der Stände versprach er Abhülfe. Dem Adel, der sich beklagte, daß ihm bei Besetzung von Aemtern so oft Ausländer vorgezogen würden, entgegnete Maximilian in ernstem Tone: „Es ist sehr zu bedauern, daß sich keine Adeligen mehr zu einem hohen Amte qualificiren, sondern Ausländer berufen werden müssen. Die vom Adel sollen nie vergessen, daß ich mehr auf die gute Tauglichkeit und adelige Qualität, als auf große Herrentitel sehe. Diejenigen, bei welchen ich Tugenden und Geschicklichkeiten antreffe, ziehe ich allen Andern vor". Eine solche Sprache, bemerkten die überraschten Edelleute, habe noch kein Herzog zu ihnen geredet.

Maximilian entließ die Landschaft mit dem Vorsatze, sie so bald nicht wieder zu berufen. Alle Sorgfalt widmete er von jetzt an seiner Lieblingsidee, der Landesvertheidigung. Ueberzeugt, daß der Wehrzustand eines Landes zu den Grundbedingungen staatlicher Ordnung und Sicherheit gehöre, hatte Maximilian mit Scharfblick längst die Nothwendigkeit erkannt, gegen die in Folge der durch die sog. Reformation erzeugten Umsturzbestrebungen im Reiche, die Existenz und die Vertheidigung Bayerns und des Reiches auf sichere Grundlagen zu stützen. Die Ereignisse der kommenden Tage sollten ihn gerüstet finden. Maximilian stieß bei Realisirung des „Landesdefensionswerkes" — so hieß die neue Wehrbildung — auf fast unübersteigbare Hindernisse. Allein ihn vermochte Nichts von der Durchführung derselben zurückzuhalten; seine eiserne Willenskraft bahnte sich den Weg. Den Anfang der Organisation bildete die Herstellung des Kriegsdirectoriums, das aus tüchtigen militärischen Kräften zusammengesetzt wurde; an der Spitze stand der nachmals so berühmt gewordene Niederländer Graf Johann Tserk-

las von Tilly, ohne dessen Gutachten das Directorium Nichts von Belang unternehmen durfte. Das eingeführte Conscriptionsgesetz verpflichtete den dreißigsten, zehnten, fünften und dritten Mann zum Waffendienst, so daß bei einer Mobilmachung die gesammte Landwehr in Bayern, dessen Bevölkerung damals etwa 1,700,000 Menschen zählte, 45,000 Mann stark war. Das ganze Herzogthum wurde in 12 Landwehrbezirke, in denen Maximilian Pulvermühlen und Zeughäuser errichtete, eingetheilt. Nach den Plänen Tilly's und den Anleitungen des Artilleriegenerals, Graf Alexander von Groote, sowie mit Zuhülfenahme erprobter ausländischer Genieoffiziere wurden München, Ingolstadt, Wasserburg, Schärding, Braunau und Burghausen, sowie mehre Städte an der böhmischen Grenze fortificirt. Bedeutende Umänderung erfuhr das Artilleriewesen, damals „Arkoley" genannt. Im Zeughause zu München wurden Patronen verfertigt, mit denen man ein Geschwindfeuer unterhalten konnte; ihre Fabrikation blieb ein Geheimniß, da kein Artillerist Bayern verlassen durfte. Auch die Armatur und das Fuhrwesen wurden umgestaltet. Für den Fall eines Krieges traf Maximilian durch Regelung des Proviantwesens die umsichtigsten Maßregeln. Er ließ nicht nur den Zustand seiner eigenen Getreidekästen und den seiner Vasallen zeitweilig visitiren, sondern er erkundigte sich auch sehr genau, wie viele Mühlen das Land besitze und wie viel Mehl wöchentlich gemahlen werde. In den an Flüssen gelegenen Städten mußte fortwährend für gewisse Vorräthe von Getreide, Mehl, geräuchertem Fleisch und Bier gesorgt sein.

An jedem Sonn- und Feiertage rief die Trommel die militärpflichtige Mannschaft des Landes zu den Waffenübungen, welche von kriegsgewandten Offizieren geleitet wurden. Die geschulten Landwehrmänner wurden jährlich drei Mal acht Tage lang zum Waffendienst gerufen, zu einer

Zeit, in der das Landvolk die Felder bestellt hatte. Alle jungen, starken und vermöglichen Leute, die noch nicht ausgehoben waren, ließ Maximilian nach München kommen, wo sie unter seinen Augen zum Reiterdienst herangebildet wurden. Seine eigene Leibgarde, die nur aus schon im Kriege versuchten ehemaligen Feldwaibeln bestand, machte er beritten und übertrug ihr den Garnisonsdienst in der Residenzstadt. Sehr viel Anlaß zur Unzufriedenheit gab ihm der Adel, der nach dem alten bayerischen Landgesetz die Verpflichtung zum Reiterdienst trug, diesen aber sehr häufig vernachlässigte. Maximilian wußte die säumigen Edelleute aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Wer von ihnen nicht auf dem Musterplatze erschien, wurde unverzüglich in Haft gelegt. Jeder Adelige, der unter fünfundfünfzig Jahren stand und sich ohne Nothdurft einer Kutsche bediente, verlor Kutsche sammt den Pferden durch Confiscation. Diese Strenge verfehlte ihre heilsame Wirkung nicht. Der junge Adel übte sich wieder, wie in früheren Zeiten, gegen die Osmanen im Kriegsdienste und nach einigen Jahren besaß Maximilian ein stattliches Reitercorps von 1000 Edelleuten.

Der Herzog brach auch dem von Seite der Städte und Märkte erhobenen Widerstand die Spitze ab. Keiner konnte das Bürgerrecht erwerben, wenn er nicht mit der Muskete nach der vorgeschriebenen Form zu handtieren verstand. Ohne Kenntniß der Schußwaffen wurde keinem Bauernburschen zu heirathen gestattet. Um die Lust zum Schießen anzuregen, wurden hohe Preise ausgeworfen; auch wurde der Bürgerschaft jährlich Wild zum Besten gegeben, das jedoch nicht anders als mit Luntenrohren nach Soldatenart erlegt werden durfte. Außerdem genossen alle zum Waffendienst Ausgewählten besondere Privilegien. Ein Landwehrmann, der über eine Meile zur Schießstätte hatte, erhielt Vergütung der Reisekosten, Pulver und Blei

wurden ihm umsonst geliefert. Am meisten Mühe verursachte die Einführung einer neuen Bauerntracht im Lande. Maximilian hatte nämlich wahrgenommen, daß die damals beim männlichen Landvolke gebräuchlichen engen Kleider dem bewaffneten Manne in seinen Kriegsübungen hinderlich seien; zudem beleidigten sie durch ihren Schnitt das Sittlichkeitsgefühl. Es bedurfte der ganzen Willenskraft Maximilians, um der neuen Landestracht Eingang zu verschaffen. Selbst die Schneiderzunft stellte sich auf den Standpunkt der Opposition. Der Herzog erließ daher eine Verordnung des Inhalts: „Ob auch ein oder mehrere Schneider vorhanden, die den neu geschaffenen Form, der doch keiner besonderen Kunst bedarf, nicht zu machen wüßten, so solle solchen Schneidern das Handwerk so lange gesperrt seyn, bis sie den angeschaffenen Form recht zu machen wissen. Gleichergestalt ist Unser endlicher Wille und Befehl, daß fürderhin kein junger lediger Bauernsohn oder Knecht auf einer Tanzstatt[1] zugelassen oder ihm zu tanzen verstattet werde, er sey denn nach dem gebotenen Form gekleidet".

Während der Organisation der Landwehr verlor Maximilian nie die nöthige Vorsicht aus den Augen, damit seine Gegner dieselbe nicht durch alarmirende Gerüchte zu seinem Schaden ausbeuten könnten. In kluger Weise betonte er stets, er treffe Rüstungen gegen den Erbfeind des christlichen Namens; auf den Schießstätten waren lebensgroße Türkenfiguren als Zielscheiben aufgestellt. Sogar den Inländern mußten die Stärke der Mannschaften und insonderheit die Arbeiten des Kriegsdirectoriums strenge verborgen bleiben. Alle vorhandenen Musterrollen kamen

[1] Um den kriegerischen Geist zu wecken und zu nähren, durfte keine Tanzmusik gehalten werden, bei der, außer den gewöhnlichen Instrumenten, nicht auch Trommel und Pfeifen benützt wurden.

sogleich in die Hände des Herzogs, ohne dessen specielle Erlaubniß selbst den Räthen keine Abschrift davon gestattet war. Als trotz aller Vorsicht dennoch einmal übertriebene Gerüchte bezüglich der militärischen Rüstungen Bayerns in's Ausland drangen, sandte Maximilian, hierüber aufgebracht, seinem geheimen Rathe folgendes eigenhändige Billet: „Es ist ein Spott und zum Erbarmen, daß bey dem Kriegsrathe und der Kanzley sogar kein Geheimb ist. Wollets ihnen vorhalten und bedeuten, daß, wenn ich einen wieder ertappe, ich einmal einen Kriegsproceß vornehmen und mit Würfeln spielen lassen werde, wer den Strick bezahlen soll".

Nach einem Jahrzehnt sah Maximilian seine Anstrengungen von dem gewünschten Erfolg belohnt. Mit kräftiger Hand und eherner Willensstärke hatte er die alten Formen zerschlagen und eine organisch gegliederte, lebensfähige Armeeeinrichtung geschaffen, mit der er jeden Augenblick auf dem Kampfplatz erscheinen konnte.

Maximilian wollte aber seinem Volke nicht nur Schutz nach Außen, sondern auch Sicherheit und Ordnung im Innern verschaffen; dieß Letztere zu ermöglichen, bot nur eine wirkungsvolle Reform des Justizwesens die Mittel. Der schlimme Geist der Empörung, den die Religionsstreitigkeiten wachgerufen, durchzog damals die deutschen Lande und wirkte zersetzend auf die socialen Verhältnisse. Die Bande der Ordnung und des Gehorsams waren vielfach gelockert. Bayern hatte sich von der Ansteckung nicht frei erhalten. Maximilian erkannte dies und wollte durch die Schöpfung einer der Zeitlage angepaßten Legislatur eine Wendung zum Besseren herbeiführen. Das Unternehmen war mühevoll und erforderte viel Zeit und Studium. Doch treffliche Männer griffen rathend und thatend ein und traten Maximilian bei der Ausführung des wichtigen Werkes zur Seite.

Gleich nach dem Antritte der Regierung hatte sich der Herzog mit einer Reihe ausgezeichneter Staatsmänner umgeben. Alle überragte der Oberstkanzler Dr. Joachim von Donnersberg, ein Mann von eminentem Wissen und von einer ungewöhnlichen diplomatischen Begabung, die ihn zur Lösung der schwierigsten und verwickeltsten Aufgaben befähigte. Ihm reihte sich würdig der Freiherr Johann Christoph von Preysing an, den der Herzog mit den besten Erfolgen zu auswärtigen Sendungen gebrauchte, wie auch den geheimen Rath Dr. Jocher, den Hofrath Dr. Leuker und den Rath Dr. Richel. Georg von Hörwardt, dem die Logarithmen ihre Entstehung verdanken, zeichnete sich eben so sehr durch Gelehrsamkeit als durch staatsmännische Begabung aus. Graf von Rechberg, Maximilians erster Hofbeamter, führte in Abwesenheit des Herzogs im geheimen Rath das Präsidium. Der Hofkanzler Joh. Georg Bruggiacher, die Doctoren und Räthe Gewoldt, Moosmüller, Gailkircher, sowie der Hofrathspräsident Freiherr von Tannberg und andere bewährte Männer arbeiteten im Cabinete Maximilians. Ihnen allen leuchtete durch rastlosen Fleiß der Herzog selbst voran. Bis tief in die Nacht hinein saß er oft über seinen Arbeiten, meistens konnte erst der unbezwingbare Schlaf ihm die Feder aus der Hand nehmen. Jeden, auch den unbedeutendsten Aufsatz, der ihm vorgelegt wurde, las er aufmerksam durch, ehe er ihn unterschrieb. Von seinen Beamten verlangte er klar und kurz gefaßte Arbeiten; er war ein Feind vieler Worte. In langathmigen Aktenstücken durchstrich er oft ganze Seiten und bemerkte dann wohl an den Rand: „Das nutzlose Gewäsch ist zu unterlassen! Man macht die Leut mit so vieler unterschiedlicher und widerwärtiger Schreiberei nur irre". Ebenso gründliche Abneigung hegte er gegen die mit französischen Wörtern vollgepfropften Schriftstücke. „*Ich möcht* nur wissen, wer die Sprachmeyster seyn, so

täglich was Neues aufbringen", schrieb er einst unter einen derartig sich auszeichnenden Bericht. Maximilian selbst war für seine Beamten das beste Muster in der Form. Seine eigenhändig niedergeschriebenen Briefe, Cabinetsbefehle, Resolutionen und Entwürfe sind alle kurz gefaßt, aber jeder Gedanke tritt klar und bestimmt hervor; nirgends trifft das Auge auf eine Correctur. In dieser Weise arbeitete Maximilian während seiner ganzen Regierungszeit[1], ganz besonders anstrengend und ausdauernd aber während der zehn Jahre, die zur Herstellung des neuen bayerischen Gesetzbuches erforderlich waren. Ehe er dasselbe sanctionirte, unterzog er die ganze Arbeit einer eingehenden Revision und schrieb selbst an den Rand die letzten Verbesserungen, die von seinem tiefen juristischen Wissen zeugen, aber zugleich einen Regenten erkennen lassen, dem der Himmel eine Schärfe des Geistes, eine Sicherheit des Urtheils, eine makellose Reinheit des Strebens und eine Bestimmtheit des Charakters verliehen, wie nur wenigen Fürsten.

Bevor Maximilian zur Veröffentlichung des neuen Gesetzbuches schritt, berief er noch einmal die Landschaftsmitglieder nach München. Es war das letzte Mal, daß er sie um sich versammelte. Der Herzog war sich klar geworden, daß er die Regierung besser und erfolgreicher ohne die Ständeversammlung zu führen vermöge. Er fühlte sich durch die stete, von engen Gesichtspunkten beherrschte Opposition im wirkungsvollen Schaffen gehemmt, und sah, nach den Anschauungen der Zeit, in der von christlichen Principien getragenen Selbstherrschaft der Fürsten das Ideal der Regierungskunst.

Der Landtag wurde am 9. Januar 1612 eröffnet. In

[1] Die Acten und schriftlichen Arbeiten aus Maximilians Regierungszeit umfassen mehr als 3000 Bände und Fascikel.

der Proposition wies Maximilian die Stände nachdrücklich auf die durch die religiös-politischen Umtriebe immer drohender werdenden Gefahren der Zeit hin. Aus diesem Grunde müsse die Wehrkraft des Landes nicht bloß erhalten, sondern noch erhöht werden. Außerdem wurde auch der zu berathenden Mittel gedacht, durch welche den Unterthanen die schwere Steuerlast möglichst erleichtert werden könne. Am meisten Beschwerde verursachte den Ständen der militärische Punkt. In ihren Augen erschien die damals schon bestehende Liga ein überflüssiges, ja für Bayern schädliches Unternehmen. In diesem Sinne verfaßten sie die Adresse an den Herzog und glaubten, auf ihn einen Druck ausüben zu können. Maximilian wies ihnen die Nothwendigkeit einer katholischen Conföderation zwingend nach und führte mit überzeugender Sprache aus, daß, wenn die Feinde einen katholischen Reichsstand nach dem andern überfallen könnten, auch Bayern verloren sei. Religion und Vaterland stehen in Gefahr; wer diese höchsten Güter retten wolle, müsse auch die Hand und die Mittel hiezu bieten. Die Stände verschlossen sich der Einsicht in die Lage nicht und bewilligten außer den zu anderen Zwecken bestimmten Summen zwei Drittel der Bundesbeträge, nämlich 50,000 Gulden. Nachdem ein ständiger Ausschuß für Steuerverwaltung gebildet worden war, wurden die Landschaftsmitglieder verabschiedet. Maximilian lud alsbald den Ausschuß zu sich in die Residenz. Hier führte er die Herren, nachdem sie eidlich strenge Verschwiegenheit gelobt, in ein Gemach, wo er ihnen eine große eiserne Kiste zeigte und ihnen mittheilte, daß er seit seiner Regierung nicht nur die väterlichen Schulden abgetragen, sondern auch eine beträchtliche Summe zurückgelegt habe. Er besitze zu diesem Gelde zwei Schlüssel, wovon er den einen aus besonderem Vertrauen den Ausschußmitgliedern übergebe, damit, wenn er unvermuthet mit Tod

abginge, sie von diesem Vorrath, falls es die unumgängliche Noth der Religion und des Landes erheische, die erforderlichen Summen nehmen könnten. Nach diesen Worten entließ er die staunenden Herren wieder in ihre Heimath.

Maximilian wandte sein Augenmerk nunmehr wieder der Regelung der Justizverhältnisse zu, indem er das lang vorbereitete neue bayerische Landrecht veröffentlichte. Dasselbe erschien im Jahre 1616 unter dem Titel: „Landrecht, Polizey- Gerichts- Malefitz- und andere Ordnungen der Fürstenthumben Obern- und Nidern-Bayern“[1]. Auf alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens war darin gewissenhafte Rücksicht genommen; an Stelle der verwirrenden Localrechte, durch welche die Handhabung der Gerechtigkeitspflege bislang erschwert worden war, trat ein einheitliches, durch praktische Bestimmungen sich auszeichnendes Recht, das in ungeschwächter Kraft hundert und fünfzig Jahre in Geltung blieb.

Um dem Leser ein flüchtiges Bild von den Verhältnissen jener Zeit und von dem Charakter des bayerischen Landes vor Augen zu führen, mögen in Folgendem einige Stellen aus dem wichtigsten Theile des maximilianischen Gesetzbuches, aus der Polizeiordnung, Platz finden.

Die verderbliche Kunst, die Lebensmittel der Menschen zu fälschen, ist nicht erst ein hervorstechendes Merkmal unserer Zeit, denn schon Maximilian sah sich genöthigt, auf gesetzlichem Wege jenem Unfuge zu begegnen. Es gab Leute, die giftige Kräuter und Samen, besonders eigens präparirtes Bilsenkraut an die Bierbrauer verkauften. Maximilian ordnete daher an, daß beeidete „Bierbeschauer“ jedes Faß, ehe es zur Verleitgabe kam, untersuchen und gesundheitsschädliches Bier auslassen mußten; der Brauer wurde

[1] Ein Folioband von 827 SS. mit Generalregister.

von dem Criminalgerichte abgeſtraft. Bier und Wein durften nicht eher zum Ausſchenken gelangen, als bis die Ortsobrigkeit nach dem Befunde der Qualität den Tarif feſtgeſtellt hatte, den der Wirth auf einer Tafel öffentlich auszuhängen gehalten war. Jedermann, der Wein abholte, beſaß das Recht, mit dem Wirthe in den Keller zu gehen, um zu ſehen, ob ihm der rechte Wein verabreicht würde und wie er geriſſen war. Strenger Strafe unterlag der Wirth, der den Leuten durch heimliche Treppen oder auf irgend eine Art den Zutritt zu den Fäſſern im Keller zu wehren ſuchte.

Das häufige und lange Herumliegen in den Schenken brachte viele Bürger und Bauern in Schulden und an den Bettelſtab. Maximilian beſtimmte, daß einem unbemittelten Bauersmann nur um zwei und einem reichen nur um vier Gulden Speiſe und Trank in den Wirthshäuſern verabreicht werden durfte. Vermögensloſen war der Beſuch von Schenken nur an Sonn- und Feiertagen, jungen Leuten vor dem 18. Jahre gar nicht geſtattet. In Städten und Märkten durfte ſich nach neun Uhr, auf dem Lande nach acht Uhr kein Gaſt mehr ſehen laſſen. Niemanden war es geſtattet, in einem erlaubten Spiele mehr als 15 Kreuzer (damals eine nicht unbeträchtliche Summe) zu verlieren. Wer betrunken auf der Gaſſe getroffen wurde, kam durch den Büttel in die Keiche, bis er wieder zur Nüchternheit gelangt war. Strenge Ahndung fand das Laſter des Fluchens. Derartige Sünder wurden bei wiederholten Fällen drei Sonntage nacheinander mit halbentblößtem Leibe an die Thüre der Pfarrkirche geſtellt, in der einen Hand ein brennendes Licht, in der anderen eine Ruthe, zum Zeichen, daß ſie öffentlich geſtäupt zu werden verdienten.

Gegen die bei Hochzeiten, Kirchweihen, Taufmählern, Todtenbeſingniſſen und derartigen Anläſſen herrſchende

Verſchwendung erſchienen eingehend gehaltene Verfügungen. Bei einem Hochzeitsfeſte durfte nur eine, höchſtens zwei Mahlzeiten mit fünf Eſſen gehalten werden; doch war es verboten, auf Bauernhochzeiten Krebſe, Fiſche und ſüße Weine, wie Malvaſier, Muskateller, Rheinfall aufzutragen, nur tyroliſche, öſterreichiſche, oberländiſche und fränkiſche Weine waren erlaubt. Den Bauern wurde unterſagt, inskünftig zu Kirchweihen mehr als zehn Perſonen zu laden, noch auch mehr als eine Mahlzeit mit vier Eſſen zu geben, von denen Fiſche, Krebſe und ſüße Weine ausgeſchloſſen waren. Das Beiſpiel der Vermöglichen, theure Gaſtmähler zu veranſtalten, wirkte auf den minder Bemittelten und den gemeinen Mann in ſofern ſchädlich, als dieſe aus Eitelkeit den reicheren Ständen nachzuahmen ſuchten, und dadurch, wie es im Landrecht heißt, „je länger, je mehr, zu überflüſſigem Eſſen und Trinken, auch unnützer Verſchwendung der Güter gereizt werden. Davon rührt denn auch hauptſächlich die beſchwerliche, langwierige Theuerung her, die jetzt faſt in allen Pfennwerthen vor Augen iſt. Alſo ſind Wir verurſacht, den Ladſchaften ein gewiſſes Maaß vorzuſchreiben; ermahnen demnach und gebieten, daß die Prälaten, die Ritterſchaft und Adel, auch die alten Geſchlechter in den Hauptſtädten mehr nicht als zwanzig gekochte Speiſen bei ihren Ladſchaften und Gaſtereyen geben ſollten. Aber den andern Geiſtlichen, die nicht Prälaten ſind, auch Unſerm gemeinen Hofgeſinde, gleichfalls den vermöglichen Bürgern ſollen zwölf Speiſen, ohne Ueberfluß, aber dem gemeinen Handwerksmann, oder geringern Bürgern ſechs Eſſen, ebenfalls ohne Ueberfluß aufgeſetzt werden. Beſonders iſt Unſer Wille und Befehl, daß der gemeine Mann ſich von theuern und köſtlichen Speiſen enthalte, und daß er ſich hierin gemäß ſeines Standes mit Wenigem begnügen ſoll. Auch ſoll man in Konfekten keinen Ueberfluß brauchen, und beſonders bey

dem gemeinen Manne nur Obst, Käse, Kuchen, Lebzelten, Nüsse und andere Früchte aufsetzen".

Nicht geringere Ueppigkeit hatte in Bezug auf Kleiderwesen Platz gegriffen, so daß der Herzog für die einzelnen Stände eine Kleiderordnung erließ, „damit in Zukunft sowohl unter den höhern als niedern Standespersonen besser als bisher der Unterschied gesehen und erkannt werden möge". Maximilian hob in besagter „Kleiderordnung" hervor, daß durch den Luxus in den Trachten „viel Geld unnützer Weise und zu Etlicher wissentlichem Schaden und endlichem Verderben ausgegeben, den ausländischen Handelsleuten in die Hände gestossen, auch anderm Unheil und Inconvenienzen, sonderlich aber der lieben Jugend zu aller Ueppigkeit, Hoffahrt und leichtfertigem Wandel Anlaß und Beförderung gegeben, auch daher die Baarschaft zu dergleichen unnöthigen Pracht mehr, als zu täglicher Unterhaltung ihr und ihrer Hausgenossen angewendet wird". Wer der herzoglichen Verordnung nicht genügte und trotz ihrer der Kleiderpracht keine Schranken setzte, unterlag ernsten Strafen, zu denen das öffentliche Abnehmen der Kleider und Zierden gehörte. „Damit bey denjenigen Handwerksleuten", lautet es in dem Erlasse, „die dergleichen Kleidungen und erst neuerlich aufgekommene Trachten zurichten, und andern Geschmuck und Gestrickwerk feil zu haben oder zu machen pflegen, gebührende Abstellung geschehe; so gebieten Wir gleichfalls hiemit ernstlich, daß fürderhin kein Seidensticker, Goldschmied, Juwelier, Schneider, Schuhmacher, noch ein andrer Handwerker, dieser abgesetzten Ordnung zuwider, ob es gleich von Jemand bestellt, oder auf seine eigene Gefahr begehrt werden, keineswegs machen, oder an dergleichen von andern Orten hergebrachte verbotene Geschmuck und Kleidung Hand anlegen sollen. Daher denn alle vorgenannte Handwerker von jeder Orts-Obrigkeit nach Publikation dieser Ordnung in

beſondere Handgelübde zu nehmen ſind, daß ſie derſelben bey Vermeidung ernſtlicher Strafe gehorſamſt geleben wollen". Wer das Verbot überſchritt, der wurde „nach Gelegenheit des Verbrechens mit gefänglicher Enthaltung oder an Geld unnachläſſig geſtraft, nicht minder ſollen auch die verbotene Kleidung, Waare oder Arbeit durch die Obrigkeit unmittelbar eingezogen werden". Wer ſich ein zweites Mal gegen die herzogliche Verfügung verfehlte, erhielt doppelte Strafe; war es ein gemeiner Bürger, Handwerks- oder Handelsmann, ſo mußte demſelben „ſogleich das Handwerk und Gewerbe niedergelegt und aufgehoben werden".

Maximilian brachte zeitgemäße Reformen in das Zunftweſen. Meßner-[1], Förſter- und Schergenſöhnen wurde damals der Zutritt zu irgend einem Handwerke ungemein ſchwierig gemacht; der Herzog hob dieſe ungerechte Beſchränkung auf. Der blaue Montag wurde unter Androhung empfindlicher Strafe abgeſchafft. Kein Geſelle konnte ohne Genehmigung des Meiſters aus dem Dienſte treten; that er es dennoch, ſo wurde ihm von der Obrigkeit die Rückkehr zur Werkſtätte befohlen oder er mußte im Weigerungsfalle das Land räumen. Ueberhaupt duldete Maximilian Niemand, der ſich ohne zuläſſigen Grund der Arbeit enthielt. Daher wendete er reichliche Aufmerkſamkeit dem Dienſtbotenweſen zu. Jeder geſunde männliche und weibliche Unterthan, gleichviel ob jung oder alt, mußte von der Polizei zum Dienen angehalten werden, falls er keines Handwerks kundig, noch auch vermöglich genug war. Wer ſich weigerte, Dienſt zu nehmen, hatte dem Lande den Rücken zu wenden. Eltern, welche mehre

[1] Dieſer Stand genoß zu jener Zeit ſo geringe Achtung, daß aus Mangel an männlichen Individuen in mehren Orten ſelbſt Weibsperſonen Miniſtrantendienſte verſahen.

Kinder beſaßen, deren ſie zur Arbeit nicht benöthigten, denen ſie jedoch, anſtatt ſie zu verdingen oder ſie Etwas lernen zu laſſen, den Müßiggang verſtatteten, wurden von der zuſtändigen Behörde gezwungen, ihre Kinder entweder in ehrlichen Dienſt oder zu irgend einem Meiſter in die Lehre zu geben.

Die öffentliche Sicherheit zu fördern, ließ Maximilian alle ausländiſchen Bettler, ſowie die vagirenden Söldlinge, Gartknechte geheißen, aufgreifen und nach geſchworner Urphede des Landes verweiſen; ließen ſie ſich weiter in Bayern betreten, ſo wurden ſie als Meineidige nach ſtrengen Maleſizrechten behandelt. Jeder Bettler, der durch körperliche Gebrechen und Leibesſchäden das Mitleid der Mitmenſchen zu rühren ſuchte, mußte von „geſchwornen Aerzten fleißig beſichtigt werden"; wenn ein Betrug an's Licht kam, wurde mit Leibesſtrafe und Landesverweiſung eingeſchritten. Juden konnten ſich in Bayern nicht anſäſſig machen; mußte es einer auf der Reiſe berühren, ſo erhielt er auf eigene Koſten einen Führer, der ihn auf dem kürzeſten Wege durch's Land geleitete. Alle Geld- und Handelsgeſchäfte, abgeſchloſſen zwiſchen Juden und Inländern, wurden für ungiltig erklärt. Fremde „Spielleute, Pfeifer, Geiger, Leyermänner und -Weiber" fanden im Lande keine Duldung; die einheimiſchen hatten einen von der Gerichtsobrigkeit ausgeſtellten Schein vorzuweiſen. „Es befindet ſich aber", heißt es in einem Generalmandat, „daß alles heilloſes Geſindel vornehmlich in den Winkelherbergen ſeinen Zügel und Unterkommen hat. Um alſo dieſe ſchädlichen Landfahrer und Müßiggeher um ſo geſchwinder auszurotten und ihnen das Vagiren und Stürzen zu verleiden, ſchaffen und gebieten Wir, daß ein jeder Pfleger und Beamter in den ihnen anvertrauten Landgerichten eine allgemeine Viſitation und Inquiſition anſtelle und anzeige, wie viele dergleichen

Winkelherbergen vorhanden, und wer aus den Landgerichtischen Unterthanen sich erfreche, fremde, unbekannte Leute ohne Erlaubniß der Obrigkeit zu beherbergen; wie denn auch jedes Land- und Hofmarktsgericht ein ordentliches, umständliches Verzeichniß machen lassen, und Uns überschicken soll, damit hernach die einkommenden Uebelthäter um so umständlicher auf die Hehler und Beherrberger examinirt werden können. Das Beherbergen fremder, im Lande unbekannter und unangesehener Personen soll hiemit und Kraft dieß Männiglichem, er sey, wer er wolle, in Städten und Märkten, oder auf dem Lande in Dörfern oder Einöden ansässig, gänzlich und allerdings abgeschafft seyn." Von ordentlichen Gasthäusern mußten alle Fremde, die Herberge nahmen, der Obrigkeit angezeigt werden. „Diese weiß dann, wie lange sich Jemand, und unter welchem Prätexte, an einem Orte aufhalten möge." Wer das erwähnte Gesetz zum dritten Male verletzte, wurde auf ewig des Landes verwiesen oder nach Umständen am Leibe bestraft. „Diejenigen Beamten", heißt es warnend in der Verordnung, „welche in Befolgung Unsres Mandats Unfleiß erscheinen lassen, sollen nicht nur allein ihres Amtes entsetzt, sondern auch unmittelbar zur Erstattung des Schadens, der aus dem Angriffe böser, schädlicher Leute erfolgen würde, angehalten werden."

Feind aller Müßiggänger und Landstreicher fühlte Maximilian indeß wahrhaft väterlich für die thatsächlich Bedürftigen und Nothleidenden seines Landes. In Beziehung auf das Armenwesen setzte er fest: „Damit Männiglich wissen möge, wer arm und des Almosens bedürftig sey, oder nicht, sollen die Namen der Armen jeden Orts in ein besonders dazu bestimmtes Register eingeschrieben werden." Gewisse Personen sammelten von Haus zu Haus jede Woche das Almosen an Geld, Lebensmitteln und Kleidern und vertheilten es an einem bestimmten

Wochentage nach dem Gottesdienste, bei dem die Armen für ihre Wohlthäter Gott fleißig zu bitten hatten. „Die Prediger sollen das Volk öfters im Jahr auf den Kanzeln ermahnen, in Reichung des Almosens sich mitleidig zu erzeigen. Auch sollen die Geistlichen selbst, vornehmlich die Stifter und Klöster, auch Unsere und andere Obrigkeiten und Hofmarksherrschaften mit Almosengeben freygebiger seyn, und andern mit ihrem guten Beyspiel voranleuchten. .... Wir gebieten allen Unsern nachgesetzten Obrigkeiten in empfindlichem Ernste, und wollen, daß sie ob diesem Mandat gegen diejenigen, welche des Almosens würdig sind, mit besonderem Fleiß, gegen die starke, des Almosens unwürdige Personen aber, welche den Rechtbedürftigen das Brod von dem Munde wegschneiden, alles schuldigen Eifers halten." Der Beamte oder die bürgerliche Obrigkeit, welche sich in Durchführung des Armengesetzes säumig und nachlässig zeigte, mußte das erste Mal in die Armenbüchse zehn Reichsthaler, das andere Mal das Doppelte zahlen und wurde im dritten Falle „nach Ungnaden" schwer gestraft.

Wesentliche Verbesserungen erhielt unter Maximilian die Sanitätspolizei. Alle Apotheken im Lande wurden jährlich zwei Mal von Aerzten und Regierungscommissarien mit strengster Genauigkeit visitirt und die untauglich gewordene Waare sofort vernichtet. Jedes Jahr wurden die Apotheker und ihre Gehülfen von der Obrigkeit in Eid genommen, um zu schwören, ob sie alle von den Doctoren verordneten Medicamente mit guten Spezien, mit demselben Fleiße für Arme wie für Reiche bereiten wollen. Niemand durfte die Arzneikunde ausüben, wenn er nicht vorerst in München von den herzoglichen Leibärzten geprüft worden war; hatte er den an ihn gestellten Forderungen genügt, dann wurde ihm mittelst schriftlichen Zeugnisses *die Praxis* zugestanden. Allen Schnitt- und Wundärzten

war verboten, bei Jahrmärkten und Kirchweihen nach Art der Zahnbrecher und Salbenkrämer öffentlich feil zu bieten und zu schreien. Sie sollten einen anständigen bürgerlichen Wandel führen. Inländische Zahnreißer und Salbenverkäufer durften von ihrer Geschicklichkeit und Waare nur dann Gebrauch machen, wenn Beides von den fürstlichen Leibärzten und einem ihnen beigegebenen Wundarzte geprüft worden war. Wie für Getränke, so waren auch für sonstige Lebensmittel eigene Sachverständige aufgestellt, welche zu untersuchen hatten, ob nicht der Gesundheit schädliche Gewürze, Früchte, Oele u. s. w. zum Verkaufe gelangten. An keinem Orte durfte Fleisch ausgehauen werden, ehe es nicht die Fleischbeschauer besichtigt und nach der Bonität abgeschätzt hatten. Alle gesalzenen oder aufgedeichten Fische wurden, ehe sie verkauft werden durften, von der Polizei untersucht. Für die Reinlichhaltung der Straßen und Gassen waren die strengsten Vorschriften erlassen, hauptsächlich um der zu jener Zeit öfters wüthenden Pest ein Verbreitungsmittel zu entziehen; die Pflege der Pestkranken, die Behandlung jener Häuser und Zimmer, aus welchen sich die furchtbare Seuche Opfer geholt, war durch die neue Gesetzgebung bis ins Kleinste vorgeschrieben und angeordnet. Eine eigene Feuerlöschordnung wirkte für Verhütung der Brände.

Dieser kurze Abriß möge genügen, dem Leser einen Begriff von dem Geiste zu verschaffen, der die Legislatur Maximilians I. von Bayern charakterisirte. —

Doch alle diese großen Arbeiten auf dem militärischen, wie dem legislatorischen Gebiete erschöpften die Thatkraft des Herzogs nicht. Maximilian nahm, um das materielle Wohl seines Volkes zu fördern, nicht nur Bedacht auf die eifrige Pflege der schon bestehenden Industriezweige Bayerns, sondern verpflanzte noch neue, einträgliche Gewerbsarten in sein Land. Tuch- und Leinwandwebereien entwickelten sich zu nie gesehener Blüthe. Aus Belgien,

England und Frankreich berief der Herzog tüchtige Sammt-, Tapeten- und Lederfabrikanten und unterstützte sie mit bedeutenden Summen. Handel und Gewerbe gab er frei; dagegen monopolisirte er den ungemein rentabeln Handel mit Weißbier und Salz. Eine andere Erwerbsquelle für den Staat fand der Herzog im Berg- und Hüttenwesen. Unter seinen Vorfahren war der bayerische Bergbau ganz in Verfall gerathen. Maximilian übertrug dessen Wiederherstellung einem ausgezeichneten Beamten, Theodor von Viehbeck, lud ausländische Bergleute ein und stattete diejenigen, welche sich dem Bergbau widmeten, mit eigenen Privilegien aus.

Aber aller materielle Reichthum bietet keinem Volke einen Ersatz für den Mangel an sittlicher Größe; aus Sitte und Tugend allein erblüht dem Einzelnen nicht minder, wie einem ganzen Volke das wahre Glück. Das wußte auch Herzog Maximilian. Er erkannte den sittigenden Einfluß der christlichen Schule, darum bildete ihre Hebung für ihn einen Gegenstand wichtiger Sorge. In Städten und Märkten errichtete er lateinische Schulen, die er mit tüchtigen, frommen Lehrern besetzte. Jünglinge, die sich durch geistige Befähigung hervorthaten, schickte Maximilian zur weiteren Ausbildung an die von Jesuiten trefflich geleiteten Gymnasien und Lyceen. An der Universität Ingolstadt stiftete er für zwei Jünglinge, die sich der Arzneikunde widmeten, Stipendien. Arme Knaben, welche Anlagen zum Singen besaßen, ließ er in der Kirchenmusik unterrichten. Wo noch keine deutschen Schulen bestanden, wurden sie errichtet; ihr Zustand mußte von Zeit zu Zeit durch die Rentamtsregierungen genau visitirt werden. Zum Unterricht und zur Erziehung der weiblichen Jugend führte Maximilian in München das Institut der englischen Fräulein ein, das unter dem Protectorat seiner Gemahlin stand. Die besten Erzieher und Lehrer des Volkes sind stets aus

dem Klerus der katholischen Kirche hervorgegangen. Allein damals hatte ein großer Theil der niederen Geistlichkeit, inmitten der von tiefen, unheilvollen Leidenschaften berückten Zeit seine Kraft, veredelnd auf das Volk zu wirken, eingebüßt. Schmerzlich wurde Maximilians religiöser Sinn durch die Schilderungen berührt, welche über den Sittenzustand des Klerus durch die zur Untersuchung der Landschaftsbeschwerden ausgesandten Commissäre eingeschickt wurden. Um eine Besserung anzubahnen, anvertraute der Herzog den Jesuiten die Reformirung des Klerus. Zur Erweckung des vielfach gelockerten Ordensgeistes gründete er in Ingolstadt ein Seminar für Jünglinge, die in den Ordensstand treten wollten und übergab dasselbe der Leitung der Augustiner. Das Seminar sollte eine Pflanzstätte für berufstreue Lehrer des Volkes und tüchtige Kanzelredner sein, geeignet, den Irrglauben zu besiegen und das katholische Bewußtsein des Volkes zu heben und zu kräftigen. Aber die Jesuiten und Augustiner allein vermochten nicht den religiösen Bedürfnissen des ganzen Landes Befriedigung zu gewähren. Um dem drückenden Mangel an Seelsorgskräften abzuhelfen, berief Maximilian die Kapuziner nach Bayern und erbaute ihnen im Jahre 1600 zu München ein Kloster. Reicher Segen folgte den Schritten dieser armen, gottbegeisterten Mönche, die durch hohe Sittenreinheit, ascetische Lebensweise und brennenden Eifer für der Gläubigen Seelenheil sich wie im Fluge die Liebe und Verehrung des Volkes eroberten. Bald besaß fast jede Stadt und jeder Marktflecken des Landes ein Kapuzinerkloster; vermögliche Private ließen dem rasch beliebt gewordenen Orden Klöster erbauen.

Freudigen Blickes sah Maximilian das religiöse Leben seines Volkes aufblühen. Mit väterlicher Sorgfalt wachte er besonders eifrig über die Reinerhaltung des katholischen Glaubens der Unterthanen. Jeder Bayer, der in ein pro-

teſtantiſches Land zu reiſen beabſichtigte, war gehalten, den Zweck der Reiſe anzugeben und erſt mit Erlaubniß der Behörde durfte er dieſelbe antreten; bei ſeiner Ankunft in jenem Lande mußte er ſich dem bayeriſchen Geſandten oder Agenten vorſtellen. Anhänger der proteſtantiſchen Lehre duldete Maximilian nicht in ſeinem Lande; entweder traten ſie der Religion des Fürſten bei oder ſie mußten Bayern räumen. Und hierin that er nichts Anderes, als daß er, wie die übrigen deutſchen Fürſten, die bekannte Norm des Religionsfriedens: Cujus regio, illius religio in Anwendung brachte. An ſeinem Hofe nahm er adelige Jünglinge, deren Eltern ihrer katholiſchen Religion wegen aus dem Vaterlande waren verbannt worden, zu Edelknaben auf und ſorgte durch eigene Lehrer für die Pflege ihres Geiſtes. Alle, die ihres katholiſchen Glaubens halber die Heimath verloren, fanden in Bayern ein gaſtliches Aſyl. In jedem Jahre mußten die Landgerichte und Pfarreien eine Liſte einſenden, in welcher die Zahl der Unterthanen und der öſterlichen Communionen verzeichnet ſtand. Mehre in gemiſchter Ehe lebende adelige Herren entzogen ſich ihrer Oſterpflicht. Ein ſtrenger Befehl des Herzogs bewirkte, daß ſie zur Beichte und Communion gingen. Edelleute, welche wegen proteſtantiſcher Neigungen anrüchig waren, ſtanden, beſonders in Anſehung des Faſtengebotes, unter der Aufſicht eigener Commiſſäre. Proteſtanten konnten in Bayern keine Güter ankaufen; dem Hofkammerpräſidenten wurde es zur Gewiſſensſache gemacht, „daß diejenigen Unkatholiſchen, die ſich bereits eingeſchlichen haben, wiederum hinausgeſchoben werden“. Maximilian erkannte die im proteſtantiſchen Princip ruhenden deſtructiven Conſequenzen; er wollte ſein Volk vor ihrem Einfluſſe nach Kräften ſichern. Das verlangte die gewiſſenhafte Rückſicht auf ihr zeitliches und ewiges Wohl nicht minder, wie die Zukunft und das *Intereſſe* ſeiner Dynaſtie.

Er begnügte sich jedoch nicht damit, seinem Lande die Perle des wahren Glaubens zu bewahren, sondern er eiferte nicht weniger für das Wohl der in andern Ländern bedrängten und grausam verfolgten katholischen Religion. Um den katholischen Glauben in England zu erhalten, gründete er zu Lüttich mit einem Kapital von 200,000 Gulden ein Jesuitencollegium, in welchem junge Engländer zu Klerikern herangebildet wurden. Viele heldenmüthige Missionäre hat diese Pflanzschule über den Kanal gesandt und mancher derselben besiegelte die Wahrheit des katholischen Glaubens mit seinem Blute. Daß England nicht vollständig in die Nacht des Irrthums versunken, verdankt es nicht zum Geringsten dem Herzog Maximilian I. von Bayern. Mit dem britischen Jesuitenprovinzial P. Partius unterhielt er wegen der Katholisirung Englands eine rege Correspondenz. Ebenso stand er mit dem protestantischen Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg einige Jahre in brieflichem und mündlichem Verkehr, um ihn zur Conversion zu bewegen. Die endliche Folge war ein von dem Pfalzgrafen in Vorschlag gebrachtes Religionscolloquium, das am 28. November 1601 zu Regensburg stattfand. Die katholische Wissenschaft führte ihrerseits in dem Jesuiten Gretser, einem ungemein gelehrten Manne mit einer vielbewunderten Gedächtnißkraft, und dem Prokanzler der Universität Ingolstadt, Hunger, zwei vorzügliche Kämpen in's Feld; ihnen standen als Disputanten der Hofprediger zu Neuburg, Heilbrunner, und der Superintendent und Professor zu Wittenberg, Hunnius, gegenüber. Herzog Maximilian, der Pfalzgraf Philipp Ludwig und ein zahlreiches Auditorium wohnte der Disputation bei; diese verlief jedoch ohne Erfolg. Die Lutheraner bedienten sich in einer Debatte anstatt des Wortes „Papstthum" der Bezeichnung „Antichrist". Sogleich verließ Maximilian den Saal und that dem Pfalzgrafen zu wissen, daß er als gehorsamer

Sohn der katholischen Kirche nicht geneigt wäre, dergleichen Beleidigungen gegen das höchste Kirchenoberhaupt unter seinen Augen vorgehen zu lassen. Zudem seien die Differenzpunkte genügend erörtert, so daß er eine Fortsetzung des Colloquiums für unnöthig erachte.

Was Maximilian an diesen und ähnlichen Vorgängen so mißfiel, war nicht bloß die fanatische Mißachtung des katholischen Glaubens, sondern auch die brutale Hintansetzung aller Wissenschaft und ihrer Erkenntniß. Der Herzog liebte die Wissenschaften, besonders die theologischen und historischen, so wie man sie lieben soll, als kostbare Instrumente der Wahrheit; ihn schmerzte ihre Verhöhnung durch eitle, von der leidenschaftlichen Erregung gegen die katholische Wahrheit eingegebene Sophismen.

Maximilian verehrte in der Kirche nicht nur die von Gott zur Fortsetzung seines Erlösungswerkes hienieden eingerichtete Anstalt; er schätzte in ihr auch die hohe Trägerin alles menschlichen und göttlichen Wissens. Für die Hochschule zu Ingolstadt und ihre Blüthe war Maximilian stets besorgt. Männer wie Scheiner, der Entdecker der Sonnenflecken, Heinrich Canisius, der schon erwähnte J. Gretser, A. und Ph. Menzel u. A. verliehen ihr unter allen deutschen Hochschulen einen seltenen Glanz[1]. Auf keinem Wissensgebiet war Maximilian Fremdling. Am meisten zog es ihn zum Studium der Geschichte, insonderheit der vaterländischen. Den berühmten augsburger Gelehrten Max Welser beauftragte er mit der Bearbeitung des reichen Stoffes, welchen Aventin, der Vater

[1] Hiernach mag man die selbstgefällige Aeußerung eines unserer gelesensten Literaturhistoriker, H. Kurz, beurtheilen, welcher meint, Bayern sei im dreißigjährigen Kriege ganz dem verderblichen Einflusse des Jesuitismus anheimgefallen, der nach und nach alles geistige Leben erstickt habe! Es ist dies bekanntlich auch eine Lieblingsanschauung der Sybel'schen Schule.

der bayerischen Geschichtschreibung, zu einem historischen Meisterwerk geformt. Maximilians und seiner Gemahlin Beichtvater, der lothringische Jesuit P. Verveaux, schrieb in elegantestem Latein die „Annalen des bayerischen Volkes", welche unter der eifrigen Mitwirkung und dem Namen des geheimen Raths Johann Adlzreiter im Druck erschienen. Auch die Jesuiten Brunner und Rader, Beide Zierden ihres Ordens, bearbeiteten auf des Herzogs Veranlassung die bayerische Geschichte. Rader, als Kenner klassischer Literatur selbst bei protestantischen Gelehrten sehr geschätzt, schrieb in lateinischer Sprache „das heilige Bayern", ein Werk, dem die prächtige artistische Ausstattung durch den Hofkupferstecher Raphael Sadeler allein schon einen bleibenden Werth sichert. Erwähnung verdienen noch der gelehrte Archivar des Herzogs, Christoph Gewoldt, und der Landschaftskanzler Dr. Johann Georg Hörwardt, welch' letzterer, wie bereits gedacht, als Erfinder der Logarithmen gilt; mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, namentlich mit dem Astronomen Keppler, stand Hörwardt in Briefwechsel. Seinen Ruf als Historiker begründete er durch die auf Maximilians Geheiß verfaßte Schrift über Kaiser Ludwig IV. den Bayer, worin er diesen gegen die heftigen Angriffe des polnischen Dominicaners Abraham Bezov in Schutz nahm[1]. In der Nähe des Herzogs lebte als Hofprediger und Hofhistoriograph auch der berühmte Jesuit Jacob Balde, der sich durch seine vollendet klassischen lateinischen Poesien den Ehrennamen „bayerischer Horaz" und die ungetheilte Bewunderung des gebildeten Europas erworben. Bekanntlich erklärte Leibnitz mit Bezug auf alle diese unter Maxi-

[1] Maximilian selbst, dem an der Ehre seines Hauses Alles lag, veranlaßte den Papst, daß Bezov die gegen Kaiser Ludwig IV. öffentlich geschleuderten Schmähungen widerrufen mußte.

milian I. erschienenen geschichtlichen Arbeiten, daß Bayern die besten Historiographen besitze.

Maximilian hatte stets einen Kreis bedeutender Künstler an seinem Hofe, von denen sich der Niederländer Peter Dewitte, auch Candito genannt, durch seine genialen Schöpfungen in der Geschichte der Malerei verewigt hat. Nach der Zeichnung dieses großen Künstlers entstand das herrliche Mausoleum, das Herzog Maximilian seinem Ahnherrn, Kaiser Ludwig IV., dem Bayer, durch die Meisterhand des berühmten Bildhauers und Kunstgießers Hans Krumper aus Weilheim in der Metropolitankirche zu München errichten ließ. Im Dienste des Herzogs arbeitete auch der Brüsseler Raphael Sadeler, der durch die Meisterschaft, womit er die Radirnadel führte, zu hohem Ansehen und Reichthum gelangte. Talentvolle, für die Kunst begeisterte Jünglinge schickte Maximilian gerne, mit Stipendien ausgestattet, zu ihrer Ausbildung nach Venedig und Rom, so den vortrefflichen Porträtmaler Nicolaus Prugger. Das Zusammenwirken der vorzüglichsten artistischen Kräfte schuf den Prachtbau der nunmehrigen alten Residenz in München, welche bekanntlich in Gustav Adolph den Wunsch erregte, sie nach Stockholm versetzen zu können. Sie ist nach dem Plane des berühmten Architecten Heinrich Schön, eines geborenen Müncheners, gebaut; Peter Dewitte hat ihr Inneres mit prächtigen Wandgemälden geschmückt.

Auch die Tonkunst erfreute sich von Seite Maximilians jener Huld, die ihr Albrecht V. und Wilhelm V. in edler Begeisterung entgegengebracht. Unter Orlando di Lasso genoß die münchener Hofkapelle eines europäischen Ruhmes. Maximilian ernannte Ferdinand, den Sohn des unsterblichen Tonsetzers Lasso, zum Hofkapellmeister und überhäufte ihn mit Auszeichnungen. Die Mitgliederzahl der Kapelle wurde von zweiundvierzig auf sechzig erhöht; *aus Italien* berief der Herzog die vorzüglichsten Gesanges-

kräfte. Auf diese Weise war Maximilian bestrebt, seinem Hofe den glänzenden Ruf zu erhalten, den sein Vater und Großvater durch die begeisterte Pflege alles Schönen und Erhabenen sich erworben. Von der Schwelle seiner Hofburg ging keine Wissenschaft, keine Kunst ungeehrt. Selbst in der stürmischen Periode des dreißigjährigen Krieges vergaß Maximilian nie ihr Mäcen im edelsten Sinne des Wortes zu sein und für die Männer zu sorgen, an deren Gelehrsamkeit und Kunst er mit verehrendem Blick in den Tagen des goldenen Friedens gehangen.

Maximilian I. verdient hier um so rückhaltloser unsere Bewunderung, weil er nicht nur die bei seinem Regierungsantritt vorgefundene Staatsschuld von fünf Millionen in einem Zeitraum von zehn Jahren tilgte, sondern auch dabei noch für die Pflege der Kunst und Wissenschaft, wie für die Kirche und die Armen bedeutende Summen erübrigte und freigebig spendete. Sein berechnender Geist und sein ungemein sparsamer Sinn entriß das Land dem finanziellen Untergang; kein Staat hatte während des dreißigjährigen Krieges geordnetere Finanzzustände als Bayern. Maximilian sprach den ihn hiebei leitenden Grundsatz in den Worten aus: „Nächst Gott und der Liebe des Volkes sind gefüllte Kästen und starke Kriegsheere die besten Festungen und sichersten Stützen eines Fürsten".

Wir haben bisher Maximilian I. nur in seiner Eigenschaft als Beherrscher des Bayernlandes betrachtet. Was er als deutscher und als katholischer Fürst geleistet, das zu beleuchten, soll Gegenstand der folgenden Blätter sein.

Viertes Kapitel.

Maximilian und die Reichsstadt Donauwörth.

Der zu Augsburg im Jahre 1555 geschlossene Religionsfriede hatte zwar den kämpfenden Parteien die Waffen aus den Händen gerungen, allein unter der trügerischen Asche glimmte der Funke fort, an dem die wilde Kriegsfurie bald ihre blutrothe Fackel anzünden sollte. Die nach den reichen Besitzungen der katholischen Kirche lüsternen protestantischen Fürsten wollten die Schranken des geistlichen Vorbehalts — reservatum ecclesiasticum — durchbrechen, wornach ein vom katholischen Glauben abgefallener Priester seiner Pfründen und Würden verlustig ging. Viele der protestantischen Fürsten hatten der Bestimmungen des Religionsfriedens so wenig geachtet, daß sie bis zum Jahre 1618 nicht weniger als zwei norddeutsche Erzbisthümer und zwölf Hochstifter an sich gerissen. Hiebei wollte man es nicht bewenden lassen. Das Bestreben der akatholischen Partei zielte auf eine völlige Zertrümmerung des höchst unbequemen Religionsfriedens. Unablässig klagten die Katholiken beim Kaiser über die sich häufenden Verletzungen der augsburger Bestimmungen. Aber was halfen die Klagen bei einem Kaiser, der sich in seiner eigenen hülflosen Lage in keiner Weise zurecht finden konnte. Unter Rudolph II. durften es die Holländer ungestraft wagen, den Rhein zu sperren und dem deutschen Handel die empfindlichsten Schäden beizubringen; unter

ihm rissen sich die Niederlande vom Reiche los, fielen in die benachbarten deutschen Provinzen ein und nahmen Städte weg. Rudolph hatte dagegen Nichts als unwirksame Mahnungen zum Frieden. In Ungarn schwang Stephan Botskai, unterstützt von den Türken, das Panier des Aufruhrs und gewann das Land für seine Pläne. Nur mühsam bewog der Erzherzog Matthias, Rudolphs Bruder, die Insurgenten zur freiwilligen Unterwerfung und die Türken zum Abschluß eines fünfzehnjährigen Waffenstillstandes. Botskai wurde mit Siebenbürgen zufrieden gestellt, den protestantischen Ungarn unumschränkte Cultusfreiheit zugestanden. Das war für die deutschen Protestanten ein neuer Sporn zu noch rücksichtsloserem Auftreten gegen die Katholiken. Namentlich thaten sich die Reichsstädte durch schreiende Verletzungen des Religionsfriedens hervor. Die in ihren Freiheiten und Rechten geschmälerten Katholiken erhoben beim Reichshofrathe Klagen. Die Hofprocesse mehrten sich; die Beschuldigten wurden durch kaiserliche Mandate zur persönlichen Verantwortung geladen, erschienen jedoch nicht.

In solch' einen Hofproceß wurde auch die Reichsstadt Donauwörth verwickelt, deren Bewohner, mit Ausnahme weniger katholischer Bürger und des Klosters zum hl. Kreuz, der neuen Lehre anhingen. In der Bittwoche des Jahres 1605 wollte der Abt des Klosters, Pater Leonhard, die herkömmliche Procession abhalten, aber der Magistrat verbot es. Hierüber beschwerte sich Bischof Heinrich von Augsburg als Schirmherr des Klosters bei Rudolph II. Herzog Maximilian von Bayern, den der Bischof um seine Unterstützung angegangen, bewirkte durch seinen Gesandten Wilhelm Boden zu Prag, daß der Kaiser die Donauwörther aufforderte, sich bei Vermeidung der Reichsacht innerhalb sechs und dreißig Tagen durch eine Deputation am kaiserlichen Hofe zu verantworten. Der Magistrat reichte eine

Defensionsschrift ein, suchte aber zugleich bei den benachbarten Fürsten und Städten um Beistand nach. Alle erwiderten, den Umgriffen der „Papisten" müsse man Schranken setzen. Zu Heidelberg einigten sich damals am 16. Januar 1606 die Calvinisten und einige protestantische Stände unter dem Directorat des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu einem engeren Bündniß. Im Hinblicke auf diese Coalition wuchs den Donauwörthern der Muth. Am Markustage 1606 nahm der Abt vom hl. Kreuz die Procession vor und erinnerte den Magistrat, der ihn abermals hindern wollte, an das kaiserliche Mandat. Auf dem Rückweg in's Kloster wurde die Procession von dem protestantischen Pöbel überfallen, der die Fahnen zerriß und in den Koth trat und die Bittgänger mit Steinen und Prügeln verfolgte. Auf die erneute Klage des Abtes beschied der Kaiser in einem zweiten schärferen Mandate Bürgermeister und Rath an sein Hoflager. Der Magistrat entschuldigte sich zum anderen Male in einem Schreiben und wälzte die Urheberschaft auf das erzürnte Volk, dessen man nicht Meister hätte werden können. Nun beauftragte Rudolph II. unterm 16. März 1607 den Herzog von Bayern, die Katholiken Donauwörths in seinen Schutz zu nehmen und den Vorfall zu untersuchen. Maximilian schickte diesem Auftrage gemäß seinen Obersten Alexander von Haslang und den Rath Dr. Forstenhauser nach Donauwörth an den Stadtrath mit der kategorischen Frage, ob die Katholiken fürderhin in Ausübung ihrer durch den Religionsfrieden zugesicherten Cultusfreiheit unbehelligt bleiben würden oder nicht. Bei der Ankunft der beiden Commissarien befand sich Alles in tumultuarischer Bewegung. Die Wirthsstuben waren überfüllt von betrunkenen und tobenden Bürgern, die durch einen herabgekommenen Goldarbeiter Schenk und Loderer Feckel nach Demagogenart zum Widerstand aufgereizt wurden. Von der Kanzel

ſchleuderte der Prediger Dölger zündende Worte in die gährende Maſſe. Die Commiſſarien bewirkten mit ihren Vorſtellungen Nichts; ſelbſt ihr Leben ſchwebte in Gefahr. Der tolle Rebellenhaufe, bewehrt mit Waffen aller Art, wälzte ſich nach dem Rathhauſe, wo der Anführer, Goldſchmied Schenk, rief: „Wir fragen nach dem Kaiſer und dem Bayerfürſten Nichts. Sie ſollen nur ſelbſt kommen, dann werden wir ſie, wo nicht in die Donau werfen, doch über die Stadtmauern hinaushängen und ihre Zungen mit Spindeln durchſtechen". Nur unter ſichrem Geleite konnten die bayeriſchen Commiſſarien aus der Stadt gelangen.

Maximilian ſandte den Bericht ſeiner Delegirten an den Kaiſer und forderte ihn auf, mit aller Strenge gegen die Ungehorſamen vorzugehen, „denn ſollte ſo ſchlechten Leuten, wie die Donauwörther ſind, dieſer Ew. Maj. ſo hoch erwieſene Trotz ungeſtraft hingehen, haben Ew. Maj. bey ſich ſelbſt leicht zu ermeſſen, daß andere Reichsſtädte, bey welchen unſere wahre allein ſeligmachende Religion noch empor iſt, den Katholiſchen an ihrem Religionsexerziz ſo lange Zwang und Einhalt thun, bis zuletzt bemeldte katholiſche Religion überall nach und nach! ausgerottet würde". Die Donauwörther, die nach den letzten Vorfällen auf einen friedlichen Ausgleich keine Hoffnung mehr ſetzten, warben um Bundesgenoſſen. Der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg und mehre benachbarte proteſtantiſche Stände ſagten ihre kräftige Unterſtützung zu. Der Herzog Friedrich von Württemberg proteſtirte bei Maximilian gegen die Uebernahme einer Execution, da nach den Reichsſatzungen eine ſolche nur ihm, als Oberſten des ſchwäbiſchen Kreiſes, zuſtehe.

Maximilian war nicht geſonnen, die ſeinen Glaubensgenoſſen zugefügte Beleidigung und Ungerechtigkeit ungeahndet zu laſſen. Durch raſches Handeln ſollte den Proteſtanten Achtung eingeflößt und den Katholiſchen Ruhe

gesichert werden. „Man wird", schrieb der Herzog an Max Welser nach Augsburg, „eine ernstliche Demonstration fürnehmen, darob sich das gemeine unbändige Gesindel sowohl bey euch als andern Reichsständen zu spiegeln hat." Maximilian entfaltete in der Betreibung dieser Sache die größte Rührigkeit. Truppen wurden geworben, Tag und Nacht waren Couriere und Boten auf den Wegen; durch Spione ließ der Herzog die genauesten Erkundigungen über die Bewegungen zu Gunsten der Donauwörther einziehen. Regste Thätigkeit herrschte in seinem Cabinete.

Weit weniger Ernst trug dagegen Kaiser Rudolph zur Schau. Er grollte seinem Bruder Matthias wegen des mit Stephan Botskai abgeschlossenen Friedens und des türkischen Waffenstillstandes. Matthias, von unmäßiger Herrschsucht fortgerissen, lehnte sich gegen den Kaiser auf und ließ sich von den ungarischen Magnaten zum König von Ungarn wählen. Rudolph nahm seine Zuflucht zu Unterhandlungen und wollte, um seinem Bruder nicht mit Waffengewalt entgegentreten zu müssen, einen 1610 zu Prag versammelten Fürstencongreß die Entscheidung fällen lassen. Maximilian von Bayern wurde eingeladen, das Amt des Schiedsrichters zu übernehmen; er lehnte jedoch ab, da er die Fruchtlosigkeit des Convents voraussah. Unterdessen hatte der Erzherzog Leopold 16,000 Mann geworben, mit denen er zum Schutze des Kaisers in Prag erschien.

Die protestantischen Stände suchten aus diesem Zwiespalt im habsburgischen Hause Nutzen zu ziehen und namentlich auf Rudolph II. dahin eine Pression auszuüben, daß er von einer Execution gegen Donauwörth Umgang nehme. Der Kaiser war diesem Ansinnen nicht abgeneigt, denn er wollte es mit den Protestanten, an deren Geldhülfe er dachte, einer einzigen Stadt wegen nicht gerne verderben. Er legte indeß die Angelegenheit seinen Ministern zum

Entſcheide vor. Unter dieſen lebte nur ein einziger Mann, der für die katholiſche Sache Deutſchlands warm und aufrichtig fühlte und der die Mißachtung der Verträge als das anſah, was ſie waren, als gemeinſchädliche Rebellion, — nämlich der greiſe Vicekanzler des Reichshofrathes: Ludwig von Strahlendorf. Seinem ſchwer wiegenden Einfluſſe gelang es, den Kaiſer zum Achtſpruche über die Reichsſtadt Donauwörth zu vermögen. Am 3. Auguſt unterzeichnete Rudolph II. die Sentenz. Der Reichsherold war indeß mit dem Befehle noch nicht nach München abgegangen, als von dem Stadtrath Donauwörths ein Schreiben an den Kaiſer einlief, worin die Bitte ausgeſprochen wurde, die Acht nicht über die Stadt zu verhängen, damit nicht Unſchuldige mit den Schuldigen zu leiden hätten. Die Urheber des Aufruhrs ſeien bereits verhaftet und würden zur Strafe gezogen werden. Der Kaiſer fügte daraufhin dem Schreiben an Herzog Maximilian bei, er ſtelle es ſeinem Ermeſſen anheim, ob nicht bei ſo bewandten Umſtänden der Weg der Güte nochmals zu betreten wäre, ehe man mit Gewalt einſchreite. Maximilian wählte alſo das Erſte, um allen Klagen und Vorwürfen zu begegnen. Er ſchickte ſeine früheren Commiſſarien, denen noch Dr. Jocher und Freiherr von Benninghauſen beigegeben wurden, nach Donauwörth. Ihrem Begehren, durch einen ſchriftlichen Revers dem Kaiſer Gehorſam zu verſprechen, die Häupter des Aufruhrs an Bayern auszuliefern und gegen die übrigen Tumultuanten auf dem Unterſuchungswege vorzugehen, wurden Bürgermeiſter und Rath ſogleich gerecht; Goldſchmied Schenk und Loderer Feckel wurden den Commiſſarien übergeben. Kaum hatten dieſe der Stadt den Rücken gewandt, als der Sturm ſich wieder erhob. Die Unbotmäßigen ſchrieen, eher Leib und Leben daran zu ſetzen, als einen Bürger auszuliefern. Ein Advocat rief: „Wenn ſelbſt Chriſtus mit einer Proceſſion daher-

käme, würde ich mit Prügeln darnach werfen". Der innere oder kleine Rath, der den Revers unterschrieben, wurde aus der Stadt verjagt, die Bürger vertauschten das Handwerksgeräth mit den Waffen und lagen Tag und Nacht in tobender Betrunkenheit in den Wirthshäusern. Von ihren Predigern wurden sie mit den Worten angefeuert, daß man den Allmächtigen um Befreiung von dem „Papistenungeziefer" bitten müsse. Herzog Maximilian schickte abermals eine Commission zu den Verblendeten und versprach ihnen, für sie beim Kaiser um Gnade zu bitten, wenn sie freiwillig zum Gehorsam zurückkehren würden. Allein den Abgesandten wurde mit Hohn und Spott gelohnt und ihnen zugerufen, die Sache müsse auf einem schwäbischen Kreistag oder auf einer Reichsversammlung zum Austrage gelangen. Da befahl Kaiser Rudolf, mit gesetzlicher Strenge zu verfahren, die Rebellen aber vor Publicirung der kaiserlichen Sentenz zum letzten Male im Guten zu ermahnen. Maximilian ordnete demgemäß seine Commissäre nach der Stadt Rain ab, um dort mit einer Bürgerdeputation aus dem benachbarten Donauwörth nochmals zu unterhandeln; schon hatten die bayerischen Delegirten die Bürger für ihre Forderungen gewonnen und es fehlten nur mehr die Unterschriften, als ein pfalzneuburgischer Gesandter in Donauwörth eintraf und die nahende Hülfe der benachbarten Stände ankündigte mit der Aufforderung, auszuharren, da jetzt nicht mehr bloß ihre politischen Freiheiten, sondern auch ihr Seelenheil, ihre Religion auf dem Spiele stünden. Diese Worte machten alle friedlichen Unterhandlungen alsbald unmöglich. Die Donauwörther schwuren, eher untergehen als weichen zu wollen.

Nun wurde die Reichsacht verkündet. Aber die Donauwörther achteten der Worte des Herolds kaum, der im Angesichte ihrer Stadt mit lauter Stimme den Achtspruch verlas. Sie warben Truppen und trafen alle Verthei-

digungsanstalten. Der Pfalzgraf von Neuburg und der Herzog von Württemberg forderten von Maximilian und dem Kaiser den Aufschub der Execution. Der bayerische Herzog gab zur Antwort, er werde nach dem Willen des Kaisers handeln; dieser erklärte, er hoffe, daß kein Reichsstand Maximilian an dem Vollzuge der Acht hindere. Eine nach Ulm ausgeschriebene protestantische Versammlung warnte den bayerischen Herzog, irgend Etwas gegen den Religionsfrieden zu unternehmen und protestirte gegen eine Execution. Maximilian, unbekümmert um die Einsprüche der Gegner, mobilisirte seine Executionsarmee. Sie bestand aus 6000 Mann, darunter 2000 Söldner; die übrigen Truppen waren bayerische Landfahnen. 600 Reiter, eine Artillerie von 14 Geschützen und achtzig Wägen mit Belagerungszeug und Munition folgten dem Heere, dessen Führung dem Obersten Alexander von Haslang anvertraut war. Maximilian hielt es unter seiner Würde, in Person gegen eine geächtete Stadt zu ziehen. Dem Oberbefehlshaber trug er auf, strenge Disciplin zu handhaben, Donauwörth vor Plünderung zu schützen und die dortigen Officiere, da sie in den Dienst einer geächteten Stadt getreten, nach Kriegsgebrauch aufzuknüpfen. Ferner befahl er ihm die sofortige Verhaftung der lutherischen Prediger, die durch ihre aufreizenden Reden das Volk zur Widersetzlichkeit getrieben.

Am 16. December 1607 erschienen die Bayern im Angesichte Donauwörths. Die Besatzung der Stadt bestand aus einigen Hundert Mann unter dem Commando eines vom Pfalzgrafen von Neuburg abgeordneten Hauptmanns. Vergebens spähten die von Kleinmuth erfaßten Bürger nach der versprochenen Hülfe aus. Sie wurden zur Uebergabe aufgefordert; eine Deputation verließ die Stadt und begehrte Namens der Bürgerschaft zu capituliren. Sie verlangte zuerst vier Wochen Bedenkzeit, allein es wurden

ihnen nur fünfzehn Minuten zugestanden. Zugleich ertheilte Haslang der Deputation die Versicherung, daß Leib und Gut der Bürger geschützt sein solle. Die Nacht brach bereits herein und noch waren die Schlüssel nicht ausgeliefert. Von den Mauern herab rief man den Bayern höhnisch zu, sie sollten sich nur wieder entfernen, da es schon dunkel geworden. Nun ließ Haslang die Artillerie anrücken und Petarden an die Thore legen. Angesichts dieser drohenden Vorbereitungen entsank den Donauwörthern der Muth und sie capitulirten. Haslang ließ die Deputation, welche die Schlüssel überbrachte, zur Strafe auf die Kniee niederfallen. Am 17. December hielten die Bayern ihren Einzug; Todtenstille herrschte in der Stadt, nur hie und da zeigten sich Frauen oder Kinder, von Neugierde getrieben, am Fenster. Haslang beschied den Magistrat vor sich und entkleidete ihn seiner Würde. Als zur Ablieferung der Waffen geschritten wurde, wollten die Bürger sogar Aexte und Fleischerbeile einhändigen. Wer von den Aufwieglern noch nicht das Weite gesucht, wurde verhaftet und nach München in den Falkenthurm gebracht, wo schon einige Donauwörther lagen. Der Stadt wurden ihre Privilegien genommen und 300 Mann Besatzung eingelegt; die Landfahnen wurden zurückgeführt und die geworbenen Knechte abgedankt. Diese erhielten zum Abschied Geschenke, „damit Seine Durchlaucht bei den Knechten guten Namen behalten, und Seine Durchlaucht im Ausland rühmen und preisen, und im Nothfalle, sobald man ihrer wieder bedürfte, dem bayerischen Dienste zulaufen möchten". Maximilian ließ in Donauwörth zwei Jesuiten zurück, denen er aber nur in der hl. Kreuzkirche zu predigen gestattete. Die protestantischen Kirchen ließ er als Stätten aufrührerischer Agitation schließen.

Die Nachricht von der Einnahme Donauwörths erfüllte die Protestanten mit Furcht und Schrecken, die

Katholiken mit Genugthuung. Maximilian I. war für die Lutheraner und Calviniſten fortan ein Gegenſtand beſonderen Haſſes geworden; ſie ahnten, welches Uebergewicht die Katholiken unter der Führung eines ſolchen Fürſten bald erlangen mußten. Dieſer ſchrieb an Papſt Paul V.: „Durch dieſe Execution iſt der kaiſerlichen Majeſtät Authorität, Reſpekt und Gehorſam im heiligen Reiche nicht wenig ſtabilirt, zuvörderſt aber der katholiſchen Religion ein ſehr großer Behelf und Vorſchub geſchehen, was derſelben an vielen Orten im Reiche und in Deutſchland tröſtlich und fürſtändig ſeyn wird. Denn eine ſolche Execution hat faſt bey Menſchen Gedenken mit ſolcher Beſchaffenheit niemals vorgenommen werden dürfen. Und iſt damit den proteſtierenden Ketzeriſchen eine ſolche Demonſtration geſchehen, wie ſie nie verhofft hätten". Nach Prag ſandte er die Worte: „Ich habe mir der Donauwerthiſchen Execution wegen den Haß und die Feindſchaft aller proteſtirenden Fürſten und Stände auf den Hals geladen".

In der That ſollte der im Jahre 1608 zu Regensburg ſtattfindende Reichstag nicht vorübergehen, ohne von einigen proteſtantiſchen Ständen zu Kundgebung wegen der donauwörther Frage benutzt zu werden. Maximilians Schwager und Univerſitätsfreund, Erzherzog Ferdinand von Steyermark[1], eröffnete am 12. Januar die Verſammlung im Namen des Kaiſers. Der bayeriſche Herzog ließ ſich durch Geſandte vertreten, denen er folgende Inſtruction mitgab: „Es hat das Anſehen, daß die Proteſtierende bei bevorſtehender Reichsverſammlung des Vorhabens ſeyen, die Freyſtellung mehrerley Religionen abermalen ſtark zu betreiben und zu ihrem Vortheil ins Werk zu richten. Auch wird aller Vermuthung nach die Donauwerthiſche

[1] Ferdinand war mit Maximilians Schweſter, Maria Anna, vermählt.

Sache auf die Bahn gebracht, und ein gemeines Weſen daraus gemacht werden wollen. Unſere Räthe ſollen alſo hierauf fleißige Achtung geben, und ſobald ſie dergleichen in der Feder zu ſeyn vermerken, oder in Erfahrung bringen, Uns davon mit allen Umſtänden Nachricht geben". Die kaiſerliche Propoſition unterſchied ſich faſt Nichts von den früheren Vorlagen; Türkenſteuer, Reichsjuſtiz, niederländiſcher Krieg und Münzweſen bildeten die Hauptangelegenheiten. Die bayeriſchen Geſandten und mit ihnen die katholiſchen Stände wollten die Verhandlungen mit der Discuſſion über die Juſtizfrage einleiten. Ferdinand wandte ſich an ſeinen Schwager mit der dringenden Bitte, die Türkenſteuer als erſten Gegenſtand in die Berathung zu nehmen. Maximilian inſtruirte ſeine Geſandten im Sinne des Erzherzogs. Die heidelberger Verbündeten, Kurpfalz an der Spitze, drangen auf Verhandlung über Juſtizpflege und Ordnung der Religionsbeſchwerden, ſonſt könne von Geldbewilligung keine Rede ſein. Der Geſandte Württembergs ſtellte geradezu den Antrag, die Debatte mit der donauwörther Angelegenheit zu eröffnen, und beſchwerte ſich in heftigen Ausdrücken über die Execution; ihm ſchloß ſich der Deputirte von Heſſen-Kaſſel an. Die Erregung wuchs, als die Calviniſten Abänderung und Erweiterung des Religionsfriedens begehrten und der Abgeordnete von Braunſchweig zu den katholiſchen Deputirten hinüberſchrie: „Ihr glaubt uns die Klöſter wieder entwinden zu können! Im Gegentheil, wir hoffen, daß wir noch andere mehr in unſere Gewalt bringen werden". Die Katholiken ſtimmten, unbeirrt von den gegneriſchen Forderungen, für die Geldhülfe. Als die Proteſtanten an Beſeitigung der Religionsbeſchwerden mit Umgehung der Bedingungen des Religionsfriedens feſthielten, gaben die bayeriſchen Geſandten im Auftrag Maximilians die Erklärung ab, der Religionsfriede ſolle abgeändert werden

unter der Bedingung, „daß Alles wieder in den Stand gesetzt werde, wie es vor dem i. J. 1555 bestätigten Passauervertrage gewesen sey, daß Alles, was seit diesem Vertrage gegen den klaren Inhalt dieses Religionsfriedens an Kirchen und Stiftsgütern eingezogen wurde, wieder zurückgegeben und jedem beschwerten Theile sein Recht vorbehalten bleiben sollte". Jetzt kam es zum förmlichen Bruche. Aufgehetzt durch französische Emissäre und von Erzherzog Matthias, der bei jeder Gelegenheit die Interessen seines kaiserlichen Bruders zu schädigen versuchte, verließen die Protestanten und Calvinisten Regensburg, nachdem sie zuvor an den Erzherzog Ferdinand eine Beschwerdeschrift[1] eingereicht, in welcher sie übrigens der donauwörther Angelegenheit mit keiner Silbe erwähnten. „So war denn", wie der protestantische Historiker Senkenberg sagt, „der ganze Reichstag in Ansehung aller zum gemeinen Besten des Reiches vorzunehmenden Handlungen, und zwar leider durch die Protestanten, fruchtlos auseinander gegangen. Hingegen für den Privatvortheil der Protestanten war er wichtiger als irgend einer der vorhergehenden!" Man hat es trotzdem an Versuchen nicht fehlen lassen, dem Herzog Maximilian von Bayern die Schuld für die Zersplitterung des Reichstags von 1608 zuzuschreiben.

Noch während der Reichstagssitzungen hatten die protestantischen Stände den Kaiser in einem weitläufigen Schreiben ersucht, „die allergnädigste Verfügung zu thun, daß die bedrängte Stadt Donauwörth in ihren vorigen

[1] In dem Votum der kurpfälzer Deputirten finden sich u. a. die Worte: „Sie (die Protestanten) wollten von dem, was sie an Kirchengütern bereits in ihrer Gewalt hätten, nichts mehr restituiren, dagegen aber auch nicht mehr weiter greifen." Diese letzteren Worte hatte Maximilian in dem Reichstagsprotokolle mit rother Tinte unterstrichen und an den Rand eigenhändig bemerkt: „Das dank der Teufel".

Stand und Weſen unverlängt wieder gebracht und auch bey dem Römiſchen Reiche als ein Glied desſelben erhalten werde". Rudolph II. war auch beſtrebt, den bayeriſchen Herzog zur Herausgabe der Stadt Donauwörth zu veranlaſſen. Der Herzog weigerte ſich der Reſtitution nicht, wenn ihm die auf die Execution verwandten Unkoſten von 300,000 Gulden erſtattet würden; bis dahin müſſe er aber die Stadt als Pfand betrachten. Da ſich aber kein Zahler meldete und der Kaiſer die Summe nicht aufzubringen vermochte, wurde Donauwörth von der Acht befreit und an Bayern verpfändet. Maximilians Hauptaugenmerk war nun auf die Beſeitigung des revolutionären Geiſtes gerichtet, der ſich in jene Stadt geſchlichen. Doch ging er hierin mit weiſer Mäßigung zu Werke. In alle öffentlichen Aemter wurden nach und nach zuverläſſige katholiſche Beamte eingeſetzt und das lutheriſche Predigtamt, eine Hauptquelle des Aufruhrs, abgeſchafft.

Fünftes Kapitel.

Maximilian gründet die Liga. Der jülich'ſche Erbfolgeſtreit.

In dem Schickſale Donauwörths erblickten die proteſtantiſchen Fürſten und Stände einen Fingerzeig für ihre eigene Zukunft. Die Beſorgniß um ihre Sicherheit drängte zur Herſtellung eines kräftigen Bundes. Niemand war über dieſes Beginnen der proteſtantiſchen Reichsfürſten entzückter als König Heinrich IV. von Frankreich. Dieſer Monarch, damals auf dem Gipfelpunkt ſeines Ruhmes und ſeiner Machtfülle, plante den Sturz des Hauſes Habsburg vor allem in Deutſchland, als Grundbedingung für die Suprematie Frankreichs in Europa. Daß dieſer Plan ſich nur nach Zertrümmerung des ganzen europäiſchen Staatenſyſtems verwirklichen laſſe, ſah er ein; dies hielt ihn indeſſen nicht zurück. Der Staatenbund des chriſtlichen Europas ſollte ſich in Zukunft in ſechs Erbmonarchien: Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden und die Lombardei, in fünf Wahlreiche: Deutſchland, Polen, Ungarn, Böhmen und den Kirchenſtaat und endlich in vier Republiken: Schweiz, Italien, Venedig und die Niederlande gliedern. Die Krone der Cäſaren hatte Frankreichs König dem Haupte des Bayernherzogs Maximilian I. zugedacht. An die Bewegung, welche durch die donauwörther Execution in die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands gekommen, ſollte ſich die franzöſiſche Action anknüpfen; Heinrich IV. hatte dieſen Ständen die Beſtimmung aufbewahrt,

der Keil zu sein, den er in den Stamm des habsburgischen Hauses treiben wollte.

Am rührigsten zeigte sich zur Herstellung eines protestantischen Bündnisses der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Am 4. Mai 1608 veranstaltete er in dem anspachischen Kloster Ahausen eine Zusammenkunft, bei der sich der Pfalzgraf von Neuburg, die brandenburgischen Markgrafen Christian und Joachim Ernst, der Herzog von Württemberg, der Markgraf Friedrich von Baden und Fürst Christian von Anhalt einfanden. Letzterer, von einem bekannten Geschichtschreiber treffend „Infinitesimal-Intriguant" genannt, war die Seele der Versammlung; mit Geschick arbeitete er für die Plane Heinrichs IV. Die Versammelten einigten sich dahin, einen zehnjährigen Bund, „Union", aufzurichten, sich gegenseitig in allerweg wirksame Hülfe angedeihen zu lassen, eine Armee von 12,000 Mann auf die Beine zu bringen und bei allen Reichs- und Kreistagen die Religionsbeschwerden zu erneuern; auch kam schon die Frage zur Erörterung, wie es mit den eroberten Ländern und Festungen zu halten sei. Auf einer im August desselben Jahres zu Rothenburg an der Tauber abgehaltenen Versammlung beschloß man, Frankreich, England und Holland für den Bund zu gewinnen.

Maximilian I. hatte mit anwachsendem Mißtrauen die häufigen Zusammenkünfte der Akatholischen verfolgt. Ihm war längst klar, daß die Beziehungen der Protestanten und Calvinisten zum Auslande eine schmähliche, reichsverrätherische Herabwürdigung Deutschlands und einen blutigen Krieg im Gefolge haben müßten. Dem Scharfblicke des jungen Fürsten war es nicht entgangen, daß nur der tief gewurzelte Haß gegen die Anhänger der alten Kirche die Grundlage der protestantisch-calvinistischen Union sei. Zugleich aber sah er die schutzlose Lage der Katholiken, *namentlich* der geistlichen Fürsten, die zuerst in einem Kriege

den Proteſtirenden zur Beute werden mußten. Vom Kaiſer hatte man keine Hülfe zu gewärtigen, die Katholiſchen waren, wollten ſie nicht ſchutzlos ſich ſelbſt aufgeben, zur feſten Einigung unter ſich angewieſen. Dieſe Ueberzeugung hatte ſich auch dem greiſen und hochverdienten Fürſtbiſchofe Julius von Würzburg aufgedrängt, der ſein hoffendes Auge auf den Bayernherzog allein lenkte und dieſen aufforderte, die Katholiken Deutſchlands zu einer feſten Verbrüderung zu vereinen; er verſprach ihm, das verdienſtvolle Werk nach Kräften zu fördern und ermahnte die drei geiſtlichen Kurfürſten am Rhein, ſich unter den Schutz des Herzogs Maximilian zu ſtellen. Dieſer unternahm noch während des Reichstages von 1608 die einleitenden Schritte zu einem katholiſchen Bündniß, indem er den Fürſtbiſchöfen durch ſeine Commiſſäre mittheilen ließ, er ſei bereit, ſich einem Bunde anzuſchließen, im Falle ein ſolcher zu Stande käme. „Es wäre nun einmal Zeit, die Augen zu öffnen und die Gefahr wahrzunehmen, die über den Häuptern der Biſchöfe ſchwebe. Wolle jedoch dieſe Anmahnung nicht verfangen, dann würde ſich Baiern um diejenigen, die nicht ſelbſt ihr Heil und Wohlfahrt in Obacht nehmen, nicht weiter mehr kümmern. Sie ſollen bedenken, daß, wenn es zu einer Unruhe im Reiche kommen ſollte, nur die ſchwächeren Stände angegriffen und zuvörderſt heimgeſucht würden. Daraus ſie dann nichts anders, als ihren unvermeidlichen Untergang zu erwarten hätten, denn ſie könnten doch wohl für ſich ſelbſt keinen Widerſtand leiſten.“ Die katholiſchen Deputirten von Mainz, Köln, Salzburg, Würzburg, Trier und Oeſterreich berichteten in dieſem Sinne alsbald an ihre Landesfürſten.

Maximilian ließ es bei dieſem erſten Schritte nicht bewenden. Unverweilt ſandte er ſeinen Hofrath Lorenz von Wenſin an die drei geiſtlichen Kurfürſten am Rhein, der

Thätigkeit dieſes Mannes gelang es, die betreffenden Biſchöfe auf einer Verſammlung zu Andernach zu dem Beſchluß zu vermögen, eine Vereinskaſſe aufzuſtellen und 20,000 Mann aufzubringen; an Maximilian richteten dieſelben das weitere Erſuchen, die oberländiſchen Stände zu einigen. Die hierauf gerichteten Bemühungen des Herzogs waren von Erfolg. Nur der Erzbiſchof von Salzburg, der in ſeinem Groll gegen Bayern verharrte, gab ausweichenden Beſcheid. Der Biſchof von Regensburg ſchrieb an Maximilian: „Er könne Gott dem Allmächtigen nicht genug danken, daß er zu dieſen gefährlichen Zeiten ſeiner heiligen Kirche einen aus dem durchlauchtigſten eines der höchſten Häuſer Deutſchlands geborenen Fürſten mit ſo hochrühmlichem Eifer hinterlaſſen habe". Nun berief der Herzog einen Convent nach München auf den 5. Juli 1609. Es erſchienen die Geſandten der Biſchöfe von Würzburg, Augsburg, Paſſau, Conſtanz, des Propſtes zu Ellwangen und des Abtes von Kempten. Man errichtete zur Aufrechthaltung der katholiſchen Religion und des Reichsfriedens auf die Dauer von neun Jahren ein Bündniß; jedem angegriffenen Mitgliede desſelben ſollte mit der ganzen Bundesmacht zu Hülfe geeilt werden; eine Bundeskaſſe wurde errichtet und Maximilian I. zum Oberſten der Conföderation ernannt. Die Biſchöfe Julius von Würzburg, Leopold von Straßburg und Paſſau und Heinrich von Augsburg zu Adjuncten für den fränkiſchen, bayeriſchen und ſchwäbiſchen Kreis gewählt. Am 10. Juli erfolgte die Unterzeichnung des Unionsinſtrumentes. Hievon wurden die drei geiſtlichen Kurfürſten in Kenntniß geſetzt und eingeladen, dem Bündniſſe ſich anzuſchließen. Maximilians Vater, der alte Herzog Wilhelm, begab ſich unter dem Vorwande einer Brunnenkur an den Rhein, um den Beitritt der geiſtlichen Kurfürſten zu betreiben, beſonders die Bedenklichkeiten des Kurfürſten *von Mainz*, Johann Schweickart, zu beſeitigen. Nachdem

dies gelungen, erklärten die rheinischen Kurfürsten am 30. August 1609 ihren Beitritt zum münchener Bunde. In den Rheinlanden wurde der Kurfürst von Mainz als Bundesoberst aufgestellt. Maximilian aber blieb Hauptbundesoberst, ihm stand im Kriegsfalle die ausschließliche Direction zu.

Der bayerische Herzog bemühte sich, auch ausländische Mächte in den Kreis des Bundes zu ziehen. Er wandte sich deßhalb nach Spanien und an den päpstlichen Hof. Don Balthasar de Zuniga, der spanische Gesandte zu Prag, würdigte mit richtigem Blicke die hohe Bedeutung eines katholischen Bündnisses und äußerte, die Regierung zu Madrid müsse das Werk Maximilians nach Kräften fördern. Auf den Rath dieses Granden schickte der Herzog den hochangesehenen Kapuzinerpater Lorenz von Brindisi nach Madrid, um bei Philipp III. für die katholische Sache in Deutschland zu wirken. Pater Lorenz gehörte zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Er war fast aller europäischen Sprachen mächtig und verband mit einer seltenen Energie diplomatischen Scharfblick und überwältigende Beredtsamkeit; ungeheuchelte Tugend vollendete den Werth dieses seltenen Mannes. Nach Beseitigung nicht unerheblicher Schwierigkeiten vermochte Pater Lorenz Philipp III. zu dem Versprechen, die Liga jährlich mit 360,000 Ducaten zur Ausrüstung von 4000 Mann unterstützen zu wollen. An den Papst hatten die drei geistlichen Kurfürsten eine feierliche Deputation und Maximilian seinen Gesandten Cäsar Crivelli abgeordnet. Papst Pauls V. Staatsschatz war durch einen Krieg gegen Venedig erschöpft; doch versprach er 8000 Goldgulden als monatlichen Beitrag in die Bundeskasse. Die Gesandten suchten auch andere italienische Fürstenhöfe für die Sache der Liga zu begeistern; allein ihr Bemühen erwies sich hier als fruchtlos.

Während dieser Zeit waren die Unionisten nicht müßig gewesen. Der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz hatte den Fürsten Christian von Anhalt als Gesandten nach Prag geschickt, um von Rudolph II. die Restitution Donauwörths und die endliche Hebung der calvinistischen Religionsbeschwerden zu verlangen; zugleich sollte dem Reichsoberhaupte die katholische Liga verdächtigt werden. Zu einer solchen Mission war Fürst Christian der befähigtste Mann. Er führte am Hofe zu Prag eine derbe, rücksichtslose Sprache; ja er wagte es sogar offen, in kecker Weise den Kaiser mit dem Schicksale Julius Cäsars zu bedrohen. Die kaiserliche Regierung nannte er ein schlechtes Regiment, die Execution gegen Donauwörth eine Verletzung des Religionsfriedens und der Reichssatzungen. Wenn der Kaiser die Religionsbeschwerden nicht auf einem „Compositionstag" ordne, werde die Union ihre helfende Hand von ihm abziehen. Der Feind des österreichischen Hauses sei allein der Herzog von Bayern und der von ihm gegründete katholische Bund. Rudolph II. durchschaute nicht die wohl berechnete anmaßende Kühnheit dieses Auftretens; er versprach die Stadt Donauwörth binnen vier Wochen wieder reichsfrei zu machen und setzte auch alsbald den bayerischen Herzog von dem Bescheide in Kenntniß, welcher dem Fürsten von Anhalt geworden war. „Weil", schrieb der Kaiser, „D. Liebden sich zuvor schon gegen Uns haben vernehmen lassen, daß, sobald die Stadt Donauwörth mit der Interimspflicht an D. Liebden gewiesen, und Sie also der Bezahlung ihrer aufgewandten Executionskosten versichert sein würden, Sie uns selbst Mittel, durch welche man leicht zu solcher Bezahlung, und folglich zu vollkommener Restitution der Donauwörther gelangen könnte; so haben Wir Uns endlich auf so inständiges Anhalten der evangelischen Stände, und, wie D. Liebden selbst bewußt ist, weil so viele Widerwärtigkeiten sich hin und wieder im heiligen Reiche ereignen

wollen, dahin erklärt, daß Wir in Zeit vier Monaten solche Restitution zu Stande richten wollten. Wir sind daher Vorhabens, nächstens einen oder mehrere aus Unsern Räthen zu D. Liebden abzuordnen, die vorhin angedeutete Mittel von D. Liebden zu vernehmen." Maximilian war mit der dem Fürsten von Anhalt ertheilten kaiserlichen Erklärung so wenig zufrieden, daß er unterm 9. October 1609 dem Kaiser antwortete: „Mir gebührt zwar nicht, Ew. kaiserlichen Majestät hierin Erinnerung zu thun, was es für ein beschwerliches Ansehen und Konsequenz gewinnen würde, wenn die Sachen im Reiche dahin kommen sollten, daß auf etlicher widriger Stände so starkes Ew. Majestät und Ihrer kaiserlichen Authorität höchst prejudizierliches schimpflich zumuthen und unbefugte Bedrohungen, wie unbillig sie auch an sich selbst schon wären, so weit sollte gegangen werden; was auch die bisher gehorsamen Stände daraus für ein Exempel zu schöpfen haben, so ferne sie anders sich von diesen nicht ganz unterdrücken lassen wollten, aber ich zweifle gar nicht, Ew. kaiserliche Majestät, als um deren Respekt und Gehorsam es zu thun ist, werden dieß Alles sambt Ihren vortrefflichen Räthen zu bedenken wissen". Im weiteren Verlaufe erklärte Maximilian, „daß er, um das Geschrei und Mißtrauen im Reiche, welches man seiner Person halber ohne einigen Grund geschöpft", zu beendigen, sich bereit zeige, Donauwörth wieder herauszugeben, sobald ihm die Executionssumme ersetzt sei. Letzteres könne geschehen entweder durch eine Baarzahlung, oder aber, falls eine solche dem Kaiser augenblicklich ungelegen käme, durch Abtretung der an Tyrol angrenzenden Herrschaften Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg, „indem diese eben auch wegen aufgewandter Kriegskosten von dem Hause Baiern auf wohlbewußten Wegen an das Haus Oesterreich erwachsen sind . . . . . Diese sind nun die von mir angedeutete Mittel. Im Falle

Ew. kaiſerlichen Majeſtät deren keines annehmlich ſeyn ſollte, werden Sie mich in Ungnaden nicht verdenken, wenn ich mich anderwärts keineswegs einlaſſe, noch mein wohlerlangtes Recht und Pfand, bis ich des ausgelegten Unkoſtens aller Billigkeit nach befriediget bin, aus den Händen gebe. Es wird auch auf den Fall, daß dies Ew. kaiſerlichen Majeſtät nicht belieben ſollte, ganz und gar eine Unnothdurft ſeyn, daß Ew. kaiſerliche Majeſtät Ihrem Andeuten nach einen oder mehrere aus Ihren Räthen zu mir abordnen, weil Ew. Majeſtät meine endliche und kategoriſche Erklärung zur Genüge hieraus abzunehmen haben".

Rudolph aber konnte weder die Executionskoſten zahlen, noch wollte er auf den anderen Vorſchlag eingehen. Am kaiſerlichen Hofe erklärte man es ſogar für eine Grobheit, dem Hauſe Oeſterreich derartige Mittel und Wege anzurathen. Maximilian ſchrieb daher ſeinem Agenten Boden in Prag eigenhändig: „Es will verlauten, daß die Baieriſche Antwort auf die von Sr. Majeſtät zugemuthete Reſtitution der Stadt Donauwörth von Etlichen an Sr. Majeſtät Hof für grob angezogen werde. Ich vermeyne, man dürfte nur dieſe Antwort gegen Sr. Majeſtät und Ihrer Räthe Suchen und Vorhaben vergleichen, um augenſcheinlich gewahr zu werden, welcher Seits dem einen oder dem anderen Theile etwas Grobes zugemuthet wird. Baiern begehrt nichts anders als billige und redliche aufgewandter Unkoſten Erſtattung. Dagegen wird kaiſerlicher Seits die Reſtitution ohne Rekompens geſucht. Welches nun unter dieſen zweyen grober oder höflicher ſey, iſt bald zu errathen. Baiern allein ſoll alles umſonſt thun, und deſſen weder Ehre, Lob, Nutz, noch Dank haben, ſondern immer nur das Waſſer trübe machen. Auf ſolche Weiſe werden Se. kaiſerliche Majeſtät in Zukunft nicht viel willige Leute bekommen". Maximilian benützte zugleich eine Reiſe, die ſein Onkel, der Kurfürſt von Köln, nach Prag unternahm,

indem er durch dieſen dem Kaiſer ſagen ließ: „Der Donauwörther Verbrechen und Thathandlungen ſeyen ſchnurgerade wider den Religions- und Profanfrieden, zu unleidenlichem Prejudiz der katholiſchen Religion, zu Verfolgung und Unterdrückung aller Katholiken, zu äußerſtem Deſpekt und Verſchimpfung Sr. kaiſerlichen Majeſtät Hoheit und zu Schwächung des ſchuldigen Gehorſams gerichtet und angeſehen. Wo müßte es endlich im heiligen Reiche hinkommen, und was würden Se. Majeſtät für einen Reſpekt bey den widerwärtigen und höhern Ständen finden, haben und erhalten, wenn ſich ein ſo geringer Ort, wie Donauwörth, ein ſo ſchlecht unanſehnlich Geſindel und fex hominum inutilis ſolchen Unfugs, Trotzes und Muthwillens anmaßen dürfte? Se. Majeſtät hätten jetzt Gelegenheit, der katholiſchen Religion an dieſem Orte wieder aufzuhelfen, und im politiſchen Weſen ein gutes, beſtändiges Regiment einzurichten. . . . . Der Beſcheid, den Se. Majeſtät dem von Anhalt wegen der Donauwerthiſchen Reſtitution ertheilt haben, ſey alſo beſchaffen, daß Se. Majeſtät nichts nachtheiligeres und der ganzen Sache ſchädlicheres hätten erdenken können. Denn dieſer Beſcheid ſchwäche Sr. Majeſtät Reſpekt, Authorität, kaiſerliche Hoheit und Gewalt, und Jeder könne nun abnehmen, daß ſich Se. kaiſerliche Majeſtät durch Drohungen ſchrecken laſſen. Wollen Se. Majeſtät auf dieſem Beſcheide verharren, ſo ſey mit Donauwörth das Letzte ärger als das Erſte. Mit der katholiſchen Religion ſey es dann dieß Orts ganz aus; die Katholiſchen ziehen den Kürzern und müſſen endlich weichen. Im Politiſchen ſey ſich eines guten beſtändigen Regiments nimmermehr zu getröſten. Da ſehen dann Se. Majeſtät und Ihre Räthe auf, wie Sie es wohl getroffen, und was Sie für einen Markt haben werden. Kehren ſich Se. Majeſtät an das Schnarchen, Trotzen und Pochen der Proteſtierenden und Sektiſchen, deren Art und

Gewohnheit es allezeit geweſen und noch ſey (dieß bezeuge der Paſſauiſche Vertrag), mit Drohungen, Trotzen, Schnarchen und Pochen ihre Sachen zu erhalten; ſo werden Se. Majeſtät in Kurzem ſehen und erfahren, wohin es zuletzt kommen müßte. Die Folgen davon dürften aber Sr. Majeſtät gleichwohl etwas zu ſpät die Augen öffnen und Sie ſehen machen, daß Sie mit dieſer Ihrer Verzagtheit anders Nichts gewonnen, als daß die Proteſtierende Sr. Majeſtät die Oberhand gleichſam abgenommen, derſelben abpochen, was ſie wollten, die Katholiſchen aber, die ſich bey Sr. Majeſtät keiner Hilfe, keines Schirms und keines Schutzes zu verſehen haben, derſelben auch aus den Händen gehen, und auf Ihre Schanz ſehen, Gott gebe, Se. Majeſtät ſchwimmen oder watten, wie Sie können oder wollen. Erwägen Se. Majeſtät die Sache recht, ſo haben Sie die wenigſte Urſache nicht, ſich durch der Widerwärtigen eitle Schreckgeſtalten, durch ihr Trotzen und Schnarchen hindern oder anfechten zu laſſen, ſondern Sie könnten ihnen noch wohl mit Ihrer kaiſerlichen Authorität und mit der katholiſchen Stände Beyſprung begegnen, und ſie im Zaume regieren, beſonders, wenn Se. Majeſtät den Allmächtigen mit ſeiner gnadenreichen Hilfe zum Beiſtand nehmen, ein tapferes Herz faſſen, und ſich derjenigen, die es mit Sr. Majeſtät noch treuherzig, aufrichtig und gut meynten, Raths gebrauchen wollten. Dieſes würde die Widerwärtigen etwas täſiger machen".

Allein Kaiſer Rudolph beſaß den Muth und die Energie nicht, die nothwendig waren, um nach dem Rathe des bayeriſchen Herzogs dem wachſenden Uebermuth und Trotze der proteſtirenden Stände einen Dämpfer aufzuſetzen. Dieſe aber verſtanden, wie man ſieht, das verzagte, furchtſame Weſen des Reichsoberhaupts vortrefflich zu ihren Gunſten auszubeuten. So eifrig ſie indeß auch für die Reſtitution Donauwörths wirkten, entſchloſſen ſie ſich doch nicht

dazu, freiwillig an Stelle des Kaisers die Executionssumme zu erlegen, denn ihrem Erachten nach war Rudolph die Schuld abzutragen gehalten, da er auch die Vollziehung der Acht angeordnet.

Maximilian erkannte gegen die immer drohender werdenden Gefahren der Zeit die ursprüngliche Gestalt der Liga als eine zu mangelhafte und unvollendete. Er lud daher die Verbündeten auf den 8. Februar 1610 zu einer Versammlung nach Würzburg ein, um eine zweckentsprechendere Organisation zu berathen. Fast sämmtliche katholische Reichsstände waren vertreten; nur Oesterreich, Salzburg und Eichstädt hielten sich ferne. Unter dem Vorsitze der bayerischen Bevollmächtigten v. Donnersberg und Freiherrn von Tannberg wurde festgesetzt, was jeder Stand an Geschütz und Munition in Bereitschaft zu halten habe; ferner erstreckten sich die Verhandlungen auf die Aufnahme des Erzherzogs Albrecht, Statthalter der Niederlande, des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark und des Erzherzogs Maximilian von Tyrol; die schwäbische und fränkische Reichsritterschaft sollte zur Betheiligung aufgefordert, Frankreich, Kursachsen und Hessen-Darmstadt und einige protestantische Reichsstädte zur Neutralität bewogen werden. Bezüglich des Geldpunktes wurden für das erste Jahr 42 Römermonate nach der Reichsmatrikel bewilligt; dem Kaiser sollten die Statuten des Vereins zur Bestätigung unterbreitet werden.

Unterdessen war ein Ereigniß eingetreten, das in seinen Folgen für Europa bei der damaligen politischen Lage von unberechenbarer Tragweite werden konnte. Im März 1609 war der letzte Herzog von Jülich-Cleve-Berg ohne Nachkommen mit Tod abgegangen. Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg nahmen als die nächsten Erben von den Ländern Besitz. Kaiser Rudolph II. betrachtete die Territorien als heim-

gefallenes Reichslehen und wollte sie, wenigstens bis nach gefälltem Rechtsspruche, unter Sequester stellen. Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg und Passau, wurde als kaiserlicher Administrator eingesetzt; dieser nahm von dem bestrittenen Erbe Besitz und bemächtigte sich mit Gewalt der Festung Jülich. Nun erachtete Heinrich IV. von Frankreich den wichtigen Augenblick für gekommen, seine Action gegen das Haus Habsburg zu beginnen. Die Unionisten, deren Anzahl sich bedeutend verstärkt hatte, versammelten sich Anfangs 1610 zu Schwäbisch-Hall und schlossen mit dem französischen Gesandten Jean de Thumery de Boisisse einen Allianzvertrag des Inhaltes, ihre Armee mit der französischen Kriegsmacht zu vereinigen und den Erzherzog Leopold aus dem Herzogthum hinauszuwerfen, sowie den König von Frankreich in einem eventuell mit Spanien und dessen Verbündeten erwachsenden Kriege zu unterstützen. Nach wenigen Monaten hatten die größeren und kleineren unionistischen Fürsten Truppen ausgerüstet, die alsbald ohne jede Ursache, ohne jede Kriegserklärung, wie Räuberhorden die neutralen Gebiete der Bischöfe von Bamberg und Würzburg, das Stift Speyer und das Erzbisthum Mainz verwüsteten.

Dem Herzoge Maximilian brachte der jülich'sche Erbfolgestreit schweren Kummer. Die Liga war noch nicht in dem Grade erstarkt, um sich erfolgreich mit der Union messen zu können. Die Mehrzahl der Mitglieder zeigte sich säumig mit der Entrichtung der Bundesquoten; Spanien und selbst der Papst weigerten sich, die versprochenen Beiträge zu leisten, wenn nicht Oesterreich an die Spitze der katholischen Liga trete. Maximilian faßte daher den Entschluß, sein Bundesobersten-Amt niederzulegen. Sein alter Vater aber widerrieth kräftig und drang in ihn, einstweilen die Entwicklung der Dinge unverrückten Auges zu verfolgen, ehe er zur Ausführung seines Vorhabens schreite.

„Sonſt", ſchrieb er, „würde es freilich das Beſte ſein, man ließe ſie mit und durcheinander machen, was ſie wollen, weil ſie ſich ſelbſt mit aller Gewalt verderben wollen."

Maximilian beharrte alſo bei ſeiner Politik des Zuwartens und hielt im Mai 1610 einen Bundesadjunkten-Tag zu München. Hier begehrten die rheiniſchen Geſandten für die bedrängten Länder ihrer Herren die Hülfe der Liga. Der Herzog legte ihnen auf das nachdrücklichſte dar, daß der katholiſche Bund gegen die Union den Kürzeren ziehen müſſe, woran indeſſen nur die eigenen Mitglieder der Liga in Folge der ſchlechten Erfüllung ihrer Pflichten Schuld trügen. Auf einen Vorſchlag der Deputirten, an die Unioniſten wenigſtens ein Abmahnungsſchreiben zu erlaſſen, entgegnete Maximilian mit der Frage, was damit erreicht werden ſolle? Die Ligiſten möchten es lieber wie die Proteſtierenden machen, die ſogar ihre Länder verſetzen, um Geld für Kriegszwecke zu bekommen. Raſches Handeln ſei geboten, höchſte Gefahr läge im Verzug. Allein mit dieſer entſchloſſenen Sprache hätte der Herzog den wundeſten Fleck der Liga berührt. Die ſchwäbiſchen Abgeordneten äußerten geradezu, keinen Beitrag in die Bundeskaſſe mehr liefern zu können. Nun war Maximilians Geduld erſchöpft. Vom Unwillen über ſolche Gleichgiltigkeit der Geſinnung ſeiner Bundesgenoſſen erfaßt, erklärte er, da ſelbſt Rom und Spanien mit jeder Subvention an ſich hielten, zu Gunſten der Habsburger abzudanken; der König von Frankreich habe den Proteſtirenden den Vorſchlag eröffnet, die kaiſerliche Würde auf das Haus Bayern überzutragen. Dahinter ſei die Abſicht verborgen, Oeſterreich mit Bayern zu entzweien. Er wünſche übrigens, ſeine Abdankung geheim zu halten, damit die Feinde keinen Nutzen daraus zögen. Aeußerſt betroffen vernahmen die Delegirten dieſe Eröffnungen. Sie beſtürmten den Herzog mit Bitten, ſein Amt bis zu einem allgemeinen Bundestag fortzuführen, da ſie bei ihren Prin-

zipalen die Annahme der Demiſſion nicht verantworten könnten. Maximilian erfüllte ihr Begehren, forderte aber binnen ſechs Wochen dieſen allgemeinen Bundestag. Nach Prag ſchickte der Herzog im Juni desſelben Jahres ſeinen Oberſtkanzler v. Donnersberg, um dem Nuntius und dem ſpaniſchen Geſandten die Meldung zu hinterbringen, daß er das Bundesoberſten-Amt in die Hände ſeines Schwagers Ferdinand abgebe. Dieſe Nachricht rief am Hofe zu Prag einen plötzlichen Umſchlag hervor. Der päpſtliche Nuntius äußerte, Maximilian dürfe aus der Liga nicht ausſcheiden; der Papſt und alle Katholiſchen hätten ihr Vertrauen auf ihn geſetzt; er allein ſei das Haupt und Fundament des Bundes. Balthaſar de Zuniga erklärte, von ſeinem Hofe Befehl zu haben, daß von Spanien aus für die Liga keine Unterſtützung zu gewärtigen ſei, ſobald die Leitung des Bundes nicht mehr in den Händen des bayeriſchen Herzogs ruhe. Der Erzherzog Ferdinand werde ſich lediglich mit dem Namen eines Directors begnügen. Maximilian ließ ſich alſo bereden, das Bundesoberſten-Amt fortzuführen, nachdem der Erzherzog in einem Revers ſeine Forderungen auf den bloßen Directorialtitel reducirt hatte. Doch ſollte er nach dem Antrag des ſpaniſchen Geſandten jeder Bundescontribution enthoben ſein, da der König von Spanien ohnehin hohe Subſidien zahle. Maximilian erwiderte mit erwachendem Unwillen: „Weil der Erzherzog Mitbundesoberſter ſein will, ſo kann er durchaus der Kontribution nicht entlaſſen werden, er nehms gleich her wo er wolle. Sollte er der Kontribution entlaſſen werden, würden andere viel einwilligen und nichts erlegen“. Der mainzer Kurfürſt, welcher auf des Herzogs Begehren ſchleunigſt einen Bundestag ausſchreiben ſollte, zögerte, bis der Fürſtenconvent, den Rudolph II. damals nach Prag berufen hatte, beendigt ſei. Maximilian, der aus dieſer Saumſeligkeit neuen Schaden *für die* Liga erwachſen ſah, ſchrieb alsbald ſeinem Oberſt-

kanzler nach Prag: „Gib dem von Mainz und seinem Unterhemd, dem von Söttern[1], wohl und gut deutsch zu verstehen, daß wenn man sich nicht auf wirkliche Gegenverfassung und Kriegsvolkwerbung erklärt, ich nicht mehr gedenke, das Bundesoberſten-Amt zu tragen und mich mit Hin- und Herschreiben aufzuhalten".

So sehr ließ sich Maximilian die Sache angelegen sein, daß er am 21. Juli noch um Mitternacht durch einen eigenen Courier seinem Gesandten in Prag ein Schreiben zuschickte, in dem es hieß: „Wir können uns der geistlichen Stände äußersten Nachlässigkeit nicht genug verwundern, indem nicht allein der Protestierenden von langen Jahren her schon gemachte Anschläge, die man ihnen doch vielmals schon zur Genüge und lebendig vor Augen gestellt hat, sondern die That selbst nunmehr im Stifte Straßburg auf vorhergegangenes Präludium mit Würzburg und Bamberg an Tag geben, daß gedachte Protestierende die übrigen Stifter nach und nach an sich ziehen werden und daß also der Geistlichen Land und Leute sambt ihren eigenen Personen, Stand und Beruf der verderblichen Gefahr zunächst ausgesetzt seyen. Ob nun wohl dieß alles urbi et orbi bekannt, vor diesem schon gutherzige Erinnerung nach Prag geschehen, Wir und alle andere allemal zu rechter Zeit gemeinen Wesen zum Guten gerne das Beste dabey gethan haben; so will doch keine Warnung, keine Erinnerung, ja selbst der augenscheinlichste klarste Beweis zu Prag bey der Kaiserlichen Majestät, bey ihren Räthen und bey den anwesenden Churfürsten und Fürsten nichts wirken noch ihnen die Augen eröffnen. — Wenn auch jetzt noch wie bisher der Churfürst von Mainz nur mit Briefen und Papieren gegen die Protestierende zu Feld ziehen wollte, so protestieren Wir gleicher Gestalt vor Gott und der Welt, daß es, wenn

[1] Söttern war Koadjutor von Speyer und mainzischer geheimer Rath.

ein Unglück geschieht, nicht an Uns, sondern hauptsächlich an denjenigen liege, deren Schuldigkeit es vor allen andern gewesen wäre, zur Rettung der katholischen Religion ihr Aeußerstes merklich zu wagen. Auf diesen Fall quittieren Wir denn auch den Bund und das Bundesoberstenamt gänzlich. Wir werden dagegen Unsere Sachen so anzustellen wissen, wie es Unser Land und Leute, auch Unsere und Unseres Hauses eigene Privatnothdurft erheischen".

Diese entschiedenen Worte brachten Leben und Eifer in den bisher unschlüssigen Kurfürsten von Mainz. Gegen v. Donnersberg erklärte er sich, er werde Alles thun, was Maximilian haben wolle, und keinen Anstand nehmen, persönliche Abbitte zu leisten, sobald er nur wisse, worin er den Herzog beleidigt hätte.

Die Bundesversammlung wurde ausgeschrieben und fand im August 1610 zu Augsburg statt. Die Ligisten waren fast ohne Ausnahme vertreten. Einmüthig beschloß man, 20,000 Mann in's Feld zu stellen, deren Werbung und Ausrüstung Maximilian überlassen wurde. Den Freiherrn Tserklas von Tilly ernannte der Bund zum Feldherrn. Dem Erzbischof von Köln, der um Schutz gegen die siegend vordringenden Unionisten bat, sollten sofort 4000 Mann zugesandt werden. Als dieser Beschluß gefaßt wurde, hatte der jülich'sche Successionsstreit bereits eine andere Wendung genommen. Heinrich IV. war im Mai 1610 von der Hand Ravaillacs ermordet worden und sein Tod dämpfte merklich das kriegerische Feuer der Union. Zu Willstädt im Elsaß wurde am 24. August Friede geschlossen und die Erledigung der jülich'schen Frage der diplomatischen Vereinbarung überwiesen.

Am Rhein war der Kriegslärm verstummt, um in Bayern zu erschallen. Maximilian rief die Landwehr zu den Waffen und ließ die Werbetrommel rühren. Diese militärischen Vorbereitungen machten die Unionisten hinter-

denklich und erregten ihre Sorge. Sie stellten daher an Maximilian die Frage, ob sie Gesandte nach München schicken dürften, denn „man sah nun schon den Herzog als den Mann an, von dessen Willen Krieg und Frieden abhing". Maximilian erwiderte, er werde eine Deputation empfangen. Diese erschien denn auch, von dem Grafen Johann von Nassau geführt. Die Abgeordneten suchten den Zweck der Rüstungen Maximilians zu ergründen und ließen durchblicken, daß die Unionisten ihre in- und ausländischen Freunde zu Hülfe rufen werden, sobald die Liga ihre Werbungen nicht einstelle. Maximilian bedeutete ihnen, der katholische Bund habe im Namen des Kaisers gerüstet, als die Union bereits feindliche Stellung gegen das Reichsoberhaupt genommen habe. Rüste diese nicht ab und leiste sie den Fürstbischöfen nicht Schadenersatz, dann werde die katholische Liga ihr Recht mit gewaffneter Hand suchen. Diese unumwundene Sprache reizte die Delegirten. Nach siebentägigen fruchtlosen Unterhandlungen schien der Ausbruch eines Krieges unvermeidlich. Nur die eindringlichen Vorstellungen des eben zu München anwesenden greisen Kurfürsten Ernst von Köln vermochten Maximilian, den Bruch noch zu verschieben. Am 24. October wurde zwischen der Liga und der Union ein Vergleich stipulirt, in welchem beiderseitige Abrüstung bestimmt und die Entschädigungsangelegenheit der Bischöfe einer besondern Commission überwiesen wurde. Die ligistischen Mitglieder ratificirten zu Augsburg diesen Vertrag und sprachen dem Herzog für die bei Abschließung desselben bewiesene politische Klugheit und Gewandtheit ihre volle Anerkennung aus. Maximilian setzte seinen Mitständen in einer eigenen, an sie vertheilten Druckschrift die Gründe auseinander, die ihn beim Abschlusse des münchener Vergleiches geleitet hätten. Es müßte, heißt es darin, den Katholiken in der öffentlichen Meinung schaden, wenn sie den angebotenen Frieden zurückweisen

und ſolchergeſtalt die gehäſſige Rolle des Angreifers übernehmen würden; überdieß ſei die Liga nicht zur Offenſive, ſondern zur Vertheidigung gegründet worden. Rom und Spanien ſelbſt hätten zudem öfters den Wunſch verlauten laſſen, den Streit gütlich beizulegen.

Die Brandfackel des Krieges war alſo für den Augenblick erloſchen, leider aber nur, um einige Jahre ſpäter deſto ſchauerlicher über ganz Deutſchland aufzuleuchten.

Sechstes Kapitel.

Maximilians Fehde mit dem Erzbischof von Salzburg. Der bayerische Herzog tritt von der Liga zurück und gründet einen neuen katholischen Bund.

Während Maximilian noch mit den Unionisten unterhandelte, wurde seine Aufmerksamkeit auf eine die Interessen seines eigenen Landes zunächst berührende Angelegenheit hingelenkt.

Unter den Gegnern des bayerischen Herzogs befand sich, wie schon mehrfach erwähnt, auch der Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg. Dieser Kirchenfürst lebte ungescheut im Concubinate und wurde dadurch namentlich für den unter seiner kirchlichen Jurisdiction stehenden bayerischen Clerus die Ursache höchst beklagenswerther, stets sich erneuernder Aergernisse. Mit den protestantischen Fürsten, namentlich mit Christian von Anhalt, unterhielt er einen eifrigen Briefwechsel, ebenso stand er mit den französischen Hugenotten in lebhafter Verbindung. Am kaiserlichen Hofe säete er Mißtrauen und Argwohn gegen Maximilian, der Gelegenheit fand, sich von dem intriguanten Spiel Wolf Dietrichs aus einigen in seine Hände gerathenen Schriftstücken mit eigenen Augen zu überzeugen. Der Widerwille des bayerischen Herzogs gegen den katholischen Kirchenfürsten gewann an Stärke durch die unbesiegbare Weigerung des letzteren, der Liga beizutreten. Selbst päpstliche Ermahnungen fruchteten in dieser Hinsicht bei Wolf Dietrich nicht.

Maximilian, der bei allen Geschäften und vielverzweigten Arbeiten der Politik nie die Hebung der Landeswohlfahrt, besonders die Vermehrung seiner Finanzquellen aus den Augen verlor, verwandte um diese Zeit die regste und emsigste Thätigkeit auf die Ordnung des Salzwesens. Sein Vater hatte im Jahre 1594 mit dem Erzbischofe von Salzburg einen Vertrag abgeschlossen, der eine jährlich an Bayern abzuliefernde Quantität Salzes betraf. Dieser Contract schädigte nach Maximilians Ansicht nicht wenig den Handel des in Reichenhall gewonnenen Salzes, weßhalb der Herzog wünschte, sich der Verbindlichkeiten, welche ihm durch diesen Vertrag aufgelegt wurden, zu entledigen. Indessen wollte er, um dem Erzbischofe gegenüber jeden Schein von Ungerechtigkeit zu meiden, zuwarten, bis die Zeit ihm eine passende Gelegenheit zur Beseitigung des Vertrags böte. Diese Gelegenheit stellte sich ein, als ihm der Kaiser im Jahre 1609 ein schon lange nachgesuchtes Privilegium ertheilte, welches ihm die Berechtigung zusprach, in seinem Lande doppelte Mauten und Zölle zu erheben. Maximilian forderte nun auf Grund dieses Privilegs von den Salzburgern bei Einfuhr des halleiner Productes die doppelte Maut. Auf die Beschwerde Wolf Dietrichs hin suchte der Herzog Vergleichsversuche anzubahnen, die jedoch an der feindseligen Stimmung des Erzbischofs scheiterten; das Ende der Verhandlungen war die gegenseitige Aufkündigung des Salzcontracts. Doch war der Herzog nicht gemeint, für immer mit Salzburg zu brechen. Salzburg brauchte bayerisches Geld und Bayern salzburgisches Salz, mit dem es nach Böhmen, Franken und in die Oberpfalz Handel trieb. Der Erzbischof dagegen erhielt für die jährliche Salzausfuhr nach Bayern 200,000 Gulden. Die Erwartung Maximilians, Wolf Dietrich werde nicht säumen, die Hand zu jedem billigen Vergleiche zu bieten und damit den Weiterbezug der beträchtlichen Salzabgabe sich zu sichern, stellte

sich bald als eine irrige heraus. Der Erzbischof ließ neue Straßen bauen und eröffnete sich in Tyrol und Oesterreich andere Absatzquellen. Der Rückschlag auf den bayerischen Handel blieb nicht aus. Bayern konnte mit den von ihm producirten Salzquantitäten den Aufträgen auswärtiger Kaufleute nicht genügen, denn damals bestand die großartige Soolenleitung von Reichenhall bis Traunstein noch nicht. Fortwährend liefen daher Klagen und Beschwerden von Böhmen, Franken und Pfälzern, von Regensburg, Nürnberg und Passau ein; man drohte, den Bezug des bayerischen Salzes ganz einzustellen. Trotz der Schädigung, die dadurch den Staatseinkünften erwuchs, erachtete es Maximilian unter seiner Würde, den ersten Schritt zu einem Ausgleich zu unternehmen. Der Erzbischof hatte bislang klug gehandelt. Sein erster Erfolg gab den Unionisten, die in dieser Salzangelegenheit beim Kaiser für ihn Partei genommen, die willkommene Gelegenheit, ihn gegen Bayern noch weiter aufzuhetzen und zu kriegerischen Vertheidigungsmaßregeln zu ermuntern. Wolf Dietrich ließ also Truppen werben, die Grenze befestigen und traf überhaupt solche umfassende militärische Anstalten, daß ihm die Ausführung des längst gehegten Planes, das Erzstift zu säcularisiren und in's protestantische Lager überzugehen, leicht gelingen konnte. Zu Rothenburg an der Tauber waren damals die protestantischen Unionsverwandten versammelt und Fürst Christian von Anhalt betrieb in Briefen an den Erzbischof und dessen Kanzler eifrig die schnelle Ausführung des Planes.

Wolf Dietrich zögerte nicht, dem bayerischen Herzog die Waffen in die Hand zu zwingen. Im October 1611 besetzte der salzburgische Oberst Ehrgott das Stift Berchtesgaden, in welchem des Herzogs Bruder, Ferdinand, Fürstpropst war. Jetzt sah sich Maximilian genöthigt, Gewalt gegen Gewalt zu setzen. In der Gegend von Burghausen sammelte er

seine „Bereitschaft", 10,000 Mann, und ließ an den Erzbischof die Aufforderung ergehen, aus der Propstei Berchtesgaden, welche ihm sein abwesender Bruder Ferdinand zur Beschirmung übergeben, die Truppen zurückzuziehen, die an der berchtesgadener und bayerischen Grenze errichteten Schanzen und Forts niederzureißen, die Kriegskosten zu entschädigen und das halleiner Salz wieder auszuführen. Wolf Dietrich suchte Zeit zu gewinnen und entgegnete, er werde die Waffen niederlegen, sobald Bayern geneigten Sinn zu Unterhandlungen zeige. Inzwischen war eine Deputation des salzburger Domkapitels in das Hauptquartier Maximilians gekommen und hatte den Herzog gebeten, er möchte das Stift von der erdrückenden Herrschaft des Erzbischofs befreien, sonst eile dasselbe seinem unabwendbaren Verderben entgegen. Den Herzog hatte die ausweichende Rückäußerung Wolf Dietrichs unbefriedigt gelassen. Mit raschem Entschlusse rückte er gegen Tittmoning vor. Schon auf den zweiten Kanonenschuß ergab sich die Stadt; länger hielt sich das Schloß, das einige Stunden hindurch beschossen werden mußte, ehe die Besatzung capitulirte. Die Bayern zählten vier Todte und einige Verwundete. Maximilian selbst war in Todesgefahr gestanden, da ein pinzgauer Bauer auf ihn angelegt hatte; der Schloßhauptmann lenkte jedoch den sicher treffenden Schuß auf einen Offizier des Herzogs ab. Kaum war die Nachricht von dem Falle Tittmonings zu den Ohren des Erzbischofs gelangt, als er, von Entmuthigung ergriffen, dem Herzoge die Abtretung einiger Bezirke, sowie die Nachfolge im Erzbisthum dem bayerischen Prinzen Ferdinand, damals Koadjutor in Köln, anbieten ließ. Maximilian lehnte diese verlockenden Anträge ab und forderte den Erzbischof auf einige Mitglieder des Domkapitels mit den nöthigen Instructionen versehen zu Unterhandlungen an ihn abzuordnen. Statt dessen rafft der Erzbischof in Eile die kostbarsten

Kirchenschätze, Gold, Silber und Edelgestein zusammen und entwich unter dem Schutze der Nacht aus Salzburg; die Leitung des Erzbisthums hatte er dem Domkapitel übertragen. Dieses schickte ungesäumt den Domherrn v. Freiberg an Maximilian, der bereits bei Laufen stand, um ihm die Flucht des Erzbischofs zu melden und Land und Leute seiner Großmuth zu empfehlen. Der Herzog nahm Laufen ohne Widerstand und ordnete sogleich den Rittmeister Hercelles mit 200 Musketieren und 100 Reitern zur Verfolgung des Flüchtlings ab, um sich seiner Person zu versichern und die den Werth von einer Million repräsentirenden Schätze der salzburger Kirche zu retten. Am 25. October 1611 hielt Maximilian seinen Einzug in Salzburg; derselbe glich einem Triumphzuge. Die Bewohner der Stadt waren dem Bayernherzog eine Stunde weit entgegen gegangen und begrüßten ihn jubelnd als ihren Befreier. So verhaßt hatte sich Wolf Dietrich innerhalb der vierundzwanzig Jahre seiner verschwenderischen und alle Sittlichkeit höhnenden Herrschaft gemacht. Der flüchtige Metropolit wurde an der kärtnerischen Grenze eingeholt; reumüthig erklärte er dem bayerischen Rittmeister: „er habe leider sein Schicksal verdient; er allein sei an allem Uebel Schuld. Gott der Allmächtige habe ihn seiner Missethat wegen strafen müssen". Der Erzbischof wurde nach Werfen in strenge Verwahrung gebracht; die geraubten Schätze kamen wieder nach Salzburg.

Ganz Deutschland gerieth in lebhaftes Erstaunen über Maximilians Zug nach Salzburg; die Protestanten erblickten in dieser Handlung natürlich nichts als des Bayernherzogs Eroberungslust. Die eben zu Nürnberg versammelten Kurfürsten fragten Maximilians Onkel, den Kurfürsten von Köln, ob sein Neffe vielleicht das eroberte Land an sich bringen wolle. Um allen Verdächtigungen sofort entgegenzutreten, schrieb Maximilian gleich nach sei-

nem Einzuge in Salzburg an den Kaiser und an die Kurfürsten und setzte ihnen den Hergang der Sache auseinander, wobei er ausdrücklich betonte, daß der Erzbischof nicht sein, sondern des Domkapitels Gefangener sei. Am 6. November kehrte der Herzog nach München zurück; mit dem Domkapitel schloß er einen für Bayern vortheilhaften Salzcontract. Papst Paul V. tadelte anfangs das Vorgehen Maximilians, änderte jedoch seine Ansicht, als er durch das Domkapitel eingehend über die weltliche und geistliche Regierung Wolf Dietrichs Bericht erhielt. Der gefangene Erzbischof resignirte nach dem Wunsche des Papstes und starb nach sechs Jahren voll christlicher Reue über sein schuldbeladenes Leben[1]. Sein Nachfolger, ein Graf von Hohenems, weigerte sich eine Zeit hindurch, dem Herzog von Bayern die Kriegsentschädigung von 200,000 Gulden zu zahlen. Der päpstliche Nuntius wollte vermitteln und stellte dem Herzog vor, wie großen Nutzen die Liga durch den Beitritt des Erzbischofs gewänne. Maximilian bedeutete selbstbewußt dem Nuntius: „Die Liga ist gar nicht wegen Bayern, sondern zur Erhaltung der Erzstifte und der katholischen Religion in Deutschland geschlossen worden. Ich für meine Person habe gar keinen Nutzen, wohl aber, um menschlich zu reden, großen Schaden. Mir liegt Nichts daran, ob der Erzbischof ein Mitglied der Liga ist, oder nicht. Wenn die Liga fällt, bleibe ich doch immer noch Herzog von Bayern; ob aber die Erzbischöfe und Prälaten dann noch sein werden, was sie gegenwärtig unter Baierns Schutz sind, ist sehr zweifelhaft". Von Seite Salzburgs schob man nun Geldmangel vor und erwähnte der geringen Einkünfte des derzeitigen Erzbischofs. Maxi-

[1] Vergessen soll nicht sein, daß er für die Verschönerung Salzburgs Vieles gethan und daß er sein christliches Ende durch manche Wohlthat gegen die Armen sich verdient hatte.

milian aber schrieb zurück: „Er sey, was des neuen Erzbischofs Einkünfte betreffe, eines ganz andern berichtet, nämlich, daß diese um etliche hunderttausend Gulden höher, als die seiner Vorgänger angesetzt seyen, und daß er gute Mittel in Händen habe, dieselben noch höher zu bringen. Dieses wäre denn auch leicht möglich, wenn der Erzbischof, nach dem gottseligen Beispiel mehrer seiner Vorfahren, nicht auf kaiserliche, königliche oder erzherzogliche Art mit so überschwenglichen, unnothwendigen, verschwenderischen Unkosten überflüssige Garden, Kriegsübungen, Inventionen, Mutationen, Eversionen und dergleichen so übermäßig viel verwenden, sondern seinem Beruf und Stand gemäß, fein sparsamlich, jedoch eben sowohl fürstlichen Hof halten würde, als viele seiner Vorfahren gehalten haben, und gleichwohl auf Reichs- und anderen Tägen ansehnlich, ehrlich und stattlich erschienen, angesehen, gehalten, venerirt, geliebt und ästimirt worden sind. Es mangle gegenwärtig in Salzburg an Luxus und gutem Leben nicht. Weil denn zu solchen und mehr andern Sachen, die unnöthig, überflüssig und nur zur Pracht dienen, bei dem Erzstift Geldes genug und dessen kein Mangel vorhanden sey, warum sollte denn er, Maximilian, das Seinige nachlassen, in den Wind schlagen, und eben dasjenige, was er vom Erzstift zu fordern habe, und das Erzstift bezahlen soll und leicht bezahlen kann, zurücklassen, und gleichsam mit seinem eigenen Gelde besagte überflüssigen Unkosten, Pracht und Anderer Wohlfahrt befördern und erhalten, da er doch solch Geld nothwendig und dem gemeinen Wesen zum Guten viel besser anzuwenden wüßte?“ Nach längeren Verhandlungen nahm der Herzog mit einer Entschädigung von 150,000 Gulden vorlieb.

Acht Tage nach Abschluß obigen Vergleichs zwischen dem Herzog und dem Domkapitel starb Rudolph II. Noch die letzten Lebenstage wurden ihm durch schmerzliche Erfahrungen verbittert. Nachdem er bereits 1608 Ober- und

Niederösterreich, Ungarn, Mähren und Tyrol an seinen ehrsüchtigen Bruder Matthias verloren hatte, wurde ihm nur wenige Monate vor seinem Tode auch die Krone Böhmens vom Haupte gerissen. Matthias verdankte seine Erfolge der Unterstützung Seitens der Protestanten, denen er freieste Religionsübung zusicherte. Bei seiner Krönung als König von Böhmen mußte er, der katholischen Religion zur Schmach, den Majestätsbrief beschwören, jene Urkunde, in welcher bereits Rudolph II. den protestantischen Ständen der Böhmen, Schlesier und Lausitzer unbeengte Cultusfreiheit eingeräumt hatte.

Nach Rudolphs II. Tod griff die französische Staatsregierung den Plan Heinrichs IV. wieder auf, Maximilian von Bayern zur Kaiserwürde zu verhelfen. Kurpfalz und andere Unirte waren für die Wahl des Herzogs. Aber Maximilian dachte nicht entfernt daran, die Hand nach dem Danaergeschenk der deutschen Kaiserkrone auszustrecken; er wies sie zurück. Würde er sie angenommen haben, dann hätte er Deutschland in einen blutigen Bürgerkrieg gestürzt; ohne Hülfe Frankreichs wäre er nie im Stande gewesen, sich auf dem Throne zu behaupten. Spanien hätte er sich entfremdet und sein großes Werk der katholischen Liga, in dem sich sein politischer Gedanke verkörperte, mit eigener Hand der Vernichtung geweiht. Maximilian bekundete durch die Ablehnung der Kaiserwürde nicht nur, wie ein protestantischer Historiker urtheilt, seine hohe politische Befähigung auf glänzende Weise; er sprach in diesem Acte seine unwandelbare Treue gegen die Interessen des katholischen Glaubens aus, dessen Größe in Deutschland zu erhalten seinem Herzen näher lag, als der trügerische Schimmer einer Kaiserkrone.

Die Wahl wurde nun auf Matthias gelenkt, dem die Protestanten noch mehr Zugeständnisse abzuringen hofften. Der neue Kaiser war kein Freund Maximilians. Er war

dem Herzoge persönlich abgeneigt, weil ihm, wegen seines in mehrfacher Hinsicht anstößigen Lebenswandels, Herzog Wilhelm V. auf Betreiben Maximilians die Hand der Prinzessin Maria Magdalena verweigert hatte; zugleich sah Matthias mit neidischem Auge auf Maximilians einflußreiche Stellung im Reiche als gefürchteter Bundesoberster. Er trug sich mit dem Entschlusse, die Liga in die Hände Oesterreichs zu spielen, oder aber, wenn dieser Plan fehlschlüge, sie gänzlich aufzulösen. Cardinal Khlesel wurde mit der Vollführung des Werkes betraut. Khlesel hatte sich durch seine glänzenden Geistesgaben zu den ersten kirchlichen Würden und zum Premierminister des Kaisers emporgeschwungen. Der Cardinal leitete die ihm von Matthias übertragene Aufgabe damit ein, daß er an Kurmainz den dringenden Antrag richtete, Kursachsen in die Liga aufzunehmen. Gelang dieser Wurf, dann mußte das katholische Bündniß, seiner innersten Idee einer Schutzmacht für den katholischen Glauben entfremdet, zerfallen. Johann Schweickart sah kurzsichtig in der Annäherung eines so hervorragenden protestantischen Reichsstandes wie Sachsen einen erheblichen Gewinn für die Liga und suchte den bayerischen Herzog für die Aufnahme Kursachsens günstig zu stimmen. Maximilian aber erkannte sofort die trugvolle Politik Khlesels und verwarf die Zumuthung.

„Es scheint Uns eine Nothdurft zu sein", meldete er in dieser Sache an den Kurfürsten von Mainz und den Erzherzog Ferdinand, „daß, ehe und bevor des Kurfürsten von Sachsen Liebden oder ein anderer protestierender Stand zur Bundestractation zugelassen werde, Sr. königl. Würde zu Spanien, als Protector des Bundes, sowie auch die päpstliche Heiligkeit berichtet werde. Sollte aber ohne Vorwissen und Willen der päpstlichen Heiligkeit und der königl. Würde zu Spanien mit Einnahme des Chur- und fürstlichen Hauses Sachsen in den Bund verfahren werden; so müßten Wir nicht

unzeitig die Beysorge tragen, es dürfte hiedurch dem Bunde sowohl die Spanische, als zuvorderst auch die päpstliche Hilfe entgehen. Daraus hätte dann der Bund mehr Schaden als Nutzen. Schließlich ist auch dieß wohl zu erwägen, daß, wenn Sachsen und andere protestierende Stände in die Union eingenommen und zu den Bundestägen berufen werden, sie ohne Zweifel neben den katholischen Ständen Sitz und Stimme in den Versammlungen würden haben wollen. Wir wissen aber nicht, ob es rathsam sey, die Protestierende auf solche Weise von dem Unvermögen und Heimlichkeiten einiger katholischer Stände in Kenntniß zu setzen. Sollten sie gleich nicht neben den Katholischen sitzen und stimmen; so würde es ihnen und den ihrigen doch an Mitteln nie fehlen, zu erfahren, was in den Versammlungen verhandelt und was für ein Kriegsnerv bei den katholischen Ständen vorhanden wäre." Auf einem ligistischen Convente zu Frankfurt am Main, wohin Maximilian im März 1613 die Bundesmitglieder berufen, wurde einhellig beschlossen, keinem protestantischen Stand den Zutritt in die Liga zu gestatten, denn es bestätige die Erfahrung, „daß Gott der Allmächtige seine Hand abgezogen habe, sobald man sich wider besser Wissen und Gewissen mit solchen Leuten eingelassen, und daß dabei weder Glück noch Segen sey". Ferner gaben sich die Versammelten gegenseitig die Versicherung, auf dem kommenden Reichstage mit Festigkeit für die Aufrechthaltung des Religionsfriedens einzustehen.

Dieser Reichstag wurde am 13. August 1613 mit großem Gepränge durch Matthias zu Regensburg eröffnet. Die Unionisten forderten, ehe man auf die Berathung der kaiserlichen Proposition eingehe, Erledigung ihrer Beschwerden. Die Ligisten unter Vorantritt der bayerischen Gesandten entschieden sich für die kaiserliche Vorlage. Nun verließen die Protestirenden den Sitzungssaal, indem sie jegliche Stimmenmajorität, als nicht zu Recht bestehend, verwarfen.

Nahezu zwei Monate hielten sie sich ferne von jeglicher Theilnahme an den Versammlungen. Erst als der Kaiser eine Nebenpropositon berathen ließ, fanden sie sich in der ersten Sitzung wieder ein. In dieser gaben die Deputirten von Pfalzlautern das für alle Unirte maßgebende Votum ab, die Türkensteuer könne nur dann bewilligt werden, wenn die vornehmsten Beschwerden der Protestanten sogleich abgestellt würden. Namentlich sei die längst versprochene Wiederherstellung Donauwörths in's Werk zu setzen. Abermals mieden die unionistischen Stände voll trotzigen Sinnes die ferneren Sessionen. Matthias ließ ihnen nun durch Khlesel die Restitution der Stadt Donauwörth versprechen und drang auch bei dem Herzog von Bayern auf Specificirung der durch die Execution erwachsenen Rechnung. Diese sollte von kaiserlichen Kommissarien eingesehen werden. Zu Dinkelsbühl fanden sich die Abgeordneten des Kaisers und Maximilians zusammen. Allein die gegenseitigen Unterhandlungen endigten nicht nach Matthias' Wunsch; denn als dessen Bevollmächtigte gemäß ihrer Instruction die Rechnung nicht acceptirten, sondern einen Nachlaß zu erhandeln suchten, schrieb Maximilian an seine Kommissarien: „Hätten Wir zuvor gewußt, daß es Sr. kaiserlichen Majestät gnädigste Absicht, Wille und Meinung gewesen, die Rechnung nicht justificiren, sondern nur auf einen Nachlaß handeln zu lassen, so hätten Wir einer solchen Kommission, worauf sowohl Uns als den Kommissarien Zeit und Unkosten geloffen, gar leicht entbehren können. Es thut Uns etwas wehe, daß wir zu solchem auf Uns geladenen Haß, bloß allein um die kaiserliche Authorität zu erhalten, neben ausgestandener Gefahr noch dazu Unser baar erlegtes Geld mit so schlechter Erkenntlichkeit dahinten lassen sollten. Dieses soll Uns um so weniger zugemuthet werden, weil dem Hause Sachsen die Gothaische Executionskosten (bei Gelegenheit der Grumbach'schen Händel) völlig erstattet

und noch dazu ganze Graf- und Herrschaften zur Rekompens gegeben worden sind". Zugleich rief Maximilian seine Kommissarien zurück und machte so allen weiteren Verhandlungen ein Ende. Donauwörth aber gedieh wieder an Bayern, von dem es zweihundert Jahre lang getrennt gewesen.

Nachdem der erste Versuch Khlesels, die Liga durch die Aufnahme Sachsens in den Bund zu sprengen, an des bayerischen Herzogs Entschiedenheit gescheitert war, wählte der Cardinalminister auf dem Reichstage einen andern Weg. Es gelang ihm, eine Dreitheilung des Bundesdirectoriums für Kurmainz, Oesterreich und Bayern durchzusetzen. Maximilian durchdrang ohne Mühe die dieser neuen Organisation zu Grunde liegende Absicht. Man wollte das Directorium dem Kaiser in die Hände spielen; „daraus würde folgen, daß man alle odiosa Baiern auftragen, und Baiern nicht allein des Kaisers, sondern des Kurfürsten von Mainz und des Erzherzogs Maximilians bloßer Executor sein würde". Auch diesen Plan vereitelte der Herzog durch eine Klausel, die er in den Receß einschob und die jedem Mitgliede die Wahl frei ließ, sich unter das österreichische oder bayerische Directorium zu stellen. Sämmtliche außerösterreichische Stände, die zwar das Ansehen des Kaisers wider die Unionisten schützen, aber nicht dem Erzhause Oesterreich ganz anheimfallen wollten, gaben dem bayerischen den Vorzug; die Amtsgewalt des Erzherzogs Maximilian erstreckte sich daher einstweilen nur mehr auf seine und seines Hauses Besitzungen.

Der Bayernherzog gewann um diese Zeit einen neuen Bundesgenossen an dem jungen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, der durch stete Territorialstreitigkeiten mit Brandenburg wegen der jülich'schen Lande veranlaßt wurde, sich um den Beistand eines mächtigen Hauses umzusehen. Er bewarb sich um die Hand Magdalena's, der jüngsten Schwester Maximilians, die er auch erhielt, nachdem er zur katholischen

Kirche zurückgekehrt war. In Düsseldorf, wohin er sich nach seiner Vermählung mit der bayerischen Prinzessin begab, erwarteten ihn stürmische Auftritte, denn die brandenburgische Partei war erbittert über den Pfalzgrafen und seine katholische Gemahlin. Die Bewegung steigerte sich, als Johann Sigismund von Brandenburg, der vom Protestantismus zum Calvinismus übergetreten war, die Holländer herbeirief, welche die Festung Jülich wegnahmen. Nun griff auch Maximilian von Bayern thätig in den Gang der Ereignisse ein. Seinen Schwager, dessen Conversion bisher als Geheimniß behandelt worden war, forderte er auf, sich öffentlich als Katholiken zu bekennen und sandte ihm bedeutende Geldsummen, um Truppen zu werben; am Hofe zu Brüssel bewirkte er, daß Ambrosius Spinola mit 30,000 Spaniern die Maas überschritt und die Holländer zurückdrängte.

Maximilian verlor während dieser Zeit die Liga nicht aus dem Auge; er strebte, sie wieder zu jener Selbstständigkeit zu erheben, die sie vor dem regensburger Reichstage innegehabt. Ihre jetzige Gestalt mißfiel ihm, denn die Liga war nicht nur ihrem früheren Zwecke, die katholische Kirche in Deutschland zu schirmen, entrückt, sondern geradezu ein blindes Werkzeug in der Hand des Kaisers geworden. Cardinal Khlesel hatte nämlich die Bundesstatuten dahin abgeändert, daß, wenn ein Directorium angegriffen würde, ihm die beiden anderen mit ihrer ganzen Macht zu Hülfe ziehen müßten. Maximilian schloß mit den Bischöfen von Augsburg, Eichstädt, Würzburg und Bamberg und mit dem Propste von Ellwangen eine Particular-Union im Mai 1614 zu Augsburg. Die beiden Directoren zu Mainz und Innsbruck wurden von den augsburger Bestimmungen in Kenntniß gesetzt mit dem Bemerken, daß ihnen die bayerischen Bundesverwandten im Fall der Noth und auf Zusicherung von Gegen-

hülfe beispringen würden, im Uebrigen jedoch sollten sie weder auf Geld noch auf Mannschaft rechnen. Einige Monate später lud Maximilian, durch den Stand der jülich'schen Angelegenheit veranlaßt, seine durch den Beitritt mehrerer oberländischer Stände verstärkten Mitglieder zu einem Bundestag nach Ingolstadt ein. Dort wurde der Beschluß gefaßt, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit Geld und Truppen zu unterstützen. Maximilian hatte den Kreis seines Directoriums beträchtlich erweitert; das österreichische aber eilte in Folge des Austritts einiger oberländischer Stände seiner Auflösung entgegen. Nun forderte der Erzherzog von Innsbruck die katholischen Stände Schwabens, vorzüglich den Bischof von Augsburg, in gebieterischem Tone auf, aus dem bayerischen Directorium auszuscheiden und sich unter das österreichische zu begeben, widrigenfalls er gänzlich von dem Bunde zurücktrete. Auf einer Versammlung zu Ueberlingen (1615), welche der Bischof von Constanz nach dem Willen des Erzherzogs veranstaltet, erklärten sich mehrere katholische Stände Schwabens für das Directorium zu Innsbruck; nur der Propst von Ellwangen wollte in treuer Anhänglichkeit von Maximilian nicht lassen. Kurmainz trat ohne Zögern zum Erzherzog über und drang sogar in den bayerischen Herzog, er möge doch das Bisthum Augsburg an das österreichische Directorium abtreten, um den Wünschen des Erzherzogs entgegenzukommen. Maximilians Geduld war jetzt erschöpft. Das große Werk, an dem er viele Jahre mit opferwilliger Hingebung gebaut, sah er seiner ursprünglichen Bestimmung entrissen, sein Entschluß war gefaßt. Im Anfang des Jahres 1616 legte er das Bundesoberſten-Amt unwiderruflich nieder, ohne sich jedoch von der katholischen Sache loszusagen und meldete seine Beweggründe zu diesem ernsten Schritte alsbald nach Rom und Madrid, sowie an die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt.

„Nicht Uns gilt die Gefahr", ſchrieb Maximilian, „Wir als Erbfürſt ſind vielmehr ſicher, wenn wir uns nur Anderer nicht annehmen; die anſehnlichen Erzbisthümer, Bisthümer und Stifter ſind der Kranz, um den man ſtreitet. Ehre und Vortheile, die Uns dieſe Würde gebracht hat, überlaſſen Wir recht gerne Andern. Die Letztern werden wohl wenige mit uns theilen mögen." Die Kunde von Maximilians Abdankung erregte allenthalben Erſtaunen und Beſtürzung. Die Feinde der katholiſchen Sache frohlockten; ſie ſahen ſich endlich von ihrem gefürchtetſten Gegner befreit. Noch vor Kurzem hatten die Unioniſten die bezeichnende Aeußerung fallen laſſen: „Wäre der Herzog von Bayern nicht geweſen, ſo würden wir die Bisthümer und Klöſter wohl anders heimgeſucht haben". Die Katholiken trauerten; in laute, rührende Klagen brachen die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg aus; der letztere befand ſich eben bei jenem auf Beſuch, als die Geſandten Maximilians mit dem Abdankungsſchreiben anlangten. „Wenn der Herzog von Bayern aufhört, Bundesoberſter zu ſein", ſprachen ſie zu den Abgeordneten, „dann iſt es um Religion und Vaterland geſchehen. Es iſt beſſer, daß Oeſterreich von der katholiſchen Union, als daß Bayern von derſelben abtrete; er (Maximilian) muß unſer Maccabäus und der Beſchützer unſres Glaubens ſein und bleiben. Verläßt uns der Herzog, dann werden wir wie zerſtreute Schafe den Wölfen unvermeidlich zur Beute." „Könnte ich", klagte ſchmerzlich der greiſe, ehrwürdige Biſchof von Würzburg, „ungehindert von meiner Kränklichkeit nach München reiſen, ſo würde ich dem Herzog mein Gemüth mündlich öffnen und ich vermeine mit ſolchem Affect, daß derſelbe ſich zu einem andern würde bewegen laſſen." Aber Maximilian blieb unerſchütterlich; auch einer Geſandtſchaft der Biſchöfe von Würzburg, Bamberg, Eichſtädt und Augsburg gegenüber betonte er, bei ſeinem Ent-

schlusse zu verharren. Doch versicherte er die katholischen Stände seiner Hülfe, wo er sie ihnen nur angedeihen lassen könne. Ruhigen, aber unverwandten Blickes verfolgte nun Maximilian I. die immer höher fluthenden Strömungen der Zeit; der katholischen Sache bewahrte er in alter Treue seine ungeschwächte Sympathie und seinen ganzen Einfluß, wo immer er Beides geltend machen konnte.

Bald trat es klar zu Tage, welchem Zweck die Liga unter dem österreichischen Directorium dienen sollte. Kaiser Matthias, sowie seine noch lebenden Brüder Maximilian von Tyrol und Erzherzog Albrecht, Statthalter der Niederlande, waren kinderlos. Die Erhaltung des habsburgischen Hauses beruhte allein auf Ferdinand von Steyermark, dem der Kaiser und seine Brüder rechtzeitig die Nachfolge im Reiche sichern wollten. In Böhmen und Ungarn ging die Wahl Ferdinands zum König ohne merkliche Hindernisse vor sich; erhebliche Schwierigkeiten stellten sich dagegen der Wahl zum römischen Könige in den Weg. Um dieselben zu beseitigen, gerieth Erzherzog Maximilian auf den Gedanken, mit dem Beistande der Höfe zu Brüssel und Madrid und unter dem Commando Ferdinands von Steyermark eine wohlgeordnete Heeresmacht auf deutschem Boden aufzustellen, um die Widerwilligen zu schrecken, die Parteilosen aber zur Pflichterfüllung zu zwingen. Sollte diese militärische Macht nicht zulänglich sein, dann sei die Liga aufzubieten. Kaum gelangte die Kunde von diesen Planen des Erzherzogs in das Reich hinaus, als auch schon die Opposition sich regte. Unter dem Vorsitze des jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz versammelten sich die Unirten im April 1617 zu Heilbronn, gelobten sich treues Festhalten und luden den Herzog Karl Emmanuel von Savoyen ein, der Union beizutreten. Auch Maximilian I. sprach gegen seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln, seine Unzufriedenheit mit dem Projecte des Erz-

herzogs von Innsbruck aus. Für die Wahl Ferdinands von Steyermark ſtimme zwar auch er, aber in der aufzuſtellenden Heeresmacht ſähe er den Keim zu einer unumſchränkten Machtvollkommenheit, welche für die Souveränetät Bayerns und anderer fürſtlicher Häuſer gleich gefahrdrohend ſei. Dem Erzherzog Ferdinand mißgönne er die Unterſtützung der Liga nicht, obſchon ſie nach der Anſchauung der oberländiſchen Stände nur zur Vertheidigung der katholiſchen Religion und nicht zu einem anderen Zwecke da ſei. Er äußere indeß dies letztere nur unter dem Siegel des Geheimniſſes, „damit ich", fügte er hinzu, „bei dem Erzherzog Ferdinand und dem Hauſe Oeſterreich (dabei ich ohnehin nicht mit rother Dinte eingeſchrieben bin) nicht in Verdacht komme, als wolle ich ihnen ihre Wohlfahrt nicht gönnen". Das Mißvergnügen der Stände des Reiches, namentlich der Unioniſten, ſtieg von Tag zu Tag höher; ſelbſt das öſterreichiſch geſinnte Sachſen wurde unruhig. Kaiſer Matthias, durch dieſe allgemeine Gährung zurückgeſchreckt, ſuchte einen Ausweg. Cardinal Khleſel rieth ihm, als einziges Mittel die Aufregung zu dämpfen, die Auflöſung der Liga und der Union an. Der Kaiſer befahl dieſelbe. Allein das kaiſerliche Wort war längſt zum leeren Schall geworden. Die zu Heilbronn berathenden Unirten beantworteten den Befehl des Reichsoberhauptes damit, daß ſie ihren Bund auf drei Jahre verlängerten und ſofort Rüſtungen anſtellten. Auch die geiſtlichen Kurfürſten proteſtirten gegen eine Auflöſung der Liga, die übrigens ſeit Maximilians Rücktritt bedeutungslos war. Somit hatten die thatkräftig rüſtenden Gegner wieder die entſchiedene Oberhand und pochten auf ihre drohende Macht den wehr- und ſchutzloſen Katholiken gegenüber. In dieſer jammervollen Verlaſſenheit richteten mehrere geiſtliche Fürſten ihr Auge wieder auf Maximilian I. von Bayern. Unabläſſig lagen ihm die Biſchöfe von Würzburg, Bamberg und

Eichstädt und der Probst von Ellwangen mit der Bitte an, nochmals ihr Schirmvogt zu sein. Der Herzog zauderte; allein da auch sein Bruder, der Kurfürst Ferdinand von Köln, die bittende Stimme erhob, gab er nach reiflichem Erwägen dem Drängen seiner alten, treuen Freunde nach. Im Mai 1617 legte er zu München den Grund zu einer neuen Liga, indem er eine „Defensivallianz" schuf, deren Dauer auf vier Jahr festgesetzt wurde. Der Herzog erhielt das Directorium und die „freie ungesperrte Disposition". Niemand ahnte das Vorhandensein eines neuen katholischen Bundes. Zwar war die Mitgliederzahl klein; aber Muth beseelte sie, Vertrauen und Opferwilligkeit umschlang sie gegenseitig und erhöhte ihre Kraft im Hinblicke auf Maximilian, der, gleich einem von wilden Wogen umtosten Felsen im hochgehenden Parteigetriebe stand und festen Blickes der düsteren Zukunft in's dräuende Antlitz sah, im starken Herzen die Alles überwindende Liebe zur Kirche tragend.

Siebentes Kapitel.

Maximilian weist die Kaiserkrone zurück und unternimmt den böhmisch-pfälzischen Feldzug.

Mit Widerwillen und Furcht waren die Blicke der Unionisten dem Bestreben des Kaisers und seiner Brüder gefolgt, die Krone des Reiches an Ferdinand von Steyermark zu bringen. Was die protestantisch-calvinistische Partei an dem Erzherzog von Gratz vornehmlich haßte, das war die Festigkeit, mit der er dem katholischen Glauben anhing und die Kraft der Seele, die in ihm wohnte. Seine Wahl zu vereiteln bildete die Triebfeder einer fieberhaften, von den Kreisen der Union ausgehenden Action. Am kurpfälzischen Hof zu Heidelberg wurde der Plan geschmiedet, mittelst eines allgemeinen Bundes deutscher Reichsstände der habsburgischen Dynastie das kaiserliche Scepter zu entreißen und es einem andern Fürstenhause zu übergeben; die außerdeutschen Verbündeten der Union, Frankreich und Holland, stimmten zu. An die Spitze des gemeinsamen Bundes sollte Herzog Maximilian von Bayern treten. Bereits im Jahre 1616, als sich dieser von der Liga losgesagt, hatten die Unirten mit aller Vorsicht ihre Fühler an den münchener Hof ausgestreckt und dem bayerischen Herzog durch einen eigenen Gesandten vorgestellt, daß es ersprießlicher wäre, wenn nur Ein Bund bestünde, dieser aber von einem würdigen, kraftvollen Oberhaupte geleitet würde. Maximilian dankte für das ihm geschenkte Ver-

trauen und verhehlte nicht, daß er sich von der Sache der Katholiken nie trennen, wohl aber ihre Rechte gegen jeden Angriff von protestantischer Seite vertheidigen werde. Der kurpfälzische Hof ließ sich durch diesen Bescheid nicht abschrecken, sondern kehrte im Gegentheil, je näher die römische Königswahl rückte, die tiefer liegende Absicht immer deutlicher heraus. Kurfürst Friedrich V. selbst bemühte sich nach München, um seinen herzoglichen Vetter für die Annahme der Kaiserkrone zu gewinnen. Aber der kluge Maximilian war durch keinerlei Vorspiegelungen zu blenden; er hatte längst den Ziel- und Angelpunkt dieses französischen und unionistischen Eifers durchschaut: man suchte in ihm ein von den Unirten und ihren auswärtigen Bundesgenossen abhängiges und darum unbedingt gefügiges Reichsoberhaupt. Maximilian nahm den jungen Kurfürsten sehr freundlich auf, zeigte aber im Verlaufe des Gespräches gar kein Gelüsten nach der Kaiserkrone. „Ich gönne", sagte er, „die kaiserliche Würde dem, welchem sie die Vorsehung zutheilen wird, ganz gerne, und, Herr Vetter," schloß er in aufrichtigem Tone, „ich bin kein Feind von Oesterreich." Erfolgreicher endigten dagegen die Unterhandlungen, welche Kurpfalz mit dem Herzoge von Savoyen eingeleitet. Dieser verpflichtete sich, dem Kurfürsten Friedrich V. außer dem Königreich Ungarn und dem Elsaß auch noch Theile von Oesterreich zu verschaffen, Pfalz dagegen versprach dem Herzoge Karl Emmanuel Böhmen und die Kaiserwürde.

Während dieser geheimen Umtriebe loderte in Böhmen das Feuer der Revolution bereits in hellen Flammen empor. Die mit der Union eng verbundenen Häupter der Empörung hatten aus dem verbotenen Baue zweier utraquistischen Kirchen in Braunau und Klostergrab einen willkommenen Anlaß zur Verwirklichung ihrer Plane hergeleitet. Die böhmischen Protestanten schrieen über Verletzung des *Majestätsbriefes* und über Verrath an der Nation. Der Graf

Matthias von Thurn, Colon von Fels und einige andere unzufriedene Herren des böhmischen Adels organisirten den böhmischen Aufstand und appellirten mit fanatischen Worten an den Deutschhaß der erregten czechischen Masse. Zu Prag wurden am 23. Mai 1618 „nach altem slavischen Brauch" die beiden wegen ihrer Abneigung gegen den Majestätsbrief verhaßten königlichen Statthalter Martinitz und Slawata nebst ihrem Secretär Fabricius zum Fenster hinausgestürzt. Thurn und die mit ihm verbündeten Edelleute rissen die Landesregierung an sich, warben Truppen, nahmen alle kaiserlichen Beamten in Pflicht, vertrieben die Jesuiten aus dem Lande und bewarben sich bereits um die Hülfe des Schwedenkönigs und des Sultans. In einer Denkschrift wagten sie ihr aufrührerisches Treiben zu beschönigen. An den münchener Hof schickten sie eine förmliche Deputation, theils um den Herzog um seine Unterstützung zu bitten, theils um sich zu rechtfertigen. Maximilian antwortete den Gesandten in bitter ernstem Tone voll Freimüthigkeit: „Ihr habt euch wider alles Recht selbst zum Richter in eigener Sache aufgeworfen und ein unbefugtes Urtheil auf unerhörte Weise vollzogen, auch Priester ohne ordentliche Anklage und Verhör auf ewig verbannt. Dem größten Uebelthäter, ja, wie man zu sagen pflegt, dem Teufel selbst, lasse man doch sein Recht widerfahren. Ich habe bisher mit den Böhmen gute, freundliche Nachbarschaft gehalten; aber es könnten, so leid es mir thut, doch Umstände eintreten, wo ich anders handeln müßte als bisher". Mit dieser Antwort entließ er die Gesandtschaft. Sofort ordnete er zum Schutze seines Landes an der böhmischen Grenze die nöthigen Vertheidigungsanstalten an.

Der Kaiser hoffte die Rebellen durch die Sprache der Milde zum Gehorsam zurückzuführen. Vergeblich. In raschem Anlaufe brachten die Insurgenten alle festen Orte in Böhmen, mit Ausnahme der kaisertreuen Stadt Budweis, in ihre Hände.

Matthias befand sich in einer verzweifelten Lage; seine Commissäre, welche den böhmischen Ständen die Pflichten des Gehorsams in Erinnerung brachten, wurden in's Gefängniß geworfen. Die Bedrängniß wuchs und zwang den Kaiser, sein bittendes Wort an Herzog Maximilian zu richten, daß er ihn mit Volk, Geschütz und Geld unterstützen möchte; auch König Ferdinand wandte sich Hülfe suchend an den Freund seiner Jugend. Maximilian bedauerte, keinen Beistand gewähren zu können, da sein eigenes Land in nächster Nähe der Rebellion des ausgiebigsten Schutzes dringend bedürftig sei. Oesterreich hatte vergessen, daß es die Liga in Trümmer geschlagen. Wäre Maximilian jetzt an der Spitze eines kräftigen Bundes gestanden, dann hätte er leicht dem bedrängten Kaiser ein Helfer und Schützer sein können. Nun rächte sich die Zerstörung der Liga! Unterdessen gewannen die Aufständischen immer mehr an Boden. Unterstützt von den Verbündeten der Union und von Gustav Adolph von Schweden, aufgemuntert von Holland, verstärkt durch die Erhebung der Mähren, Schlesier und Lausitzer, stritten die Utraquisten mit einer Begeisterung, die ihnen Sieg auf Sieg über die kaiserlichen Generale Boucquoi und Dampierre errang. Der Herzog von Savoyen überließ der Union ein in Deutschland geworbenes Truppencorps, das der Kurfürst von der Pfalz unter dem Grafen Ernst von Mansfeld insgeheim den Böhmen zu Hülfe schickte. Bald zitterte die Kaiserstadt vor den siegreich vordringenden Schaaren Thurns. Kein Hoffnungsstern wollte sich für das bedrängte Kaiserhaus zeigen. Nur die Liga allein konnte es noch retten.

Philipp III. von Spanien sandte den Marquis von Spinola an den Herzog Maximilian mit der dringenden Vorstellung, den katholischen Bund zu erneuern und versprach die eifrigste Unterstützung. Auch in Wien bewies *Spinola* die Nothwendigkeit der ligistischen Hülfe. Pfalz-

graf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, von dem Marquis gebeten, seinen herzoglichen Schwager zur Reorganisation der Liga zu bewegen, reiste selbst nach München, nachdem er sich der Zusage der Bischöfe von Augsburg, Eichstädt, des Propstes von Ellwangen und des Markgrafen von Burgau versichert hatte; er bot seine ganze Beredtsamkeit auf, Maximilian für die Wiederherstellung des katholischen Bundes zu gewinnen. König Ferdinand ordnete einen eigenen Gesandten nach München ab, um dem Herzog zu eröffnen, daß sowohl Spanien als Oesterreich auf jedes Directorium der Liga fürder Verzicht leisten wolle. Nach langer Weigerung verstand sich Maximilian endlich dazu, nochmals Hand an das große Werk seines Lebens zu legen. Den Höfen zu Madrid und Rom schilderte er in einer ausführlichen Denkschrift die Größe der für die katholische Religion und für das Haus Oesterreich bestehenden Gefahr und forderte sie zur wirksamen Unterstützung auf. „Die böhmischen Unruhen", schrieb Maximilian an Philipp III. von Spanien, „hauptsächlich entsprungen aus jenen von Rudolph und Matthias ertheilten Religionsprivilegien, greifen immer weiter um sich und zwecken offenbar auf die Vertilgung der katholischen Religion ab. Nicht nur die Böhmen, sondern auch die ketzerischen Kurfürsten und Fürsten im Reiche arbeiten jetzt darauf hin, die böhmische Krone dem Hause Oesterreich ganz und gar zu entziehen, einem Ketzer zuzuwenden, dadurch im kurfürstlichen Collegium die Stimmenmehrheit zu erlangen und einen ketzerischen Kaiser wählen zu können. Es sind jetzt Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz und das Erzherzogthum Oesterreich theils in wirklichem Aufstande begriffen, theils in ihrer Treue schwankend, und zwar unter dem Vorwande der Religion, in der That aber, um sowohl den Katholicismus zu vertilgen, als auch sich von dem Haus Oesterreich gänzlich loszureißen; denn seit langen Jahren hegen die Ketzer

einen sehr großen Haß gegen Oesterreich. — Aus Allem gehe klar hervor, daß die katholische Kirche in der höchsten Gefahr schwebe. Ja, wenn Gott der Seinigen sich nicht erbarme und männiglich zu löschen und zu helfen mit äußerstem Vermögen zulaufe, so seye zu fürchten, daß die katholische Religion, die Bisthümer, Stifte und Klöster im römischen Reiche völlig zu Grunde gehen und Alles den Ketzern in die Hände falle. Diese Gefahr seye besonders für das Haus Oesterreich höchst bedenklich: denn eben damit gehe man um, daß Oesterreich nebst der katholischen Religion alle seine Erzstaaten in Deutschland entweder ganz verliere, oder nur unter Bedingungen behalte, welche denselben Nichts als den Namen davon übrig lassen. Ja wenn die Ketzer im deutschen Reiche auf solche Art die Oberhand gewännen, so würden sie und ihre Genossen in England, Frankreich und Holland sich bemühen, Seine Königl. Würden ganz und gar von den Niederlanden zu vertreiben. — Das Heil des eigenen Hauses sowohl als der katholischen Religion werde daher den König gewiß bewegen, auf Mittel gegen diese Uebel bedacht zu seyn." — Auch den Kurfürsten von Mainz bewog Maximilian, nach Oberwesel eine Versammlung der rheinischen Stände auszuschreiben. Dort wurde am 26. Januar 1619 das Bündniß der rheinländischen Katholiken wieder in's Leben gerufen und Maximilian zum Bundesobersten ernannt.

Einige Monate nach Erneuerung der Liga trat Kaiser Matthias am 20. März 1619 vom Schauplatz der Ereignisse ab; das rächende Schicksal hatte an ihm reichlich Vergeltung für die Leiden geübt, die er auf das Haupt seines Bruders Rudolph gehäuft. Nach dem Tode des Kaisers ging der katholische Bund rasch seiner Wiederherstellung entgegen. Ende August 1619 hielt Maximilian zu Eichstädt einen Convent der Ligisten ab; man einigte sich zu dem Beschlusse, dem König Ferdinand

gegen die Rebellen beizustehen, sobald man sich kräftig genug fühle.

König Ferdinand hatte die Zügel der Regierung unter den mißlichsten Umständen in die Hand genommen. Sein Heer erlag den furchtbaren Streichen der von Kurpfalz mit bedeutenden Summen unterstützten und dirigirten Insurgentenarmee; gegen Ungarn rückte der Siebenbürgerfürst Bethlen Gabor, der ebenfalls mit der Union Verbindung unterhielt, mit 36,000 Mann an, und in kurzer Zeit flogen die Eisenbälle des unter Graf Thurn vor die Mauern Wiens gerückten Czechenheeres in die kaiserliche Hofburg. Auf Ferdinands Zimmer stürmten in dieser trostlosen Lage eines Tages sechszehn österreichische Herren und verlangten voll rohen Ungestüms, er solle ihre Verbindung mit den Böhmen billigen. Aber Ferdinand wankte keinen Augenblick in dieser höchsten Noth; er vertraute fest auf Gott und auf sein gutes Recht. Und nicht umsonst. Die unvermuthete Ankunft dampierre'scher Küraſſiere rettete ihn aus den Händen der Rebellen. In Böhmen verlor Mansfeld gegen Boucquoi eine Schlacht, und diese Niederlage zwang Thurn, die Belagerung Wiens aufzuheben. Für Ferdinand war damit der Weg zur Kaiserwahl nach Frankfurt frei. In ruheloser Thätigkeit verdoppelten nun die Unionisten ihre Agitation, um den verhaßten Habsburger von der Nachfolge im Reiche zu verdrängen; lieber, äußerten sie, wollten sie einen Türken oder gar den Teufel auf dem Kaiserthrone sehen als Ferdinand. Die mit Savoyen wegen der Kaiserwürde angeknüpften Unterhandlungen führten nicht zu dem gewünschten Ergebniß; für die kurpfälzischen Umtriebe blieb also wieder nur Herzog Maximilian übrig. Abermals bot Friedrich V. seine Ueberredungskünste am münchener Hofe auf. Allein noch kühler empfing der Herzog diesmal die Versucher. Er wußte, daß ihm lediglich nur glühender Haß gegen Ferdinand von

Steyermark die Kaiserwürde anbot, gegen Ferdinand, den trautesten Jugendfreund, den edlen Glaubensgenossen, mit dem vereint er die hehrste Aufgabe, das Ideal seines Lebens, die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens, endlich zu verwirklichen gedachte. In Maximilians Augen erschien es geradezu als schwarzer Verrath an der ihm so heiligen Religion, wenn er die Kaiserkrone aus Händen nahm, die sich bereit zeigten, gegen die katholische Kirche den unbarmherzigsten Vernichtungskrieg zu führen.

In einem Briefe kündigte Ferdinand dem Herzoge seine Reise durch Bayern an. „Und mag mir mein Herr Bruder sicherlich glauben", schrieb er ihm, „daß ich mich von Grund meines Herzens ihn zu sehen erfreue: denn wie herzlich ich dich liebe, ist dir sowohl als mir bekannt." Am 16. Juli 1619 langte Ferdinand in München an, mit offenen Armen von dem Jugendfreunde empfangen. Vier Tage verweilte der habsburgische Fürst bei Maximilian, dann setzte er seine Reise nach Frankfurt fort, begleitet von dem aufrichtigsten Wunsche des Herzogs, ihn recht bald als erwählten Kaiser umarmen zu können. Am 28. August fand der Wahlgang statt. Auch hier nannten Kurpfalz, Brandenburg und Trier den Bayerfürsten als der Kaiserkrone vollkommen würdig; nachdem aber der Kurfürst von Köln die Erklärung abgegeben, sein Bruder, der Herzog Maximilian von Bayern, suche eine so hohe Würde nicht, vereinigten sich die Stimmen auf König Ferdinand. „Meinen Herrn Bruder", schrieb Ferdinand am Wahltage eigenhändig an Maximilian, „soll ich unerinnert nicht lassen, daß heute früh um 11 Uhr die Wahl ihren Fortgang erreicht, und ist solche einhellig auf mich gefallen. Wünsche nichts mehreres, als daß solche zu der Ehre Gottes und Nutz und Wohlfahrt des heil. röm. Reiches gedeihen möge: inmassen ich an mir, solange mir Gott, der Allmächtige, Kräfte, Stärke und Vernunft verleihen wird, nichts

gern werde erwinden laſſen; verſichere beinebens meinen herzliebſten Herren Bruder, daß ich in der alten brüderlichen Liebe und Affection gegen meinen Herrn Bruder bis in die Grube continuirlich verbleiben werde, wie ich mich gegen meinen Herrn Bruder verſehen thue, er werde mir mit Rath und That treulich beiſtehen." Am 9. September erfolgte die feierliche Krönung.

Während aber Ferdinand den Kaiſerthron beſtieg, hatten ihn die Stände von Böhmen, Mähren, Schleſien und Lauſitz am 17. Auguſt der böhmiſchen Krone verluſtig erklärt, um ſie dem Pfälzer Friedrich V. anzubieten. Der junge Kurfürſt nahm das unſelige Geſchenk der Rebellen, das Diadem der Preszymil, an. Herzog Maximilian hatte ihn vergeblich wohlmeinend vor dieſem gefährlichen Schritt gewarnt, indem er ihm ſchrieb: „Geſchieht ſo was, und wollen E. L. meinen gutgemeinten Rath nicht annehmen, ſo thut es mir leid, Deroſelben ſagen zu müſſen, daß ich der Erſte bin, der gegen die Böhmen und ihren unrechtmäßigen König zu Felde zieht, damit löbliche Ordnung und mit ihr Sicherheit und Ruh im Reich bleibe und beſtehe, und nicht Fauſtrecht wiederkehren mög, am End aber gar kein Fürſt mehr übrig iſt". Friedrich V. ſchlug in jugendlichem Leichtſinn dieſe Worte in den Wind, kehrte ſich weder an die Bitten und Abmahnungen ſeiner weinenden Mutter, noch an die Warnung des Kurfürſtencollegiums; er hatte nur Gehör für das, was ihm die Eitelkeit ſeiner jungen Gemahlin Eliſabeth, einer Tochter des Königs Jakob I. von England, und der verlockende Ehrgeiz des Fürſten Chriſtian von Anhalt einflüſterte. Der unerfahrne dreiundzwanzigjährige Kurfürſt träumte von einer Königskrone wie von einem Spielzeuge. Am 31. October feierte er ſeinen Einzug in Prag.

Kaiſer Ferdinand verweilte nach ſeiner Rückkehr von Frankfurt acht Tage lang bei Maximilian in München.

Hier trafen ihn neue Hiobsbotschaften aus Oesterreich. Bethlen Gabor war in Ungarn eingefallen und bedrohte Wien; im Lande ob der Enns bereiteten die Protestanten eine Schilderhebung vor. Jeder Tag schien neues Mißgeschick auf das Haus Oesterreich zu thürmen. Inständig bat Ferdinand den Freund seiner Jugend um Hülfe, und wurde dabei von dem spanischen Gesandten Onnate und dem Grafen Friedrich von Hohenzollern, als Vertreter der geistlichen Kurfürsten, nach Kräften unterstützt; der Kaiser drang in Maximilian, er möge die unumschränkte Leitung des katholischen Bundes übernehmen, er möge das Kaiserhaus, den bedrohten katholischen Glauben retten. Der greise Herzog Wilhelm V. bot seinen ganzen väterlichen Einfluß auf, das Zaudern seines Sohnes zu brechen. Aus freiem Antriebe versprach Ferdinand II. seinem Freunde Maximilian die Kurwürde, wenn Friedrich auf seinem Entschlusse, die Krone Böhmens anzunehmen, verharren sollte. Der Herzog gab endlich nach und erklärte feierlich, im Namen des Allmächtigen die unumschränkte Führung der Liga übernehmen zu wollen, wenn der Kaiser folgende Bedingungen entgegennehme: daß der Herzog den freien Oberbefehl über die ligistischen Streitkräfte führe, daß kein Theil ohne Einwilligung des andern Waffenstillstand oder Frieden schließe, daß dem Herzoge alle Kosten zurückerstattet werden, daß ihn der Kaiser für den Verlust bayerischer Landestheile mit österreichischem Besitzthum entschädige, daß ihm bis zum Ersatz der Kriegskosten die eroberten österreichischen Provinzen als Pfandgut eingeräumt werden, und daß endlich die kaiserlichen Generäle unter des Herzogs Befehl stehen. Das waren allerdings schwer wiegende Forderungen, aber sie entsprachen nur der Größe des Opfers, das Maximilian I. mit Gefahr für sein Haus und seine Herrschaft zu einer Zeit gebracht, in der er dieses Haus leicht auf den Trümmern Oesterreichs zum

herrschenden in Deutschland hätte erheben können. Ferdinand II. nahm die Bedingungen an und unterzeichnete am 8. October 1619 den denkwürdigen Vertrag, der den bayerischen Herzog zum Retter der katholischen Kirche in Deutschland und des Hauses Oesterreich machte. Ehe der Kaiser München verließ, schickte er auf den Rath Maximilians einen Gesandten an Friedrich V., um ihn nochmals von seinem gefährlichen Vorhaben abzumahnen; allein diese Bemühung ging ohne Spur an dem Kurpfälzer vorüber. Er glaubte seinem calvinischen Hofprediger Abraham Scultetus mehr vertrauen zu müssen, der ihm mit lebhaften Farben die herrliche Gelegenheit ausmalte, das lautere Evangelium Calvins nach Böhmen zu verpflanzen. Der neue König suchte in der Union einen kräftigen Rückhalt, weßhalb die kurpfälzische Partei einen Bundestag nach Nürnberg ausschrieb, auf den Friedrich große Hoffnungen stellte. Allein den Unionisten gebrach es an Einmüthigkeit; die Reichsstädte dachten zu eifrig an ihre Geldsäcke und gefielen sich zu sehr in ihrem Proteste gegen die kostspielige Truppensendung nach Böhmen; die Fürsten wollten nur im Kriegsfalle die deutschen Länder Friedrichs in Schutz nehmen. Das Hauptergebniß des Tages war die Abordnung einer Gesandtschaft an Maximilian, um ihn über die Plane der Liga zu sondiren, und die Ueberreichung eines drohenden Schreibens, „um mit solchem pochen und schnarchen die Katholischen in die Furcht zu bringen".

Während die Unirten zu Nürnberg sich zu keinem bedeutenden Entschlusse aufzuraffen vermochten, hatten die Ligisten Anfangs December 1619 zu Würzburg auf einem zahlreich besuchten Bundesconvent zur Anwerbung von 21,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter die erforderlichen Geldmittel bewilligt. Die Organisation und Leitung dieser Kriegsmacht wurde einstimmig dem bayerischen

Herzog überlassen und ihm zugleich auch die Verhandlungen mit auswärtigen Staaten anheim gestellt. Man sieht, es pulsirte neues Leben in der katholischen Liga. Im Februar 1620 schrieb Maximilian gemeinschaftlich mit Kurmainz eine große und überaus wichtige Versammlung abermals nach Würzburg aus, zu der alle katholischen Stände, ohne Unterschied, ob Ligist oder nicht, geladen wurden. Auf diesem Generalconvente gelangte die mittlerweile an Maximilian I. durch eine unionistische Deputation gerichtete Anfrage, weßhalb die Katholiken und selbst die geistlichen Fürsten rüsten, zur Verbescheidung. Nach dem Entwurfe Maximilians wurde an die Unirten eine Note gerichtet, die ihnen eindringlich zu Gemüthe führte, daß die Katholischen mit Gottes Hülfe ihren alten Glauben und ihre wohlverbriefte Freiheit vertheidigen werden, sobald die Unirten wider Verhoffen Gewalt dem Rechte vorziehen. Maximilian brachte ferner den Antrag ein, den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen-Darmstadt in definitiver Weise auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Auf dem Bundestage erschien der kaiserliche Rath und Kämmerer Johann Ernst Fugger, Freiherr zu Kirchberg und Weißenhorn, als Gesandter Ferdinands II., der die versammelten Mitglieder der Liga bitten ließ, ihm „mit Rath und wirklicher Geld- oder Volkshielf zu assistieren und beizuspringen, damit den aufgehendten Flammen in den Vormauern des heiligen Reichs entgegen gegangen und weiterer Fürbruch abgewehrt werden möge". Maximilian aber war mit klugem Sinne entschlossen, nicht eher für Oesterreich das Schwert zu ziehen, als bis dasselbe seine eigenen Rüstungen vollendet habe. Im Sinne des bayerischen Herzogs antworteten also die Bevollmächtigten dem kaiserlichen Gesandten: „Wegen der gesuchten Hilf mit Geld oder Volk mögen sie für sich selbsten nichts promittiren, da sie auf dergleichen nicht instruirt seien; also

wird es auch ihren gnädigſten Herrn Principalen darumb ſchwer fallen, weil jeder Standt bei dieſen ſorgſamen gefährlichen Zeiten und Läufen mit ſich ſelbſt und der Conſervation ſeiner Landt und Leuten wohl zu thun habe. Doch zweifeln ſie nit, es werden Ihre gnädigiſte Herrn als gehorſambſte Mitglieder deß heil. Reichs nach Geſtalt jetziger gefährlicher Läufen, was die Notturft erfordert, den Sachen nachdenken und erwegen".

Im Monat März kam zu Mühlhauſen eine Conferenz zwiſchen Sachſen, Mainz, Köln und Heſſen zu Stande, bei der ſich Maximilian, da er wegen kriegeriſcher Angelegenheiten perſönlich zu erſcheinen verhindert war, durch den Freiherrn von Preyſing und den Hofkanzler Bruggkacher vertreten ließ. Die Verſammelten ſprachen die Ueberzeugung aus, daß auf dem Wege der Güte den böhmiſchen Unruhen nicht mehr beizukommen ſei und faßten auf Grund deſſen den Entſchluß, „daß Sie Ihrer kayß. Majeſt. als dero von Gott vorgeſetztem Herrn und Oberhaubt, auch reſpective Mitglied, ſowol in dieſer Ihrer des Bohemiſchen Unweſens ſelber, als künfftig mit gewaltt, den rechten vnndt Reichsconſtitutionen zuewider, zueſtehender betrangnus gegen menigklichen, was würden, weſens oder Stands der auch immer ſein möchte, nach allen Ihren crefften vnndt Vermögen treylich helffen vnndt beiſtehen, vnndt Sie bei dero wolerlangten kayſerlichen Dignitet vnndt hoheit ſambt zueſtehender kunigreich landt, leutten, rechten vnndt Gerechtigkeiten handthaben vnndt erhalten helffen ſollen vnndt wollen". Jetzt erſt ließ Maximilian die auf dem würzburger Convent entworfene Antwort an die Union abgehen. Die Zwiſchenzeit hatte er benützt, um die für die Liga im Elſaß, in Weſtphalen und am Niederrhein geworbenen Truppen bequem heranziehen zu können. Nach Madrid hatte er den gewandten Agenten Dr. Leuker geſandt, der, unterſtützt von der bayeriſch geſinnten

Königin Margarethe, von Balthasar de Zuniga und dem österreichischen Minister Khevenhüller, den König Philipp III. dahin brachte, daß er an den brüsseler Hof die Ordre erließ, den Marquis von Spinola mit einer spanischen Armee in die Unterpfalz einrücken zu lassen. Auch an den Papst hatte Maximilian einen Gesandten abgeordnet, um ihm die Dringlichkeit der Unterstützung an's Herz zu legen. Papst Paul V. zeichnete 200,000 Goldgulden für die Liga und stellte nach eröffnetem Kriege noch weitere Summen in Aussicht. In dem Kreise der Liga selbst machte die Vorbereitung zum Kriege dem Herzoge unbeschreibliche Mühe. Schon nahte sich der Beginn des Feldzuges und noch war die Bundeskasse der oberländischen Stände so entblößt, daß Maximilian auf einer schleunigst nach Ingolstadt zusammen berufenen Tagesatzung von den hervorragenden Mitgliedern seines Directoriums die unverweilte Entrichtung der vertragsmäßigen Contribution einfordern mußte; nicht geringere Anstrengung kostete die Eintreibung der Geldbeiträge von den rheinländischen Ligisten. Mitten unter diesen endlosen Sorgen, Geschäften und Arbeiten bewog er noch die Stände des schwäbischen Kreises zum Eintritt in die Liga. Für den Bereich seines eigenen Landes, wo er seit Beginn der Regierung im Hinblicke auf die Eventualität eines schweren Krieges die umsichtigsten Maßregeln getroffen, wo er seit Jahren für die Beschaffung jeglicher Art Kriegsbedürfnisse unermüdet und mit bewunderungswürdiger Klugheit, unter größtmöglichster Schonung der Landesinteressen, Sorge getragen, zog er nach wie vor selbst das Kleinste in den Kreis seiner Beachtung; sogar die Bilder auf den Fahnen entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht, indem er verordnete: „An den Corneten sollen nicht Bagatellen oder poetische Sachen, sondern Heilige gemalt werden".

Maximilian hatte die auswärtigen Verhältnisse geregelt,

seine Rüstungen abgeschlossen; 30,000 Mann Kerntruppen standen kampfbereit zu seiner Verfügung. Ehe er zur folgenschweren That schritt, rieth er dem Kaiser, dem Pfalzgrafen Friedrich mittelst eines Decretes einen Monat Termin zur Restitution der usurpirten Krone und Länder zu stellen. Auf die offene Mißachtung des kaiserlichen Manifestes hin wollte Ferdinand II. die Reichsacht über Friedrich verhängen; Kursachsen und Bayern erachteten es jedoch für gerathener, dieselbe bis nach glücklich beendigtem böhmischen Feldzuge zu verschieben. In Böhmen selbst hatte sich der Pfalzgraf die Mehrzahl der Gemüther entfremdet durch die wüthende calvinistische Bilderstürmerei in der prager Domkirche und durch die Einführung des reformirten Cultus in der Hauptstadt. Das Heer, dem es an Allem gebrach, war schwierig, die Befehlshaber, Thurn und Mansfeld insbesonders, murrten laut wider Friedrich, der in jugendlicher Sorglosigkeit die Flitterfreuden der königlichen Würde genoß. Zwar entging dem jungen König das von Bayern heranziehende Gewitter nicht, daher verabsäumte er Nichts, um den Herzog Maximilian seiner friedlichen Gesinnungen zu versichern; ja er ging ihn sogar um seine Vermittlung beim Kaiser an. Maximilian versprach sie ihm, wenn er die Krone dem rechtmäßigen Herrn zurückgebe. Dazu verstand sich Friedrich nicht; er baute auf die von Schweden, Holland, Siebenbürgen und der Türkei zugesagte Hülfe.

Als der Frühling des Jahres 1620 in's Land zog, erhob sich der Waffenlärm. Die Unionisten zogen Anfangs Juni unter dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg ihr 13,000 Mann starkes Heer bei Ulm zusammen, in welcher Stadt sich die Bundesmitglieder zu einem Convent einfanden. Herzog Maximilian dirigirte die Streitkräfte der Liga, 30,000 Mann, gegen Lauingen und Günzburg; mit leichter Mühe hätte er den Gegner erdrücken

können. Allein er wollte dem Vorwurfe ausweichen, als ob er den Impuls zu einem Bürgerkriege gegeben. Ueberdieß ging sein strategischer Plan dahin, die Flamme des Krieges in Oesterreich und Böhmen zu ertödten, sich den Rücken durch einen Frieden mit den Unionisten zu decken und diese durch den Spanier Spinola zu beschäftigen, der sich bereits mit 24,000 Mann gegen die Unterpfalz heranbewegte. Während die Unirten in Ulm ihren Bundestag hielten, an dem sich auch der Herzog von Angoulême als Gesandter des von Kaiser Ferdinand II. um Hülfe gebetenen französischen Königs Ludwig XIII. betheiligte, erschienen Maximilians Deputirte, der Oberstkanzler von Donnersberg, der bayer. Oberst von Sulz und der Oberstjägermeister Lorenz von Wensin und legten den Versammelten im Namen des Herzogs die kategorische Frage vor, ob sie Frieden oder Krieg wollten. Die überlegene ligistische Macht drückte nicht wenig den Muth der meisten Unirten herab. Das Wort des französischen Gesandten, der auf die Streitkräfte Maximilians hinwies, stärkte bei den Unionisten das Verlangen nach einem gütlichen Ausgleiche. Am 3. Juli 1620 kam der Vertrag zu Stande, daß zwischen beiden Theilen völliger Friede bestehen solle; dieser Tractat schließe jedoch Böhmen nicht ein. Jetzt war Friedrich V. von dem Schutze der Union entblößt, die nur die Vertheidigung seiner Erbländer übernahm. Maximilians diplomatisches Meisterstück, die Isolirung Friedrichs, war vollendet. Mit einer Raschheit und Entschlossenheit, der man in ganz Europa mit namenlosem Erstaunen folgte, eilte er mit seinem Heere nach Osten. Am 17. Juli kam er an den Fuß des berühmten niederbayerischen Wallfahrtsberges Bogen an. In feierlicher Procession flehte der Herzog, umgeben von seinem Hofstaat und Officiercorps, den Segen der Gottesmutter auf den Feldzug hernieder. Drei Tage später stand er an der österreichischen Grenze,

wo ihn Virginio Orsini aus Florenz begrüßte, um sein Wort einzulösen, das er Maximilian einst auf der Reise nach Neapel gegeben; in dem Gefolge des Herzogs befanden sich außer vielen Adeligen Bayerns die Herzoge von Vaudemont, Elbeuf und Teschen und der jugendliche Descartes, der sich später in der Geschichte des menschlichen Geistes durch sein „Cogito, ergo sum" verewigte.

Von Schärding aus erinnerte Maximilian in ernstem Empfinden und in offener Sprache den Kaiser an die großen Opfer, welche die Liga für ihn bringe; diese erwarte daher auch mit Recht, daß Oesterreich und Spanien ihr im Nothfalle gleiche Hülfe angedeihen lassen. Ferner möge der Kaiser inskünftig dem anmaßenden Ton, den sich bisher die ober- als niederösterreichischen Regierungen gegen mehrere Reichsstände erlaubt, entgegentreten und der unnöthigen Verlängerung der durch den Reichshofrath geführten Processe steuern. In Schärding traf eine Deputation der österreichischen Stände ein, um den Herzog durch Unterhandlungen vom entscheidenden Vorgehen abzuhalten. Maximilian entgegnete ihnen einfach, er werde den Ständen zu Linz durch eine Gesandtschaft den Zweck seiner Ankunft kund geben. Einige Tage später erschienen Maximilians Commissäre in der obderennsischen Hauptstadt, um den Landständen zu erklären, daß der Herzog behufs der Herstellung der verletzten kaiserlichen Rechte gekommen sei; sie sollten daher gehorchen und sich unterwerfen. Die bestürzten Standesherren baten sich achttägige Bedenkzeit aus. Unterdessen rückte Oberst von Haslang auf Maximilians Befehl mit einem Theil der Bundestruppen in Oberösterreich ein; Tilly folgte mit der Hauptmacht; der Herzog führte die Nachhut. Bestürzung erfaßte jetzt selbst die Häupter der Insurrection, die ihr Heil in der Flucht nach Böhmen suchten. Einzelne fanatische Bauernhaufen überfielen zerstreute Abtheilungen des ligistischen Heeres und

metzelten sie nieder. Dafür nahmen die erbitterten Bayern gegen Maximilians Willen blutige Rache. Bald war aller Widerstand gebrochen; mehrere wichtige Plätze ergaben sich freiwillig, einige wenige mußten mit stürmender Hand genommen werden. Vor Linz traf Maximilian eine Deputation, welche erklärte, die Stände wollten sich dem Kaiser unterwerfen, auch alle festen Plätze abtreten, sofern ihre Privilegien, besonders in Bezug auf die Religion, berücksichtigt würden. Maximilian empfing die Abgesandten mit vieler Freundlichkeit, gab ihnen aber den Bescheid, er wolle erst in Linz selbst nähere Rücksprache nehmen. Am 4. August hielt er in der Hauptstadt Oberösterreichs seinen Einzug. Alsbald beschied er die Stände vor sich, die er gnädig aufnahm. Ein Augenzeuge berichtet, daß viele weinten und heulten und Reue über den mit den Böhmen eingegangenen Bund empfanden. Der Herzog ließ sich von der Landschaft huldigen, alle auf die böhmische Conföderation bezüglichen Papiere und Urkunden einhändigen und die Truppen der Stände unter das ligistische Heer stecken. Maximilian nahm vom Lande vertragsmäßigen Besitz und ließ den Obersten Graf von Herberstorff mit einer Besatzung als Statthalter zurück. Einer Aufforderung des Kaisers, das Landvolk in Oberösterreich zu entwaffnen, über die protestantischen Rebellen strenges Gericht zu halten und sie ihrer kirchlichen Privilegien zu entkleiden, trat Maximilian mit dem Hinweis entgegen, daß solche Maßregeln den ohnehin verzögerten Marsch nach Böhmen noch mehr hindern, die nicht vollends ertödtete Gährung in Oberösterreich neuerdings anfachen und die Protestanten, insbesonders Kursachsen, in dem Wahne bestärken würde, als wollten die Katholiken alle Gewissensfreiheit unterdrücken.

Am 23. August brach der bayerische Herzog von Linz *auf, um* sich nach Böhmen zu wenden. Von Freistadt aus

ſchickte er, wiewohl vergebens, an Friedrich V. und die böhmiſchen Stände ein Abmahnungsſchreiben. Maximilian erachtete, da er zur Deckung der bayeriſchen Grenze 8000 Mann zurückgelaſſen, eine Vereinigung mit Boucquoi für nothwendig, die erſt nach Verlauf von drei Wochen bei Neupölla gelang; ein 10,000 Mann ſtarkes Heer unter Chriſtian von Anhalt hatte dieſelbe bisher gehindert. Dieſer zog ſich vor der bayeriſch-kaiſerlichen Armee nach Mähren zurück. Boucquoi ſchlug vor, ihm zu folgen; Maximilian aber, „deſſen Intention ſtets dahin gerichtet geweſen, auf's eheſt als möglich dem Krieg ein Loch zu machen", erklärte, „auf Prag müſſe man losgehen, dies ſei das Herz Böhmens. Prag zähle noch viele dem Kaiſer treu ergebene Einwohner; ſei dieſe Stadt erobert, dann werde alles Uebrige leicht fallen". Der Weg wurde alſo nach Böhmen genommen. Bei Budweis ſtieß Verdugo mit ſpaniſchen Hülfstruppen zu Maximilian. Nach der Einnahme von Wodnian, Prachatic und Piſeck beſchloß der Herzog die Belagerung Pilſens. Auf dem Marſche dahin erhielt er die Nachricht, daß der Kurfürſt von Sachſen gemäß den Abmachungen auf der mühlhauſener Conferenz in die Lauſitz eingefallen ſei und Bautzen weggenommen habe. Bei Pilſen, das von Mansfeld beſetzt war, hätte Maximilian, würde nicht Boucquoi widerrathen haben, gerne die Entſcheidung herbeigeführt, da das feindliche Heer in der Nähe lagerte. Eilf Tage verweilte die bayeriſch-kaiſerliche Armee vor Pilſen, den nachtheiligen Einflüſſen der ungünſtigſten Herbſtwitterung und dem drückendſten Mangel preisgegeben. Die Zufuhr von Getreide und Lebensmitteln aus Bayern war in Folge der vom Regen bodenloſen Wege mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Es gehörte nicht zu den Seltenheiten, daß der Herzog ſammt ſeinem Officiercorps am Brunnen ſaß und verſchimmeltes Brod aß. Hunger, ungewöhnliche Kälte, Regen

und Schnee gebaren Seuchen, die verheerend in den Reihen der Bayern und Kaiserlichen wütheten. Maximilian schickte alle Kranken und den Troß, um weniger im Vormarsch aufgehalten zu sein, nach Bayern zurück. Vor Pilsen hatte er auch den Verlust des ihm werthen Generalwachtmeisters von Haslang zu beklagen, der im kranken Zustande auf der Reise nach Bayern in Gefangenschaft gerieth und am 3. November 1620 zu Strakonitz in Böhmen starb. Für seine Leiche verlangten die Feinde noch 1000 Gulden.

Unterdessen ließ Friedrich V., der bei seinem Heere eingetroffen war, an Maximilian durch einen Abgeordneten die inständige Bitte gelangen, sich mit dem Herzog persönlich unterreden zu dürfen. Dieser erklärte aber kurzweg, der Pfalzgraf möge sich zur Niederlegung der Krone entschließen, anders wäre jede Zusammenkunft nutzlos. Da eine Belagerung Pilsens das katholische Heer aufgerieben hätte und die zu dem Zwecke, Mansfeld durch Geld zur Uebergabe zu gewinnen, eingeleiteten Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, beschloß Maximilian, nachdem er seine Armee durch frische Truppen aus Bayern und Würzburg-Bamberg verstärkt hatte, den Marsch nach Prag. Boucquoi, dessen Soldaten durch Zügellosigkeit und wilde Plünderungssucht auf die Bewegungen der vereinigten Armee lähmend wirkten, folgte mit gewohnter Langsamkeit. Täglich fielen kleinere Gefechte vor, da sich das feindliche Heer dem ligistisch-kaiserlichen zur Seite bewegte. Die Ungunst der Witterung dauerte fort; die Epidemieen rafften Hunderte weg. Maximilians Hofbedienstete fielen bis auf drei Personen den Seuchen zum Opfer. Bittere Verzweiflung kehrte in die Brust der Soldaten ein und nur die ermuthigenden Trostesworte des frommen Carmelitermönchs, P. Dominicus à Jesu Maria, eines Spaniers, richteten die niedergebeugten Gemüther wieder auf; dieser im Rufe der Heiligkeit stehende Diener Gottes war noch im Alter von 61

Jahren über die Alpen geeilt, um mit feurigen Worten den Muth der katholischen Streiter anzufachen. Aber auch die Nähe der reichen Hauptstadt und die Berichte über das siegreiche Vordringen der Sachsen in Schlesien und der Spanier in der Unterpfalz erhöhte nicht wenig die Spannkraft der Soldaten. Am 7. November stand Maximilian nach aufreibenden Märschen in der Nähe Prags.

Am frühesten Morgen des 8. November stellte der Fürst von Anhalt, der Oberbefehlshaber der Böhmen, sein Heer am weißen Berge in Schlachtordnung; die Stellung des Feindes war eine vortreffliche. Bereits gegen 9 Uhr Morgens sahen sich die Bayern im Angesichte der böhmischen Armee und wollten, vor Kampfbegierde glühend, sogleich zum Angriff schreiten. Mit Gewalt mußte Maximilian sie zurückhalten. Boucquoi traf erst gegen Mittag ein und widerrieth die Annahme der Schlacht; Maximilian und Tilly bestanden darauf. In Gottes Namen, „als dessen Sach und Ehr es berührt", wurde der Angriff beschlossen. Maximilian gab das Feldgeschrei: Sancta Maria! „inmassen sie auch in ihrem Hauptfahnen die Bildnuß dieser glorwürdigsten Jungfrau und Mutter Gottes als erster Patronin ihres gantzen Heeres geführt haben". Mittags 12 Uhr begann die Schlacht. Es war an dem Sonntag, der im Evangelium die Worte führt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist". Maximilian, die Seele des Heeres, befehligte das Centrum, Tilly den linken, Boucquoi und Tieffenbach den rechten Flügel. Eine halbe Stunde schwankte die Entscheidung. Das rechtzeitige Eingreifen der bayerischen Reiterei entschied die Schlacht zu Gunsten der Katholiken. Bald war das böhmische Heer ein in wilder Verwirrung flüchtender Haufe; eine einzige Stunde nur hatte der Kampf gedauert, zu dessen glücklichem Ausgang Maximilian durch sein persönliches Einwirken am meisten bei-

getragen. Hundert Fahnen, zehn Kanonen, eine reiche Beute und die ganze Kriegskanzlei des Fürsten Anhalt fielen den Siegern in die Hände; 500 Feinde, darunter der junge Fürst Anhalt, Herzog Ernst von Weimar, die Grafen Schlick und Styrum, geriethen in Gefangenschaft, über 5000 bluteten und röchelten auf dem Kampfplatze. Das bayerisch-kaiserliche Heer hatte 800 Todte und Verwundete; unter den letzteren befand sich auch der bayerische Oberstlieutenant Gottfried von Pappenheim, der in der Folge als der Telamonier des katholischen Heeres, wie ihn Schiller nennt, mit unsterblichem Ruhme focht.

Während die Liga diesen glänzenden Sieg errang, saß der leichtsinnige Friedrich V. an der schwelgerischen Tafel, im Kreise lustiger Damen. Der alte Fürst Anhalt erschien zuerst mit der Schreckensbotschaft, daß die Schlacht verloren sei. Friedrich sah die Straßen mit den Trümmern seines fliehenden Heeres angefüllt; vor dieser grausen Wirklichkeit zerrannen die reizenden Bilder seines jugendlichen Königstraums. Von Verzweiflung ergriffen, bat er den siegreichen Maximilian um vierundzwanzig Stunden Waffenstillstand. Der Herzog bewilligte nur acht und wiederholte die Aufforderung, Friedrich solle die böhmische Krone niederlegen. Vergebens suchten Fürst Anhalt und die übrigen Freunde den Pfalzgrafen zum Widerstande zu ermuthigen; Friedrich kannte die männliche Zuversicht im Unglücke nicht. Wo hätte er sie lernen und finden sollen? Mit seiner Familie und wenigen Anhängern entfloh er am Morgen des 9. November aus Prag, die Krone und die Reichskleinodien zurücklassend. Erst in Breslau gönnte sich der Exkönig Rast, nachdem er unterwegs noch seinen Hosenbandorden verloren, der in Maximilians Hände gelangte. Am Tage nach der Schlacht ritt der Bayernherzog als Triumphator in die alte Königsstadt ein; jubelnd empfingen ihn die Katholiken, während die Utraquisten beim

Anblick des Siegers von Angst gefoltert wurden. Maximilian handhabte strenge Mannszucht. An einige Abgeordnete, die ihm, Gnade flehend, entgegenkamen, hielt er eine kurze, aber so nachdrückliche Anrede, daß denselben die Thränen aus den Augen stürzten. Auf dem Hradschin stieg er vor der Kirche der armen Kapuziner vom Pferde, um Gott für den Sieg zu danken. Am 11. November huldigte Prag und einige Tage später schwuren die Stände dem Kaiser Gehorsam. Maximilian hatte sein Versprechen gelöst. Am 13. November 1620 schrieb er an Ferdinand II.: „Ew. Kais. Majestät werden in Ungnaden nicht verdenken, daß ich nach so langem meinem Abseyn von meinen Land und Leuten, da nunmehr die Land ob der Ens unter Kais. Maj. Devotion reducirt, und Oesterreich vor fernerer Rebellion versichert, und anjetzo auch das Königreich Böheim zu unconditionirter Huldigung gebracht, nunmehr meinen Abzug von hinnen nehmen und ehester Tage mich wieder nach Haus begeben werde". Der Herzog ernannte den Fürsten Karl von Lichtenstein zum Statthalter und Tilly zum Commandanten der Occupationstruppen und trat dann die Rückreise nach Bayern an. In Straubing begrüßte ihn der hochbetagte Vater, die Herzogin Elisabeth, Prinz Albert und der Ständeausschuß. Mit endlosem Jubel empfing ihn die Residenzstadt; in zahlreichen Gedichten wurde sein Name besungen. Maximilian aber gab Gott allein die Ehre und ehe er noch die Schwelle seiner Hofburg betrat, ritt er zur Kirche U. L. Frau. Aus Dankbarkeit und zum ewigen Andenken an den Sieg am weißen Berg erbaute er einen Votivaltar in der Kathedrale Münchens. Nach Rom schickte der Herzog vierzig erbeutete Fahnen, von denen siebenzehn in die Kirche Santa Maria della vittoria kamen, und schrieb an Papst Paul V.: „Endlich hat Gott auf seine Kirche herabgesehen und deren Feinde durch einen wahrlich glänzenden Sieg, der

mit vollem Recht ein Sieg Gottes genannt werden muß, überwunden. Wir kamen zwar und sahen und wohnten dem Kampfe bei, der Allmächtige jedoch siegte". Mit der Schlacht am weißen Berge hatte Maximilian nicht nur das Ansehen der Katholiken gehoben und gekräftigt, sondern auch einen vernichtenden Streich auf das Haupt ihrer Gegner geführt. Ganz Europa war von dieser Anschauung durchdrungen. Der Papst beglückwünschte den Herzog zu dem glänzenden Waffenerfolge mit den Worten: „Loben möge unsere Seele bis zum Tode den Herrn, denn erschienen ist uns der Helfer und Schirmer". Im schärfsten Gegensatze zu der Freude der Katholiken in und außer Deutschland stand die Erbitterung der Unirten über Maximilian, denn ihr babylonischer Thurm war durch die Niederlage Friedrichs in Trümmer gebrochen. Anders würden sich freilich die Dinge gestaltet haben, hätte auch Maximilian nur zagend zum Schwerte gegriffen, wäre er nicht mit raschem Entschlusse in die Offensivoperationen eingetreten. Von seiner kraftvollen Entschiedenheit hing mehr, als Manche ahnen mochten, hing der Bestand der katholischen Religion im Reiche, die Rettung Oesterreichs ab. Alle Bundesgenossen des Kaisers sahen zuwartend auf den Bayernherzog. Spanien hatte ausdrücklich befohlen, daß Spinola nicht vor Eröffnung der Feindseligkeiten durch Maximilian nach Deutschland aufbrechen dürfe; gleicherweise zögerte der Kurfürst von Sachsen mit seiner versprochenen Waffenhülfe, so lange es nur anging. Mit Recht durfte daher Maximilian sagen: „Wir haben mit Gottes mächtiger Hand den glücklichen Anfang in Ober-Ens gemacht, folgends das Königreich Böhmen zu J. M. Devotion gebracht, die Katholiken und die katholische Religion restituirt, dem Gegentheile seine Macht gebrochen, dadurch die katholischen Stände im römischen Reiche versichert. Andere, welche nur auf Uns, und wie es

uns ergehen würde, gewartet, zu gleichmäßiger Assistenz bewegt, auch J. K. M. den Weg zur Recuperation Schlesiens, Mährens und Ungarns gebahnt".

Der von der Höhe seines Thrones gestürzte Pfalzgraf, sammt seinen Anhängern vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, hatte sich nach Haag in Holland zu seinem Oheim, dem Prinzen Moriz, geflüchtet, in seinem Unglücke verfolgt von dem Spott der eigenen Anhänger. Nicht genug, daß man für ihn den Beinamen „Winterkönig" erfand, bemächtigte man sich seines Schicksals selbst als Stoff für die Bühne [1]. Aber Friedrich entsagte trotz der Niederlage und trotz alles Hohnes seinen ehrgeizigen Planen nicht. Von Bethlen Gabor begehrte er, er möge den Krieg wider den Kaiser mit äußerstem Vermögen fortsetzen; an Mansfeld richtete er die Bitte, in der bisherigen Treue zu beharren, bald werde er Geld und Volk schicken. „Wir begehren unser Haupt nicht zur Ruhe zu legen", schrieb er ihm, „bis unsere Feinde mit Hülfe des allerhöchsten Richters und vieler großmüthiger Potentaten zu Schanden gemacht werden." Auch Jakob von England schlug sich jetzt zu Gunsten seines Eidams in's Mittel. Der Union sandte er 100,000 Thaler und spornte sie zum Widerstande gegen den Kaiser an; diesen dagegen suchte er zur Auf-

[1] So gelangte in Brüssel eine Comödie zur Aufführung, wornach Friedrich unterstützt wurde von Dänemark mit 100,000 Pöckelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchsen und vom König Jakob, seinem Schwiegervater, mit 100,000 Gesandten. Der letztere wurde dargestellt mit heraushängenden leeren Taschen und mit einem Schwerte an der Seite, das Viele, trotz aller Anstrengung, nicht aus der Scheide zu ziehen vermochten. — In Form eines Steckbriefes wurde an die Wohnung des englischen Gesandten zu Wien folgende Bekanntmachung angeheftet: „Es ist vor wenigen Tagen ein König verloren gegangen . . . . . Der ehrliche Finder erhält in diesem Hause eine gute Belohnung".

hebung der Achtserklärung zu bewegen. Ferdinand verwarf dieses Ansinnen und übertrug dem Herzoge Maximilian den Vollzug des kaiserlichen Spruches.

Durch den böhmischen Feldzug war das ligistische Heer bis auf 9000 Mann zusammengeschmolzen. Maximilian beschied daher die Bundesmitglieder im Februar 1621 nach Augsburg und ermahnte sie, sich keine Ruhe zu gestatten, bis die Feinde des Glaubens und des Reichsoberhauptes völlig gedemüthigt seien. Die rheinischen Ligisten verweigerten jeglichen weiteren Beitrag. Maximilian drohte wieder mit Niederlegung der Bundesoberstenstelle. „Wenn ich in meinem obersten Bundesamt stecken gelassen werde und solchen Dank ernte", schrieb er unmuthsvoll nach Augsburg, „so werde ich meinen fürstlichen Namen und Kredit, der ohnedies schon durch ihre Saumseligkeit leidet, wohl zu wahren wissen und ihre Sache durch einen andern bestellen lassen." Endlich willigten die Rheinländer in die Erhöhung der Truppenzahl auf 15,000 Mann. Zu gleicher Zeit mit der Liga tagten zu Heilbronn auch die Unirten. Aber deren Bund trug den Todeskeim in sich. Bereits am 12. April 1621 schlossen sie unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen-Darmstadt und des Kurfürsten von Mainz mit Spinola einen Vertrag, der die gänzliche Auflösung der Union zur Folge hatte. Stumm und still wurde dieser Bund eingesargt, der sich vor wenigen Jahren noch stark genug wähnte, „die Welt umzukehren"[1].

Gleichwohl zählte Friedrich, der sich noch immer in seinem Königstraume gefiel, der Freunde noch manche. Unter

[1] Die Mitglieder der Union wurden der Gegenstand beißendster Satyre. In einem Spottgedicht heißt es:

Der Unirten Treu ging ganz verlorn.
Kroch endlich in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies es in den Wind,
Das macht, daß man sie nirgends find't.

ihnen erscheint der Abenteurer Mansfeld in erster Linie. Dieser hatte sich aus Böhmen nach der Oberpfalz gezogen, wo ihm Tilly gegenüber stand, der sich aber zur Offensive zu schwach sah. Er bat daher den Herzog Maximilian, die ligistische Armee zu verstärken. Maximilian betrieb die Rüstungen mit allem Eifer; aber so spärlich flossen die Bundesbeiträge, daß der Herzog selbst 2,400,000 Gulden vorschießen mußte, um in aller Eile ein Heer aufzubringen. Ende Juli 1621 bezog er, nachdem er „alles Saitenspiel und üppige Leben" in seinem Lande verboten, zu Straubing ein Lager, um hier einige Fähnlein zu sammeln. Vor seinem Aufbruche erließ er Namens des Kaisers an die Stände und alle Einwohner der Oberpfalz ein Schreiben und that ihnen zu wissen, er wäre kaiserlicher Commissarius; Mansfeld habe nicht bloß Bayern infestiret, sondern auch die bayerischen Kaufleute in Freistadt und Sulzbach feindlich behandelt, ihre Güter seinen Soldaten preisgegeben. Es wäre daher Vertheidigung vonnöthen; er müsse den Mansfeld angreifen, sie möchten ihn nicht unterstützen. Mitte September erreichte der Herzog Cham, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft; er traf jene befestigt und bemannt. Mansfeld, der sich nun durch Maximilian und Tilly zwischen zwei Feuer genommen sah, beschloß, sich mittelst List aus der Schlinge zu ziehen. Er bot dem bayerischen Herzoge Waffenstillstand und dem Kaiser gegen eine Million die Armee an. Ferdinand II. war dem Vorschlag Mansfelds nicht entgegen; während aber die Verhandlungen noch gepflogen wurden, brach der schlaue Freibeuter plötzlich auf und schlug den Weg nach der Unterpfalz ein; Tilly, der den Befehl bekam, Mansfeld zu verfolgen, konnte ihn nicht mehr erreichen, da dieser bereits einen zu beträchtlichen Vorsprung gewonnen hatte. Noch belagerte Maximilian die Stadt Cham, als sich bei ihm ein österreichischer und spanischer Gesandte einfand, um

nach dem Wunſche des engliſchen Königs für deſſen Schwiegerſohn einen Waffenſtillſtand zu bewirken. Der Herzog führte den Geſandten die Nachtheile zu Gemüthe, die aus einer Waffenruhe der katholiſchen Sache und dem Hauſe Habsburg erwachſen müßten. Vor Beginn des Feldzugs habe die kurpfälziſche Partei den angebotenen Frieden verworfen, jetzt, weil ihre Angelegenheiten ſchief ſtünden, wünſche ſie Waffenſtillſtand, um Zeit zu Rüſtungen zu gewinnen. Maximilian ſetzte die Belagerung fort und nach acht Tagen capitulirte Cham. Ueber Neunburg vorm Wald, das ſeine Thore freiwillig öffnete, marſchirte der Herzog auf Amberg, die Hauptſtadt der Oberpfalz, die ſich ohne Widerſtand ergab. Die Stände huldigten Maximilian, der laut des münchener Vertrages pfandweiſe Beſitz von der Oberpfalz nahm, den Freiherrn von Preyſing zum Statthalter einſetzte und dann nach München zurückkehrte. Seinen Feldherrn Tilly hatte er mit 12,000 Mann an den Rhein geſandt.

Achtes Kapitel.

Das ligiſtiſche Heer in der Unterpfalz. Maximilian wird mit der Kurwürde belohnt; ſein Einfluß auf den Krieg in Norddeutſchland.

Unter den Bitterkeiten, an welche der Pfalzgraf auch in der Verbannung nur ſchwer glauben wollte, ſtanden wohl die Hiobspoſten obenan, welche ihm ſagten, wie ſchnell er ein „Friedrich ohne Land" war. Von ſeinem Erblande blieben ihm nur noch einige Reſte. Die Oberpfalz befand ſich gänzlich in der Gewalt Maximilians, in der Unterpfalz herrſchten die Spanier. Spinola hatte ſich beinahe die ganze Rheinpfalz unterworfen, als er nach Flandern abberufen wurde, um den Krieg gegen die Holländer zu leiten. Nur noch Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal waren im Beſitze des böhmiſchen Exkönigs. Spinolas militäriſcher Nachfolger, Don Fernando Gonſalvo de Cordova, ſuchte die Eroberung der Rheinpfalz zu vollenden.

Tilly wählte, ſobald er in der Unterpfalz angelangt war, eine Stellung, die ihm die Verbindung mit den Spaniern und, gemäß des Befehls Maximilians, mit den ligiſtiſchen Landen ſicherte. Cordova, der eben mit der Belagerung Frankenthals beſchäftigt war, ſtellte an Tilly die Forderung, zu ihm zu ſtoßen; dieſer durfte aber ſeine Poſition nicht räumen, da Mansfeld mit einem Einfalle in die katholiſchen Gebiete drohte. Cordova, über welchen Pappenheim das Urtheil fällte: „taugt Nichts", hob leichten Muthes die Belagerung Frankenthals auf und wälzte

die Schuld auf Tilly. Dieser nahm Mitte November Ladenburg und suchte dann seine Vereinigung mit den Spaniern zu bewerkstelligen, um gemeinschaftlich mit ihnen den Freibeuter Mansfeld anzugreifen, der plündernd in das Stift Speyer eingefallen war. Allein Tilly, von Cordova „stecken gelassen", richtete Nichts aus; er beklagte sich bei Maximilian über die „aufschubige Manier der Spanier" und bat ihn, er möge das Commando am Rhein selbst übernehmen, um Don Cordova zu größerer Einigkeit mit dem ligistischen Heere zu zwingen. Maximilian schrieb Tilly ermuthigend, er sei General genug, um das Richtige zu treffen; an den Kaiser aber meldete er, derselbe möge Cordova zum einheitlichen Operiren mit Tilly auffordern.

Um jene Zeit traten für Friedrich V. neue Streiter auf den Kampfplatz. Mit holländischem Gold warb Georg Friedrich von Baden-Durlach 15,000 Mann und stellte Christian von Braunschweig, der protestantische Administrator des Stiftes Halberstadt, ein 10,000 Mann starkes Heer auf; auch der Herzog Magnus, ein Bruder des regierenden Herzogs von Württemberg, griff zum Schwert und trat in badische Dienste. Mansfeld, der Markgraf von Baden-Durlach und Christian der Halberstädter wollten sich nach ihrer Vereinigung gemeinschaftlich auf Tilly werfen; ein dreifaches Ungewitter zog sich über dem Haupte des ligistischen Feldherrn zusammen.

Mit Beginn des Jahres 1622 verließ Friedrich V. Haag und traf im Lager Mansfelds ein, der im Vertrauen auf seine Uebermacht alsbald anzugreifen beschloß. Am 27. April wurde Tilly bei Wiesloch angefallen und mußte sich mit Verlust zurückziehen. Aber schon nach wenigen Tagen sollte dieser Unfall seine Vergeltung finden. Tilly zog bei Wimpfen die Truppen Cordovas an sich, blieb aber dessenungeachtet mit seinen 15,000 Mann um den

vierten Theil schwächer, als der ihm gegenüberstehende Markgraf von Baden, der bereits, voll Siegeszuversicht, die Beute baldigst zu München auf dem Marktplatz theilen zu wollen verhieß. Am 6. Mai kam es zur Schlacht. Fünf Stunden lang wurde mit größter Erbitterung gekämpft; die sinkende Sonne beleuchtete den glänzenden Sieg Tillys. 7000 Todte, unter ihnen der Herzog Magnus von Württemberg und noch viele andere Adelige, lagen auf der Wahlstatt; der Markgraf von Baden hatte seine Artillerie, sein Gepäck und die Kriegskasse mit über 100,000 Reichsthalern verloren. Die feindliche Armee war nahezu aufgerieben. Herzog Maximilian spendete Tilly reiches Lob: „Wie diese eure erzeigte Tapferkeit und Valor euch vornehmlich zum besondern Ruhm und Ehr bei allen Völkern gereichet, also möget ihr euch getrösten, daß es die Kais. Maj., ich und der ganze katholische Bund mit Gnaden anerkennen werde".

Indessen war bereits ein neuer Feind im Anzuge. Christian von Braunschweig drang aus der Wetterau heran, um sich mit Mansfeld zu verbinden. Das mußte Tilly um jeden Preis verhindern. In Eilmärschen rückte er an den Rhein, verstärkte sich durch Cordova und überschritt, 26,000 Mann zählend, bei Aschaffenburg den Main. Bei Höchst stieß er auf das Lager des Halberstädters. Nach einer siebenstündigen Schlacht hatte Tilly einen herrlichen Sieg erfochten. 12,000 Feinde wurden getödtet oder in den Main gejagt. Mit den Trümmern floh Christian nach Darmstadt, wo er sich mit Mansfeld vereinigte; Beide trugen hierauf alle Schrecken und Gräuel eines Raubkrieges in das Elsaß.

Die Schlacht bei Höchst hatte der Sache Friedrichs V. den Todesstoß gegeben; dieser Ansicht verschloß sich auch König Jakob von England nicht; er rieth seinem Eidam, sich von Mansfeld und dem Halberstädter loszusagen und

die Waffen niederzulegen. Der Pfalzgraf gehorchte, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, und entließ seine beiden Generale, die in den Sold der Holländer traten, nachdem der Kaiser ihre angebotenen Dienste abgelehnt. Im Hauptquartier Tillys erschien ein englischer Gesandter, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln. Der ligistische General wies den Engländer an den bayerischen Herzog. Maximilian aber erklärte, daß er die Angelegenheit vor die Entscheidung einer Bundesversammlung bringen müsse. An Tilly ließ er die Weisung ergehen, den Feind unablässig zu verfolgen, ohne jedoch Unterhandlungen geradezu abzuschlagen, um ihn an der Fortsetzung der Rüstungen zu hemmen. Zugleich übersandte er ihm den Befehl, im Namen des Kaisers die Unterpfalz zu besetzen und alle noch in feindlichen Händen befindlichen festen Plätze wegzunehmen. Tilly machte sich alsbald an die Säuberung der Pfalz; allein die Arbeit wurde ihm sehr erschwert durch den traurigen Zustand, in welchen seine Armee zufolge der aufreibenden Märsche und durch die Schlachten und Gefechte gerathen war. Tilly, für seine Soldaten stets wie ein Vater für seine Kinder sorgend, klagte bei Maximilian. Dieser gab ihm den Rath, von dem Herzoge von Württemberg Proviant zu erhandeln, die nöthigen Gelder würden bald nachfolgen. Den thatendurstigen Tilly schmerzte es, wegen des Mangels an Lebensmitteln einige Zeit lang zur Unthätigkeit verurtheilt zu sein. Maximilian, der nicht gesonnen war, die Kosten des Feldzugs allein zu bestreiten, richtete an die Bundesmitglieder, die mit der Einlieferung ihrer Geldbeiträge fortwährend zurückhielten, ernste Mahnungen. An den Kaiser schrieb er, daß er bereits mehrere Millionen für die große Anzahl Kriegsvolk habe vorschießen müssen; auf die Dauer könne er das nicht mehr leisten, ohne sein Land und seine Unterthanen schwer zu schädigen, „daher ich",

lautet es weiter, „so ungern ich auch daran gehe, nothgedrungen werde, mein Volk größtentheils abzudanken und dem getreuen Gott das Werk anheimzustellen, weil ich mich auf der Bundesständ Assistenz nicht verlassen kann".

Tilly hatte unterdessen seine Operationen wieder aufgenommen. Gleich nach dem Abzuge Mansfelds und Christians von Halberstadt aus der Pfalz hatte er Stadt und Schloß Ladenburg, das den Spaniern entrissen worden war, wieder erobert. Speyer ergab sich auf die erste Aufforderung hin. Germersheim wurde mit Sturm genommen. Nachdem Tilly sein Heer verproviantirt hatte, ging er auf Heidelberg, die Hauptstadt der Unterpfalz, los. Mitte August wurde die Belagerung eröffnet und am 19. September sah Tilly Stadt und Schloß in seiner Gewalt. Die Besatzung, aus deutschen, englischen und holländischen Truppen bestehend, erhielt freien Abzug. Nach der Einnahme von Heidelberg brachte der ligistische General Mannheim in seinen Besitz; dagegen hielt sich Frankenthal, und Tilly führte, da sich ein heftiger Winter einstellte und die Pfalz keine Lebensmittel mehr bot, seine Truppen in die Wintercantonnements an die Grenze Hessens und nach Baden.

Während des Feldzugsjahres von 1622 waren in der kurpfälzer Angelegenheit auch die Diplomaten nicht müssig gewesen. Friedrich V. hatte den König von Dänemark und den Kurfürsten von Sachsen um ihre Vermittlung beim Kaiser ersucht, die sich auch im Verein mit England bei Ferdinand II. für den Pfalzgrafen verwendeten. Der Kaiser sandte den Grafen Schwarzenberg nach London und man kam überein, daß die pfälzer Angelegenheit auf einem Congresse zu Brüssel geschlichtet werden sollte, wohin König Jakob zu diesem Ende den Sir Richard Weston abordnete. Allein die Unterhandlungen führten zu keinem Ziele, da der Kaiser zur entgültigen

Regelung nur das Forum eines Kurfürstentages für competent erklärte. Ferdinand II. war ernstlich bedacht, wie er seinen Dank an Herzog Maximilian durch die versprochene Verleihung des Kurhutes bethätigen könne. „Ich bin", schrieb er an Don de Zuniga nach Madrid, „dem Herzoge für seine Verdienste so sehr verpflichtet, daß ich meine sowohl mündlich als schriftlich öfters wiederholten Versprechungen wegen der Kurwürde nicht zurücknehmen könnte, ohne indirect Gott zu beleidigen und meine Ehre zu verlieren." Papst Gregor XV., für den die Vermehrung der katholischen Stimmen im Kurfürstencollegium ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit war und der überdieß den Bayernherzog für seine der katholischen Kirche in Deutschland geleisteten Dienste belohnt sehen wollte, sandte den gewandten Kapuzinerpater Hyazinth nach Wien, um die Uebertragung der Kur an Bayern zu beschleunigen. Aber Ferdinand II. wagte diesen Schritt ohne Einwilligung Spaniens nicht. Zu jener Zeit waren nämlich zwischen Spanien und England Unterhandlungen bezüglich einer Heirath des Prinzen von Wales mit der Infantin Donna Maria in der Schwebe und mit Bestimmtheit ließ sich erwarten, daß König Jakob die Wiedereinsetzung Friedrichs V. an die Spitze der Heirathsbedingungen stellen werde. Nun bestand aber am Hofe zu Madrid eine einflußreiche Partei, welche jeder Verbindung zwischen Spanien und England abgeneigt war. Diese Partei zu gewinnen bemühte sich der von Kaiser Ferdinand nach Madrid gesandte Pater Hyazinth, der von Seite des Grafen Khevenhüller die eifrigste Unterstützung fand. Bald war der Letztere in der Lage, nach Wien zu berichten, der Kaiser möge die Kur ohne Zeitverlust an Herzog Maximilian übertragen; Spanien werde zwar Englands halber keine schriftliche Einwilligung ausfertigen, aber die vollendete Thatsache anerkennen. Dessenungeachtet zögerte Fer-

dinand II., denn damals hatte Tilly seine mächtigen Gegner noch nicht niedergeworfen und der Kaiser wollte dem Gang der Ereignisse nicht vorgreifen. Die Siege des ligistischen Feldherrn, sowie der Abzug Mansfelds und des Halberstädters bestimmten endlich Ferdinand, zur öffentlichen Verleihung der Kurwürde zu schreiten.

Zu diesem Behufe wurde Anfangs Januar 1623 in Regensburg ein Kurfürstentag abgehalten. Die katholischen Kurfürsten und Fürsten fanden sich mit Ausnahme des kranken Kurfürsten von Trier, der sich durch einen Gesandten vertreten ließ, alle persönlich ein; die protestantischen schickten Deputirte, nur der Landgraf von Hessen-Darmstadt erschien in Person. Kaiser Ferdinand klagte in seiner Eröffnungsrede über die Rebellen des Reiches, die sich selbst mit den Türken gegen den Kaiser verbänden. Pfalzgraf Friedrich habe es sogar gewagt, die böhmische Krone an sich zu reißen und versucht, den Kaiser und die ganze Reichsverfassung zu stürzen. Er wolle nicht fürchten, daß man einen solchen Frevler noch im Kurfürstencollegium dulde. Maximilian von Bayern habe „des heil. römischen Reiches Wohlfahrt und Rettung anderer gehorsamen Stände mehr als sein eigenes Haus treuherziger Weise vor Augen gehalten und in Acht genommen, in selbst eigener Person, mit Verlassung und in äußerste Gefahrsteckung seiner eigenen Land und Leut, der Hauptfeldschlacht ungespartes Guts und Bluts, ritterlich und sieghaft beygewohnet und seinem Kaiser und Herrn zu Dero von seinem Vettern eingenommenen und verführten Erbkönigreich und Landen treulich wiederum geholfen, viel hochbedrängte gehorsame Stände vor dem endlichen Untergange in unterschiedlichen Orten und Enden des Reiches erhalten und wider den Hauptächter und dessen Helfer am Neckar, Rheinstrom und am Mayn obsiegen helfen"; er verdiene daher, daß ihm die erledigte Kur verliehen werde. Eine

heftige Opposition erhob sich nun gegen den bayerischen Herzog. Die Protestanten wollten von der Vergrößerung der Macht Bayerns und der Stärkung der katholischen Majorität im Kurfürstencollegium Nichts wissen. Der spanische Minister Olivarez drohte mit Abberufung der spanischen Truppen aus Deutschland, wofern man mit Friedrich V. kein gütliches Abkommen treffe. Ferdinand II. gerieth in's Schwanken. Maximilian wollte die Sache rasch zum Ziele leiten, berief sich auf den münchener Contract und erklärte, auf die versprochene Kur und auf die verpfändeten Länder zu verzichten, wenn man ihm die für den Kaiser in zwei Feldzügen aufgewendete Summe von 13 Millionen zurückbezahle. Dies führte die Entscheidung herbei. Ferdinand II. entschloß sich zur Belehnung Maximilians mit der Kur, die jedoch nur lebenslängliche Dauer haben sollte. Am 25. Februar 1623 leistete Maximilian knieend vor den Stufen des Kaiserthrons den Eid, legte Kurhut und Mantel an, küßte Ferdinands Hand und Schwert und trug als Truchseß bei dem kaiserlichen Mahle die erste Schüssel auf. An alle europäischen Höfe eilten Couriere mit der Botschaft, daß Maximilian von Bayern zum Kurfürsten erhöht sei. England, Sachsen und Brandenburg verweigerten die Anerkennung. In Rom erblickte man in dem regensburger Ereignisse einen wichtigen Sieg der katholischen Sache. Papst Gregor XV. hielt ein feierliches Te Deum im Dome zu St. Peter und der eherne Mund der Kanonen verkündete von den Wällen der Engelsburg herab den Jubel Roms, das den neuen Kurfürsten als „Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen die deutschen Häretiker" pries. Die Cardinäle, „so gut bayerisch", veranstalteten Freudenfeuer und Volksfeste. Der Papst beglückwünschte Maximilian, indem er ihm schrieb: „In deiner hohen Würde erkennt die ganze Kirche den Glanz ihres eigenen Sieges. Die Tochter Sion möge nun

das Gewand und das Zeichen der Trauer ablegen und das Kleid froher Feier anziehen! In der That, diese Nachricht hat Uns erquickt, als wenn Unser Herz vom Manna des Himmels und einem Strome seliger Lust überhäuft worden wäre". Nicht dieselbe Stimmung herrschte am Hofe zu Madrid, wo man anfänglich sogar mit der zugesagten Anerkennung der bayerischen Kurwürde zurückhielt, bis es den Bemühungen des Papstes gelang, das madrider Cabinet umzustimmen, was um so leichter wurde, als die zwischen den beiden Kronen beabsichtigte Heirath einem Kriege Platz machte. Kurfürst Maximilian äußerte seinen Dank gegen Papst Gregor XV. durch Uebersendung der berühmten heidelberger Bibliothek, wodurch er sich den herbsten Tadel der modernen Geschichtsbaumeister zuzog. „Glückliches Vaterland, wenn du im dreißigjährigen Kriege nichts Anderes als jenen Haufen alter Pergamente eingebüßt hättest!" bemerkt treffend der Historiker Gfrörer.[1]

Während der Reichstagsverhandlungen zu Regensburg traf die Kunde ein, daß des Pfalzgrafen Friedrich Verbündete, Mansfeld und Christian von Braunschweig, die mit holländischem und englischem Gelde frische Truppen geworben, wieder auf deutschem Boden aufgetaucht seien. Mansfeld fiel in das fette Ostfriesland ein, indeß Christian von Halberstadt Westphalen mit seinen Horden überschwemmte. Da der ligistische Feldmarschall-Lieutenant Graf von Anholt den andrängenden Feinden gegenüber zu schwach war,

---

[1] Uebrigens hatte bereits der Kaiser noch vor Einnahme Heidelbergs durch die Bayern über die Bibliothek verfügt, da sich die Infantin Elisabeth zu Brüssel einen Theil derselben erbeten. Nicht zu übersehen ist auch, daß diese Bibliothek nicht zum Geringsten aus den von den kurpfälzischen Fürsten in ihrem Lande säcularisirten Klöstern herrührte, der Papst demnach Namens der beraubten geistlichen Corporationen zu Ansprüchen auf jene Schriften und Codices berechtigt war.

um mit Erfolg gegen sie zu operiren, versammelte Kurfürst Maximilian, überzeugt von der Nothwendigkeit eilender Hülfe, die zu Regensburg anwesenden Mitglieder der Liga und bewirkte, daß das Bundesheer auf 16,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter erhöht wurde. Der Nuntius Caraffa versprach im Namen des Papstes nicht nur monatlich 20,000 Gulden Beitrag, sondern auch den Unterhalt von 2000 Fußknechten und einem Reiterregiment; Ferdinand II. sicherte eine Verstärkung von 6000 Fußtruppen und 2000 Reitern zu. Maximilian berief den Feldherrn Tilly zur Berathung des neuen Feldzugsplanes nach Regensburg. Hier wurde der verdiente General vom Kaiser zum Reichsgrafen erhoben; die Liga verehrte ihm 20,000 Gulden. Der ligistische Feldherr verließ Regensburg mit dem Befehle, seine Armee in Marschbereitschaft zu halten.

Im Frühjahre 1623 brach Tilly aus der Unterpfalz auf und rückte auf Hessen-Kassel los, dessen Landgraf Moriz geheime Verbindungen mit den Alliirten Friedrichs V. unterhielt und stark rüstete. Der ligistische General jagte durch sein bloßes Herannahen den von Moriz aufgebotenen Landsturm auseinander und warf Besatzungen in die festen Plätze. Alsdann schlug er die Richtung nach Niedersachsen ein, um an Christian von Braunschweig herankommen zu können. Dieser war nämlich auf Veranlassung seines Bruders, Friedrich Ulrich, von den Ständen des niedersächsischen Kreises sammt seinen Truppen auf drei Monate gegen die Bedingung in Bestallung genommen, daß er nur defensiv verfahre, sich jeder Communication mit Mansfeld entschlage und dem Kaiser die gebührende Devotion bezeuge. Als Tilly sich näherte, wandten sich die niedersächsischen Stände an den Kaiser, um von dem Einmarsche des ligistischen Heeres verschont zu bleiben. Während der Unterhandlungen räumte Christian von Braunschweig

Niederſachſen, und eilte der holländiſchen Grenze zu, um ſich dort mit Mansfeld zu vereinigen. Kurfürſt Maximilian überſandte ſeinem Feldherrn den Befehl, ungeſäumt auf Chriſtian loszugehen. In Eilmärſchen zog Tilly dem Halberſtädter nach und holte ihn bei Stadtloo ein. Hier erlitt der Genoſſe Mansfelds am 6. Auguſt 1623 nach zweiſtündigem Kampf eine furchtbare Niederlage; „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen". Ganze Regimenter baten auf den Knieen um Pardon. 6000 Mann wurden getödtet, 4000 gefangen; die Ligiſten, die nur 1500 Mann verloren, erbeuteten neunzehn Kanonen, das ganze Gepäck, allen Proviant und Geldvorrath und ſechszig Fahnen, unter welch' letzteren ſich auch das Hauptpanier befand, in welches Chriſtian von Halberſtadt aus Begeiſterung für Friedrichs Gemahlin die Worte hatte ſticken laſſen: Tout pour Dieu et pour elle (Alles für Gott und für ſie). „Hieraus ſieht man", heißt es in dem veröffentlichten bayeriſchen Bericht, „Wen dieſe Armada nächſt Gott angebetet und von Wem der Halberſtädter Sieg erwartet, ja daß dieſe Menſchen, denen die gebenedeite Jungfrau Maria ein Dorn im Auge iſt und die derſelben Namen und Bildniß in keiner Fahne, keiner Kirche, keinem Zimmer leiden mögen, ihr einen ſterblichen Madenſack vorziehen, und Gott dem Allmächtigen gleichſetzen". Mit dem ſpärlichen Reſte ſeines Heeres floh Chriſtian zu den Holländern, denen er ſeine Truppen überließ. Der Sieg bei Stadtloo zerriß das Netz der Plane, welche die Feinde des Kaiſers geſchürzt. Bethlen Gabor, der bereits wieder mit einer großen Macht in Ungarn eingefallen, zog ſich zurück, als er Chriſtians Niederlage vernahm, und ſchloß mit dem Kaiſer Waffenſtillſtand. Mansfeld gerieth in Oſtfriesland in große Noth und ſein Heer löste ſich größtentheils auf. Den Reſt entließ er, nachdem er ſich von den oſtfrieſiſchen Ständen für ſeine Perſon 300,000 Gulden

bezahlen hatte lassen. Alsdann nahm er seinen Aufenthalt zu Haag, wo auch der andere Freibeuter, Christian von Halberstadt, sein Quartier aufschlug. Beide vertobten auf holländischem Boden den aus Deutschland mitgebrachten Raub. Tilly bezog Winterlager in Hessen-Kassel; Landgraf Moriz raste in ohnmächtiger Wuth, da er die verhaßten Ligisten in seinem Gebiete sehen mußte.

Kurfürst Maximilian I. konnte zu Ende des Jahres 1623 mit berechtigtem Stolze auf diese glänzenden Erfolge der ligistischen Waffen schauen; sein Ansehen stieg fortwährend. Bei den Katholiken Deutschlands ging sein gepriesener Name von Mund zu Mund. Bewundernd sah das Ausland auf den Beherrscher des kleinen Bayerns. Aber noch war der letzte Wurf nicht geschehen; nach all' den vernichtenden Streichen war der geächtete Pfalzgraf noch immer nicht von seiner unseligen Verblendung geheilt, vielmehr entschlossen, „Türken und Tataren zu Hülfe zu rufen, um sein Recht zu vindiciren". Sein Unglück ging ihm übrigens nicht einmal nahe. Aus Sedan, wohin er sich nach der Schlacht bei Höchst zurückgezogen, schrieb er an seine Gemahlin: „Allhier bewirthet man mich so vortrefflich, als ich nur immer wünschen mag. — Ich bringe meine Zeit zu mit Ballschlagen und mit Baden. Wenn mich jenes ein wenig erhitzt, so kühlt mich dieses wieder ein wenig ab. Ich befinde mich im Uebrigen ganz vortrefflich, und wenn nur meine Angelegenheiten besser gingen, wäre ich vollkommen glücklich". Das war der Fürst, für den Tausende auf den Schlachtfeldern verbluteten, während er an sicherem Orte die Zeit mit Kinderspielen und noblen Vergnügungen vertollte. Friedrichs Anhänger entfalteten unterdessen eine unermüdete Thätigkeit, dem Kaiser und der Liga neue Feinde heraufzubeschwören. Vor Allen bemühte sich jetzt England, die Hälfte der europäischen Höfe zum Kriege gegen Oesterreich in

Bewegung zu bringen. König Jakob I. hatte bei sich geschworen, „einen äußersten Blutstropfen daran zu setzen, und sich an Bayern zu rächen". In Constantinopel setzte der alte Graf Thurn alle Hebel ein, um die Türken zu vermögen, den Kaiser mit Krieg zu überziehen. Mit Bethlen Gabor unterhielt Friedrich fortwährenden Briefwechsel und der König von Dänemark wurde durch einen englischen Gesandten bearbeitet, für den Pfalzgrafen auf den Kampfplatz zu treten.

Auch dem weitschauenden Auge des Kurfürsten Maximilian wurde es täglich klarer, wie wenig ihm, vielleicht noch für eine lange Reihe von Jahren, die Ruhe vergönnt sein werde. Er versammelte daher im April 1624 die vertrauteren seiner Bundesgenossen zu einem Bundestag nach Augsburg. Langwierige Debatten entspannen sich hier über die Zahlung der noch rückständigen Bundesquoten, sowie über die Erhaltung oder Abdankung des ligistischen Heeres. Erzherzog Leopold ließ durch seinen Gesandten erklären, er könne, da seine Stifter Straßburg und Passau durch den Krieg stark heimgesucht worden, Nichts in die Bundeskasse zahlen. Die meisten Deputirten redeten dem Frieden das Wort und gaben in verblümter Weise zu erkennen, daß die auf Bayern übertragene Kur die Wiederkehr desselben hauptsächlich hindere. Maximilian, aufgebracht darüber, daß man ihm wegen der Fortsetzung des Krieges Schuld gebe, schrieb deßwegen nach Augsburg: „Ich hab das Directorium bisher fortgeführt, um die katholische Religion von gänzlichem Ruin zu retten. Es ist eine nichtige Meinung, daß wenn ich die angenommene Kur wiederum abtrete, der Sache schon geholfen und alles außer Gefahr sey. Es ist unbillig, mir dieser Kur halber die Schuld der neuen Gefahr beizumessen; denn ich hab nie — und hierin nehme ich Gott zum Zeugen — bei Anfang des Krieges irgend eine Intention auf die

Kur gehabt. Wenn die Bundesständ mir in Wahrheit demonstriren können, daß ich durch Abtretung der Kur den werthen Frieden im deutschen Reich wiederbringen und die katholische Religion erhalten werde, so verzicht ich freiwillig auf diese Würde. Ich vertrau auf die Gnad Gottes, daß ich derjenige, der ich vor der Kur gewesen, auch ohne dieselbe sein und bleiben werde. Ich stell es den Mitständen anheim, die ganze Sach dem Zufall zu überlassen und die ungeduldigen Soldaten durch Plünderung ihrer Stifter sich selbst bezahlt zu machen". Wie immer, so erreichte auch dießmal Maximilian bei den Bundesmitgliedern durch sein energisches Auftreten den beabsichtigten Zweck. Es wurde festgesetzt, daß die Liga fortbestehen und ihre Streitkräfte in der Stärke von 15,000 Mann erhalten bleiben sollen. Da Maximilian um diese Zeit bereits Kenntniß von den verdächtigen Rüstungen des dänischen Königs Christian IV. hatte, so wurde schon jetzt die einschlägige Resolution gefaßt, „daß nicht nur diejenigen als Feinde anzusehen seien, welche sich durch Wort und That gegen den Kaiser und gegen den Bund als solche gezeigt hätten, sondern auch jene, welche bisher ruhig geblieben, aber damit umgingen, Volk im Lande zu werben und fremdes Volk gegen die Gesetze des Reiches und ohne des Kaisers Willen einzuführen, und auf desselben Abmahnungen nicht sogleich ihre verdächtigen Werbungen einstellen". Die spanische Politik des brüsseler Hofes war seit geraumer Zeit bestrebt, die Liga in einen Krieg mit den Holländern zu verwickeln. Dahin zielte auch eine an Tilly gerichtete Forderung der Infantin Elisabeth, der Statthalterin Belgiens, die von Bayern besetzte pfälzische Stadt Frankenthal den Spaniern abzutreten. Kurfürst Maximilian erfuhr aber aus Brüssel durch den ligistisch gesinnten Cardinal Don Verdugo, daß der Hof von Madrid mit Frankenthal nichts Geringeres beabsichtige, als es den Holländern

zu überliefern, um diese der Liga auf den Hals hetzen zu können. Auf der Versammlung zu Augsburg wurde nun einstimmig der Beschluß gefaßt, weder die Holländer zu bekriegen, noch Frankenthal den Spaniern zu übergeben. Nach Brüssel meldete Maximilian, es stünde nicht in seiner Vollmacht, in eine für den Kaiser eroberte Stadt fremde Truppen aufzunehmen; seinem Feldherrn Tilly befahl er, in Frankenthal möglichst viele Bayern einzuschieben, damit kein Spanier mehr Platz darin habe. Auf dem Tage zu Augsburg gelangte ferner an den Kurfürsten von Mainz das Ersuchen, er möge Sachsen und Brandenburg zur Anerkennung der bayerischen Kurwürde bewegen, damit endlich einmal ein Kurfürstentag ausgeschrieben und der Friede hergestellt werden könne. Johann Schweickardt brachte es mit Hülfe des Landgrafen von Hessen-Darmstadt dahin, daß der Kurfürst von Sachsen auf einer Zusammenkunft zu Schleussingen (im Hennebergischen), bei der Tilly als bayerischer Abgeordneter erschienen war, Maximilian von Bayern als seinen Collegen begrüßte, während der Brandenburger bei seiner Weigerung beharrte. Zu Nürnberg wurde Maximilian I. durch den Kurfürsten von Mainz im Juni 1624 feierlich in den Kurfürstenverein aufgenommen.

Ein neuer Gegner war um diese Zeit dem Hause Habsburg erstanden. In Frankreich war der gewandte Cardinal Richelieu an die Spitze der französischen Politik getreten, mit dem Entschlusse, den Gedanken Heinrichs IV. durchzuführen und Habsburgs Macht zu brechen. Zuvörderst lag ihm daran, die Verbindung Spaniens mit Oesterreich aufzuheben, weßhalb er die Holländer im Kampfe gegen die spanische Krone unterstützte; den König von England forderte er dringend auf, die Rheinpfalz zurückzuerobern. Jakob I. verstand sich zur Uebernahme dieser Rolle um so eher, als Henriette, die Schwester König

Ludwigs XIII., mit dem englischen Thronfolger verlobt wurde. Auch Schweden sollte dem Kaiser und der katholischen Liga in Deutschland entgegentreten. Aber der Preis, den der scandinavische König verlangte, war so hoch, daß man die ihm zugedachte Rolle lieber an den Dänenkönig verhandelte. Christian IV. war zu lüstern nach dem Erzbisthume Bremen und den Bisthümern Verden und Minden, als daß er dem verlockenden Anerbieten Frankreichs und Englands hätte widerstehen können. Mit dem Gelde dieser Regierungen warb er 26,000 Mann und rückte gegen die Weser vor. Mansfeld und der Halberstädter, die ebenfalls mit französischen und englischen Subventionen ein frisches Heer des verrufensten Gesindels aufgebracht, standen mit 14,000 Mann an der Grenze Hollands.

Kurfürst Maximilian hatte gemäß des Beschlusses der letzten Bundesversammlung die ligistische Armee auf 15,000 Mann erhöht. Allein mit dieser Zahl war gegen die erdrückende Uebermacht der Feinde nicht anzukommen. Maximilian verlangte vom Kaiser schleunige und ausreichende Hülfe. Ferdinands Kassen waren erschöpft. In dieser Verlegenheit erbot sich der böhmische Edelmann Albrecht von Waldstein, später Herzog von Friedland, auf eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann aufzubringen und zu unterhalten. Der Vorschlag wurde um so beifälliger aufgenommen, als unter den kaiserlichen Ministern eine Partei bestand, welche die oberste Leitung der katholischen Kriegsmacht nur höchst ungern in den Händen Maximilians von Bayern sah und dessen wachsendes Ansehen mit Neid und Mißtrauen verfolgte. Waldstein ließ die Werbetrommel rühren und nach wenigen Monaten hatte der Klang des ungewöhnlich hohen Handgeldes 20,000 Mann zu den Fahnen des Herzogs von Friedland gelockt.

Unterdessen war Tilly im Juni 1625 gegen die Weser *marschirt*, hatte sich der Festung Höxter bemächtigt und

dadurch die Absicht der Dänen, mit Mansfeld und Christian von Braunschweig sich zu vereinigen, vereitelt. Nun setzte sich Christian IV. gegen Hameln in Bewegung. Ein Sturz mit dem Pferde brachte jedoch bald dem Dänenkönige eine gefährliche Krankheit, die ihn zur ferneren Leitung der militärischen Operationen unfähig machte; es wurde also der Rückzug nach Verden beschlossen. Tilly besetzte sogleich Hameln und zog dann vor Nienburg, dessen Belagerung er indeß wegen Mangel an Proviant und Munition aufheben mußte.

So lagen die Dinge, als Waldstein im September mit seinem bunt zusammengewürfelten Heere von 20,000 Mann durch Franken und Hessen an die Weser marschirte. Eine eigenthümliche Avantgarde kündete überall das Herannahen der friedländischen Armee an. Zehn bis fünfzehn Mann starke berittene Zigeunerbanden zogen auf ungebahnten Wegen voraus, legten sich kundschaftend in Wälder und Gehölze und durchstreiften raublustig die Umgegend. Die Truppen Waldsteins waren kaum zur Nothdurft ausgerüstet. Die Reiter saßen auf schlechten Pferden, vielen Fußsoldaten gebrach es an Waffen; die ganze Artillerie soll durch ein einziges Geschütz schweren Kalibers repräsentirt gewesen sein. Unter den Officieren und Gemeinen herrschte ein schlechter Geist. Es gab viele unkatholische Oberste und Hauptleute, die mit der Gier nach Beute und reichem Sold bei Waldstein Dienst genommen, aber bis jetzt weder das Eine noch das Andere erlangt hatten und die nun offen aussprachen, sie würden unverweilt zu den Dänen übergehen, sobald sie sich in deren Nähe befänden. Mit diesem Heere erschien Waldstein auf dem Kriegsschauplatze. Hier leitete er seine Thätigkeit damit ein, daß er für seine Truppen die besten Quartiere nahm und gegen Tilly, dessen Feldherrnruhm seinen Neid erweckte, Rangstreitigkeiten erhob. Maximilian schrieb seinem General-

lieutenant: „Demnach Wir aus Eurem Berichtschreiben etwas Muthmassung genommen, als ob sich zwischen dem Herzogen von Wallenstein und Euch nit allzeit die guette Correspondenz anzeigen wollte, Nun ist Eure Discretion und bewohnenter Verstand nicht allein Unns, sondern meniglich so weith bekandt, daß ihr von des gemainen weesens Wohlfahrth, und aufnemmen willen euch einen andern respect nit hindern, noch irren würdet lassen, wie Wür dann, da Wür in Persohn im Veldte wehren, Unns selbst mit dem herzögen von Fridtland umt des gemeinen weesens und Befürderung in etwas accomodiern wollten, weilen sonderlich eines jeden, und vornemblich Eur bisherige Verrichtung, und valor nit allein meniglich bekannt, sondern bei occasionen Eure tapfere Actiones nichts destoweniger Unverborgen bleiben, und was ein jeder gethan, kundtbar worden, wie Ihr Euch solches selbst zu gemieth werdet fiehren können. — Dahero wollet Euch deß von Wallenstein bekandten humor nit irren lassen, Eure Reputation und merita werden nur desto größer". Der ligistische General schloß das Feldzugsjahr mit einem glücklichen Gefecht gegen die Dänen bei Hannover und legte sich dann nach Braunschweig in die Winterquartiere.

Mit dem Frühling des Jahres 1626 ertönte auf's Neue der Waffenlärm. Christian von Braunschweig erstürmte Osnabrück; seine Absicht war, dem Landgrafen Moriz Luft zu machen, während Tilly mit den Dänen und Waldstein mit Mansfeld sich herumschlug. Tilly befand sich in einer schwierigen Lage; seine Armee war viel zu schwach, um den Plan des Halberstädters zu durchkreuzen und zugleich dem Dänenkönig die Spitze zu bieten. Nirgends wollte sich Hülfe zeigen. Waldstein, der nicht nur dem verdienstvollen Tilly, sondern auch der Liga gram war, der er früher seine Dienste vergebens angeboten, verweigerte unter nichtigen Vorwänden seinen Beistand. Kur-

fürſt Maximilian, dem an dem guten Einvernehmen und kräftigen Zuſammenwirken der beiden Generale Alles lag, richtete an ſeinen Feldherrn Tilly die Worte: „Wollet mit dem von Friedland gute Confidenz zu pflegen nicht unterlaſſen, ihr ſeyd doch dieſer Prudenz, daß ihr ſolchen Humor mit eurem großen Ruhm in etwas nachzugeben werdet geneigt ſein". Auch an Waldſtein ſchickte Maximilian ein Schreiben, „um ihn freundlich zu begrüßen" und ihm einmüthiges Handeln mit Tilly zu empfehlen. Trotz dieſer Zuvorkommenheit blieb der ſtolze, unverträgliche Waldſtein dabei: „Er wolle mit Tilly Nichts zu ſchaffen haben". Es paßte weſentlich in ſeinen noch verborgenen Plan, die Liga zu zertrümmern und die militäriſche Oberherrſchaft in Deutſchland der kaiſerlichen Armee zu vindiciren. Tilly ſchrieb nach München: „Wenn ich nit bald Succurs erhalte, muß ich mit Spott und Schande in die katholiſchen Bundesländer zurückgehen". Kurfürſt Maximilian erwirkte einen kaiſerlichen Befehl, daß Waldſtein einige Regimenter an Tilly ablaſſe. Der Oberſt Graf von Pappenheim mußte im Auftrage des Kurfürſten in Italien für das ligiſtiſche Heer werben. An den brüſſeler Hof ließ Maximilian dringende Mahnworte ergehen, die katholiſchen Waffen in Niederdeutſchland ſchleunigſt mit einem Hülfscorps zu unterſtützen. Zwiſchen Brüſſel und Madrid waren ſchon ſeit längerer Zeit Unterhandlungen mit den Höfen von Wien und München wegen ſpaniſcher Truppenhülfe im Gange. Die egoiſtiſche Politik Spaniens ließ dieſelbe zu keinem rechten Abſchluß gelangen. Der madrider Hof wollte 8000 Mann zur Dispoſition ſtellen unter den Bedingungen, daß eine neue Liga errichtet werde, daß ſämmtliche Streitkräfte allein in des Kaiſers Namen kämpfen und nur von Wien aus ihre Befehle empfangen, daß der Kurfürſt von Bayern die Feſtungen Mannheim und Heidelberg an Spanien abtrete. Maximilian erklärte,

„er wolle mit dem Erzhause für einen Mann stehen", aber unerschütterlich weigerte er sich, mit Annahme solcher Forderungen die Hülfe Spaniens zu erkaufen, trotzdem für die ligistischen Waffen die Gefahr im Steigen begriffen war.

Mittlerweile hatte Waldstein am 25. April dem Freibeuter Mansfeld an der dessauer Brücke eine Niederlage beigebracht. Nach diesem Siege schrieb Maximilian mit bewährtem Scharfblick an den Kaiser: „Man wird den Frieden im Reiche merklich befördern, wenn man sich der jetzigen Victorie recht bedienen, eilfertig und mit tapferem Ernst daraufsetzen und die rechten Mittel ergreifen wird". Anders handelte Waldstein. Anstatt den Sieg auszunützen und durch eine rasche Verfolgung den geschwächten Gegner vollends aufzureiben, ließ der kaiserliche Generalissimus Mansfeld Zeit, sich in die Mark Brandenburg zu werfen, sich mit dem Herzog von Sachsen-Weimar zu vereinigen, das Bündniß mit dem Siebenbürger zu erneuern und sich zum Anmarsche gegen die kaiserlichen Erblande zu rüsten. Aber Waldstein blieb nicht nur unthätig, sondern er weigerte sich auch, trotz des kaiserlichen Befehls, dem bedrängten Tilly die von diesem erbetenen Hülfstruppen zu senden. Der ehrliche, verdiente Feldherr der Liga grämte sich über seine schlimme Lage derartig, daß er krank wurde. Maximilian schrieb seinem Agenten in Wien, Dr. Leuker: „Es scheine, Friedland seye zum Schutz der Unkatholischen und zum Verderben der Katholischen bestellt. Derselbe habe so viel Volk, daß er es nicht unterzubringen wisse, er liege nach dem Sieg still, wolle auch Tilly keinen Beistand gewähren". Leuker erhielt den Auftrag, dem Kaiser zu melden, es müsse den treuen Ständen, die so Vieles gethan hätten, schwer fallen, sich in dieser Weise behandelt zu sehen.

Unterdessen hatte Tilly die ligistischen Besatzungstruppen aus kleineren braunschweigischen Städten an sich gezogen

und auf dieſe Weiſe 10,000 Mann zuſammengebracht. Damit rückte er alsbald nach Heſſen-Kaſſel, wo er die vom Landgrafen Moriz geworbenen Regimenter entwaffnete und dieſen zur Unterzeichnung eines Reverſes zwang, worin er verſprach, daß er in kaiſerlicher Majeſtät und des Reichs Devotion und Gehorſam verbleiben wolle. Am 10. Juni erſtürmte Tilly die feſte Stadt Minden zum großen Aerger Waldſteins, der Tag um Tag auf die Botſchaft einer Niederlage des ligiſtiſchen Heeres wartete. Tillys Lage geſtaltete ſich bald günſtiger durch den Tod Chriſtians von Halberſtadt, der am 16. Juni in einem Alter von 27 Jahren zu Wolfenbüttel den Folgen ſeines wüſten Lebens erlag. Bald darauf fand zu Duderſtadt auf Betreiben des vom Kaiſer in's friedländiſche Lager geſandten Grafen Trautmannsdorf zwiſchen Waldſtein und Tilly eine Zuſammenkunft ſtatt, in welcher der Herzog von Friedland drei Regimenter an das ligiſtiſche Heer abließ. Zum Dank für dieſe Hülfe ſchrieb Kurfürſt Maximilian dem kaiſerlichen Generaliſſimus, er ſolle ſich ſchleunigſt auf Mansfeld werfen, denn einer am münchener Hof eingelaufenen Nachricht zufolge habe Dänemark den Schwedenkönig gewonnen, den Grafen Mansfeld mit 15,000 Mann in Schleſien zu unterſtützen, ſobald dieſer von Waldſtein bedroht werde. Aber erſt Anfangs Auguſt verließ der Herzog von Friedland ſein Lager bei Zerbſt und folgte langſam dem Abenteurer Mansfeld, der ſich aus Schleſien, wohin er von Brandenburg marſchirt war, nach Ungarn zog, um hier Bethlen Gabor die Hand gegen den Kaiſer zu reichen.

Tilly hatte nach der Eroberung von Minden die Belagerung Göttingens eröffnet, das nach ſieben Tagen in ſeine Gewalt kam. Hierauf ging er mit 25,000 Mann dem 30,000 Mann ſtarken Heere des Dänenkönigs entgegen. Am 27. Auguſt 1626 ſchlug Tilly mit überlegenem

Feldherrntalent bei Lutter am Barenberge in glänzendster Weise den numerisch stärkeren Feind. Christian IV. selbst entrann der Gefangenschaft nur mit knapper Noth. An 5000 Dänen bedeckten das Schlachtfeld; die gesammte Artillerie, die Kriegskasse, sechszig Fahnen und mehrere tausend Gefangene geriethen in die Hände des Siegers. Tilly selbst erklärte diesen Sieg als den bedeutendsten, den er bisher errungen, und rühmte in seinem an den Kurfürsten Maximilian nach München erstatteten Bericht besonders die Tapferkeit des Grafen Gronsfeld, dem auch die Ehre zu Theil wurde, die Nachricht von dem Siege zu überbringen. Die nächste Folge der Schlacht bei Lutter war die Einnahme fast aller festen Plätze an der Weser und Leine. Die militärischen Vortheile, welche aus dem Siege bei Lutter erwuchsen, wurden jedoch überwogen von den politischen. Christian IV. sah sich bald von den meisten seiner Bundesgenossen verlassen. Die Stände Niedersachsens zogen es vor, dem Kaiser zu gehorsamen, anstatt an einem vom Glück nicht begünstigten Bunde mit Dänemark festzuhalten. Frankreich schloß die geldgefüllte Hand, der König von England beschränkte seine ganze Antheilnahme auf die Errichtung von Werbeplätzen in seinem Lande. Das einzige Holland trat nicht zurück, sondern ließ dem Dänenkönig Geldmittel zufließen und sandte ihm Truppen.

Waldstein hatte, während Tilly den Dänenkönig und seine Alliirten zu Paaren getrieben, Mansfeld nach Ungarn verfolgt; es gelang ihm, mit Bethlen Gabor einen Waffenstillstand zu schließen. Mansfeld, von dem Siebenbürger fallen gelassen, wollte über Venedig nach England gehen, erlag aber unterwegs, im Alter von 46 Jahren, in dem bosnischen Dorfe Urakovicz der Schwindsucht, nachdem er zu der von ihm früher verläugneten katholischen Religion reuig zurückgekehrt war. Wenige Tage später

ſtarb auch Herzog Johann Ernſt von Weimar, der in Schleſien gegen den Kaiſer gekämpft hatte, zu St. Martin in Ungarn. So ſah ſich Ferdinand II. von dreien ſeiner gefährlichſten Feinde befreit; Friedrich von der Pfalz war um eben ſo viele thätige Stützen ſeiner Sache ärmer geworden.

Das Jahr 1626 ſchlug dem Herzen des Kurfürſten Maximilian eine tiefe Wunde. Am 7. Februar entriß ihm der unerbittliche Tod den theuren Vater, dem er unverbrüchlich die kindlichſte Liebe und Ehrfurcht gewahrt hatte und mit dem er nie anders als entblößten Hauptes zu ſprechen gewagt. Herzog Wilhelm V. hat ſich durch ſein ſtreng religiöſes Leben den Beinamen der „Fromme“ erworben.

Wenige Monate nach dem Siege bei Lutter beſchloß auch der Kurfürſt von Mainz, Johann Schweickardt, die Tage ſeines vielbewegten Erdenlebens. Er gehörte unſtreitig zu den geiſtig hervorragendſten Kirchenfürſten ſeiner Zeit. Einen Kranz reicher Verdienſte hat er ſich durch ſeine Thätigkeit als Haupt der rheinländiſchen Ligiſten gewunden.

Neuntes Kapitel.

Der Bauernaufstand in Oberösterreich. Maximilian erwirbt und katholisirt die Oberpfalz. Sein Verhältniß zu Waldstein.

Während die Anhänger des geächteten Pfalzgrafen Friedrich im nördlichen Deutschland die Kriegsflamme schürten, hatten sie ihr Auge auch auf den Süden geworfen und das Land ob der Enns als fruchtbaren Boden für ihre revolutionären Umtriebe erkannt und ausersehen. Dieses Land war seit dem Jahre 1620 an Maximilian von Bayern verpfändet. Dänische, holländische und englische Emissäre wiegelten das Landvolk Oberösterreichs zur offenen Empörung gegen die bayerische Herrschaft auf. Es hielt nicht schwer, die Bewohner des Landes ob der Enns mit dem Gedanken an bewaffneten Aufstand vertraut zu machen; seit geraumer Zeit schon gährte es unter der Bauernschaft Oberösterreichs. Der bayerische Statthalter Graf von Herberstorff handhabte ein strenges, an Härte streifendes Regiment; Quartierlasten, Kriegssteuern und alle jene Uebelstände, die in einem occupirten Lande nun einmal nicht vermeidlich sind, reizten das Volk zur Unzufriedenheit; hiezu gesellten sich auch die scharfen Decrete des Kaisers, der in seinen Erbstaaten um jeden Preis die katholische Religion wieder eingeführt sehen wollte. Im Mai 1626 erhoben sich die erbitterten Bauern, erstürmten die Zeughäuser, überfielen die bayerischen Garnisonstruppen und metzelten sie nieder. Ein Hutmacher, Namens Stephan

Fättinger, ſtand an der Spitze der Bewegung; nachdem er umgekommen war, trat an ſeine Stelle ein Edelmann, Achaz Wiellinger; dieſem folgte ein lutheriſcher Student, deſſen Namen nie bekannt geworden. Ihr Lager nannten die rebelliſchen Bauern das „chriſtliche Lager“ und auf ihren Fahnen führten ſie die Inſchrift:

„Vom bayeriſchen Joch und Tyrannei,
Und ſeiner großen Schinderei
Mach, o lieber Gott, uns frei.
Weil es dann gilt die Seel' und Gut
So gilt's auch unſer Leib und Blut,
Gott geb' uns einen Heldenmuth!
Es muß ſeyn!“

Die Forderungen der Aufſtändiſchen umfaßten 12 Punkte, von denen die bedeutſamſten waren: „Erſtlichen die Religion vndt Jr gewiſſen frei vndt Jre Prediger wie vor 40 Jaren an allen orthen im landt zu haben. Sie Erkhenneten fürs ander Kayſerliche Mayeſtät einig und allein für Jren rechtmäſſigen Herrn, vndt nicht den Kurfürſten auf Bayern, oder deßen Statthalter vndt nachgeſetzte Räthe, daß ſie ſollten zwen Herrn vnderworffen ſein, derowegen ſolche mit den bayriſchen Soldaten auß dem landt zu haben begerten, dan ſie daß landt Jr Mayeſtät zum beſten ſelbſten vor allem feindlichen einfall ſchuzen wollten. Zum Dritten daß, daß quarniſon vnd Monathgelt möchte aufgehebt, vnd abgeſchafft werden“. Wie der Sturmwind verbreitete ſich die Flamme des Aufruhrs. Städte und Märkte wurden von den Rebellen genommen, Klöſter geplündert und in Brand geſteckt, die Mönche vertrieben oder todtgeſchlagen, wie denn überhaupt die Katholiken von der fanatiſchen Wuth der rohen Bauernſchaaren Unbeſchreibliches zu leiden hatten. Bald ſtanden die trotzigen Haufen vor Linz, um es zu belagern. Die Stände riethen dem Grafen von Herberſtorff, Linz zu verlaſſen und verſprachen ihm geſicherten und freien Abzug; er gab ihnen

aber zur Antwort: „Im Falle Linz von den Bauern überwältigt werde, habe er, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, seinen Friedhof bereits bestellt; er lasse sich von seinem Diener erschießen, die Stände aber zuvor an der Mauer aufhängen". Indessen schlug Herberstorff durch Wachsamkeit und Umsicht die wüthenden Sturmangriffe ab, welche den Bauern außerordentlich viele Menschenopfer kosteten. Während sich die Macht der Aufständischen an den Mauern von Linz brach, fochten jene mit mehr Glück in anderen Gegenden des Landes. Anstatt daß es den kaiserlichen und bayerischen Truppen gelang, die Empörung zu ersticken, wurden sie vielmehr von den mit verzweifeltem Muthe kämpfenden Bauern mehrmals geschlagen. Kurfürst Maximilian sah sich als Pfandinhaber des Landes gezwungen, zur Wiederherstellung der Ruhe größere Streitkräfte aufzubieten. Er rief daher den vom Obersten zum Generalwachtmeister avancirten Grafen Gottfried von Pappenheim, der damals noch in Italien mit Truppenwerbungen für die Liga beschäftigt war, nach Oberösterreich. Mit 6000 Mann eilte Pappenheim herbei und lieferte den Bauern bei Efferdingen, am 19. November 1626, und bald darauf bei Gmund zwei mörderische Treffen, in denen er die Aufständischen überwand. Nach dem Treffen bei Gmund meldete Pappenheim dem Kurfürsten Maximilian: „Ich hab noch niemalen ein so hartnäckiges und grausames Gefecht gesehen". Nach vierzehn Tagen war das Feuer des Aufruhrs mit dem Blute der Bauern gelöscht. Als die eingeleiteten Untersuchungen beendigt waren, wurden am 26. März 1627 zu Linz acht der hervorragendsten Rädelsführer vom Leben zum Tod gebracht. Achaz Wiellinger, der Bauern Oberhauptmann, wurde enthauptet und dann ehrlich begraben; die Köpfe und Viertel der andern Hingerichteten stellte man an verschiedenen Plätzen auf Spießen zur Schau aus. Am 23. April fand eine

zweite Execution an 10 Personen statt. Die übrigen Bauern wurden begnadigt unter der Bedingung, daß sie den protestantischen Glauben abschwuren. Um indeß dem Lande ob der Enns alle fernere Lust zum Rebelliren zu benehmen, legte Maximilian unter Pappenheims Commando eine sehr starke Besatzung nach Linz, die aber auch den beträchtlichsten Theil der jährlichen Landeseinkünfte verschlang.

Christian IV. von Dänemark hatte den Winter von 1626 emsig zu Rüstungen benützt, um im Frühjahre 1627 den Kampf gegen den Kaiser und die Liga wieder aufzunehmen. Bei Beginn des Feldzugs sah er sich an der Spitze von 30,000 Mann. Dagegen befand sich Tillys Armee nicht in der Verfassung, einen erfolgreichen Waffengang wagen zu dürfen. Waldstein hatte sie abermals in die schlechtesten Winterquartiere gedrängt, während er die Werbeplätze und Depots seiner Regimenter sogar in ligistische Lande verlegte. Kurfürst Maximilian hatte sich wiederholt an den Friedländer mit dem Ersuchen gewandt, den Truppen Tillys bessere Cantonnirungen einzuräumen, mußte sich aber von dem kaiserlichen Generalissimus geradezu schreiben lassen: „Wir wollen Uns der Hoffnung hingeben, Eure Kurfürstl. Durchlaucht werden Uns in diesem künftig verschonen".

Maximilian war schon längst über den boshaften Starrsinn und die despotische Willkür Waldsteins empört. In den katholischen wie protestantischen Ländern erlaubten sich die Soldaten und Officiere des friedländischen Heeres alle Arten von Ausschweifungen und Erpressungen. Wiederholte Klagen beim Kaiser und bei Waldstein fruchteten Nichts. Als Maximilian durch den Herzog von Friedland selbst vernommen, daß dieser beabsichtige, einen Theil seines Volkes in den schwäbischen und fränkischen Kreis zu legen, schrieb er an den Kurfürsten von Mainz: „Noch von andern gefährlichen und weitaussehenden Planen, die im Werk

sind, wird gesprochen. Es ist hohe Nothdurft, daß die Bundesfürsten in Würzburg zusammentreten". Am 22. Februar 1627 fand also in Würzburg die Versammlung statt. Vorerst wurde die Frage behandelt, wie man sich von dem Drucke der waldsteinischen Soldateska befreien könne. „Das Ziel des Waldstein geht dahin", schrieb der Kurfürst an die Conventmitglieder, „daß wann er alle Orte, katholische und unkatholische, in seiner Gewalt hat, man ihn und seine Armada unterhalten, das Blut im Leib contribuiren und seiner Soldateska den Sold, daran er nicht einen Heller gibt, völlig contentiren soll. Alsdann geht die Hoheit, Freiheit und das Ansehen aller Kurfürsten und Stände verloren; sie werden mit ihren Landen und Leuten, Gut und Blut in die Sklaverei des Herzogs von Friedland kommen, welcher das ganze Reich an seine Obersten und Anhänger vertheilen wird. Obwohlen der Kaiser mit bekannter väterlicher Sorg removiren wollte, so laßt er doch den Friedland schaffen und thun, was er will. Ob es die friedländischen Obersten mit ihrer ketzerischen Religion mit dem Kaiser und dem katholischen Namen gut meinen, zweifeln die Kaiserlichen selbst. Dies mögen die Bundesständ wohl erwägen, da es noch rechte Zeit ist; hernach möchte es zu spat sein". Dieses Schreiben verfehlte seinen Eindruck nicht: man einigte sich dahin, an den Kaiser eine Deputation abzuordnen, um ihn auf die Gefahren der alles Maß überschreitenden Werbungen Waldsteins hinzuweisen. Nach dem Vorschlage Maximilians wurde ferners die Erhöhung der Bundesarmee auf 22,000 Mann beschlossen; alle Mitglieder mußten sich verpflichten, die in ihren Ländern entbehrlichen Lebensmittel zum ligistischen Heere zu liefern.

Die Gesandten der Liga, der Domcantor Johann Reinhard von Metternich zu Mainz, und der Freiherr Maximilian von Kurz-Senftenau, erhielten vom Kaiser

das Versprechen, er werde Friedland alsbald nach Wien berufen und inzwischen auf Beseitigung des Uebels denken lassen. Die Kriegsbereitschaft könne er jedoch, da der Feind die seinige erhöhe, nicht vermindern. Zugleich vertröstete Ferdinand auf den in Aussicht stehenden Kurfürstentag.

Um die ligistische Armee zu ergänzen errichtete Kurfürst Maximilian einige Werbeplätze in Baden. Da der dortige Markgraf hierüber beim Kaiser Klage erhob, forderte dieser auf Antrag der waldsteinischen Hofpartei von Maximilian, den Markgrafen zu verschonen. Ungehalten rief der Kurfürst in einer Unterredung mit dem österreichischen Gesandten aus: „Der Kaiser möcht mir nur sagen, wo ich das Kriegsvolk hinlegen soll, wenn alle Ständ verschont werden müssen". An Ferdinand II. wandte er sich in einem Schreiben mit den Worten: „Ich kann nicht unterlassen, E. L. zu erkennen zu geben, wie beschwerlich es mir fällt, daß Sie mir die Anregung geben, auf Vermehrung der Recruten für die Bundesarmada bedacht zu seyn, dagegen aber auf die Klag eines jeden Standes, ohne meine Information eingeholt zu haben, die Musterungsplätz und Einquartierung abzustellen. Bei so beschaffenen Dingen müßt ich Alles an seinen Ort stellen und dem Kriegswesen freyen Lauf lassen, mög es welchen Ausgang immer nehmen". Waldstein, der sich seit Ende des Jahres 1626 zu Prag aufhielt, vernahm mit höhnischer Freude von der Beschwerdeführung des bayerischen Kurfürsten. Auf dem Kriegsschauplatze drängten die Ereignisse zu einer Entscheidung. Erhält Tilly keine Hülfe, rechnete der kaiserliche Generalissimus, dann muß die Liga jetzt zu Schanden gehen. Waldstein wurde vom Kaiser und von Maximilian aufgefordert, an Tilly sechs Regimenter alsbald abzulassen; aber der tückische Mann blieb fest bei seiner Weigerung, die er mit den fadenscheinigsten Ausflüchten

stützte. Doch Tillys strategisches Genie verstand auch ohne Waldsteins Hülfe zu siegen. Muthig ging der ligistische Feldherr dem Dänenkönig auf den Leib und warf ihn bis nach Hamburg zurück; bald war die Elbe und Weser bis auf wenige feste Plätze frei von den Feinden.

Waldstein sah sich neuerdings in seinen sehnlichsten Erwartungen betrogen; er fühlte, daß er jetzt in Norddeutschland in die Action eingreifen müsse, um zu verhindern, daß Tilly, der verhaßte Rivale, allein die Lorbeern des dänischen Feldzugs auf sein Haupt sammle. Er drang also aus Schlesien vor und vereinigte seine 50,000 Mann bei Lauenburg mit Tilly. Das kaiserlich-ligistische Heer zog hierauf über Holstein hinaus nach Pinneburg, bei dessen Belagerung Tilly durch eine Kugel am Schenkel verwundet wurde, weßhalb er sich nach Lauenburg zurückbringen lassen mußte. Kurfürst Maximilian bekundete dem verdienten General in einem Schreiben vom 12. October seine Theilnahme in folgender Weise: „Man habe ganz ungern vernommen, daß Er unlängst vor dem Schlosse Pinneburg, durch einen Schuß verletzt am linkhen Fueß oberhalb des Knie, und unterhalb dessen durchaus geschossen worden. Wie man nun hierumben mit ihme gnedigstes Mitleiden trage, daneben aber zu Gott dem allmechtigen wider eheste besserung verhoffe, also habe man nit vorbeigehen kündten, Ihne hiebei gnedigst zu ermahnen, und zu befelchen, daß er seine Persohn, an deren Conservation Ihro, und der gesambt catholischen Churfürsten und Ständen, oft bedeutermassen, so hoch und vill gelegen ist, fürbaß in bessere Obacht nehmen, und sich nit also leichtlich mehr resiguiren soll". Maximilian sandte seinen Leibarzt Sagittarius nach Lauenburg ab, um den verwundeten Feldherrn zu heilen. Bald darauf erhielt der Kurfürst durch den Generalcommissär Ruepp die Mittheilung: „General Graf Tilly verlange gar sehr nach

Granatäpfel, und mechte Ihro churfürstliche Durchlaucht gerne nochmal sehen und mit Ihnen reden". Maximilian überschickte seinem geliebten General durch einen eigenen Boten die Aepfel und schrieb ihm voll tröstender Zuversicht, er hoffe ihn noch oft und viel zu sehen.

Mit der Einnahme Pinneburgs endigten die Operationen Tillys im Holsteinischen. Gegen Ende des Jahres fiel Wolfenbüttel am Christabende in Pappenheims Hände. Bei Beginn des Winters mußte Tilly mit schmerzender Kränkung seine braven Krieger, mit denen er die herrlichsten Siege erstritten, in den schlechtesten Quartieren und bald dem bittersten Mangel ausgesetzt sehen. „Es ist unglaublich", schrieb klagend der große Feldherr an den Kurfürsten nach München, „in was für Armuth, Elend und Noth die armen Soldaten stecken, wie hungrig, nackt und bloß sie aussehen. Sie haben den ganzen Sommer und Winter mit dem starken Hin- und Herschlappen zu viel ausgestanden und seynd zu heftig mitgenommen worden. In Summa hat die Armuth bei denselben so weit überhand genommen, daß sie drei Jahr lang nur ein Kleid am Leibe tragen". Kurfürst Maximilian sandte eigens den Hofrathspräsidenten Freiherrn von Preysing nach Wien, und ließ den Kaiser erinnern, welche Siege Tilly mit seiner Armee erfochten, die sich jetzt vor dem Willen Waldsteins beugen solle; die Thaten des ligistischen Heeres verdienten wohl eine andere Anerkennung. Ferdinand II. versprach zu helfen. Dabei hatte es auch sein Verbleiben, denn die Camarilla Friedlands am Hofe zu Wien verstand die besten Absichten des Kaisers fruchtlos zu machen.

Den allgemeinen Wunsch nach Frieden, der damals alle Gemüther in Deutschland mehr als je erfüllte, hoffte man bald erfüllt zu sehen, als am 18. October 1627 zu Mühlhausen der Kurfürstentag eröffnet wurde, nachdem vorher Brandenburg, um den Convent zu ermöglichen, die

bayerische Kurwürde anerkannt hatte. Auf dieser Versammlung kamen so laute Klagen über die gräuelvollen Ausschweifungen, Bedrückungen und Grausamkeiten der waldsteinischen Armee zum Ausdrucke, daß Kurfürst Maximilian unter allgemeiner Zustimmung die Absendung einer kurfürstlichen Deputation an den Kaiser beantragte, um diesen zur Reducirung des friedländischen Heeres zu bewegen. Die übrigen Resolutionen des Tages hatten für Maximilian insofern eine hohe Bedeutung, als alle die vom Kaiser gegen Friedrich V. getroffenen Verfügungen gebilligt wurden und der Kurfürstenrath von dem Pfalzgrafen verlangte, der verwirkten Kur zu entsagen.

Ferdinand II. verhieß der kurfürstlichen Gesandtschaft eine Verminderung der waldsteinischen Armee; dasselbe berichteten die wiener Hofkriegsräthe an die Kurfürsten. Abgedankt wurde aber nicht Ein Mann, denn als der Kurfürst von Sachsen sich über friedländische Einquartierung beim Kaiser beschwerte, wurde ihm entgegnet, wegen der finanziellen Lage und des drohenden Feindes sei eine Reducirung des Heeres unmöglich.

Wichtiger als die kurfürstliche Deputation wurde für Ferdinand II. der mühlhausener Beschluß, „daß der Kaiser aus Gnade, nicht aus Schuldigkeit dem Pfalzgrafen und seinen Kindern einen Theil der früher innegehabten Lande nach kaiserlichem Belieben wieder einräume". Schon lange hatte Ferdinand II. gewünscht, wieder in den Besitz des an Bayern verpfändeten Landes ob der Enns zu gelangen; die mühlhausener Resolution schien das geeignete Mittel dazu.

Bei Beginn des Jahres 1628 erschien Graf Trautmannsdorf als kaiserlicher Gesandter in München und forderte in gebietendem Tone die Zurückgabe des Erzherzogthums, „denn der Kaiser sei nicht wenig bekümmert, daß heute oder morgen wegen des Landes ob der Enns zwischen

beiden löblichen Häusern Oesterreich und Bayern Differenz und Unfreundschaft entspringen möchte". Als Ersatz wurde dem Kurfürsten die Oberpfalz nebst einigen am Rhein gelegenen Aemtern für die Summe von 13 Millionen, welche der Kaiser an Bayern schuldete, und die erbliche Kur angeboten. Maximilian verstand sich nur höchst ungern zu diesem Tausch; die Oberpfalz war ohnedieß wittelsbachisches Hausgut und repräsentirte lange nicht den Werth von 13 Millionen; die rheinischen Territorien entbehrten ihrer entfernten und zerstreuten Lage wegen der Sicherheit. Allein dem Kurfürsten blieb keine Wahl; lehnte er das Angebot ab, dann war die Möglichkeit gegeben, daß Waldstein zu gelegener Zeit ein Truppencorps nach Oberösterreich dirigire, denn bereits hatte der Friedländer „aus besonderer Affection" den Rath ertheilt, Maximilian möchte, „um künftige Irrungen zu vermeiden, mit Oesterreich wegen des Landes ob der Enns ein definitives Uebereinkommen treffen". Der Kurfürst unterzeichnete also am 22. Februar 1628 den Vertrag, behielt sich aber ausdrücklich den Wiedereintritt in die Rechte auf das Erzherzogthum und auf die Forderung von 13 Millionen vor, falls er aus dem Besitz der Oberpfalz verdrängt würde. So fiel dieses Land mit Ausnahme der Aemter: Weiden, Parkstein und Pleistein nach zweihundertneunundneunzigjähriger Trennung an Bayern zurück.

Maximilians vorzüglichstes Bestreben in Ansehung der Oberpfalz war auf baldige Herstellung des religiösen Friedens in dem unglücklichen Lande gerichtet. Noch als der Kurfürst die Provinz pfandweise innegehabt, war der katholische Cultus in den Garnisonsstädten zu Amberg, Neumarkt und Cham zur Einführung gelangt. Maximilian war aber weit entfernt, die Wiederherstellung des katholischen Glaubens durch Zwangsmaßregeln zu fördern, er wollte die Irrenden vielmehr durch Lehre und Unter-

richt auf den Weg zur wahren Kirche führen. Zu diesem Behufe rief er Jesuiten, Kapuziner und Franziskaner, um den Oberpfälzern die Grundbegriffe der Religion und des Christenthums auseinanderzusetzen; denn das that gerade hier noth. So vollständig geistig und sittlich verwahrlost war die Oberpfalz, daß man sie in religiöser Hinsicht als eine gänzliche Wüstenei bezeichnen konnte. In einem Zeitraum von 145 Jahren war das arme Volk nicht weniger als vier Mal zum Glaubenswechsel gezwungen worden; bald war der Lutheranismus, bald der Calvinismus oben auf, je nach der Confession des Landesherrn. Die Folgen dieses gewissenlosen „Reformirens" traten bald grell und abschreckend zu Tage; eine allgemeine Verwilderung der Sitten riß ein und eine haarsträubende Unwissenheit in den einfachsten christlichen Glaubenssachen wurde gewöhnlich, alltäglich[1].

[1] Einige Jahre vor Wiedereinführung der katholischen Religion durch den Kurfürsten Maximilian I. hatte Pfalzgraf Friedrich IV. eine Generalvisitation angeordnet, um sich über den Stand des Calvinismus zu versichern; das Resultat war ein äußerst trauriges. Die Visitationsprotokolle berichten häufig von Leuten, die das Vaterunser nicht mehr richtig beten konnten; z. B. wurde gebetet „Unser täglich Brod vergib uns heute", „nit einführ uns, kein Uebel versuch uns", „gib uns unsere Schuld". Bei den Glaubensartikeln betete man: „Gelitten hat Pontius Pilatus", „geponziget unter Pilatus", „der heilige Geist ist geboren", „die Jungfrau Maria hat gelitten". Auf die einfältige Frage, „wie viel Götter es gebe?" folgte die läppische Antwort „drei". Die Lehre vom Abendmahl, von der Taufe war den Meisten ganz fremd; viele wußten selbst auf die Frage, „wer Christus sei", Nichts oder höchst verkehrt zu antworten. Aber wie der Hirt, so die Heerde. Weitaus die Mehrzahl der Pastoren waren die Unwissenheit selbst und lebten obendrein in den beschämendsten und drückendsten Verhältnissen. In den alten Pfarracten stößt man öfters auf Bemerkungen, nach denen der Pfarrer den Brautleuten die Schuhe und das Brautkleid gemacht, ihnen vom Wirthshaus in die Kirche mit der Schalmei gepfiffen, dort die Einsegnung vorgenommen, dann

Es ist einleuchtend, daß die katholischen Geistlichen, welche Kurfürst Maximilian mit dem Missionswerk in der Oberpfalz betraute, einen sehr harten Stand hatten. Namentlich blickte man auf die Jesuiten mit dem ganzen fanatischen Hasse, wie ihn die unwissenden lutherischen und calvinischen Prädicanten mit den verwerflichsten Mitteln genährt hatten. Man hatte dem Volke die Jesuiten als die leibhaftigen Trabanten und Hülfstruppen des Teufels geschildert, was von der gleichfalls in crassester Unwissenheit aufgewachsenen Menge buchstäblich geglaubt wurde. Die Leute fürchteten sich ordentlich vor den Vätern der Gesellschaft Jesu und flehten zu Gott, er möchte sie vor dem Anblicke derselben bewahren; man verschloß den gefürchteten Priestern Kirchen und Häuser, bewarf sie mit Prügeln und Steinen, verhöhnte und lästerte sie. Aber der edle Eifer der Missionäre, ihre Geduld, ihre Menschenfreundlichkeit gegen ihre Feinde und die opferwillige Liebe zu den Kranken und Armen brachen allmählig die starren Fesseln der rohen Unwissenheit und des vom Fanatismus genährten Irrthums und wandelten Verwünschungen in Liebe der Bekehrten. Gleichwohl schritt das große Werk nur äußerst langsam vorwärts; nach sieben Jahren hatten erst 1733 Personen convertirt. Kurfürst Maximilian verließ also den bisher betretenen Weg der Milde, der gegenüber der beharrlich im Lande fortgesetzten Aufwiegelung nicht zum Ziele führte, um mit Widerstreben zu ernstern Maßregeln zu greifen. Die Prädicanten und Schulmeister wurden ihres Amtes enthoben, und wenn sie fortfuhren, nach ihrer Dienstentlassung

---

die Brautleute von der Kirche in's Wirthshaus mit seiner Musik zurückbegleitet und dort Tag und Nacht sein musikalisches Handwerk getrieben; ein Anderer war Leineweber, wieder ein Anderer Barbier, ein Dritter Leichenbitter und Hochzeitlader. Daß unter so bewandten Umständen Religion und Moral in Verfall gerathen mußten, war selbstverständlich.

gegen den Katholicismus zu agitiren, aus dem Lande gewiesen. Ein Termin von acht Monaten wurde festgesetzt, bis zu dem sich männiglich entweder für die Conversion oder für die Auswanderung schließig machen mußte, „da acht Monate hinlänglich seien zur Ueberlegung wegen Annahme oder Nichtannahme des katholischen Glaubens". Uebrigens ließ Maximilian nach Ablauf dieser Frist bei Execution des Reformationsmandats größtmöglichste Milde vorwalten. Strenger dagegen verfuhr er mit dem Adel, der trotz einer Terminverlängerung von sechs Monaten von seinen Agitationen zu Gunsten des geächteten Pfalzgrafen Friedrich V. nicht abließ und daher, soweit er das Reformationsmandat nicht beachtete, zum Verkaufe seiner Güter und zur Auswanderung genöthigt wurde. Daß, wie früher die Donauwörther, so auch jetzt die Oberpfälzer über Tyrannei der bayerischen Regierung schrieen, läßt sich leicht ermessen.

Waldstein triumphirte; es war ihm unter dem Hochdrucke seines Soldatenglückes gelungen, dem Kurfürsten Maximilian, dem mächtigsten und entschiedensten Gegner seiner Plane, statt des Landes ob der Enns und der 13 Millionen eine kleine unfruchtbare Provinz aufzudringen, die weder diese Summe, noch jenes Stück Land im Entferntesten aufwog. Hierdurch ermuthigt, trat er immer kühner mit seinen Absichten hervor. Schon waltete er mit unumschränkter Gewalt an der Küste der Ostsee; die Herzoge von Mecklenburg hatte er vertrieben und ihr Land vom Kaiser zuerst als Unterpfand für die von ihm bestrittenen Kriegskosten erhalten, um es bald darauf als erbliches Lehen zu empfangen. Ferdinand II. verlieh ihm den prangenden Titel „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer wie auch des oceanischen und baltischen Meeres General". Waldstein begann seinen Ikarusflug. Straffe Centralisation Deutschlands, gestützt auf eine

schrankenlose Militärdespotie, ein absolutes Reichsoberhaupt, dessen bloßer Wille fortan für Gesammt-Deutschland Gesetz sein sollte, das war der hochfahrende Gedanke, in welchem sich der unbegrenzte Stolz des Friedländers gefiel. Schon sprach er es offen aus: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr. Es ist Zeit, denselben das Gasthütlein abzuziehen. Wie in Hispanien und Frankreich nur ein König ist, so soll auch in Deutschland nur der Kaiser allein sein". Bereits begann er das Netz des unumschränkten militärischen Joches, unter welchem ganz Norddeutschland stöhnte, auch auf den Süden auszudehnen. Dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg schob er eine starke Heeresabtheilung in's Land und äußerte unverhohlen: „Er wünsche Nichts mehr, als daß der Herzog sich in Etwas vergriffe, damit er Gelegenheit hätte, ihm auf den Hals zu rücken". Kurfürst Maximilian hatte schon lange seine Stimme gegen den Despotismus Waldsteins erhoben. „Die kaiserliche Armada", rief er aus, „gleicht einem Teich, der das ganze Reich unter Wasser setzt." Diese Worte fanden ein vieltausendfaches Echo; ganz Deutschland klagte und seufzte über die grausame Willkür des kaiserlichen Generals, über die schreckliche Zuchtlosigkeit seiner Söldlinge. Wie Heuschreckenschwärme durchzogen seine 100,000 Mann die deutschen Länder, raubten bei katholischen und protestantischen Einwohnern, plünderten die Häuser der Reichen wie die Hütten der Armen, verübten empörende Mißhandlungen an jedem Alter, jedem Geschlechte, entheiligten Kirchen und geweihte Orte und entwendeten Gold- und Silbergegenstände daraus; die Obersten trieben ungeheure Brandschatzungen mit schändlicher Barbarei ein, so daß ganze Familien und Ortschaften in die bitterste Armuth, in das entsetzlichste Elend geriethen.

In dieser allgemeinen Bedrängniß waren Aller Augen auf den Kurfürsten Maximilian I. gerichtet; von allen Seiten

wurde er mit flehentlichen Bitten bestürmt, durch sein Ansehen Rettung von der eisernen Dictatur des Friedländers zu bringen. Als Waldstein von Ferdinand II. mit Mecklenburg belehnt worden war, hatte es Kurfürst Maximilian zuerst gewagt, am kaiserlichen Hofe gegen jene Verleihung Vorstellungen zu erheben. Durch seinen Gesandten Kurz-Senftenau ließ er dem Kaiser sagen: „Das seye ein Werk von großer Importanz und weit aussehender Consequenz; es erfordere eine Berathung der katholischen Kurfürsten.“ Nicht lange Zeit hernach richtete der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg an Maximilian vertrauensvoll die Bitte um Hülfe, denn das Loos der Mecklenburger schwebte auch bereits über seinen Landen. Von allen Städten liefen Klagen über die schrecklichsten Brandschatzungen bei Maximilian ein. Der Kurfürst Georg Friedrich von Mainz, seine ganze Hoffnung auf den Kurfürsten von Bayern setzend, schrieb ihm: „E. L. aufrichtiges Procedere, hohe Vigilanz und Sorgfalt, so Sie bei dem gemeinen Bundswesen haben und tragen, ist jedmäniglich bekannt; ja es versichert sich jedermann im hl. römischen Reiche vielmehr, daß Ihre ansehnliche Interposition, Autorität und hoher Respect größeres Ungemach abwenden und das Reich zu seinem vorigen Ruhestand und Splendor mit ehestem wieder restituiren werde.“

Maximilian täuschte sich über die Schwierigkeit der Aufgabe nicht, deren Lösung ihm von dem gemeinsamen Vertrauen zuerkannt wurde. Aber er konnte dem tausendstimmigen Nothschrei sein Ohr nicht verschließen, er wollte und mußte helfen. Schon griff der Friedländer mit zerstörendem Arme nach der Liga, indem er die besten Officiere des katholischen Bundesheeres durch glänzende Anerbieten an sich zu locken sich bemühte; Gallas und Anholt, zwei ausgezeichnete Führer, traten wirklich in waldsteinische Dienste. Selbst an den ehrlichen, treuen Tilly und an Pappenheim

wagte sich der kaiserliche Generalissimus mit seiner Verführungskunst; jener sollte Herzog von Calenberg, dieser Herzog von Wolfenbüttel werden. Um diese beiden Fürstenthümer ihrem Besitzer, dem Herzoge Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, zu entreißen, setzte Waldstein unter dem Vorsitze Pappenheims ein Kriegsgericht nieder, das auf Aechtung des genannten Fürsten erkennen sollte. Das ertrug aber Kurfürst Maximilian nicht mehr. Unterm 12. April 1629 schrieb er an Ferdinand II.: „Ich lebe der Zuversicht und Hoffnung, Seine Kais. Maj. werde weder dazu geneigt seyn, noch gestatten, daß dergleichen nachdenkliche und gefährliche Processe wider vornehme, teutsche, Fürstlichen Geblüts entsprossene Stände des Reichs angestellt werden; — mein Gesuch ist, daß die wider den Herzog Friedrich Ulrich geführte Anklage niedergeschlagen und daß derselbe bei Land und Leuten geschützt werde, auch in seiner landesherrlichen Regierung keine Beeinträchtigung erfahren möge". Dem General Pappenheim ertheilte der Kurfürst einen scharfen Verweis, „daß er sich erkühnt habe, aus fremdem Auftrage wider einen solchen vornehmen Fürsten des Reichs eine Untersuchung anzustellen. Wir befehlen Euch hiermit, Ihr sollt weder am kaiserlichen Hofe noch anderswo Euch unterstehen, den Herzog Friedrich Ulrich oder seine Diener in irgend einer Weise zu verkleinern, oder in Schade und Ungnade zu bringen". Pappenheim, vom Kurfürsten einige Zeit vorher zum Artilleriegeneral ernannt, trat zurück, obschon sich ihm die verlockende Aussicht auf ein Herzogthum eröffnete; auch Tilly wahrte seinem Herrn die Treue.

Es fehlte am kaiserlichen Hofe, trotz der einflußreichen Macht der waldsteinischen Camarilla, nicht an einzelnen Männern, die ehrlich genug waren, zu gestehen, daß die Soldatenherrschaft des Herzogs von Friedland für Kaiser und Reich die schlimmsten Folgen in sich berge. Festhal-

tend an dieser nur zu sehr begründeten Ansicht, ersuchte der böhmische Geheimrath Graf Slavata, ein Verwandter Waldsteins, den Kurfürsten Maximilian, einen verlässigen Mann zur Entgegennahme von Mittheilungen zu senden, die man dem Papiere nicht anvertrauen könne. Maximilian wählte den Capuzinerpater Alexander von Hales zu dieser Mission.

Im April 1628 schrieb der Kurfürst von Bayern an den Reichserzkanzler Georg Friedrich von Mainz: „Uns sind seither und zwar erst dieser Tage von des Herzogen zu Friedland intentionen und Anschlägen, wohin nämlich seine so starke Verfassung und Einquartierung im Röm. Reich gemeint und angesehen, noch viele andere Particularia durch eine, ihme Herzog zu Friedland, vertraute Person, so dessen vor andern gutes Wissen hat, in Geheim communicirt worden; welche von solcher Importanz und großem Nachdenken sind, daß wir für eine unumgängliche Nothdurft befinden, E. L. durch eine vertraute Person, weil es Sachen sind, die mit Schreiben sich nicht verrichten lassen, gleichfalls communiciren und vertraulich conferiren zu lassen, wie doch mehr gedachten Herzogen hochbeschwerlichen und gefährlichen bisher verdeckten Vorhaben, daran Wir aber nunmehr, ohne Zweifel aus sonderer Schickung Gottes, Nachricht und Particularitäten erlangt, daß man Unseres Ermessens ohne äußerste Gefahr nicht länger zusehen kann, oder sich ganz in seine Discretion ergeben muß, mit Bestand ohne allen weiteren Verzug begegnet und die dazu gehörigen Mittel zu Hand gerichtet werden können und mögen." Bald darauf übersandte Maximilian dem Reichskanzler chiffrirte Mittheilungen über Waldstein; diese rührten von einer Person her, die durch längere Zeit mit dem Herzog im Verkehr gestanden, seine Anschläge, sein Thun und Lassen aus täglicher Erfahrung kenne. „Daneben", bemerkte der Kurfürst, „ersuchen Wir

E. L. ganz freundlich, dieſelbe wolle ſolchen Bericht in keine Canzley, auch in keine andere Hände als ſolche kommen laſſen, bei denen man der Geheimhaltung gänzlich verſichert ſeyn könne". Dieſe Enthüllungen vertheilten ſich auf drei Abſchnitte und zwar: Primo: des von Friedland Natur; 2. ſeine Weiſe zu procediren; 3. ſeine Anſchläge. — So viel das Erſte betrifft, des von Friedlands Naturell, iſt er der argliſtigſte und verſchlagenſte Menſch, der je practicirt worden iſt; und iſt für gar gewiß und unzweifenlich zu halten, daß dieſe ſeine angeborne Verſchlagenheit und Argliſt allen menſchlichen Glauben übertrifft. — Den andern Hauptpunkt belangend, des von Friedlands Weiſe zu procediren, iſt dieſes in dem ganzen Röm. Reich genugſam bekannt .... Am kaiſerlichen Hofe verachtet er Jedermann, ja mit dem Kaiſer procedirt er ſolcher Geſtalt, als wenn er ſelbſt Kaiſer wäre. Er hat ſich vermerken laſſen: wenn er ein Ding haben wolle, ſo müſſe es ſeyn; wie er denn allgemach den ganzen kaiſerlichen Hof, und durch Mittel des Gelds die Vornehmſten daſelbſt, in ſeine Dienſtbarkeit gebracht hat, neben dem, daß er andere bedrohet. So iſt kein einziger vornehmer Miniſter, ſo nicht von ihm Geld empfangen. Die vornehmſten Fürſten ſtrapaziert er ſehr. Er hat in Gegenwart des ſpaniſchen Geſandten geſagt: ſein König ſeye nicht geſcheid. Eben das hat er von dem König von Polen, ingleichen von dem Papſt ſehr verächtlich geredet, mit dem Bemerken, es ſeyen fünfundzwanzig Cardinäle, welche man ſämmtlich an die Galeeren ſchmieden ſollte. Wahrlich, der Friedland iſt eine Geißel Gottes, eine wahrhafte Geißel." Schwere Beſchuldigungen wurden gegen den allgewaltigen Generaliſſimus hinſichtlich ſeiner verdeckten Anſchläge erhoben. „Es iſt gar gewiß und ſicher zu halten, daß eines aus zwey Uebeln, wenn Friedland bei dem Generalat länger continuirt, nicht zu vermeyden ſeyn wird.

Entweder, ob er schon wider J. Majestät öffentlich nicht rebellirt, wird er doch über den Kaiser und alle anderen Reichsfürsten, als wenn er ein König in Deutschland wäre, tyranniſiren; das iſt für das ſicherſte und gewiſſeſte zu halten. Oder, wenn ihm etwas zugemuthet wird, nimmt er die Occaſion, er zeigt ſich offendirt und macht es noch ärger. Aus welchem leichtlich abzunehmen, daß dieſer Menſch ſich der Autorität, Macht und Gewalt, mit welcher ihn der Kaiſer armirt hat, bedient, den Kaiſer und das Reich zu tyranniſiren. — Unter anderen Sachen, welche Friedland ſucht und verlangt, iſt am allermeiſten, die katholiſche Liga zu ruiniren; und iſt nichts gewiſſer, als daß er alle Möglichkeit darauf verwenden wird, ſelbige zu deſtruiren, um in dem Reich allein armirt und Meiſter zu bleiben. — Letzlich hat ſich Friedland auch vernehmen laſſen, daß er vorhabens ſeye, mit ſeiner Soldateska alle diejenigen Poſten, ſo der Graf von Tilly eingenommen, zu beſetzen; unter dem Prätext, weil ſolche im Namen des Kaiſers occupirt worden, ſollen auch billig kaiſerliche Soldaten, und nicht diejenigen der Liga, hineingelegt werden. Man hat auch bemerkt, wenn es ihm in den Kopf komme, ſo wolle er zu einer in dem Reiche unerhörten Thathandlung die Loſung geben, unter dem Prätext und Deckmantel einer Meutination, deren er ſich befremden und unſchuldig erzeigen werde. Derenwegen man wohl Achtung haben und die Augen aufzuthun, zeitlich auf verträgliche Mittel zu gedenken hat." Im Mai erhielt Maximilian durch den Capuzinerpater von jener „hohen Perſon" neue Enthüllungen, worin geſagt wurde: „Friedland weiß, daß Ferdinand der zweite erwählter Kaiſer iſt, wenn dieſer ſtirbt, es bei den ſieben Churfürſten ſteht, einen Nachfolger zu wählen. Wenn nun Friedland dem Kaiſer bei Lebzeiten das Reich entzieht, ſo kann derſelbe per naturam oder per artem mit Tod abgehen; *dann bleibt* die ganze kaiſerliche Kriegsmacht niemand

anders als dem Friedland und dem künftigen Nachfolger verpflichtet, zumal sie weder dem König von Ungarn und Böhmen, noch einem andern österreichischen Fürsten verbunden, Friedland auch keines andern als des Kaisers General ist. Hieraus wird unfehlbar folgen: wenn Friedland die Churfürsten nach einander ruinirt, was allgemach durch der Soldaten Insolenz erfolgen muß, daß ihn erstlich sein Kriegsheer und hernach ganz Deutschland für einen Erbkönig wird annehmen müssen. Weil ihm aber sonderlich Baiern und die katholische Liga ein starker Spieß in den Augen ist, und er besorgt, diese möchte seine Anschläge gewahr werden, bemüht er sich auf das äußerste, ihr Volk zu Grund zu richten, wie bereits geschieht mit Benehmung der Quartiere; item, daß er selbiges Volk allenthalben nur gegen den Feind an die Spitzen weiset, wohl auch mit den Holländern es zu imbarkiren vermeint; alles deßwegen, daß es hiedurch sich consumiren sollte, er inzwischen sein Intent im Reich ohne Resistenz und Schwertstreich erreiche und, wenn die unirten Katholischen bis auf Baiern ruinirt, er alsdann desto sicherer auch in Baiern einfallen könnte . . . Wenn nun die katholische Liga ganz ruinirt ist, hält es Friedland alsdann für ein gar wohl practicirliches schlechtes Werk, ganz Deutschland zu bezwingen. Endlich versichert Confident für gewiß, daß Friedland die Mutation des Gubernaments in Deutschland sehr ambire, die Reichs- und andere Convente verachte, die Geistlichen hasse und selbige zu reformiren merklichen Lust erscheinen lasse. Daß deßwegen bald zu den Sachen zu thun seye."

Maximilian theilte dieses wichtige Schriftstück dem mainzer Kurfürsten mit und schrieb kurz darauf an diesen: „Jetzt sind Wir ferner von vertrautem Ort berichtet worden, daß der Herzog von Friedland, bevor er jüngst von Prag abgereist, dem königlich spanischen Ambassador daselbst sich zu vernehmen gegeben habe, daß auf zeitliches

Ableben J. K. Maj. und dero Herrn Sohnes[1] er gedacht seye, das Röm. Reich dem König von Spanien in die Hand zu geben; welches aller Vermuthung nach er darum gethan, damit er unter solchem Schein seine jüngst communicirten, weitaussehenden Anschläge desto mehr verdecken und den Spanischen einen Fumum vor die Augen machen und den Verdacht, als wenn er die Römische Krone und das Kaiserthum ambirte, benehmen möchte. Dannenhero um so mehr, dieser verdeckten, gefährlichen Intention zuvorzukommen, die äußerste Nothdurft erfordert, und die dabei verhoffenden, herfürkommenden nützlichen Remedirungsmittel möglichst ins Werk zu setzen".

Diese Berichte und dringenden Anmahnungen von Seite Maximilians von Bayern veranlaßten den Kurfürsten von Mainz, eine Conferenz der ligistischen Kurfürsten nach Bingen auszuschreiben. Maximilian ordnete dahin den Grafen von Wolkenstein und den geheimen Rath und Vicekanzler Dr. Richel ab. Gemäß ihrer Instruction verlangten die bayerischen Deputirten mit Nachdruck, daß alle deutschen Fürsten sich zur Absetzung Waldsteins verbinden müßten. Dem Kaiser sei zu drohen, daß die katholischen Kurfürsten bei der Wahl eines römischen Königs ihre Stimmen nicht auf seinen Sohn vereinigen, sobald der Generalissimus nicht seiner Stelle enthoben werde. Waldstein habe erklärt, die Kurfürsten zur Wahl des kaiserlichen Prinzen zu zwingen, falls sie sich weigern sollten, demselben freiwillig die römische Königskrone aufzusetzen. Es war ein schwerwiegendes, bedeutungsvolles Wort, das Maximilian durch den Mund seines Gesandten aussprach; aber es schlug durch. Die Conferenzmitglieder traten zu

[1] Man muß billig ob der Unverfrorenheit staunen, mit der Waldstein über das Ableben eines Erbprinzen von zwanzig Jahren sich äußerte.

dem Beschlusse zusammen, den Kaiser durch eine Deputation aufzufordern, „dem Herzog das Schwert, womit er nur des Reiches getreue Stände verfolge, aus der Hand zu nehmen und ihn von der Armee abzuschaffen". Sollte den Gesandten kein befriedigender Bescheid ertheilt werden, dann waren sie zur Erklärung ermächtigt, „Kaiserliche Majestät werde es den Ständen des Reichs nicht in Ungnade verdenken, wenn sie gemeldten Herzog durch ihre Defensionsmittel zum schuldigen Gehorsam gegen Ihre Kaiserliche Majestät anhielten, indem sie zugleich ausdrücklich bezeugen könnten, von Treue und Gehorsam gegen dieselbe im geringsten nicht aussetzen zu wollen".

Maximilian bewog die Höfe von Dresden und Berlin, sich mit diesen Beschlußfassungen conform zu erklären. Die bingener Conferenz blieb zwar scheinbar nicht ohne allen Erfolg. Ferdinand II. sandte den Grafen Collalto an Waldstein mit dem Befehl, 8000 Reiter zu entlassen. Der Generalissimus trug Collalto auf, von der Cavallerie etwas mehr als 4000 Mann zu „reformiren", dann um so mehr Fußvolk zu werben, auch „die Abdankung ja nicht zu übereilen". Der Herzog von Friedland war eben mit der Belagerung der festen Seestadt Stralsund beschäftigt, die er um jeden Preis erobern wollte. „Wenn Stralsund selbst mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte es herunter", sprach er in stolzem Tone. Aber die Stadt fiel nicht; Christian IV. von Dänemark und Gustav Adolph von Schweden sandten ihr Hülfe. Mit einem Verlust von über 12,000 Mann mußte der ergrimmte Waldstein die Belagerung aufheben, die einer fremden Macht, Schweden, die Einmischung in deutsche Angelegenheiten erleichterte. Mit stiller Freude sah Gustav Adolph seine kühn angelegten Plane auf Deutschland reifen. Waldstein, der sich um jeden Preis im ruhigen Besitze Mecklenburgs zu erhalten bemühte, wollte an Dänemark einen friedlichen

Nachbar gewinnen, weßhalb er, vom Kaiser mit unumschränkter Vollmacht ausgestattet, zu Anfang des Jahres 1629 in Lübeck die Verhandlungen mit Christian IV. eröffnete; auch Tilly nahm durch Subdelegirte, den Grafen Gronsfeld und den Generalcommissär Ruepp, Antheil.

Unterdessen versammelte Kurfürst Maximilian auf den 5. Februar 1629 die Mitglieder der Liga nach Heidelberg. Der Kaiser hatte an das Bundesoberhaupt das Ansinnen gestellt, die auf den Gütern der Reichsritterschaft liegenden Reiterregimenter abzudanken, um den Werbungen Waldsteins Platz zu machen. Seit dem letzten Bundestage hatte Maximilian ohnehin vierundzwanzig Reitercompagnien aufgelöst; empört über die Anmaßung Waldsteins, der die gänzliche Beseitigung der ligistischen Armee offen anstrebte, beschlossen die Bundesstände, ihre Armee auf 32,000 Mann zu erhöhen, um sich künftighin gegen das übermüthige Benehmen des kaiserlichen Oberfeldherrn zu schützen. Ferner bestimmte man, die durch das ligistische Heer den Protestanten abgenommenen Besitzungen, Erzstifte und Bisthümer nicht vor Ersatz der Kriegskosten aus den Händen zu lassen, möge sie auch verlangen wer da wolle. Da der mühlhausener Collegialtag den sehnlichst erwarteten Frieden nicht gebracht, sollte der Kaiser zur Berufung eines neuen Collegialtages aufgefordert werden; wäre jener zum Frieden nicht geneigt, dann müßten die Bundesstände, durch die bisherigen Opfer erschöpft, auf Separatverhandlungen Bedacht nehmen. Eine eigene, von Bayern und Mainz abgeordnete Deputation notificirte dem Kaiser diese Beschlüsse.

Drei Tage vorher, ehe der heidelberger Congreß auseinanderging, hatte Ferdinand II. am 6. März das hochbedeutsame Restitutionsedict publicirt, welches die Protestanten zur Zurückgabe aller seit dem passauer Vertrage *säcularisirten* geistlichen Güter nöthigte. Auf Grund des

rengen Rechtes besaß der Kaiser die Befugniß zu diesem rlaß. Kurfürst Maximilian hatte in einem vorher abge- ebenen Gutachten das dem Edict unterstehende Rechts- rincip anerkannt, doch auch die mit der Vollziehung ver- unbenen Schwierigkeiten nicht unterschätzt und deßwegen erathen, „mit den geringern Stiftern anzufangen und leichsam erst einen Versuch zu machen, ob sich nicht die brigen protestantischen Fürsten und Stände, besonders hursachsen, jener geringern annehmen". Die Execution urde unter Zuhülfenahme waldsteinischer Truppen mit rößter Willkür vollzogen; die Art der Ausführung erbitterte ast noch mehr als das Edict selber. Hier verdient bemerkt u werden, daß nach dem Zeugnisse protestantischer Schrift- eller der ligistische Feldherr Tilly bei der Vollziehung es kaiserlichen Erlasses möglichst schonend zu Werke ging nd den Protestanten seinen Schutz gegen die Rohheit der xecutoren angedeihen ließ. Kurfürst Maximilian tadelte ie Härte der mit der Ausführung beauftragten kaiserlichen ommissarien und bezeichnete das Unternehmen als ver- rüht im Hinblicke auf die Gährung unter den Protestan- n, die schon lange durch Flugschriften auf die Ankunft es nordischen Messias Gustav Adolph vorbereitet waren nd jetzt mit sehnsüchtigeren Blicken nach dem rettenden andinavischen König ausschauten.

Gustav Adolph, schlau jede Gelegenheit verwerthend, ie ihn mit den deutschen Händeln in Berührung bringen unte, schickte zu den lübecker Verhandlungen, um die er sich keiner Weise zu bekümmern hatte, ebenfalls Gesandte; Valdstein wies sie jedoch nicht auf die galanteste Manier urück, woraus der Schwede nachher einen casus belli hmiedete. Der Herzog von Friedland spielte sich auch ei den erwähnten Friedensunterhandlungen auf den Mäch- igen hinaus; Tillys Vertreter ließ er in den Gang der auptangelegenheiten gar nicht eingreifen, so daß der Ge-

neralcommissär Ruepp an Tilly meldete: „Wir sind hier ganz umsonst da". Auf Befehl Maximilians forderte der ligistische Feldherr, daß die Liga durch Besetzung der eroberten Stifter entschädigt werde, denn wozu sei der blutige lange Krieg geführt worden, wenn nicht einmal die Bisthümer restituirt würden? Aber die Interessen der katholischen Liga wurden gar nicht in Betracht gezogen. Waldstein schloß am 22. Mai 1629 mit Christian IV. einen für diesen so günstigen Frieden, daß der Däne ausrief: „Lieber Gott, der Kaiser gibt mir mehr als ich begehrt!" Nebenbei wurden in dem Pacificationsinstrument „Kurbayern und die assistirenden gehorsamen Kurfürsten und Stände des Reichs" als in den Frieden eingeschlossen erwähnt. Nach Vollbringung dieser Heldenthat erhob der neue Herzog von Mecklenburg sein Haupt noch kühner.

Zehntes Kapitel.

Maximilian stürzt Waldstein auf dem Reichstage zu Regensburg und nimmt den Kampf wider Gustav Adolph von Schweden auf.

Durch den lübecker Frieden hatte der Herzog von Friedland im Norden sich vollständig freie Hand gesichert. Jetzt kehrte er seine ganze Aufmerksamkeit dem Süden Deutschlands zu. Bereits im Mai 1629 hatte er bei Lindau ein Heer von 20,000 Mann zusammengezogen; die wilde, friedländische Soldateska beging in dem schwäbischen Kreise solche Excesse, daß der Erzherzog Leopold den Kaiser „um Gottes Barmherzigkeit willen und seiner heiligen fünf Wunden" beschwor, dem Uebel zu steuern und eine gute Anmahnung an den Herzog von Friedland ergehen zu lassen. Alle Bitten und Vorstellungen von Seite der Einwohner bewirkten aber bei Waldstein so wenig, daß er den armen Württembergern geradezu drohte, „er wolle in ihrem Lande sengen und brennen lassen, daß die Engel und alle Heiligen im Himmel die Hitze spüren und ihre Füße an sich ziehen sollten". Zwar wurde ein Theil dieser in Schwaben liegenden friedländischen Mordbrenner nach Italien abberufen, allein die Mehrzahl blieb zurück.

In Italien war nämlich im Jahre 1627 der letzte Herzog von Mantua aus dem Hause Gonzaga gestorben. Als rechtlicher Erbe trat der in Frankreich seßhafte Herzog von Nevers auf, dessen Ansprüche Ludwig XIII. unter-

stützte. Spanien glaubte sich ebenfalls erbberechtigt und forderte von Kaiser Ferdinand II., als dem Lehensherrn von Mantua, Waffenbeistand, denn schon hatte eine französische Armee den mit Spanien alliirten Herzog Karl Emmanuel von Savoyen zu einem Bündniß mit Frankreich gezwungen. Ferdinand II. schickte also waldsteinische Truppen den Spaniern nach Italien zu Hülfe. Für Waldsteins ränkevolle Plane gegen die Ligisten kam der mantuanische Krieg wie gerufen.

Kurfürst Maximilian ahnte die Absicht Friedlands; sein Verdacht wurde bald bestärkt durch einen Brief Tillys unterm 26. Juli 1629, des Inhalts: „Der Friedländer habe vor, mit dem besten Volk und einem ansechlichen großen Apparat nacher Italien aufzubrechen, welches ihm (Tilly) umb soviel unverhoffter, weill es in solchem Geheimb gehalten worden sey". Als Antwort schrieb der Kurfürst: „Tilly solle auf des Friedländers Bewegungen und Schritte ferners gute Acht halten, wohin er seinen Marsch anstellen werde und zumal ob nit unter solchem Vorwand des Zugs nacher Italien andere vorlängst gemuthmaßte Anschläge stecken mechten, solle seine wider die Magdeburger [1] Ihme vorgelichene Völkher alsbalden wider abfordern und sich auf jeden Fall mit dem Bundesheer gefaßt halten, damit er Ihro Kurf. Durchl. Ordonnanz jedesmal alsogleich ungehindert nachkommen und Vollziehung leisten könnte". Kurfürst Maximilian hatte bereits früher durch den Kapuzinermönch Alexander von Hales Nachricht über die Bedeutung der nach Schwaben hin stattfindenden Bewegungen friedländischer Truppen erhalten.

[1] Seit 17. Mai 1629 wurde Magdeburg von kaiserlichen Truppen behufs Durchführung des Restitutionsedicts belagert. Tilly hatte ligistisches Volk zur Beihülfe gesendet. Ende Juli nahm Waldstein selbst an der Belagerung theil, die er aber am 29. September nach einem Verlust von mehr als 2000 Mann wieder aufheben mußte.

Waldstein wollte einen entscheidenden Schlag gegen die ligistischen Kurfürsten, hauptsächlich aber gegen den verhaßten Maximilian von Bayern, führen. Dieser beschloß vor Allem, einen neuen Bundestag der Liga abzuhalten; er wartete nur noch auf die Antwort des wiener Hofes in Betreff der heidelberger Resolutionen.

In der allgemeinen politischen Lage Deutschlands bereitete sich eine verhängnißvolle Aenderung vor. „Schweden", meldet Tilly unterm 4. Juli 1629 an seinen Gebieter, den Kurfürsten Maximilian, „setzt sich je länger, je mehr in Kriegsverfassung, Churſachsen wirbt gleichfalls, Lübeck und Hamburg werben auch öffentlich für Schweden und achten des Kaisers Edict Nichts, wollen einen Religionskrieg erzwingen". Eine andere gleichzeitige und authentische Quelle meldet: „Damals haben Frankreich, Schweyz, Württemberg zusammen eine, England, Holland, Dänemark und Schweden die andere, Bethlemb Gabor und Sachsen aber die dritte Armee wider den Kaiser agiren sollen". Die Holländer, unterstützt von schwedischen Waffen, drangen nach Ostfriesland und Oldenburg vor, ohne daß Waldstein, der in der Wetterau lag, sich bemüssigt gefunden, dem ligistischen Generalwachtmeister von Lindelo, der die Stadt Emden heldenmüthig gegen die Holländer vertheidigte, beizuspringen. Dagegen verstand sich der Friedländer zu einem verrätherischen, die Interessen des Kaiserhauses verletzenden Vertrag mit dem holländischen Agenten Foppius, in welchem er sich zur Neutralität gegen Holland verpflichtete. Pappenheim, den der Herzog von Friedland in der Hoffnung zu den Verhandlungen herangezogen, ihn durch diese Auszeichnung zum Uebertritt in die kaiserliche Armee zu bewegen, erstattete an den Kurfürsten Maximilian über Waldsteins eigenartiges Handeln Bericht. Schleunigst setzte Maximilian den Kaiser von des Friedlands verrätherischem Thun in Kenntniß. Ferdi-

nand II., nicht wenig erstaunt über das Gebahren seines Oberfeldherrn, schrieb diesem immer noch in den schonendsten Ausdrücken, seinen Befugnissen doch keinen zu weiten Spielraum zu gewähren. Wuthentbrannt schleuderte Waldstein seinen Generalshut zu Boden und rief, er wolle nun mit seinen Truppen nach Wien ziehen und den Kaiser zuerst kirre machen.

Die von allen Seiten her sich vergrößernden Gefahren bestimmten Ferdinand II., an den Kurfürsten von Bayern die Zusage wegen eines Collegialtages, dem er in Person anwohnen werde, gelangen zu lassen. Nun schrieb Maximilian eine Generalversammlung der Bundesmitglieder auf den 15. December 1629 nach Mergentheim aus und lud den Kaiser ein, sie zu beschicken. Unter dem Präsidium der bayerischen Commissäre, die mit eingehenden Instructionen ausgerüstet waren, einigten sich die Congreßtheilnehmer zu einem geschlossenen Vorgehen auf dem nächsten Collegialtage. Ferdinand II. meldete den Anwesenden durch den Hofkammerpräsidenten, Abt Anton von Kremsmünster, daß er den verlangten Fürstentag genehmige, zugleich begehrte er neuerdings die Abdankung mehrerer Reiterregimenter, ferner die Anerkennung Waldsteins als Herzog von Mecklenburg und die Publikation des kaiserlichen Decretes durch die Liga. Diese Insinuationen riefen eine heftige Aufregung hervor. Ohne Ausnahme beschloß man, Waldstein, den „reichsverderberischen Tyrann", nicht als Herzog von Mecklenburg anzuerkennen, noch das Decret zu veröffentlichen; auch die Zumuthung, das Heer der Liga zu vermindern, wurde schlechterdings abgewiesen. Nach Beendigung der mergentheimer Versammlung, durch welche sich die Ligisten Waldstein offen zum Todfeind gemacht, richtete Maximilian im Namen des Bundes an den Kaiser die Bitte, den Kurfürstentag festzusetzen, worauf dieser durch den Reichskanzler auf den 5. Juni 1630 anberaumt wurde.

Waldstein bebte vor Zorn, als er von einem Collegialtag der Kurfürsten hörte; er mochte die Zukunft ahnen, die ihm bevorstand. Aber sein Plan war fertig. Der allmächtige Friedland wollte den Kurfürstentag mit erdrückender Waffengewalt aufheben, sobald seine Machthoheit angetastet würde. Unter dem Scheine militärischer Maßregeln, veranlaßt durch die Bewegungen Frankreichs im mantuanischen Kriege, wurde mit Einwilligung des Kaisers gegen die französische Grenze hin ein Heer zusammengezogen; im Mai 1630 verlegte Waldstein sein Hauptquartier nach Memmingen in Schwaben, um von hier aus den beabsichtigten Schlag gegen Maximilian von Bayern und die übrigen Kurfürsten zu führen. Aber Maximilian durchschaute den Plan und traf sofort Vorsichtsmaßregeln, indem er seine Völker unter Tilly bei Regensburg concentrirte.

Am 3. Juli 1630 eröffnete Kaiser Ferdinand II. den Kurfürstentag zu Regensburg, dessen Verhandlungen ganz Deutschland mit fieberhafter Erregung folgte. Die kaiserliche Proposition umfaßte sechs Punkte, von denen der letzte die zahllosen Beschwerden der Reichsstände über die bisherige Kriegsführung betraf und die Frage anregte, wie dem Uebel abzuhelfen sei. In den nun folgenden Sitzungen erhob sich der Sturm gegen Waldstein. Alle Fürsten, alle Stände klagten laut und heftig über den unerhörten Druck der friedländischen Militärdespotie. Khevenhüller hat sich die Mühe gegeben, ein Verzeichniß sämmtlicher Klagen zusammenzustellen; sie füllten nicht weniger als eilf Druckbogen. Die erschütterndsten Schilderungen der durch die waldsteinischen Horden verübten Zuchtlosigkeiten und Grausamkeiten überreichten die Abgeordneten des Herzogs Bogislaus von Pommern. „Man habe den Leuten", so wurde berichtet, „die Kleider, sogar die Hemden vom Leibe gerissen; die rohen Soldaten mißhandelten die

Einwohner mit Schlägen, verbrannten und verheerten Alles weit und breit, wie denn sogar sechs pommerische Städte abgebrannt, und ganze Aemter und Kirchspiele, ja ganze Bezirke von sechs und mehreren Meilen in Einöden verwandelt seien; die gräßlichste Hungersnoth wüthe im Lande, so daß sich die Leute mit Trebern, Knospen von Bäumen und Gras, selbst mit dem Fleische ihrer eigenen Kinder und anderer Leichname sättigen müßten. Dinge würden von den kaiserlichen Soldaten verübt, welche selbst von den Türken und Heiden nie erhört worden, ja der leibhaftige Teufel aus der Hölle könne es nicht ärger machen." Aehnliche Schilderungen entwarfen die Gesandten Brandenburgs, Hessen-Kassels, Württembergs und anderer Länder. Die Kurfürsten von Trier und Köln verlangten, man solle dem Kaiser durch eine Deputation die gräuliche Soldatenwirthschaft Waldsteins eindringlichst darstellen. Da erhob sich Kurfürst Maximilian von Bayern und führte in kräftiger Rede aus, daß mit einer Deputation an den Kaiser der Sache nicht geholfen würde, denn alle Gesandtschaften an ihn wegen Waldstein seien bislang ohne Erfolg geblieben; es gebe nur ein Mittel, um dem allgemeinen Elend zu steuern, und das sei Waldsteins Entfernung vom Heere. Ohnehin sei seine Ernennung zum Reichsfeldherrn eine Verletzung der Wahlcapitulation, denn nur mit Zustimmung der Kurfürsten dürfe der Kaiser den Oberbefehlshaber, der noch dazu deutscher Abstammung sein müsse, wählen. Nach achttägigen Verhandlungen schritten die Kurfürsten zur Abfassung ihrer Antwort auf die kaiserliche Proposition; sie forderten, „daß die Armee vermindert und ein Feldherr an ihre Spitze gestellt werde, der im Reiche deutscher Nation geboren sei, der ein Stand und Mitglied sei und von Andern dafür anerkannt werde, zu welchem die Stände ein gutes Vertrauen haben und der in seinen Verrichtungen auf des Reiches Satzungen

angewiesen sei". Ohne Zweifel hatte man damit Maximilian von Bayern im Auge. Aber der Kaiser erklärte bestimmt, Waldstein nicht vom Oberbefehl zu entfernen, wohl aber das Heer zu vermindern und Ordnung in das Soldatenwesen zu bringen.

Mit diesem Bescheide konnten sich die Kurfürsten nicht begnügen. Maximilian an der Spitze, begaben sie sich persönlich zu Ferdinand II. und begehrten Waldsteins Entlassung; der bayerische Kurfürst, kräftig unterstützt von Kurmainz, forderte den Kaiser auf, „die Ruthe, womit man die Deutschen bisher gepeitscht habe, wegzuwerfen, die Waffen niederzulegen und den General zu entfernen". Ferdinand versprach zu helfen und ließ sogar durchblicken, Waldstein entlassen zu wollen um den Preis, daß des Kaisers Sohn, König Ferdinand von Ungarn, zum Nachfolger im Reiche gewählt würde. Das wollten die Kurfürsten nicht, indem es sonst den Anschein habe, als sei die Wahl durch Waffengewalt erzwungen; mit dieser Aeußerung wiesen die Kurfürsten auf die in der Nähe stehende kaiserliche Heeresmacht hin. Ferdinand II. mochte in diesem Augenblicke wohl an das Project seines Generalissimus denken, dem Hause Habsburg mit einem Gewaltsstreiche zur unbeschränkten Alleinherrschaft in Deutschland zu verhelfen und die Souveränetät der Kur- und anderen Fürsten zu vernichten. Schon hatte ihm Waldstein den Vorschlag gemacht, gegen die Kurfürsten Gewalt anzuwenden, falls sie sich der Erwählung Ferdinands III. zum römischen Könige weigerten; „dann werde Friedland mit dem einen Theil des Heeres, das er um Memmingen gesammelt, auf Regensburg losstürzen, mit dem anderen die Gebiete der widerspenstigen Fürsten, namentlich des Kurbayers, überfallen". Weitausschauende Plane zogen an Ferdinands Seele vorüber, es bedurfte nur seines Winkes und der stolze Bau der deutschen Aristokratie lag zertrümmert.

Alle Macht war dann in Ferdinands Hand vereinigt, und die absolute habsburgische Monarchie in Deutschland vollendet. Aber der Kaiser übersah die Kehrseite der Medaille nicht. Bahnte er sich mit Hülfe Waldsteins den Weg zum absoluten Regimente, dann war er an den mächtigen Feldherrn gefesselt. Wer aber bürgte Ferdinand, daß der von wilder, ungebändigter Ehr- und Herrschsucht verzehrte Herzog von Friedland ihn nicht vom Cäsarenthrone stieß?

Während der Kaiser noch über seine nächsten Entschlüsse mit sich zu Rathe ging, traf die Nachricht ein, daß Schwedens König mit 16,000 Mann in Pommern gelandet sei. Nun tauchte bei den Kurfürsten die Besorgniß auf, Ferdinand werde Angesichts der drohenden Gefahr erst recht nicht in die Entlassung seines Oberfeldherrn willigen. Nochmals bot Kurfürst Maximilian seinen ganzen Einfluß auf, und die geistlichen Kurfürsten unterstützten ihn mit aller Macht der Beredtsamkeit und mit den schwerwiegendsten Gründen. Ferdinand gab endlich nach und erklärte, er werde den Herzog von Friedland mit dem Generalat über die in Italien stehenden Truppen entschädigen. Nun handelte es sich um die Wahl eines neuen Feldherrn. Die geistlichen Kurfürsten redeten Maximilian von Bayern das Wort. Der Kaiser setzte also eine Commission nieder, um über den Nachfolger Waldsteins zu begutachten. Vornehmlich war es der Reichsvicekanzler von Strahlendorf, der die Ernennung des Kurfürsten Maximilian zum obersten Feldherrn unter Geltendmachung folgender Gründe befürwortete: „J. Churf. Durchlaucht seye ein katholischer Stand des Reichs; zu welchem alle Stände, oder doch die mehrern, auch Churſachsens Dlt. ein sonderes gutes Vernehmen tragen; er seye im Kriegswesen wohl erfahren und dessen Liebe, Treue und Tapferkeit E. K. M. in der That erprobt, der zu Erhaltung E. K. M. Erbkönigreiche *und* Länder seine Person, Gut und Blut und das, so ihm

in dieser Welt lieb seyn mag, gewagt und dargestreckt, der E. K. M. naher Blutsverwandter; dessen Erfahrenheit, Vigilanz und hoher Verstand männiglich bekannt und durch die erhaltenen Victorien bezeugt werden, also daß ihr Name auch den Feinden bisher ein Schrecken gewesen. Daß bey dem Churfürsten eine rechte regulirte Militia zu finden seye; kein Ueberfluß an unnützem Kriegsvolk, sondern alles zum gemeinen Besten angewendet werde. Die Churfürsten messen Schwedens Herausforderung vornehmlich Wallenstein bei. Der König meine, das Reich würde des Kriegs wenig sich annehmen. Sehe es aber einen solchen Feldhauptmann mit der Autorität des ganzen Reichs sich gegenüber, dann dürfte es wohl zur Besinnung kommen und um Frieden bitten." Die Anhänger Waldsteins stemmten sich mit allen Kräften gegen die Ernennung Maximilians zum Oberfeldherrn, denn „es sey nicht vernünftig, alle Macht einem allein anzuvertrauen und nicht Bilanz zu halten, und das thue der Vater mit dem Sohne nicht". Gleichwohl entschied sich Ferdinand für Maximilian, knüpfte aber daran die Bedingung, daß sich derselbe den Anordnungen des wiener Hofkriegsrathes unterstelle. Der Kurfürst von Bayern lehnte die Annahme des Commandos ab, denn es widerstrebte seinem Herrschersinne, sich von den kaiserlichen Kriegsräthen gängeln zu lassen[1]. „Nach vielen und unlustigen Verhandlungen, so zwischen beiden Theilen vorgegangen, wurden die Sachen dahin vermittelt, daß Tilly zum Generallieutenant über die kaiserliche Armada bestellt wurde." Nur zögernd nahm

[1] Maximilians muthvolles Auftreten bei dieser Gelegenheit wurde auch in ganz Deutschland anerkannt. So schrieb der Kurfürst von Sachsen unterm 31. Mai 1631 an ihn: „E. L. heroisch kurfürstlich Gemüth ist mir wissend; dieselben haben es auch unlängst auf dem Convente zu Regensburg, die Freiheit der Kurfürsten und Stände betreffend, zu dero großem Lob dankbar erwiesen".

der greise, nach Ruhe sich sehnende Tilly das verantwortungsschwere Amt an.

Waldstein empfing die Kunde seiner Absetzung mit äußerlicher Ruhe und der Bemerkung, daß er seine Entlassung schon selbst erwartet hatte, indem jetzt der Spiritus des Kurfürsten von Bayern den Kaiser beherrsche. Der stolze Mann fügte sich dem Druck der Umstände und legte seinen Commandostab ganz nieder; mit abergläubischer Befriedigung wollte er in der Constellation der Gestirne, seiner geheimnißvollen Freunde, gelesen haben, daß die Geburt jener Stunde, in der er den höchsten Gipfel seiner Macht ersteigen sollte, im Schoße einer nicht fernen Zukunft reife. Er zog nach Böhmen zurück, wo er sich mit königlicher Pracht umgab, mit dem Kaiser fortwährenden Verkehr unterhielt und zugleich auf eigene Faust Politik trieb.

Kurfürst Maximilian, dem daran lag, den Herzog von Friedland gänzlich vom Kriegsschauplatz zu verdrängen und den italienischen Streit gütlich zu schlichten, brachte auf dem Reichstage zwischen Ferdinand II. und Ludwig XIII. einen Vertrag zu Stande, wonach jener die Erbansprüche des Herzogs von Nevers bestätigte. Ferner hielt Maximilian noch während des Collegialtages zu Regensburg eine Bundesversammlung ab, zu welcher auch Tilly herbeigerufen wurde. Man beschloß die Fortdauer der Liga, verwarf jedoch das Verlangen des Kaisers, beide Armeen „in einen Corpus zu richten"; „sowie der Bund, sollte auch dessen Armee ferner für sich bestehen". Kurfürst Maximilian, dessen Scharfsinn nie mit einer bloß äußerlichen Betrachtung der Dinge sich zufrieden gab, erkannte in der Landung des Schwedenkönigs eine viel ernstere Gefahr, als Ferdinand II. glauben mochte; nach der Ansicht des bayerischen Kurfürsten konnte dieselbe nur durch einen Act ernst berechnender Klugheit abgeschwächt werden. Vor

einem Jahre, noch hatte er den Kaiserhof auf das im Norden drohende Unwetter aufmerksam gemacht und an den Kurfürsten von Mainz geschrieben: „Verschiedene Berichte versichern mich, der Schwede sey vorhabens, nächstens mit einer starken Armada den Fuß in's Reich zu setzen. — Schweden ist der Zeit der Unkatholischen Messias, auf den sie warten, auf den alle ihre Hoffnung gerichtet ist". Jetzt, wo der eroberungssüchtige Feind auf deutschem Boden stand, rieth Maximilian dem Kaiser, durch versöhnliche Maßregeln die Agitation der mit Gustav Adolph sympathisirenden Protestanten zu beruhigen und schlug zu diesem Ende vor, den Vollzug des Restitutionsedicts auf vierzig Jahre zu suspendiren. Seine Stimme drang aber nicht durch; dagegen wurde festgesetzt, über die Execution des Edicts im nächsten Jahre auf einer von Katholiken und Protestanten zu beschickenden Conferenz zu Frankfurt zu berathen.

So endete, am 12. November, dieser denkwürdige Kurfürstentag. Ganz Deutschland harrte bangen Gemüthes der kommenden Dinge; eine düstere Ahnung, daß Deutschlands unglücklichste Tage mit dem nordischen Eroberer heranbrechen würden, war allenthalben verbreitet. Das Volk sah und hörte bereits Vorboten künftiger Drangsale, nächtliches Geheul reißender Thiere, blutrothe Flüsse, am Firmament streitende Heere auf feurigen Rossen, Fluchten und gräßliche Niederlagen. Von alledem wissen die zeitgenössischen Berichte viel zu erzählen.

Gustav Adolph war am 24. Juni 1630, an demselben Tage, an welchem vor hundert Jahren zum ersten Male die augsburger Confession vor Kaiser und Reich verlesen wurde, auf der Insel Usedom mit 16,000 Mann gelandet. Die Gründe, weßhalb er gegen den Kaiser in See gestochen, waren von dem fadenscheinigsten Gewebe; er gab vor, die Selbstständigkeit der deutschen Fürsten retten zu

wollen; aber was hatte denn Maximilian in vollständigster Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Reiches anders gethan, als er Waldstein von der kaiserlichen Armee verdrängte? Der Herzog von Friedland lag zu der Zeit, als der Schwedenkönig den Fuß auf deutsche Erde setzte, den schwachen Herzog von Pommern zur Allianz zwang und die kaiserlichen Truppen aus dem Lande desselben jagte, in Memmingen, wo er über anderen Dingen brütete, als die Ehre seines Kaisers gegen jenen nordischen König zu vertheidigen, mit dem er insgeheim Correspondenz pflog. Unterdessen besetzte der Schwede einen Theil Pommerns; in Mecklenburg, dessen vertriebene Herzoge zurückgekehrt waren, kündigte er sich als Befreier an. Einige protestantische Fürsten traten alsbald auf die Seite des fremden Eroberers, aber sie kamen mit leeren Händen und der „nordische Messias" benöthigte zur Rettung des „evangelischen Wesens" sehr vielen Geldes. Der mit Frankreich am 23. Januar 1631 zu Bärwalde geschlossene Vertrag verschaffte Gustav Adolph die zur Führung des Krieges erforderlichen Finanzmittel, wogegen er versprechen mußte, die katholische Kirche in Deutschland zu schonen und gegen Bayern, sowie die Liga Neutralität zu beobachten, falls von ihnen ein Gleiches geschehe. Richelieu glaubte dadurch die Liga von Habsburg zu trennen, dessen Zertrümmerung er als das ausschließliche Ziel seiner Politik fest im Auge behielt.

Gleich nach dem Schlusse des regensburger Reichstages war der einundsiebenzigjährige Tilly als Generalissimus nach Norddeutschland abgegangen, wo er die kaiserliche Armee, die von Allem entblößt war, in einem Zustande völliger Auflösung fand. Nachdem er für die dringendsten Bedürfnisse gesorgt, erstürmte er am 19. März 1631 die feste Stadt Neubrandenburg und rückte dann vor die Wälle Magdeburgs, das Pappenheim bereits zu blokiren be-

gonnen. Gustav Adolph aber eroberte Frankfurt an der Oder, während Tilly zum Entsatze herbeizueilen versuchte. „Das Unglück", schrieb der Feldherr an den Kurfürsten Maximilian, „mußte eintreffen, wie ich es vorhergesagt, da am kaiserlichen Hof meine so vielfältige, sorgsame Erinnerungen nicht acceptirt und nach der Stadt Frankfurt kein besonderes Corps formirt wurde." Zugleich jammerte er über den traurigen Zustand des ligistisch-kaiserlichen Heeres und bat um schleunige Hülfe. Maximilian war über den Verlust Frankfurts gefaßt und tröstete Tilly: „Wir müssen es dem Allmächtigen, weils derselbe also verhängt, in seinen göttlichen Willen gestellt sein lassen. Ich zweifle nit, daß auch ihr euer Vertrauen auf die Güte des Allmächtigen setzen werdet". Um den schlimmsten Nothständen der Armee abzuhelfen, berief Maximilian die Bundesmitglieder im Mai 1631 nach Dinkelsbühl; hier traf man die Uebereinkunft, das ligistische Heer auf 41,000 Mann zu erhöhen. An den Kurfürsten von Bayern übersandte man ein Lob- und Dankschreiben für seine Bundesleistungen mit der Bitte, er möchte auch ferner die katholischen Fürsten in seinen Schutz nehmen.

Während Gustav Adolph Frankfurt eroberte und Tilly Magdeburg belagerte, befanden sich anderwärts für den Schwedenkönig wie für den Kaiser gleich wichtige Dinge im Gang. Johann Georg von Sachsen wollte um jeden Preis eine protestantische Mittelpartei schaffen, um durch sie sowohl auf Gustav Adolph als auf den Kaiser einen Druck auszuüben. In dieser Absicht vereinigte er die evangelischen Stände im Februar 1631 in Leipzig, wo die Beschlüsse dahin ausfielen, sich zwar mit den Schweden in keine Verbindung einzulassen, dagegen ein Heer von 40,000 Mann zur eigenen Vertheidigung herzustellen und vom Kaiser die Aufhebung des Restitutionsedicts und die Entfernung seiner Truppen zu fordern. Gustav Adolph bemerkte diese seinen Wünschen

entgegenstrebende Bewegung unter den Protestanten nur mit Mißbehagen; er bedurfte ihres offenen Verrathes am Reiche, nur so war er ihres und vor Allem des sächsischen Kurfürsten Beistandes sicher. Das von Tilly bedrängte Magdeburg bildete eine wichtige Ziffer in den Berechnungen des Schwedenkönigs. Es war ihm zwar viel an dem Entsatze jener stark befestigten, reichen Stadt gelegen; allein um sie zu retten, mußte er seine sichere Stellung an der Ostsee und der Oder räumen und das konnte er nicht, ohne Gefahr zu laufen, dann von Tilly überflügelt zu werden. Magdeburg fiel also am 20. Mai 1631 und schrecklich war der Fall dieser Stadt; der edle Tilly, dem eine nichtswürdige Geschichtschreibung die Zerstörung Magdeburgs zur Schuld gelegt, weinte auf den Trümmern der Stadt, deren Rettung gegen die mordbrennerischen Anschläge des von Gustav Adolph in die Stadt gelegten schwedischen Commandanten nicht in seiner Macht gestanden. Dafür reiften dem Schwedenkönig aus ihren Ruinen desto willkommenere Früchte. Indem Gustav Adolph in Flugschriften die Magdeburger als Märtyrer feierte, erhob er gegen die protestantischen Fürsten, vor allem gegen den Kurfürsten von Sachsen schwere Vorwürfe, daß sie ihn durch ihre Zauberpolitik gehindert, das arme Magdeburg dem Verderben zu entreißen. Nach dem Falle dieser Stadt „zwang" Gustav Adolph den brandenburger Kurfürsten zu einem Bündniß mit Schweden.

Tilly marschirte nach der Einnahme Magdeburgs am 3. Juni mit 24,000 Mann gegen Thüringen und Hessen, „in der Hoffnung, es werde bei solcher Incaminirung Kursachsen neben andern protestirenden Ständen losbrechen und an den Tag kommen, was sie zu thun oder zu lassen gesinnt". Von Oldesleben aus detachirte er den Feldmarschall von Pappenheim mit 5900 Mann Fußvolk, 2600 Reitern und 5 Geschützen zur Beobachtung der Schweden.

Ueber Erfurt rückte Tilly nach Mühlhausen, von wo aus er den Landgrafen von Hessen-Kassel aufforderte, seine geworbenen Truppen abzudanken, fünf Regimenter in Hessen einzunehmen, Kassel und die Festung Ziegenhain auszuliefern und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. Landgraf Wilhelm weigerte sich entschieden, dem Ansinnen des Generalissimus zu entsprechen. Tilly mußte sich begnügen, einige Compagnien an die Grenze Hessens zu legen. Zu einem Angriff gegen den Landgrafen konnte er nicht schreiten, da er von Pappenheim gegen den Schwedenkönig herbeigerufen wurde. Tilly brach eilends von Mühlhausen auf, ließ den Generalwachtmeister Cratz mit einigen Regimentern in Hessen zurück und vereinigte sich bei Wanzleben mit Pappenheim; in und um Wollmirstädt wurden Quartiere bezogen. Gustav Adolph hatte sich bei Werben so fest verschanzt, daß Tilly nicht wagte, ihn anzugreifen. Im Lager des kaiserlichen Feldherrn begannen die Lebensmittel zu schwinden; Proviant aber mußte um jeden Preis beschafft werden, sollte Tilly nicht Mitteldeutschland ohne Schwertstreich räumen und nach Franken zurückgehen. Brandenburg war erschöpft und überdies von den Schweden besetzt. Hessen-Kassel, das bereits ein Bündniß mit Gustav Adolph geschlossen, drohte alle Zufuhr aus den fränkischen Kreisen abzuschneiden. Tilly war also vor die Alternative gedrängt, von dem hinter ihm liegenden reichen Sachsen, das aus Neutralitätsgründen jede Proviantlieferung verweigerte, entweder durch Güte oder durch Gewalt die Verabreichung von Lebensmitteln zu erwirken.

Sachsen lenkte damals alle Blicke auf sich.

Kurfürst Maximilian, der nach Kräften zu verhindern suchte, daß Johann Georg und mit ihm die leipziger Verbündeten in die Arme Gustav Adolphs getrieben wurden, begehrte vom Kaiser, keinen feindseligen Schritt gegen den sächsischen Kurfürsten zu unternehmen, so lange dieser sich

nicht mit den Schweden conjungire; zugleich erachtete er es durch die politische Klugheit geboten, Sachsen noch einige Jahre den Genuß der geistlichen Güter zu gewähren. Für dieselbe Forderung trat er auch auf dem Compositionstag ein, der seit August gemäß des regensburger Reichstagsbeschlusses zu Frankfurt versammelt war, den jedoch die protestantischen Stände noch nicht beschickt hatten. Der bayerische Hofrathspräsident Freiherr von Preysing und der Vicekanzler Dr. Richel führten auf Grund ihrer Instruction aus, daß nach der Ansicht ihres kurfürstlichen Herrn Johann Georg von Sachsen nicht angegriffen werden dürfe, da er noch nicht für Schweden Stellung genommen, und daß er ebensowenig zur Niederlegung der Waffen gezwungen werden könne, indem er wie jeder andere Reichsstand ein Recht habe, sein Land zu schützen. Dem entgegen forderte der kaiserliche Gesandte, Graf von Wolfegg, den ungesäumten Angriff auf Sachsen. Köln und Trier, sowie die Mehrzahl der Bischöfe wollten mit den Protestanten nur auf der Basis des Religionsfriedens und des Restitutionsedictes verhandeln und die Calvinisten, deren der leipziger Bund mehrere als Mitglieder zählte, ausschließen. Mitte August trafen die sächsischen Gesandten beim Congresse ein und äußerten, daß sie die Ankunft der brandenburgischen Deputirten abwarten müßten, ehe sie ihren Beitritt zu den Verhandlungen erklären könnten. Der kaiserliche Commissär erachtete die Fortsetzung des Congresses für überflüssig und schlug vor, diesen aufzuheben. Kurfürst Maximilian erinnerte dagegen, daß dann die Katholiken der Vorwurf treffen müsse, sie hätten die friedliche Ausgleichung mit den Protestanten zu Nichte gemacht. Endlich erschienen die Brandenburger und andere protestantische Stände, stellten aber Forderungen auf, mit denen sich keine Einigung erzielen ließ. Während zu Frankfurt fruchtlose Verhandlungen gepflogen wurden, erscholl die

Kunde von einem entscheidenden Siege der schwedischen Waffen und diese Nachricht führte die rasche Auflösung des Compositionstages herbei.

Kaiser Ferdinand II., dem die Gefahr auch diesmal nicht in ihrer ganzen Größe erkennbar gewesen, hatte Tilly den Befehl ertheilt, „Kursachsen zur Niederlegung der Waffen und zur Verzichtleistung auf die leipziger Beschlüsse zu zwingen". Am 24. August ordnete nun der Generalissimus eine Gesandtschaft an Johann Georg ab, der sich damals zu Merseburg befand, und ließ ihn auffordern, von den leipziger Beschlüssen abzustehen, dem kaiserlichen Volk sein Land zu öffnen und seine Truppen mit den kaiserlichen zu verbinden, widrigenfalls man feindlich gegen ihn vorgehen würde. Die Antwort des Kurfürsten lautete abschlägig. Tilly rückte alsbald nach Eisleben vor, wo er das aus Schwaben gekommene Corps des Grafen Fürstenberg an sich zog und mit dieser Verstärkung den Marsch nach Halle nahm. Von hier aus schrieb er nochmals in warnendem Tone an Johann Georg und rief ihm seine Pflichten gegen den Kaiser in's Gedächtniß. Aber der Sachse blieb gegen den Mahnruf des katholischen Oberfeldherrn taub. Unterdessen hatte Pappenheim am 5. September Merseburg einbekommen. Nun trat der Kurfürst von Sachsen am 11. September offen auf die Seite des Schwedenkönigs. Wie wenig Maximilian mit dem Vorgehen Tillys, dessen Lage durch die einander entgegengesetzten Willensäußerungen des Kaisers und des bayerischen Kurfürsten eine nicht beneidenswerthe war, übereinstimmte, geht aus einem Schreiben an Johann Georg hervor, worin Maximilian sagte: „E. L. mögen mir sicherlich zutrauen und glauben, daß ich nicht allein Graf von Tilly zu dem Einfall einigen Ordonanz oder Befehl nicht geben, noch solche mit meinem Wissen, viel weniger Willen und Zulassung beschehen, sondern ich habe ihn an meinem Ort,

und so weit es mir gebührt, vielmehr jederzeit ermahnt, daß er sich gegen E. L. Kurfürstenthum Landen und Unterthanen, so lange sie sich mit J. K. Maj. und des Reichs Feind, dem König von Schweden, nicht conjugiren werden, keineswegs nähern, sondern alle Hostilität maßen und enthalten". An Tilly schrieb Maximilian: „Ich hätte gewünscht, daß die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten Johann Georg nicht abgebrochen, sondern daß gelindere Mittel in Betreff seiner eingeschlagen werden". Nun aber war der Fels in's Rollen gerathen, Nichts konnte seinen sich beschleunigenden Lauf mehr hemmen. Am 16. Sept. bemächtigte sich der kaiserliche Feldherr der Stadt Leipzig und des anderen Tages zog die vereinigte schwedisch-sächsische Armee heran. Auf der großen leipziger Ebene sollte sich Deutschlands Geschick entscheiden. Am 17. September 1631, Mittags 12 Uhr, begann bei Breitenfeld die Schlacht: der alte Meister der niederländischen Schule und der junge Schöpfer einer neuen Kriegskunst maßen sich in furchtbarem Kampfe. Das Glück wandte dem letzteren das treulos lächelnde Antlitz zu. Zum ersten Male nach sechsunddreißig Ruhmestagen beleuchtete der Glanz der untergehenden Sonne den besiegten Tilly. Wie Löwen hatten sich seine sieg- und schlachtgewohnten Veteranen geschlagen und nur ihrer heldenmüthigen Aufopferung verdankte der greise Feldherr Freiheit und Leben. Wenige Stunden hatten genügt, die jahrelangen Anstrengungen der Liga zu vernichten, die durch Waldstein geschaffene Macht des Kaisers niederzuschmettern. Der Sieg bei Breitenfeld eroberte dem nordischen König vollends die Herzen der deutschen Protestanten, die ihm freudetrunken entgegenjauchzten.

Schwer traf die Niederlage Tillys den Kurfürsten Maximilian, aber sie lähmte seine Thatkraft nicht, erhöhte sie vielmehr zu nie gesehener Größe. Zuerst suchte er dem von Schmerz gebeugten Oberfeldherrn Trost einzuflößen,

indem er ihm eigenhändig schrieb: „Es ist ja wie alles andere dem unerforschlichen Willen Gottes anheimzustellen und zu empfehlen. Ihr werdet Euch nit in geringer Bekümmerniß befinden; derowegen will ich euch gnädigst condoliren. Mir gereicht dieß allein zum Trost, daß ihr euch, wie ich vernommen, mit eurer Person salvo retirirt habt. Es ist mir sehr unlieb zu vernehmen gewest, daß ihr am Arm und Fuß verletzt worden; dennoch ist dem Allmächtigen billig zu danken, daß er euch hat so gnädiglich conserviren und retten wollen. Ich wünsch, daß es bald zu einem guten Stand gereichen und ihr eure Revanche wieder holen möget". Zugleich ertheilte Maximilian dem Feldherrn die Vollmacht, nach Bedürfniß Geld auf seinen — des Kurfürsten — Namen aufzunehmen, wo er nur immer wolle. Seinem Schwager, dem Herzog Karl von Lothringen, gab er den Auftrag, mit 12,000 Mann zum ligistischen Heere zu stoßen. Alle Schmiede, Schlosser und Büchsenmacher Bayerns mußten Waffen schmieden, Pistolen und Gewehre fertigen. Die Festungen wurden verproviantirt, Tag und Nacht mußten in Städten und Märkten gute Postpferde für die Couriere in Bereitschaft gehalten sein. Die rheinischen und fränkischen Bischöfe forderte Maximilian auf, ihre Bundesbeiträge, mit deren Entrichtung sie in gewohnter Weise gezögert, ungesäumt an Tilly abzusenden, der denn auch bald über eine Million verfügte. Bei Miltenberg, wo Herzog Karl von Lothringen sich einfand, sah sich Tilly wieder an der Spitze von 50,000 Mann.

Wie ein reißender Strom, der seine Eindämmung durchbrochen, drangen die Schweden nach Süden vor, während das sächsische Heer gegen Böhmen und Schlesien marschirte. Gustav Adolph schlug den Weg nach Erfurt ein, wo sich die Herzoge von Sachsen-Weimar mit ihm verbündeten. Durch den Thüringerwald zog der Schwedenkönig nach Franken in die „Pfaffengasse", wohin ihn reiche

Bisthümer lockten. Würzburg und die Citadelle Marienberg fielen in die Hände der Schweden.

Tilly brannte vor Verlangen, den Tag von Breitenfeld an dem nordischen Sieger zu rächen. Allein der Feldherr war an wirksamen Unternehmungen gehindert, „denn", meldete er nach München, „die armen Soldaten sind so übel bekleidet, nackend und bloß und müssen des Proviant halber Hunger und Kummer leiden und überdieß ist solch schlechtes Wetter eingetreten, daß die Regimenter gleichsam wie Schnee zergehen". Die Noth allein war es, die dem thatbegierigen Tilly die Hände band und nicht, wie fälschlich behauptet wird, der Wille des Kurfürsten Maximilian, der vielmehr aussprach: „Wenn er auch dem Tilly bedeutet habe, daß er gegen den Schwed den Vortheil wohl in Acht nehmen solle, so ist doch der Herr Graf durch diese Erinnerung keineswegs gebunden gewest, sind ihm auch damals dergleichen und wohl stärkere Erinnerungen von anderen hohen Orten geschehen. In gestalten sie eben darum nach allegirter Ordinantz, weilen sie dermalen zu München, also weit von der Armada gewest, fast allezeit das Werk in Tillys Discretion und Gutbefinden gestellt, jemahlen derselbe neben andern bei sich gehabten Kriegshäuptern de praesenti und pro re nata am besten wissen und erkennen können, was zu thun oder zu lassen gewest". Von Miltenberg rückte Tilly nach Bischofsheim an der Tauber; ein Versuch, das von Schweden besetzte Wertheim wegzunehmen, mißlang. Dafür fielen die beiden Reichsstädte Rothenburg an der Tauber und Windsheim in die Gewalt des kaiserlich-ligistischen Heeres. Bei Ansbach trennte sich der größte Theil der Lothringer, um in ihr von Frankreich bedrohtes Vaterland zurückzukehren.

Unterdessen hatte sich Gustav Adolph von den fränkischen Landen als Herzog von Franken huldigen lassen, und alsbald begann er Klöster und Abteien an seine Ge-

nerale und Oberste zu verschenken. Von Würzburg brach der König mit 11,000 Mann auf, zog den Main hinab und nahm in raschem Siegeslauf Aschaffenburg, Hanau und Frankfurt. Hier, in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser, enthüllten sich auch die Plane des „Retters der deutschen Freiheit". Der Kurfürst von Mainz hatte von Ferdinand II. Vollmacht verlangt und erhalten, dem Schwedenkönige Friedensanträge zu machen. Gustav Adolph wollte „großmüthig" mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung Deutschlands das Anerbieten nicht von der Hand weisen und stellte daher seine Bedingungen zum Frieden, unter denen sich auch diese fand: Aus Dankbarkeit für die Rettung des deutschen Reichs soll ihre königliche Majestät von Schweden zum römischen König gewählt werden. Die Katholiken zogen aus den vergeblichen Unterhandlungen wenigstens den Vortheil, daß Gustav Adolph Farbe zu bekennen gezwungen worden. Freilich fühlte der Schwedenkönig selbst lebendig, daß er die Hand nach der deutschen Kaiserkrone nicht eher ausstrecken dürfe, als bis die Macht der Liga gebrochen und Bayern erobert sei; dann erst wollte und konnte er sich auf Wien stürzen.

Am kaiserlichen Hofe hatte die waldsteinische Camarilla nach Tillys Niederlage bei Breitenfeld ihr Haupt wieder höher als zuvor emporgerichtet. Ringsum sah sich Ferdinand II. von Feinden bedroht. Böhmen und Schlesien waren in der Gewalt Sachsens, in Oberösterreich stand ein neuer Aufstand der Bauern zu befürchten, Fürst Rakoczi von Siebenbürgen, der Nachfolger des im Jahre 1629 verstorbenen Bethlen Gabors, rüstete ebenfalls wider den Kaiser. Umzingelt von Gefahren wandte Ferdinand II. seinen Blick neuerdings auf Waldstein. Der stolze Herzog von Friedland ließ sich nach einigem erkünstelten Widerstreben herbei, dem Kaiser nochmals ein Heer aus dem Boden zu stampfen und das Generalat unter Bedingun-

gen zu übernehmen, die für Ferdinand geradezu Ketten wurden; aber die Noth gestattete keinen Ausweg und der Kaiser unterschrieb Waldsteins drückende, von strafbarem Uebermuth dictirte Forderungen. Waldsteins Name wirkte in den verwilderten Zeiten noch immer gleich einem Magnet; aus allen Gegenden und Ländern strömten die Söldnerschaaren den friedländischen Fahnen zu und in unglaublich kurzer Zeit gebot der kaiserliche Generalissimus über 40,000 Mann. Tilly, dem verdienstvollen und treuen Manne, wurde vom kaiserlichen Hofkriegsrathe in unzarter Weise einfach bedeutet, daß Waldstein wieder in seine frühere Stellung eintrete. „Es freue ihn," schrieb der greise Held in ungeheucheltem Tone an Friedland, „daß der Herzog das Commando wieder übernommen habe, und ist mir das um so lieber, weil ich einer großen Bürde und Labyrinths enthoben bin." Tilly stand um jene Zeit vor Nürnberg, welche Reichsstadt er vergeblich belagerte. Er marschirte also, während ein Theil der Kaiserlichen unter Gallas nach Böhmen abzog, gegen Nördlingen, wo er den Rest des lothringischen Heeres in die Heimath zurücksandte. Auf dem Marsche nach der Donau legte Verrath Feuer an alle seine Pulverfässer und damals soll der Feldherr voll Schmerz ausgerufen haben: „Er sehe nun wohl, er habe kein Glück mehr". In der Gegend von Nördlingen vertheilte er seine geschwächte und gelichtete Armee in die Winterquartiere.

Kurfürst Maximilian versammelte im December 1631 seine Bundesmitglieder nach Ingolstadt; aber nur wenige fanden sich ein. Auf dem Convente wurde der Beschluß gefaßt, daß die Liga in Verbindung mit dem Kaiser die Vermittelung Frankreichs für die Katholiken Deutschlands bei dem Schwedenkönig nachsuchen solle; der Kaiser werde seine Zustimmung nicht vorenthalten, da er ja selbst im Jahre 1620 die Krone Frankreichs um Vermittelung an-

egangen. Den Kurfürsten Maximilian baten die Bundes-
erſammelten, er möge die Fürſtbiſchöfe nicht verlaſſen;
ach Befreiung von den Feinden würden ſie Alles zurück-
:ſtatten.

Der franzöſiſche Premierminiſter Richelieu erklärte ſeine
)eneigtheit, zwiſchen Schweden und der Liga mit Ausſchluß
)eſterreichs zu vermitteln; er hielt jetzt den Augenblick für
ekommen, in welchem er den katholiſchen Bund von Habs-
urg endlich wegziehen könne. Noch im November 1631
atte Richelieu den Baron von Charnacé nach München
eſandt, um dem Kurfürſten die Vortheile eines Neutrali-
itsbundes zwiſchen Schweden und der Liga zu zergliedern.
Wird aber die Neutralität ausgeſchlagen", hatte der fran-
öſiſche Geſandte geäußert, „dann wird Bayern den ſchwe-
iſchen Waffen unterliegen, und die Rachſucht der Prote-
anten wird um ſo größer ſein, als vom Kaiſer ſelbſt die
Reinung verbreitet wurde, der Kurfürſt von Bayern habe
as Reſtitutionsedict und deſſen grauſame Execution vor-
üglich betrieben." In der That bot Guſtav Adolph, von
rankreich veranlaßt, im Januar 1632 dem Kurfürſten
Maximilian Neutralität an, jedoch unter Bedingungen,
elche dieſer ohne Verluſt ſeiner und des Vaterlands Ehre
nd ohne Schädigung ſeiner eigenſten Intereſſen nicht rati-
:iren konnte. Er war von der Nutzloſigkeit der Ver-
andlungen überzeugt und daher bedacht, den Krieg nach
räften fortzuſetzen. Nichtsdeſtoweniger ſchloſſen einige
atholiſche Stände Separatverträge mit den Schweden. Der
urfürſt von Trier, Philipp Chriſtoph von Söttern, begab
ch unter den Schutz Frankreichs, dem er in undeutſcher
eiſe Coblenz und Ehrenbreitſtein auslieferte.

Kurfürſt Maximilian hatte den Winter hindurch raſt-
os an der Completirung der Bundesarmee gearbeitet.
r ließ 12,000 Mann von ſeinen Landfahnen ausheben
nd mit 8000 das ligiſtiſche Heer verſtärken, der Reſt

blieb in der Reserve. Die Bundesmitglieder: Eichstädt, Würzburg, Mainz, Augsburg und den Deutschmeisterorden forderte er auf, ihre neu geworbenen Truppen bei Forchheim zu vereinigen. Anfangs Frühling des Jahres 1632 verfügte Tilly über 20,000 Mann. Maximilian befahl seinem Oberfeldherrn, dem von dem schwedischen Feldmarschall Horn besetzten Bisthum Bamberg zu Hülfe zu eilen und nach Besiegung des Feindes an die Donau zurückzugehen. Mit 14,500 Mann und 6000 Pferden brach Tilly von Nördlingen auf, zog auf dem Marsche nach Forchheim den Generalfeldzeugmeister und Commandanten der Oberpfalz, Johann Philipp Cratz, Graf von Scharffenstein, an sich und ging auf den Feind los. Noch einmal huldigte das Kriegsglück dem greisen ligistischen Heerführer; Horn erlitt eine empfindliche Niederlage, sein Verlust betrug 3000 bis 4000 Todte und Gefangene. Er selbst war schon in den Händen von Croaten, wurde aber noch herausgehauen. Nach diesem Unfall, dem ersten, welcher den schwedischen Waffen auf deutschem Boden zugestoßen, marschirte Horn nach Nordwesten gegen Schweinfurt ab. Tilly wollte ihm nachsetzen, holte ihn jedoch nicht mehr ein und kehrte daher nach Bamberg zurück, von wo aus er an den Kurfürsten um Geld, Proviant und Truppen schrieb. Maximilian, auf den seit der schwedischen Invasion in die Bisthümer die Last des Krieges schwer drückte, bemerkte auf die Meldung des Feldherrn: „Ich hielt viel darauf, wenn der von Tilly daneben auch schriebe, woher die Mittel zu verschaffen, man meinte nur, es seyen solche genug aus der Red zu kratzen". Mitte März berief der Kurfürst die schwäbischen Ligisten nach der Stadt Mindelheim, um sie zu gemeinsamer Rüstung gegen die immer näher rückende Macht der Schweden aufzufordern; man traf die Uebereinkunft, auf sechs Monate 12,000 Mann zu unterhalten.

Veranlaßt durch die Niederlage Horns war Gustav

Adolph vom Rhein nach Franken marschirt und hielt in Nürnberg einen glänzenden Einzug. Mit stürmischem Jubel begrüßte die protestantische Reichsstadt den „Gideon mit dem Schwerte Gottes", „den Löwen von Mitternacht", wie feile deutsche Federn den Feind des deutschen Namens priesen.

Die Bewegung Gustav Adolphs nöthigte den Kurfürsten Maximilian, Tilly aus Bamberg an die Donau herbeizurufen. An Waldstein, der eben die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen vertrieb und an der nordwestlichen Grenze dieses Landes stand, erneuerte er sein bereits zu verschiedenen Malen gestelltes Ersuchen um Succurs. Der Herzog von Friedland versprach, mit 20,000 Mann herbeizumarschiren, statt deren schickte er nach und nach zwanzig Reitercompagnien, meist frisch geworbenes, schlecht bewaffnetes Volk, das erst aus dem ingolstädter Zeughaus „als Archibusiere mit Brust- und Rückenstück auch Kaskets" ausgerüstet werden mußte. Mit heimlicher Freude sah der Friedländer den Tag anbrechen, der ihm die Rache an Bayerns Kurfürsten bringen sollte.

Ueber Weißenburg und Nördlingen rückte Gustav Adolph am 5. April auf Donauwörth zu, das sich nach tapferer Gegenwehr an die Schweden ergab. Günzburg, Gundelfingen, Höchstädt, Dillingen und Lauingen wurden von feindlichen Abtheilungen eingenommen. Der Schwedenkönig hatte sich somit des Donauübergangs versichert und schlug sein Hauptquartier in Nordheim auf.

Tilly, zu dem der kaiserliche Feldmarschall Aldringer gestoßen war, überschritt bei Neuburg am 5. April die Donau und marschirte nach dem Lechstädtchen Rain, wo er sich in eine feste Stellung vergrub. Kurfürst Maximilian folgte mit neuausgehobenen Truppen und schlug bei Thierhaupten Lager. Gustav Adolph verschanzte sich auf dem linken Ufer des reißenden, durch Alpenschneewasser und

Regengüsse angeschwollenen Lechs, über den zu gehen er fest entschlossen war; gelang dieß, dann lag Bayern offen vor dem Feinde. Am 15. April 1632 entspann sich ein blutiger Kampf; mit verzweifelter Wuth fochten die Bayern, die einem mörderischen Kanonenfeuer ausgesetzt waren. Als sie von den Schweden auf der linken Flanke umgangen wurden, fingen sie an zu weichen. In diesem Moment erfaßt Tilly die Fahne seines Regiments und führt seine Schaaren gegen den Feind. Da zerschmettert ihm eine Falconetkugel den rechten Fuß; sein Fall entmuthigt die Bayern. Auch Aldringer wurde verwundet. Nun übernahm Kurfürst Maximilian den Oberbefehl und wollte den Kampf fortsetzen; allein die immer dichter andrängenden Feinde nöthigten ihn zum Rückzuge nach der starken Festung Ingolstadt. Ungehindert überschritten jetzt die Schweden den Lech, um dem Kurfürsten zu folgen und Ingolstadt zu nehmen. Zuvor brachte Gustav Adolph noch die von Bayern besetzte Reichsstadt Augsburg in seine Gewalt, wo er die ganze Verwaltung auf schwedischen Fuß einrichtete. Den augsburger Adel vermehrte er mit protestantischen Familien. Die größtentheils lutherische Bürgerschaft war entzückt über diese „Rettung ihrer Freiheit" und leistete dem nordischen Eroberer den Eid, der Krone Schweden getreu zu bleiben und überhaupt Alles zu thun und zu leisten, was Unterthanen ihren natürlichen Herren und Obrigkeiten schuldig sind. Die schwedische Gesinnung der Augsburger manifestirte sich ferner nicht nur im Tragen schwedischer Kleider, sondern auch im Prägen von Denkmünzen, welche mit der lateinischen Inschrift versehen waren: „Gustava et Augusta caput religionis et regionis". Von Augsburg rückte Gustav Adolph auf Ingolstadt zu. Als Kurfürst Maximilian die ersten feindlichen Reitertrupps erblickte, brannte er eine Kanone mit den Worten ab: „Mit Gott, laßt mich

den Schweden grüßen", worauf der Donner aller Geschütze antwortete. Gustav Adolph ließ sofort die Laufgräben eröffnen. Ehe es zum Sturme kam, fand sich der französische Gesandte am münchener Hofe, St. Etienne, im Lager des Königs ein, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. In stolzem Tone versetzte der von seinen Erfolgen aufgeblasene Schwede: „Ich kenne den Bayer und seinen Pfaffenschwarm gar wohl; er trägt eine gedoppelte Cassaque und wendet bald das Blaue, bald das Rothe heraus . . . . Falls er sich bis morgen nicht accommodirt, will ich Bayern mit Sengen und Brennen, Plündern und Morden mich also erzeigen, daß man sehen soll, mit wem man zu thun hat". Maximilian brach jede weitere Unterhandlung ab; der Schwede sollte sich die Antwort selbst holen. In der Nacht vom 29. auf den 30. April schritt Gustav Adolph zum Sturm. Während der Feind gegen die Schanzen tobte, lag in den Mauern Ingolstadts der zum Tod verwundete Tilly in seinen Schmerzen, ohne im mindesten die Treue des Soldaten, die Sorge des Feldherrn verläugnen zu können. Vom Sterbebette aus ertheilte er seine Befehle und Anordnungen und sein brechendes Auge leuchtete nochmals hell im freudigen Strahle auf, als man ihm die Nachricht überbrachte, die Schweden seien zurückgeschlagen. Das war Tillys, des „deutschen Josuas", letzter Kampf und letzter Sieg. Kurz vor seinem Hintritte ermahnte der große christliche Held seinen Herrn, den Kurfürsten, doch ja Regensburg zu verwahren, sonst stehe die Kaiserkrone mit dem bayerischen Kurhut auf dem Spiel. Wenige Stunden später gab der Dreiundsiebenzigjährige voll rührender Ergebung in Gottes Willen seine große Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. „Tilly hat seinesgleichen nicht gehabt!" rief Maximilian mit schmerzbewegter Stimme aus. Noch am Todestage seines geliebten Feldherrn, am 30. April, gab der Kurfürst Ordre zum Auf-

bruche nach Regensburg. Der 7000 Mann ſtarken Beſatzung Ingolſtadts befahl er, „daß ſie ſich halten und bis auf die äußerſte Noth in keine Capitulation einlaſſen ſolle". Am 1. Mai marſchirte er mit 30,000 Mann nach Regensburg, um in der Beſatznahme von dieſer Reichsſtadt dem ſchwediſchen Feldmarſchall Horn zuvorzukommen. Vor ſeinem Abzuge von Ingolſtadt hatte der Kurfürſt noch den Oberſten von Fahrensbach wegen verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit dem Feinde verhaften laſſen; ein Jahr ſpäter büßte derſelbe zu Regensburg ſeine Schuld mit dem Tode durch Enthauptung.

Noch drei Tage lang rang Guſtav Adolph um den Beſitz Ingolſtadts. Aber an dieſem Bollwerke des katholiſchen Bayernlandes brach ſich ſeine Macht zum erſten Male. Der König ſelbſt gerieth in äußerſte Lebensgefahr. Von einer Baſtei wurde ihm eines Tages ein Vierundzwanzigpfünder zugeſandt, welcher ſeinen Schimmel traf; Guſtav Adolph ſtürzte mit dem Pferde zu Boden, erhob ſich jedoch raſch wieder, indem er ſprach: „Der Apfel iſt noch nicht reif". Gleich darauf riß ein zweiter Eiſenball ſeinem jungen Generaladjutanten, dem Markgrafen Chriſtian von Baden-Durlach, den Schädel in Stücke. 4000 Schweden waren vor den Wällen Ingolſtadts zwecklos geopfert. Da hob der König die Belagerung mit den Zornesworten auf: „Das ſoll mir Ingolſtadt noch büßen". Aber noch in der Nähe Ingolſtadts, bei Reichertshofen, lief Guſtav Adolph Gefahr, von den nachſtürmenden Croaten über Tafel aufgehoben zu werden; nur mit Mühe entrann er und ſein Officiercorps der Gefangenſchaft[1].

[1] Noch wird in Ingolſtadt der Streithengſt, den der Schwedenkönig bei der Belagerung verlor, unter dem Namen „Schwedenſchimmel" ausgeſtopft gezeigt zum Gedächtniß, daß Guſtav Adolph dieſe Feſtung zwar geſehen, aber nicht genommen hat.

Eilftes Kapitel.

Die Schweden in Bayern. Maximilians Vereinigung mit Waldstein gegen Gustav Adolph. Waldsteins Tod. Maximilian bekämpft die heilbronner Verbündeten.

Tage unbeschreiblicher Trauer kamen nun über Bayern und schwere Schläge fielen auf Maximilians Herz. Doch brachen sie die Kraft seiner starken Seele nicht. Was er von den Tagen seiner Jugend an freudig geliebt, das half ihm auch durch diese nicht enden wollende Nacht von Leiden und Drangsalen: sein katholischer Glaube. In den heftigsten Stürmen, die ihn umtobten und Alles niederwarfen, blieb sein von unentwegtem Gottvertrauen getragener Muth unerschütterlich und nie drang ein jammernder Laut über seine Lippen. Das Bewußtsein, für Gottes heiligste Sache auf Erden Streiter und Dulder zu sein, stählte seine Seele gegen die lähmenden Einflüsse, unter welchen gewöhnliche Charaktere im Kampfe mit dem herben Schicksal verzweifelnd zusammenbrechen. Maximilian, der als kluger Fürst nie die Wechselfälle des Lebens aus dem Kreis seiner Berechnungen gelassen, hatte seit Jahren die umfassendsten Vorkehrungen für schlimme Kriegszeiten getroffen. Ehe noch der Schwede in Bayern einbrach, waren die Hauptschätze, Archive und Hofkassen nach den stark befestigten und bewaffneten Städten Ingolstadt, Wasserburg, Braunau und Burghausen gebracht worden; seine Gemahlin Elisabeth und die obersten Beamten hatte Maximilian

unter dem Schutze seines Bruders Albert nach Salzburg gesandt, während er selbst dem Feinde sich entgegenstellte.

Schon im November des vorigen Jahres hatte sich der Kurfürst mit der Reichsstadt Regensburg dahin verglichen, daß sie im Falle der Noth 1500 Mann bayerische Kreistruppen aufzunehmen sich bereit erklärte. Als aber die Gefahr heranzog, verweigerten die Regensburger, deren Mehrzahl als Protestanten den Schweden geneigt war, die Erfüllung des Vertrages. Nur mit Widerwillen und nach versuchter, nutzloser Gegenwehr nahmen sie die bayerischen Truppen auf. Maximilian ließ die Bürgerschaft entwaffnen und Alle, die zu Gunsten der Schweden agitirten, verhaften. Er selbst stand mit 10,000 Mann bei Stadtamhof am linken Donauufer und bot die Landwehr von ganz Niederbayern auf. An Waldstein sandte er Couriere über Couriere, aber umsonst. Der rachsüchtige Herzog von Friedland rührte sich nicht von der Stelle, sondern unterhandelte langsam mit dem sächsischen General Arnim, dessen Heer er ohne allen Verlust aus Böhmen abziehen ließ. Mit wilder Schadenfreude vernahm Waldstein, wie entsetzlich die Schweden im Lande seines Feindes hausen. Schauderhafte Rache nahm Gustav Adolph für Ingolstadt an dem armen, schuld- und wehrlosen Bayernlande; wohin sein Fuß wandelte, gingen die ausgeplünderten Dörfer in Flammen auf; die Einwohner wurden barbarisch behandelt und erschlagen. Die Grausamkeit des Feindes trieb die wuthentbrannte Bevölkerung zur verzweifelten Gegenwehr. „Es waren die bayerischen Bauern", schreibt Khevenhüller, „welche seit undenklichen Zeiten im Frieden gelebt und während andere Länder das äußerste Elend erfahren, gleichsam in Rosen und Violen gesessen, der bei ihnen einquartirten neuen Gäste und deren Forderungen bald überdrüssig geworden, und fingen an, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ihr Hab und die Ehre ihrer Weiber und

Töchter zu vertheidigen, und zwar auf keine feine, sondern, wie bei den bayerischen Bauern gewöhnlich ist, auf eine sehr derbe Weise". Die Schweden übten blutige Repressalien. Mit Schmerzen vernahm Kurfürst Maximilian diese Gräuel; an seinen Bruder Ferdinand schrieb er nach Köln: „Was das arme Baiernland anbelangt, so würdest du es nit mehr erkennen und ohne Mitleid nit ansehen können. Dergleichen Crudelität ist in diesem Krieg nit erhört worden. Es fallet mir über alle Massen schwer und schmerzlich, noch länger mit der Armada also still zu liegen und meine Lande gar allerdings ruiniren zu lassen. Weilen ich jedoch gegen einen so mächtigen Feind gar zu schwach bin, so hab ich mich resolvirt, wie schwer mir's auch ankommt, mich noch in etwas zu gedulden und den versprochenen Kriegssuccurs abzuwarten. Ich muß gleich dem Sprichwort das Bad austrinken. Ich hoff, Gott wird mir's wieder ersetzen, weil mir alles ex odio religionis et justitiae widerfahrt .... Unser frommer alter braver Tilly ist auch an einen bessern Ort, hoff, er sey im Himmel, dahin unser Herr uns allen helffen wolle".

Gustav Adolph drang über Landshut und Freising nach München; auf das Betreiben des französischen Gesandten St. Etienne wurde der Hauptstadt Schutz vor Brand und Plünderung zugesichert, wenn sie eine halbe Million Thaler contribuire. Am 15. Mai 1632 hielt der Schwedenkönig seinen Einzug; in seinem Gefolge tauchte auch der Pfalzgraf Friedrich V. und dessen Gemahlin wieder auf, die mit einem Affen spielte, um die Augen der Menge auf sich zu ziehen. Gustav Adolph verglich München mit einem goldenen Sattel auf dürrem Pferde, welch' letzteres ihn jedoch nicht abhielt, drei Wochen lang im gepriesenen goldenen Sattel sitzen zu bleiben und Münchens Bürgerschaft zu brandschatzen. In der Residenz fand Gustav Adolph 140 Kanonen, die er sich nebst einer Anzahl der

herrlichsten und seltensten Kunstschätze aneignete; diesem edlen Beispiele folgten der Kurfürst von der Pfalz und die Officiere, die in der kurfürstlichen Residenz die beutegierigen Hände fleißig rührten; die gemeinen Soldaten machten es nicht besser; alles das geschah, obschon der Stadt Sicherheit des Eigenthums garantirt war. Gustav Adolph suchte sich den Münchenern in einem möglichst günstigen Lichte darzustellen; er spielte mit schlau berechnender List überall den Freund des Volkes, warf Geld unter die Menge und ließ sich von dem Pöbel lobhudeln und bis zu den Sternen erheben[1]. Ueberhaupt gelangte der Patriotismus der Münchener während des Aufenthaltes des Schwedenkönigs in der Hauptstadt auf eine keineswegs ehrende Weise zum Ausdruck. Beim Abmarsch nahm der König zweiundvierzig Geißeln mit sich, da die von ihm ausgeschriebene Ranzion nur bis zu 90,000 Thaler aufgebracht worden war; die Armen sahen ihre Vaterstadt erst nach dreijähriger harter Gefangenschaft wieder. Münchens innerer Wohlstand war durch die dreiwöchentliche Anwesenheit der Schweden auf mehrere Jahre zerstört. Nach dem Abzuge des Feindes erblickte das Auge um die Hauptstadt erst recht überall die Spuren der verübten Gräuelthaten. Die Felder waren mit todten Körpern von Menschen und Vieh, die untereinander zerstreut lagen, derartig besäet, daß dreißig Personen volle zwei Tage arbeiten mußten, um die vielen Cadaver von Männern und Weibern zu bestatten; die umliegenden Wohnungen und Dorfschaften waren ausgebrannt, verödet und verlassen.

[1] Bewundernd nahm er die Residenz in Augenschein und erkundigte sich nach dem Baumeister dieses herrlichen Gebäudes. Als der Burgvogt den Kurfürsten nannte, äußerte der König, er würde den Baumeister, falls er seiner habhaft werden könnte, nach Stockholm schicken. „Dafür wird sich Seine kurfürstliche Durchlaucht zu hüten *wissen*", gab der treue Burgvogt unerschrocken zurück.

Gustav Adolph zog nach Schwaben, um dort einen gegen die Schweden von dem kaiserlichen Kriegscommissär Ossa geleiteten Bauernaufstand zu dämpfen; in Memmingen ereilte ihn die Nachricht, daß Waldstein den Sachsen Prag entrissen und sie aus Böhmen verdrängt habe. Diese Vorgänge nöthigten den König, sich nach Franken zu wenden.

Waldstein fühlte sich endlich bewogen, den inständigen Bitten des bayerischen Kurfürsten um Hülfe Gehör zu schenken. Nur durch die bittere Sorge um sein armes Land war Maximilian bisher bestimmt worden, seinen Unwillen über Waldsteins unedles Benehmen niederzukämpfen und den Gewaltigen in den freundschaftlichsten Ausdrücken um seinen Beistand anzugehen. Der falsche und trotzige Friedland verlangte, daß ihm der Kurfürst an die böhmische Grenze entgegenziehe. Maximilian beugte sich dem Drang der mißlichsten Umstände und marschirte von Stadtamhof mit seinem Heere nach Eger. Gustav Adolph wollte die Vereinigung vereiteln, kam aber zu spät. Am 30. Juni stieß Maximilian bei Eger zu dem kaiserlichen Generalissimus. Mit schlecht verhehltem Hohne und mit schadenfrohem Ausdrucke im Gesicht begrüßte Waldstein den Kurfürsten, der sich mit fürstlicher Würde zu beherrschen und seine Abneigung gegen den herzlosen und ehrsüchtigen Spieler um Krone und Reich zu verbergen wußte. Dieser unterließ es nicht, bei jeder Gelegenheit die Lauge herben Spottes über „seinen neuen Verbündeten" auszuschütten; jedes Wort, das aus Waldsteins Mund über den Kurfürsten floß, athmete gesättigte Rache. Maximilian, dem Alles hinterbracht wurde, schwieg. Das kaiserlich-bayerische Heer zählte jetzt 60,000 Mann, die dem Commando Waldsteins unterstellt waren. Dem Kurfürsten verblieb nur das Recht, seine Soldaten zu belohnen oder zu bestrafen. Ehe die Armee aufbrach, begehrte der Herzog von Friedland von Maximilian 300,000 Reichsthaler zur

Besoldung des kaiserlichen Heeres; der Kurfürst gab 200,000 Thaler und bewog den Generalissimus, auf Nürnberg loszugehen. Gustav Adolph eilte zum Schutze der für ihn wichtigen Reichsstadt herbei und traf noch vor der Ankunft des Feindes in Nürnberg ein. Am 16. Juli erschien die kaiserlich-bayerische Armee bei Fürth und schlug in dessen Nähe Lager. Da sich die Stärke des Schwedenkönigs anfänglich nur auf 15,000 Mann belief, betonte Kurfürst Maximilian im Kriegsrath entschieden, sich unverweilt auf den Feind zu werfen, ehe er Verstärkung an sich ziehe. Waldstein weigerte sich; ruhig sah er zu, wie Gustav Adolph seine in ganz Deutschland zersplitterten Streitkräfte nach Nürnberg concentrirte und nach und nach seine Macht auf 70,000 Mann erhöhte. Der Herzog von Friedland wollte seinen Gegner durch den Hunger aufreiben; daher umschloß er Nürnberg und das schwedische Lager und schnitt dem Feinde jede Zufuhr ab. Bald riß Mangel an Lebensmitteln im Heere Gustav Adolphs und in der Stadt ein; aber auch in Waldsteins Armee machte sich die bitterste Noth fühlbar. Proviant mußte fortwährend aus Bayern auf der Achse herbeigeführt werden; 12,000 Fuhren wurden innerhalb dreier Monate aus Maximilians Land in das katholische Lager vor Nürnberg gebracht. Die anwachsende Hungersnoth und die mit ihr immer stärker in den schwedischen Reihen um sich greifenden Seuchen bewogen Gustav Adolph zu dem Entschluß, auf die feste Stellung seines unbeweglichen Gegners loszugehen. Am Bartholomäustage, den 24. August, stürmten die Schweden auf die abschüssige Höhe des sogenannten Burgstalls, der größtentheils mit bayerischen Truppen besetzt war. Tod und Verderben spie der in Rauch und Feuer gehüllte Berg und Waldsteins Geschütze zerschmetterten und lichteten die sieben Mal vergeblich anstürmenden Schweden. Während hier der Kampf tobte, warf sich Kur-

fürſt Maximilian dem Herzog Bernhard von Weimar entgegen, der bei Zirndorf die Bayern im Rücken zu faſſen ſuchte, aber von der bayeriſchen Reiterei, die gleich bei Beginn des Kampfes den ſchwediſchen Artilleriegeneral Leonard Torſtensſon gefangen nahm, mehrmals zurückgeſchlagen wurde. Nach einem zehnſtündigen mörderiſchen Streit, der den Schweden 3000, dem kaiſerlich-bayeriſchen Heere 1500 Mann koſtete, unterbrach die Nacht die grauſe Blutarbeit. Guſtav Adolph bekannte dem Pfalzgrafen Friedrich: „Herr Vetter, wir haben heute einen dummen Streich gemacht". Kurfürſt Maximilian forderte Waldſtein auf, die fliehenden Schweden zu verfolgen. „Der Herzog von Friedland aber hat nichts anderes darüber gethan, als daß er dieſen von allen hochen Officieren für gut befunden und verlangten Vorſchlag ſchimpflich verlacht hat." „Es iſt", ſchrieb Maximilian an den Fürſten von Hohenzollern nach Salzburg, „zu erbarmen, daß man ſolche gute und im Kriege wohl öfters practicirte Gelegenheit nicht arripiren und ſich weder durch Bitten noch durch Erinnerungen bewegen laſſen will." Aufklärung über Waldſteins räthſelhaftes Benehmen erhielt der Kurfürſt durch den im Lager anweſenden franzöſiſchen Geſandten, der auf ein geheimes Einverſtändniß des Herzogs von Friedland mit Guſtav Adolph hinwies und Maximilian vor Waldſtein warnte. Nachdem der Schwedenkönig noch vierzehn Tage unbeanſtandet bei Nürnberg gelegen und dem in ſeinem Heere furchtbar wüthenden Hungertyphus getrotzt hatte, brach er gegen Windsheim auf, ohne von Waldſtein, trotz der erneuten Aufforderung des bayeriſchen Kurfürſten, verfolgt oder nur durch einen Musketenſchuß beunruhigt zu werden. „Der Oxenſtjerna, ſo jetzt zu Nürnberg iſt", berichtete Maximilian, „bekennt ſelbſten, wenn eine Verfolgung beſchehen wäre, hätte der Feind nit allein mit leichter Mühe und Gefahr in Confuſion gebracht, ſondern ganz zertrennt und geſchlagen werden

können." Am 23. September endlich verließ auch Waldstein sein Lager und wandte sich nach Sachsen. In Coburg trennte sich der Kurfürst Maximilian von ihm, um seinem bedrohten Lande Hülfe zu bringen. Man kam überein, daß der damals mit 12,000 Mann aus Niedersachsen anrückende Pappenheim zu Waldstein stoßen, hingegen Graf Aldringer mit dem Kurfürsten nach Bayern gehen sollte „mit dem ausdrücklichen Geding, daß wie Pappenheim vom Herzog, also Aldringer vom Kurfürsten unmittelbar abhängen solle". Maximilian eilte mit 10,000 Bayern und 4000 Oesterreichern in sein von Gustav Adolph besetztes Land zurück, herzlich froh, des drückenden Verhältnisses zu Waldstein entledigt zu sein. „Mich hat der Friedländer nicht wenig mortificirt", äußerte er nach seiner Rückkehr in's Vaterland.

Der Schwedenkönig hatte sich in der Absicht nach Bayern zurückbegeben, um „durch Einnehmung der festen Oerter des Feindes Macht nach sich zu ziehen, des Donaustromes sich zu versichern, und sofort den Kriegsschauplatz in die österreichischen Erblande zu transferiren", wo die rebellischen Bauern seiner mit Sehnsucht harrten. Allein Waldstein kümmerte sich um Gustav Adolphs Diversion nicht, sondern drang in Sachsen ein, weßhalb der König seinen Operationsplan im südlichen Deutschland aufgeben mußte und nach Norden eilte. Schon bei Lützen ereilte den Schweden sein Schicksal; es war der 16. November 1632, als die feindlichen Heere aufeinander stießen. Neun volle Stunden wüthete der blutige Kampf. Die hereinbrechende Nacht senkte ihren Schleier auf Gustav Adolphs zerrissenen Leichnam, auf die Niederlage der Schweden und auf die Erschöpfung Waldsteins. Auch das katholische Heer hatte seinen edelsten Helden verloren, den ritterlichen General-Feldmarschall Gottfried von Pappenheim.

Der Träger der protestantischen Kaiseridee war in's

Grab gesunken; sein Tod wirkte ernüchternd auf viele seiner fürstlichen Anhänger in Deutschland. Friedrich V. von der Pfalz erlag dem Eindrucke, den das blutige Ende des Schwedenkönigs, in dem er kurzsichtig, wie immer, seinen besten Freund verehrt hatte, auf sein Gemüth ausgeübt; wenige Tage nach dem Tode Gustav Adolphs endete er sein trauriges Flüchtlingsleben zu Mainz, erst 37 Jahre alt.

Der Plan des Schwedenkönigs, aus den Bruchstücken des deutschen Reiches sich ein schwedisch-deutsches Kaiserreich zu zimmern, paßte nicht in den Rahmen der von dem französischen Premierminister cultivirten Politik; nach dem Uebergang Gustav Adolphs über den Lech waren die Besorgnisse über die zu schwindelnder Höhe gestiegene Macht des Königs so ernst geworden, daß sich Ludwig XIII. gestand: „Es ist Zeit, den Fortschritten dieses Gothen eine Grenze zu setzen". Nun, wo der Tod auf den Gefilden von Lützen den gefürchteten Bundesgenossen ereilt, fühlte Richelieu seine Brust von einem drückenden Alp erlöst. Sein politischer Scharfsinn erkannte sofort, daß der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstjerna, der die Fortsetzung des deutschen Krieges beschlossen, eines engen Bündnisses mit Frankreich benöthigt sei. Oxenstjerna, ein Mann von großer Energie und Geisteskraft, machte sich jetzt an die ihm von seinem Könige hinterlassene schwierige Aufgabe, eine starke Vereinigung der deutschen Protestanten zu bewerkstelligen. Er wußte den Plan Kursachsens, die Leitung der Dinge fortan in die Hand zu nehmen, zu vereiteln, indem er alle deutschen Schwedenfreunde im April 1633 nach Heilbronn beschied, wo er den systematischen Raubkrieg in Deutschland organisirte und den versammelten protestantischen Fürsten und Ständen klar machen konnte, daß die schwedischen Waffen einzig und allein in der großmüthigen Absicht auf deutschem Boden erschienen seien, um die religiöse und politische Freiheit vor der Ueber-

macht des Kaisers zu retten. Die Stände übertrugen dem Reichskanzler die Leitung des Krieges und stellten ihm zur Anordnung sonstiger gemeinschaftlicher Angelegenheiten ein aus eilf Personen bestehendes consilium formatum an die Seite, das zu Frankfurt am Main seinen beständigen Sitz haben sollte. England, Venedig, Holland, die Schweiz, sowie die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg wurden eingeladen, dem Bündnisse beizutreten. Mit Frankreich erneuerte Oxenstjerna den im Jahre 1631 zu Bärwalde geschlossenen Allianz- und Subsidientractat. In diesem Vertrage wurde auch Bayern und der Liga gedacht, freilich in einer Weise, welche unbezweifelt ließ, daß Richelieu entschlossen war, sein Verhältniß zu dem Kurfürsten Maximilian, den er zu Anfang des Jahres 1633 vergebens mit Neutralitätsanträgen zu ködern gesucht, preiszugeben. Nicht den geringsten Antheil an diesem Wechsel in der Politik des Cardinals hatte der französische Gesandte Feuquières, der bei der Herstellung des heilbronner Bundes die Hauptrolle gespielt; dieser Diplomat berichtete an seinen Hof, „daß er allenthalben den Haß gegen Maximilian von Bayern noch größer gefunden habe, als gegen den Kaiser selbst. Der letztere wälze alle Schuld der gegen die Protestanten begangenen Gewaltthätigkeiten auf den bayerischen Kurfürsten. Auf diese Weise sei Bayern allen Parteien verhaßt, vor Allem aber dem Herzog von Friedland, an dessen Entschluß, dem Kaiser untreu zu werden, wohl die Lust, sich an Bayern zu rächen, den größten Antheil haben würde".

Kurfürst Maximilian hatte sich seit seiner Trennung von Waldstein unablässig damit beschäftigt, Bayern von den Schweden zu säubern, die nach dem Abzuge Gustav Adolphs unter dem Befehle des Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zurückgeblieben waren und sengend und brennend das Land durchzogen. Nachdem der Kurfürst bei herannahendem Winter den Oberbefehl über die bayerisch-

iserliche Armee dem Feldmarschall Aldringer anvertraut nd ein fliegendes Corps formirt hatte, dessen Führung : dem in bayerische Dienste getretenen Oberstlieutenant ohann von Weert (Jan de Weert) übergab, zog er sich uf einige Zeit vom Kriegstheater zurück. Er besuchte en Wallfahrtsort Altötting, wo er der Königin des Him=ıels sein Land empfahl und an der Urne seines treuen :illy betete[1]. In Braunau schlug er sein Hoflager auf, on wo aus er Bayern regierte und die Kriegsangelegen=eiten leitete. Seinen Aufenthalt nahm er in München eßwegen nicht, weil die Hauptstadt noch immer vor dem einde nicht sicher war, noch mehr aber, weil ihn das loyale Benehmen ihrer Bewohner gelegentlich der An=ıesenheit des Schwedenkönigs sehr empfindlich berührt hatte.

Den Hauptstoß wollten die heilbronner Verbündeten orerst gegen den Kurfürsten Maximilian führen, darum ırde mit Beginn des Jahres 1633 der Kriegsschauplatz ı die Oberpfalz und nach Oberschwaben verlegt. Herzog ernhard von Sachsen=Weimar, der aus Thüringen durch ranken und die Oberpfalz herangezogen kam, stellte an er Donau zwischen Augsburg und Donauwörth die be=bsichtigte Vereinigung mit dem aus Schwaben herbei=ıarschirenden Horn her; das verbündete Heer überschritt ıdann den Lech, „um seinen Feind in Bayern aufzusuchen". bermals sah der Kurfürst Maximilian seine Hauptstadt edroht; indeß zog das Unwetter vorüber. Dagegen wurde ber das Lechstädtchen Landsberg die volle Schale des hwedischen Zorns ausgegossen; Torstensson, der gegen en Grafen Harrach, einen Verwandten Waldsteins, aus=ewechselt worden war, übernahm die Rächerrolle für

[1] Erst 1653 wurde der Leichnam Tillys von Ingolstadt nach m geliebten Altötting übertragen, wo sein Herz gleich Anfangs bei=:setzt worden war.

Magdeburgs Schicksal und kettete in Landsberg die gräßlichsten Furien des Krieges los. Horn fiel unterdessen in die Oberpfalz ein; Herzog Bernhard verheerte das Stift Eichstätt und zwang die Veste Wilibaldsburg zur Uebergabe. Sein nächster Anschlag war auf Ingolstadt gerichtet, das er jedoch nicht mit Waffengewalt, die ihm unzulänglich dünkte, sondern durch Verrath des Commandanten, Graf Cratz-Scharffenstein, einnehmen wollte, welcher gegen den Kurfürsten Maximilian Rache brütete, weil ihn dieser nach Tillys Tod nicht als dessen Nachfolger in der ligistischen Armee ernannt hatte. Der Verrath scheiterte jedoch an der Wachsamkeit der Besatzung; der pflichtvergessene Cratz floh zu den Schweden. Während dieser Vorgänge marschirte Aldringer, eine Creatur des tückischen Waldsteins, nach Regensburg, wo er liegen blieb, um die angekündigten friedländischen Hülfsvölker zu erwarten.

Mehrmals war der Herzog von Friedland vom Kaiser und von Maximilian aufgefordert worden, die Vereinigung Bernhards von Weimar mit Horn zu hindern, aber Waldstein rührte sich nicht; ein halbes Jahr lang saß der finstere, verschlossene Mann zu Prag, schwarzen Planen nachhangend. Er stand damals bereits mit den Franzosen und Sachsen in verrätherischen Unterhandlungen; mit dem sächsischen Feldmarschall Arnim ging er einen vierzehntägigen Waffenstillstand ein und erklärte ihm: „Der Bayerfürst hat das Spiel angefangen, ich werde ihm keine Assistenz leisten, sondern wollte, daß die Herren bereits sein ganzes Land ruinirt hätten. Will er nicht Friede machen, so will ich ihn selbst bekriegen!“ Gegen den schwedischen Obersten von Fels ließ er sich ohne Umschweife vernehmen: „Wenn der Kaiser sich nicht zum Frieden bequemt, will ich mich mit den Evangelischen vereinigen und ihn zum Teufel jagen“. Im Einklange mit derartigen hochverrätherischen Aeußerungen standen Waldsteins Handlungen.

Kurfürst Maximilian hatte ihn noch vor Ablauf des Jahres 1632 ersucht, die bei der lützener Schlacht verwendeten ligistischen Truppen nach Bayern zurückzusenden, wo man ihrer gegen Bernhard von Weimar und Horn dringend bedurfte; Waldstein hielt aber diese Regimenter nicht nur unter den verschiedensten Vorwänden zurück, sondern schärfte dem Feldmarschall Aldringer ausdrücklich ein, Defensivstellung zu beobachten und Nichts gegen den Feind zu unternehmen. Umsonst bat Maximilian den Generalissimus, den an der oberpfälzischen Grenze stehenden kaiserlichen Feldmarschall Holk zu den Bayern stoßen zu lassen, um gemeinsam den Schweden auf den Leib zu gehen. Der Herzog von Friedland rief Holk zurück und befahl dem Grafen Aldringer, die Bayern aus Regensburg zu verdrängen und diese Reichsstadt mit friedländischen Truppen zu besetzen. Dagegen verwahrte sich Maximilian als Kreisoberster Regensburgs energisch und machte dem Kaiser Vorstellungen wegen der befremdlichen Insinuation Waldsteins.

Am wiener Hofe fing man an, auf Friedlands Benehmen mit Besorgniß zu schauen. Ferdinand II. befahl seinem Oberfeldherrn, die Offensive zu ergreifen; Waldstein dagegen bedeutete ihm, er wolle vorerst Sachsen auf Oesterreichs Seite zu ziehen suchen. Bei diesem Starrsinn seines Generalissimus wendete sich der Kaiser an den madrider Hof, um sich von Philipp IV. von Spanien 12,000 Mann zu erbitten, die unter dem Herzog von Feria Elsaß von den Schweden reinigen und die Festung Breisach entsetzen sollten. Den Kurfürsten von Bayern ersuchte der Kaiser, sein Heer unter Aldringer mit dem Feria's zu vereinigen, um Elsaß und Breisach zu retten. Maximilian that es, wiewohl ungern, da er dadurch sein Land von Truppen entblößen mußte; die österreichisch-spanische Heeresabtheilung versah er mit schwerem Geschütze, an dem sie

gänzlichen Mangel litt. Der Entsatz Breisachs gelang; aber unterdessen rückte Bernhard von Weimar an die Donau nach Regensburg vor. Maximilian sah mit tiefem Schmerz das Unglück, das sich gegen sein Land heranwälzte; wehrlos stand es dem Feinde offen, der größte Theil des bayerischen Heeres kämpfte am Rheine für Habsburgs Interessen. Regensburg war der Schlüssel zu Bayern. In Eile warf daher Maximilian Verstärkung in die Reichsstadt, befahl dem Commandanten, dem Obersten Troiberz, alle lutherischen Prädicanten und schwedenfreundlichen Bürger aus der Stadt zu treiben und wenn nöthig, ein oder zwei Joch von der steinernen Brücke abzutragen. Um die Ausführung des letzteren kurfürstlichen Befehles zu hindern, wandten sich die Regensburger mit der Klage an den Kaiser, der Kurfürst wolle ihre ganze Brücke zerstören. Ferdinand II. richtete deßwegen an Maximilian ein vorwurfsvolles Schreiben, obschon des Kurfürsten Anordnung selbst von österreichischen Ingenieuren gebilligt worden war. Maximilian bemerkte daher mißmuthig an den Rand des kaiserlichen Schreibens: „Wie mag man in Wien so kindisch und so blind und die Regensburger so unverschambt sein! Wenn die Regensburger die Wahrheit so wenig als das Geld gespart hätten, so würd ein so kindisches Schreiben aus einer kaiserlichen Kanzlei nit abgegangen sein".

Ehe noch die Schweden vor Regensburg erschienen, hatte Maximilian, in richtiger Würdigung der unausbleiblichen Gefahr, den Herzog von Friedland mehrmals um rasche Hülfeleistung gebeten. Waldstein ertheilte ausweichende Antworten, versprach den Grafen Gallas zu schicken und selbst zu kommen und als endlich die Nachricht von der Belagerung Regensburgs eintraf, erklärte er wie höhnend, es sei keine Gefahr vorhanden, Bernhard *agire* nur hin und her.

Aber nicht allein häßliche Rachsucht, auch schwarzer Verrath leitete Waldsteins Handlungsweise. Auf einem im September 1633 zu Frankfurt stattfindenden Congreß der heilbronner Verbündeten hatte Waldstein dem schwedischen Reichskanzler seinen Willen eröffnet, 12,000 Mann an die schwedische Armee abzugeben, da man, wie er vernommen, zu Wien und München sich wieder mit seiner Absetzung beschäftige. Oxenstjerna begrüßte Waldsteins Entgegenkommen mit Freuden und antwortete, er werde zu den weiteren Verhandlungen Commissäre an ihn abordnen. Auch Frankreich lockte mit dem Schimmer der böhmischen Königskrone den unersättlichen Ehrgeiz Friedlands. Bereits unterm 16. Juli 1633 hatte Richelieu dem Gesandten Feuquières aufgetragen, dem Herzog von Friedland Böhmens Krone anzubieten und ihm zugleich zu erklären, daß Frankreich Nichts dawider habe, wenn der Herzog seine Rachlust an Bayern kühle, vorausgesetzt, daß Kurfürst Maximilian seine Verbindung mit dem Kaiser nicht löse.

Nach tapferer Gegenwehr der Bayern fiel Regensburg am 16. November 1633 und nun beschloß Bernhard, „stracks mit der Armee in Bayern, dazu er einen neuen Schlüssel gefunden, zu rücken, die ganze Last daselbst hinein zu wälzen und den Krieg mitten darein zu verpflanzen". Blutenden Herzens sah Maximilian zum andern Male sein armes Land von den Schweden heimgesucht, gräulich hausten die wilden Kriegshorden. Der schwedische Oberst Taupadl eroberte Cham und trug Brand und Todtschlag in alle benachbarten Dörfer und Märkte. Kötzting, Burglengenfeld, Velburg fielen dem Feinde in die Hände und fühlten dessen unmenschliche Grausamkeit. Die stolze Veste Donaustauf sank in Trümmer und Asche, das Kloster Frauenzell wurde geplündert, um dann vom Feuerbrand vernichtet zu werden. Zu beiden Seiten der Donau strahlte

Tag und Nacht der Himmel in schrecklichem Feuerglanze der brennenden Dörfer, Märkte und gebrochenen Burgen, die Erde trank in vollen Zügen das Blut der erschlagenen Einwohner. Tausende irrten ohne Obdach, ohne Nahrung und Kleidung auf den mit Schnee bedeckten Gefilden umher und starben, vom Hunger erwürgt oder der Kälte getödtet.

Bernhard von Weimar war nach Niederbayern vorgedrungen, das er in eine riesige Brandstätte und zu einem blutüberströmten Leichenfelde wandelte. Johann von Weert warf sich zwar mit seinen kühnen Reitern überall auf den Feind, wo er ihn erspähte, allein gegen die Uebermacht vermochte er Nichts auszurichten. Waldstein, um dem Drängen des Kaisers und des Kurfürsten Maximilian endlich nachzugeben, rückte zum Scheine in die Oberpfalz, berannte das von den Schweden besetzt gehaltene Cham und zog sich dann, als Bernhard heranrückte, eiligst „wider aller Kriegsverständigen Gutachten", und nachdem er noch einige tausend Pferde und Hornvieh aus Bayern geraubt, nach Böhmen zurück. „Regensburg kann man allezeit den folgenden Sommer wieder haben", schrieb er an den Kaiser, und an Maximilian meldete er von Furth aus wie zum Spotte, „daß dieser Orten gegen den Feind nichts auszurichten sey"; zugleich vertröstete er den Kurfürsten auf die Hülfe Aldringers. Dieser, sowie Feria kehrten auch endlich vom Rheine zurück, aber nur, um in dem verheerten und noch größtentheils vom Feinde occupirten Bayern die Wintercantonnements zu beziehen, nachdem sie den Sommer hindurch für Oesterreich sich geschlagen. Die erdrückende Last der Einquartierung trieb das ausgesaugte, verarmte Volk in die Arme der Verzweiflung. In Ober- und Niederbayern erhoben sich im Januar 1634 die erbitterten Bauern, 15,000 an der Zahl, fielen mit Sensen, Gabeln und Morgensternen bewaffnet über die zügellosen Soldaten her

und erschlugen sie, wo sie ihrer ansichtig wurden. Nur mit Mühe vermochte der Kurfürst das erboste Volk zum Gehorsam zurückzuführen. Aber auch Maximilians Geduld hatte den Gipfelpunkt erreicht. Nicht länger mehr wollte er von der verderblichen Machtfülle Waldsteins abhängig sein, nicht länger mehr seine armen Unterthanen unter dem tückischen Trotz des ränkevollen Friedlands leiden lassen. Schon seit geraumer Zeit dämmerte in dem Kurfürsten der Verdacht, daß Waldstein Böses gegen den Kaiser sinne. Jetzt wurde ihm aus Paris, wo er geheime Kundschafter unterhielt, gemeldet, der kaiserliche Generalissimus stehe mit Richelieu in Unterhandlungen; der bayerische Agent am waldsteinischen Hofe überschickte zugleich dem Kurfürsten die Abschrift von einem Geheimbunde, den mehre Generale mit Waldstein eingegangen. Mittelst eines eigenen Couriers sandte Maximilian diese Berichte nach Wien und ermahnte den Kaiser, „da die höchste Gefahr im Verzuge, eine geschwinde heroische Resolution zu fassen". Vorher hatte er bereits durch seinen Gesandten Dr. Richel an Ferdinand eine Denkschrift überreichen lassen, welche den Nachweis erbrachte, daß alles Elend, welches in den Jahren 1632 und 1633 über Bayern gekommen, aus Waldsteins Haß gegen den Kurfürsten herzuleiten sei. Maximilian versicherte, wie er trotz der ihm vom Herzog von Friedland widerfahrenen Unbilden lange geschwiegen, um das gemeine Beste nicht zu schädigen; jetzt aber müsse er den Kaiser bitten, das Reich, die kaiserliche Autorität und die katholische Religion vor dem gänzlichen Untergange zu retten. Auf diesen Fall sei er, der Kurfürst, entschlossen, sein übrig Gut und Blut auch ferner dem Dienste des Kaisers zu widmen.

In Wien beschäftigte man sich bereits mit Waldsteins Absetzung; aber noch trieb seine Camarilla am kaiserlichen Hofe ihr Unwesen, so daß Ferdinand II. zauderte, eine

Entscheidung zu treffen. Sein Sohn, König Ferdinand von Ungarn, erklärte rundweg: „Wenn der Kurfürst von Bayern dieses Werk nicht erhebt, so erhebt es niemand Anderer". Maximilians Vorstellungen und Berichte verfehlten auch in der That ihre Wirkung nicht. Kaiser Ferdinand ließ nach München melden, „es sey ihm leid, wie der Kurfürst durch den Friedland behandelt worden". Die Absetzung des Generalissimus wurde ausgesprochen. Der Kaiser ertheilte dem Grafen Gallas den Befehl, sich Waldsteins todt oder lebendig zu bemächtigen.

Kaum war das kaiserliche Decret in die Hände des Herzogs von Friedland gelangt, als dieser sogleich entschlossen war, die Maske gänzlich fallen zu lassen und den lange vorbereiteten Schritt zum Ungeheuerlichen zu wagen. Dem bei Regensburg stehenden Bernhard von Weimar ließ er sagen, „er möge ihm mit seiner Armee zur Hand gehen und im Falle erheischender Noth secundiren". Aber ehe die Schwedenhülfe eintraf, war Friedland eine Leiche. In der Nacht des 25. Februar 1634 wurde der stolze, unversöhnliche und verrätherische General, dem Nichts heilig war, zu Eger ermordet, das tragische Opfer seines fatalistischen Ehrgeizes.

Für Bayern war das blutige Ende Friedlands ein Segen. In diesem Lichte betrachtete auch Maximilian die erschütternde Katastrophe, als er dem Kaiser schrieb: „Daß der Allmächtige den Meineid und die Bosheit des Friedlands und dessen Anhang mit ihrem endlichen Untergang so augenscheinlich gestraft, erfreue ich mich mit E. K. Maj. von getreuem Herzen und ist Gott billig dafür Ehr und Lob zu sagen". Zugleich empfahl er dem Kaiser eine Reorganisation des waldsteinischen Heeres und die Ernennung seines Sohnes, des Königs von Ungarn, zum Oberbefehlshaber. Ferdinand II. lebte dem Rathe Maximilians nach und gab seinem Kronprinzen den Grafen Gallas,

einen Schüler Tillys, an die Seite. Bei Eröffnung des Feldzuges von 1634 forderte der bayerische Kurfürst, daß Regensburg den Schweden wieder entrissen und die Verbindung Bayerns mit Oesterreich hergestellt werde. Während nach diesem strategischen Entwurfe König Ferdinand von Ungarn durch die Oberpfalz gegen Regensburg marschirte, nahmen Aldringer und Weert Straubing ein. Hier ließ sich jener von seiner bekannten Habsucht soweit fortreißen, daß er das vorgefundene Salz, welches Eigenthum des Kurfürsten von Bayern war, als Beute an sich nehmen wollte. Maximilian übersandte ihm den Befehl, zu dem kaiserlichen Heere zu stoßen. Aldringer erklärte, „er habe Succurs nöthig; es rücken zwar einige spanische Compagnien heran, deren Stärke er aber nicht kenne; es sei räthlicher, zur Eroberung Regensburgs deutsche Truppen zu verwenden; übrigens gönne er Jedem die Ehre der Belagerung". Mit beißendem Sarkasmus antwortete Maximilian dem Feldmarschall: „Den Regensburgern werden die Hosen zittern, wie eine Compagnie nach der andern kombt. Wer soll es anders wissen wie stark das Kriegsvolk ist als der Feldmarschall? Zu der vorhabenden Impressa sollen Deutsche gebraucht werden, damit das bayerische Kriegsvolk ruinirt und die Spanischen gespart werden. Der Herr Feldmarschall möcht andern die Ehr vergonnen, aber nit den Nutz oder das Regal wie zu Straubing". Nachdem sich Aldringer mit König Ferdinand vereinigt, begann die Belagerung Regensburgs am 1. Juni 1634. Maximilian war aus Braunau herbeigeeilt, um persönlich Antheil zu nehmen.

Während dieser Zeit drang Bernhard von Weimar, vereint mit Horn, in Bayern ein. Wie Schaaren hyrcanischer Tiger wütheten die Schweden mit grauser Lust. Das Städtchen Aichach brannten sie fast ganz nieder; viele unglückliche Einwohner wurden von den verthierten Kriegs-

gesellen in die prasselnde Lohe geschleudert. Freising wurde erstürmt und erlitt die Schrecken und Gräuel der Plünderung. So drangen die Feinde, Alles mit Feuer und Schwert verwüstend, gegen Landshut vor. Der bayerische Kurfürst schickte zur Rettung dieser Stadt den Feldmarschall Aldringer ab. Allein Landshut hatte das Mißgeschick, von den Schweden mit stürmender Hand genommen zu werden; Aldringer selbst fiel, von einer Musketenkugel durchbohrt. Flamme und Schwert rasten in den Mauern Landshuts in die Wette; mehr als 1000 Einwohner wurden auf den Straßen und in ihren Häusern erschlagen oder fanden in den Fluthen der Isar ihr Grab. Nach Einnahme der niederbayerischen Hauptstadt wollte Bernhard zum Entsatze von Regensburg heranrücken, als er die Nachricht empfing, die Reichsstadt habe nach achtwöchentlicher Belagerung capitulirt. Der Herzog von Weimar zog nach Schwaben, seinen Marsch durch Thaten fluchwürdiger Barbarei bezeichnend.

Ehe Kurfürst Maximilian nach Braunau zurückging, entwarf er mit Gallas im Kriegsrathe den Plan, Donauwörth und Augsburg zu erobern und dann mit einem Heercorps nach Franken zu ziehen, um die Schweden und Sachsen aus Böhmen wegzubringen; das Gros der Armee sollte in Württemberg und Elsaß operiren. König Ferdinand erstürmte Donauwörth und drang gegen Nördlingen vor, wo er sich mit einem spanischen Hülfscorps vereinigte, das Philipp IV. unter dem Commando seines Bruders Don Fernando abgesandt hatte. Das feindliche Heer unter Bernhard und Horn stand 30,000 Mann stark dem katholischen gegenüber, das etwa 33,000 Mann zählte. Am 6. September 1634 kam es zur Schlacht, die mit einer furchtbaren Niederlage der Schweden endigte. Horn selbst gerieth durch Johann von Weert, „dem nach Gott diese Victorie zugeschrieben", in bayerische Gefangenschaft; das gleiche Loos ereilte den Verräther Cratz-Scharffenstein,

der später zu Wien vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen seiner an Ingolstadt versuchten Treulosigkeit hingerichtet wurde. Bernhard entfloh mit Hinterlassung seiner Schätze und seiner Kanzlei; 12,000 Feinde lagen auf dem Schlachtfelde. Die Folgen dieses Sieges gestalteten sich für den Kaiser außerordentlich günstig, fast ganz Schwaben und Franken, ein großer Theil der Pfalz, die Festung Philippsburg, die Städte Speyer, Koburg, Würzburg, Trier, dessen Kurfürst gefangen nach Wien abgeführt wurde und andere Plätze wurden theils noch im Jahre 1634, theils in der ersten Hälfte des folgenden von den kaiserlich-spanischen und bayerischen Truppen erobert.

Die Macht der Schweden in Deutschland war gebrochen, zum Entzücken Frankreichs, das nun selbst die Leitung des deutschen Krieges an sich reißen konnte. Die heilbronner Verbündeten tagten eben zu Frankfurt, als die Kunde von der nördlinger Schlacht eintraf. Jetzt sah sich Oxenstjerna gezwungen, um Erneuerung des Bundes zu bitten, wenn Schweden nicht alle deutschen Eroberungen an Frankreich verlieren sollte. Richelieu weigerte sich eine Zeit lang, bis ihm Oxenstjerna und die heilbronner Verbündeten die von den Schweden im Elsaß eroberten Plätze, ja sogar das Kurfürstenthum Mainz bis zu einem allgemeinen Frieden auszuliefern versprachen. Daraufhin sagte ihnen der Cardinal ein Heer von 12,000 Mann von deutscher oder anderer Nation unter dem Befehle eines deutschen Fürsten und eine beträchtliche Geldhülfe zu. So weit war es also mit dem von Gustav Adolph inaugurirten „Schutze deutscher Freiheit" gekommen, daß man nicht bloß diente, sondern auch versteigert und verkauft wurde.

Kurfürst Maximilian hatte seinem Schwager, dem Herzog Karl IV. von Lothringen, den Oberbefehl über die bayerische Armee übergeben, um die am Rheine gelegenen Festungen den Schweden zu entreißen. Graf Gronsfeld

und Weert belagerten eben mit einem bayerischen Corps Heidelberg, als ein französisches Heer zum Entsatze anrückte. Frankreich erklärte damit thatsächlich dem Kaiser und Deutschland den Krieg. Doch schmolz das französische Heer, ungewohnt der Strapazen eines deutschen Winterfeldzugs, durch Seuchen bald derart zusammen, daß der Rest über den Rhein zurückzugehen gezwungen war. Im März 1635 ergab sich nach einer mehrmonatlichen Blocade die Stadt Augsburg an den bayerischen Feldmarschall-Lieutenant Graf von der Wahl. Die Stadt mußte an Maximilian 80,000 Gulden bezahlen, die von den Schweden aus München geraubten Geschütze und Kunstschätze herausgeben und die in Augsburg bisher gefangen gehaltenen münchener Geißeln ohne Ranzion auf freien Fuß setzen.

Unter den protestantischen Fürsten wurde Johann Georg von Sachsen zuerst der schwedischen Bundesgenossenschaft überdrüssig. Die nördlinger Schlacht reifte seinen Entschluß, zur Sache des Kaisers zurückzukehren. Zu Pirna wurden am 7. September 1634 zwischen Oesterreich und Sachsen Friedensunterhandlungen angeknüpft. Kurfürst Maximilian ermahnte den Kaiser, keine die Rechte der Katholiken schmälernden Bedingungen einzugehen; er werde dem Vertrage ebenfalls beitreten, wenn Johann Georg annehmbare Pacificationspunkte aufstelle. Am 13. Mai 1635 wurde der Friede zwischen dem Kaiser und Sachsen zu Prag unterzeichnet. Das Restitutionsedict wurde auf vierzig Jahre außer Kraft gesetzt und den Protestanten der Genuß aller seit 1627 in ihrem Besitze befindlichen Kirchengüter zugestanden. Die Liga und der heilbronner Bund wurden aufgelöst und unter der Benennung „römisch kaiserl. Maj. und des hl. römischen Reichs Kriegsheer" sollten die Truppen aller dem Frieden beitretenden Stände vereinigt werden, doch so, daß ein guter Theil dieser Armee

dem Kurfürsten von Sachsen überlassen blieb. Papst Urban VIII. verwarf den Tractat, weil er die Besitzrechte der Kirche nicht wahrnahm. Auch Kurfürst Maximilian war unzufrieden, daß so schöne Kirchengüter, derentwegen so viel Blut geflossen, in den Händen der Protestanten blieben; hätte man seinen Rath bezüglich des Restitutionsedicts früher beachtet, dann wäre viel Elend erspart geblieben. Schmerzlich empfand er es, daß sein mühevolles Werk, die Liga, an dem er fünfundzwanzig Jahre mit Hingebung gearbeitet und das dem Kaiser so viele unschätzbare Dienste geleistet, durch einen einzigen Federzug der Vernichtung überantwortet wurde. Gleichwohl trat er dem Vertrage bei; die übrigen Ligisten folgten seinem Beispiele.

Der prager Friede brachte auch dem heilbronner Bund die Auflösung, trotz der Gegenbestrebungen Frankreichs und Schwedens; beinahe sämmtliche protestantische Stände unterschrieben den Vertrag, das concilium formatum zu Frankfurt zerfiel. Nichtsdestoweniger trug der prager Friede den Keim zu neuem Kriegselend in sich. In einem Nebenrecesse waren sowohl die calvinistischen Fürsten, als auch der Herzog von Württemberg, der Markgraf von Baden-Durlach, die Grafen von Löwenstein, Graf Georg Friedrich von Hohenlohe, Graf von Eberstein, die Grafen von Erbach, Ysenburg-Büdingen, von Nassau, von Hanau-Münzenberg und Lichtenberg, Graf Maximilian von Pappenheim, und die Freiherren von Freiberg-Instingen und Oepfingen von dem Frieden ausgeschlossen worden, anderen, wie dem Landgrafen von Hessen-Kassel, hatte man die Aufnahme in denselben erschwert. Diese Stände erneuerten nun das französisch-schwedische Bündniß; die letzten Dinge sollten bald noch ärger denn die ersten werden.

Mit dem Anfang des Jahres 1635 überschritt Bernhard von Weimar mit 12,000 Mann den Rhein, nachdem er durch 15,000 Mann Franzosen verstärkt worden war.

Gallas, zum Widerstande zu schwach, wich zurück und Bernhard konnte sich nun mit den Hessen-Kasselern vereinigen. Herzog Karl von Lothringen war mit 10,000 Bayern und 5000 Oesterreichern in sein Land eingerückt und schlug sich nicht ohne Glück gegen die Franzosen, die er ohne Mühe aufgerieben hätte, würde sich der eigensinnige und hochmüthige Gallas, der den Bacchusdienst dem des Mars vorzog, zur Vereinigung mit Herzog Karl bequemt haben. Das französische Heer zeigte wenig Kriegslust; schlechtes Herbstwetter vermehrte den Mißmuth der feindlichen Truppen, namentlich auch der französischen Edelleute, über welche dem Kurfürsten Maximilian geschrieben wurde: „Der französischen Nobleß gefällt das Campiren, und weil man ihnen so viel Lärm macht, gar nicht, reisen bereits etliche davon wieder nach Hause". Dieser „Nobleß" und ihren Abtheilungen, die den Rückzug antraten, machte sich der nach der nördlinger Schlacht vom bayerischen Kurfürsten zum Feldmarschall-Lieutenant erhobene Johann von Weert schrecklich. Wo es die Franzosen am wenigsten vermutheten, tauchte der gefürchtete tollkühne Reiterführer mit seinen Schaaren auf und schlug die feindlichen Corps. Bald knüpfte sich in Frankreich an seinen Namen der Ausdruck des Schreckens. „Er hat", wurde dem Kurfürsten berichtet, „bisher dem Feinde mehr Abbruch gethan, als die ganze gallas'sche Armee, welche viermal stärker als der Feind". Der Kaiser erhob Weert in den Freiherrnstand und Kurfürst Maximilian schenkte ihm Güter am Rhein und in der Oberpfalz.

In Sachsen hatte das Jahr 1635 mit den günstigsten Auspicien für die kaiserlichen Waffen begonnen. Dort war der schwedische Marschall Banèr bis nach Pommern zurückgeworfen worden; allein bald waren der sächsischen Armee sämmtliche errungenen Vortheile wieder entwunden. Das Ende des Feldzuges von 1635 erwies sich für den

Kaiſer keineswegs zufriedenſtellend und entſprach nicht den zu Anfang des Kriegsjahres gehegten Erwartungen. Kurfürſt Maximilian hatte an Ferdinand II. mehrmals die Mahnung gelangen laſſen, Einheit in die Operationen ſeiner Generäle zu bringen. Wäre dies geſchehen, dann hätte Deutſchland am Ende des Jahres 1635 auf franzöſiſchem Boden Frieden dictiren können, denn die militäriſche Lage Frankreichs war ſo wenig günſtig, daß Cardinal Richelieu die Beſorgniß nicht verwinden konnte, die Deutſchen möchten eines Tages vor den Thoren von Paris ſtehen.

Zwölftes Kapitel.

Maximilians Rückkehr nach München und zweite Vermählung. Die bayerische Reichsarmee im Kriege gegen die Franzosen. Maximilians Betheiligung am frankfurter Deputationscongreß.

Schwere Heimsuchungen waren über Maximilians Land seit dem Einfalle der Schweden gekommen. Bayern bot einen überaus traurigen Anblick dar. Die meisten Dörfer lagen durch die Barbarei des Feindes in Asche. Weithin waren die Felder und Aecker mit Disteln, Dornen und Unkraut überwuchert; es fehlten die Hände, um den Pflug zu führen und das Saatkorn in die Erde zu senken. In ehemals blühenden Ortschaften fand man nach Versicherung gleichzeitiger Schriftsteller oft nicht einmal zehn oder zwanzig Personen mehr. Bauernhöfe, die vorher einen Werth von 2000 Gulden besaßen, standen um 70 oder 80 Gulden feil. Die Landbewohner hatten sich, um den Kriegsgräueln zu entgehen, in die festen Städte geworfen. Die Hungersnoth wich nicht mehr aus dem Lande. Tausende fielen der Pest zum Opfer. In München allein raffte dieselbe 15,000 Menschen hinweg. Gegen das Ende des Jahres 1635 schien endlich das massenhafte Sterben nachzulassen. Nun begab sich eine aus münchener Bürgern gebildete Deputation nach Braunau, um den Kurfürsten zu bitten, in seine Hauptstadt zurückzukehren. Maximilian sagte es zu. Auch aus seiner unmittelbaren Nähe hatte der Tod sein Opfer gefordert; die edle Kurfürstin Elisa-

beth war am 11. Januar 1635 gestorben, ein schmerzlicher Schlag für Maximilian. Seine Gemahlin hatte ihm keine Leibeserben hinterlassen. Mitte Mai kehrte der Kurfürst, begleitet von seinem Hofstaate und den obersten Beamten, nach München zurück. Mit der Wiederkehr des Landesfürsten kam auch neues Leben in die Hauptstadt; überall regten sich rührige Hände. Handel und Verkehr erwachten aus ihrem starren Schlummer, der Landmann suchte seine Scholle wieder auf. Bayern begann sich als Agrikulturstaat rasch von den Wehen der letzten Jahre zu erholen[1].

Die Kriegswirren hatten den Kurfürsten seit langer Zeit gehindert, den Landschaftsausschuß nach München zu berufen. Nun wollte er die wiedergekehrte Ruhe wahrnehmen und beschied die Mitglieder desselben in seine Haupt- und Residenzstadt. Sie kamen mit der Zuversicht, die Leiden und Drangsale, welche über Bayern hereingebrochen, hätten den Kurfürsten von seiner einstigen Unbeugsamkeit gegen den Landschaftsausschuß zurückgebracht. Aber das ihnen vorgelegte Postulat belehrte sie rasch eines Andern. Maximilian setzte ihnen in klaren Worten auseinander, daß die Regierung der Summe von 480,000 Gulden benöthige, indem in den letzten Jahren nur eine unregelmäßige und dürftige Steuererhebung ermöglicht gewesen sei; um jenen Geldposten aufzubringen, unterbreitete der Kurfürst den Ständemitgliedern den Vorschlag, für Jedermann ohne Unterschied eine Erhöhung der Consumsteuer eintreten zu lassen. Aber dieser Ausweg war nicht nach dem Geschmacke der Deputirten, die alsbald für ihre

[1] Gegen Ende des Jahres 1638 ließ Maximilian die prächtige Marienſäule zu München als Dank für die Erhaltung Bayerns (nicht, wie vielfach angenommen wird, als Dank für das Aufhören der Pest [1635]) errichten. Der Kurfürst setzte dieselbe, wie die ursprüngliche Inschrift besagte: „Ob patriam, urbes, exercitum, seipsum, domum et spes suas servata“.

Privilegien wieder zu fürchten begannen und bei dem Kurfürsten auf Zurückziehung des Postulats überhaupt zu bringen versuchten. Aber Maximilian war nicht gemeint, von seinem einmal gefaßten Standpunkte auch nur einen Zoll zu weichen und so erwiderte er dem Ausschusse, es sei ein Machtgebot der Zeitlage, dem Vaterlande Opfer zu bringen; da die Steuern nur spärlich incassirt werden könnten, müßte einstweilen mit der Auszahlung der Gehälter für die landschaftlichen Beamten und Abgeordneten innegehalten werden.

Auf eine solche Antwort waren die Ausschußmitglieder nicht gefaßt. Anfangs bestürzt, gewannen sie jedoch bald den Muth wieder, mit dem Hinweise auf ihre Privilegien Protest gegen die kurfürstliche Verordnung zu erheben, die eine gänzliche Vernichtung der ständischen Rechte involvire, und zu betonen, wie die Landschaft Seiner Durchlaucht stets mit Opferwilligkeit gedient habe. Maximilian fertigte den Beschwerdeführern folgende Rückäußerung zu: „Mit Mißfallen hab ich vernommen, daß meine landesfürstliche Sorg und Müh, die ich euch und dem Vaterland zugewendet, von euch statt mit schuldigem Dank anerkannt gleichsam als die Ursach des jetzigen Landverderbens zu deuten unterstanden werde. Ich kunnt von euch billig und recht mehr Respect und Dankbarkeit erwarten; dannen mir die ganze Welt hiefür Zeugniß gibt. Doch trifft die Schuld des Undanks nur jene, welche die Feder so gespitzt oder doch zu spitzen verordnet haben; ich glaub nit, daß alle Verordneten mit dieser Abfassung übereinstimmt haben. Ich hätt mich über diese Undankbare nit gewundert, wenn ich durch die von euch überreichte Replik auf meine Person Rücksicht genommen hätt; da ich aber Gut und Blut und selbst ganze Nächt, wo andre sich der süßen Ruh hingeben, für euch und dem mir von Gott anvertrauten Bayernland aufgeopfert hab, so muß es mein

landesfürſtliches Herz tiefeſt empfinden, daß ich von euch ſolchen Undank empfangen muß. . . . . Wie möcht ihr euch eurer Opferwilligkeit rühmen, da von euch, abſonderlich aus dem Adel, wenige im Feld weder bei meiner Perſon, noch anderweitig erſchienen ſeynd. Auf den Schlachtfeldern haben ſich euere Voreltern die Privilegien erworben, an denen ihr euch jetzo gütlich thut. Die geleiſteten Gelder ſind nit aus euerm Säckel gekommen, ſondern waren von meinen eigenen armen Unterthanen gereicht. Ihr wißt ſelbſt ſehr wohl, wie hartnäckig die meiſten von euch Adeligen, insbeſondere die reichſten, nur das geringe Pferdegeld entrichten wollten; einige ließen es ſogar zur Execution kommen." Bezüglich der im Proteſte ausgeſprochenen Befürchtung, der Kurfürſt wolle die Rechte der Stände vernichten, wurde in der Entgegnung bemerkt, daß die Privilegien nie zu Verluſte gehen werden, daß jedoch die Zeitläufte eine temporäre Aufhebung derſelben erheiſchten. Freilich ſeien die ſtändiſchen Rechte dann verloren, wenn es auch Bayern ſei; die Erhaltung des Landes bedeute die Erhaltung jener.

Was vermochten die Deputirten gegenüber der unbezwingbaren Zähigkeit des fürſtlichen Willens? Das Vergebliche eines ferneren Widerſtandes einſehend, fügten ſie ſich ſchweren Herzens in das Unvermeidliche.

Im Juli 1635 reiste Maximilian, der damals bereits in's zweiundſechzigſte Lebensjahr getreten, nach Wien, um ſich mit der vierundzwanzigjährigen Prinzeſſin Maria Anna, der Tochter Ferdinands II., zu vermählen. Aus Sparſamkeit machte der Kurfürſt die Reiſe auf der Donau; alle Städte und Ortſchaften, welche die Schiffe berührten, empfingen ihn mit reichen Ehrenbezeugungen. Im Beiſein eines zahlreichen Adels wurde zu Wien die Trauung vollzogen; glänzende Feſte drängten einander. Während des Aufenthaltes in der Kaiſerſtadt erreichte Maximilian von

Ferdinand, daß die im prager Frieden beschlossene Reichsarmee in eine österreichische, bayerische, kölnische, sächsische und brandenburgische geschieden wurde; Ausrüstung und Verpflegung von je 15,000 Mann sollten die vereinigten Kreise übernehmen, Bayern, Köln, Sachsen und Brandenburg eine gemeinsame Kriegskasse errichten. Der Kaiser ertheilte dem Projecte seine Zustimmung. Maximilian hatte nun Ersatz für den verlorenen Einfluß eines ligistischen Bundesobersten gewonnen; dadurch, daß die Kriegsbeiträge nicht in die Kasse des Kaisers flossen, war die Selbstständigkeit der Kurfürsten, welche der von Maximilian getroffenen Regelung gerne beipflichteten, verbürgt. Am 19. August 1635 kehrte der Kurfürst mit seiner jungen Gemahlin in die Hauptstadt zurück, festlich empfangen von der Bevölkerung.

Auf Anrathen des kaiserlichen Kriegsministeriums ernannte Maximilian den Feldmarschall Grafen von Götz zum Befehlshaber der bayerischen Truppen. Dieser eröffnet den Feldzug von 1636 am Rhein mit Glück gegen die Franzosen, die Oberlahnstein und Koblenz an die Bayern abtreten mußten. Mitte Mai ging Götz nach Hessen-Kassel, wo er über das schwedisch-hessische Heer Erfolge errang. Sicher hätte Götz „alle Plätze, welche der Landgraf noch im Besitze gehabt, attakirt und mit Gottes Beistand noch vor dem Winter in des Kaisers Devotion gebracht," würde nicht ein unglückliches Waffenereigniß seinen Siegen ein zu frühes Ziel gesetzt haben. Der bayerische Feldmarschall wurde nach Thüringen abberufen, um sich hier mit dem kaiserlichen General Hatzfeld zu vereinigen, der mit den verbündeten Sachsen bei Wittstock am 4. October 1636 von den schwedischen Generälen Banèr und Torstensson empfindlich geschlagen worden war. Um Sachsen und die prager Alliirten zu schützen, sah sich jetzt der Kaiser in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Feldherrn Gallas, der in Bur-

gund eingefallen war, zurückzurufen. Dadurch erhielten die Franzosen Luft. Der kühne Weert war bis in die Nähe von Paris vorgedrungen, wo er im Louvre das kaiserliche Panier aufstecken wollte. Auf einer Jagd sah Ludwig XIII. zu seinem Schrecken die ersten bayerischen Reiter. Paris zitterte; viele Einwohner flohen. Richelieu wurde vom Pöbel verwünscht; aber der kluge Premierminister ließ dem Pöbel nicht viel Zeit zum Raisonniren; durch eine allgemeine Volksbewaffnung konnte er bald über 50,000 Mann verfügen. Johann von Weert, ohne wirksame Unterstützung gelassen, mußte sich zurückziehen, aber der Schrecken seines Namens, mit welchem man weinende Kinder beruhigte, pflanzte sich lange fort.

Kaiser Ferdinand II., den die Schwächen des Alters mehr und mehr zu drücken begannen, trug Sorge, seinem Sohne das Erbe der Kaiserkrone zu sichern. Er berief daher die Kurfürsten nach Regensburg. Mainz, Köln und Bayern erschienen in Person, Brandenburg und Sachsen schickten Abgeordnete; der Kurfürst von Trier saß gefangen zu Linz, weil er sich unter Frankreichs Schutz gestellt hatte. Mitte December traf auch König Ferdinand in Regensburg ein, wo sich der Kaiser bereits befand. Es hatte am wiener Hofe das Gerücht Eingang gefunden, als beabsichtige Maximilian von Bayern die Krone des Reichs an sich zu bringen. Mit diesem Plan trug sich allerdings Richelieu. Allein der Kurfürst von Bayern dachte an die Annahme der Kaiserkrone jetzt noch weniger als vor achtzehn Jahren. Er theilte daher auch dem österreichischen Gesandten Khevenhüller mit: „Der Mottmann (Gesandter Ferdinands II. in Rom) hat von mir in dem ermelten Discursis solche Sachen eingemischt, die nit wahr seynd; obs er aber aus einer Privatpassion gegen mich gethan, die ich an ihm schon lange her auch in anderen Sachen verspüret, oder ihm sein Correspondent was der-

gleichen von Wien aus an die Hand geben, weiß ich nit. Es sey nun eins und das andere, irrt mich wenig, zumal ich mich versichert halt, daß Se. Kais. Maj. mein aufrichtiges Gemüth und gute Intention gnädigst wissen und erkennen und Ihr selbst auch von mir vernommen". Der Kaiser und seine Gemahlin baten Maximilian, die übrigen Kurfürsten von der schleunigen Wahl eines römischen Königs zu überzeugen und dieselbe auf Ferdinand von Ungarn zu lenken. Maximilian that es. Am 22. December erfolgte die Wahl Ferdinands III. und zehn Tage später dessen feierliche Krönung. Wenige Wochen nach der Rückkehr aus Regensburg segnete Kaiser Ferdinand II. am 15. Februar 1637 das Zeitliche. Er war ein treuer Sohn seiner Mutter, der katholischen Kirche, als Mensch zierte ihn heroische Standhaftigkeit in höchster Bedrängniß, als Fürsten Mäßigung im Wechsel des Glücks.

Mit gnädigem Glück hatte im verwichenen Jahre der Himmel auf den Kurfürsten Maximilian gesehen. Am 31. October 1636 wurde ihm zu seiner und des Landes Freude ein Prinz geboren, der auf den Namen Ferdinand Maria getauft wurde[1].

Mit Beginn des Jahres 1637 beorderte Maximilian seinen Feldmarschall Götz, der den Winter hindurch in Dortmund gelegen war, gegen Banèr. Götz entriß im Vereine mit Hatzfeld den Schweden Jena. Beide Feld-

[1] In diesen Freudenbecher wäre aber beinahe ein schwerer Wermuthstropfen gemengt worden. Nach der Geburt verfiel die Kurfürstin in eine solche Schwäche, daß sie sogar der Sprache beraubt wurde. Alle Versuche ärztlicher Wissenschaft scheiterten. Da ließ Maximilian mit gläubigem Sinn in feierlicher Procession das Bildniß und die Reliquien des heiligen Franz von Paula an das Krankenlager seiner Gemahlin bringen. Die hohe Frau genas. Aus Dankbarkeit gründete der Kurfürst in der Oberpfalz zu Neunburg vorm Wald für den Orden des heiligen Franz von Paula ein Kloster.

herren marſchirten am 10. April nach Dresden. Am 21. ſtand Götz bei Torgau, wo Banèr ein verſchanztes Lager bezogen hatte. Nachdem ſich jedoch der bayeriſche Feldmarſchall überzeugt hatte, daß dem Feinde ohne höchſten Verluſt nicht beizukommen ſei, rückte er über Meißen nach Wittenberg, wo er den ſchwediſchen General Leßle, der hier mit 7000 Mann verſchanzt lag, zur Uebergabe zwang. Hierauf wandte er ſich mit Hatzfeld wieder gegen Torgau, wo Banèr noch immer ſtand. Nur mit Mühe entrann der Schwede dem ihn eng umklammernden kaiſerlich-bayeriſchen Heere und zog ſich unter die Kanonen von Stettin zurück. Kurfürſt Maximilian ertheilte ſeinem Feldmarſchall die Weiſung, durch Thüringen nach Heſſen-Kaſſel zu marſchiren, deſſen Landgraf Wilhelm, ein thätiger Gegner des Kaiſers, geſtorben war; die verwittwete Gemahlin Amalie Eliſabeth, eine ränkevolle Frau, hatte die Zügel der Regierung ergriffen. Schwer mußte Heſſen für die politiſchen Umtriebe ſeiner Fürſtin büßen. Achtzehn Städte und mehr als hundert Dörfer gingen in Rauch auf. — Während Götz in Norddeutſchland operirte, kämpfte Weert, gemäß der ſtrategiſchen Anordnung des Kurfürſten Maximilian, am Rhein gegen das franzöſiſch-weimariſche Heer. Weert entriß den Franzoſen die Veſte Ehrenbreitſtein und nöthigte den Herzog Bernhard von Weimar zum Rückzug nach Baſel. Die Franzoſen, über die Weert das Urtheil fällte: „Die neuen Franzoſen ſind eben ſo ſchlecht, wie die alten", mußten vor der ungeſtümen Tapferkeit der bayeriſchen Reiterregimenter aus den Rheinſchanzen weichen und bereits unterm 3. November 1637 konnte Weert an den Kurfürſten von Mainz ſchreiben: „Alſo (gottlob) den Rheinſtrom wieder frei gemacht".

Im März 1638 kam zwiſchen Frankreich und Schweden ein neues Bündniß zu Stande: die Schweden ſollten durch Sachſen, die Franzoſen durch Oberdeutſchland vom Rheine

her den Krieg in die kaiserlichen Erbländer tragen. Kurfürst Maximilian übermachte alsbald dem wiener Hofkriegsrathe einen strategischen Plan, nach welchem die ganze Rheingrenze mit einzelnen, stets marschbereiten Corps zu decken und das Gesammtheer in einem schlagfertigen Zustand zu erhalten sei, um dem Feinde die Zeit zu Rüstungen zu nehmen; den spanischen König ließ er auffordern, eine Armee über die Pyrenäen zu schicken, um die Franzosen vom Rheine abzuhalten. Gallas sollte die Schweden und Hessen beschäftigen, während die Bayern mit den Lothringern und Spaniern in Frankreich einfallen würden. Die bayerische Reichsarmee erhöhte Maximilian auf 15,000 Mann, kaufte Pferde und Lebensmittel und ermahnte den wiener Hofkriegsrath, für eine bessere Verpflegung der Armee Anstalt zu treffen. „Die armen Soldaten", schrieb er nach Wien, „seind durchgehend ganz arm, bloß, nackend, ausgemattet, erhungert und dergestalt zugerichtet, daß mit ihnen billig Commiseration zu haben und ergiebige Refrechements höchst von Nöthen ist, wannen man anderst von ihnen auf konftigen Frühling weiteres einen Dienst getröften will." Aber die kaiserlichen Kriegsräthe betrieben die Anordnungen zum Feldzuge lässig, besetzten, der dringenden Mahnung des bayerischen Kurfürsten ungeachtet, nicht einmal die Rheinufer, zu deren Sicherung die dort liegenden Festungstruppen bei weitem nicht ausreichten. So konnte Bernhard von Weimar unangefochten den Rhein überschreiten und plötzlich vor Rheinfelden, den Schlüssel zu Vorderösterreich, rücken. Maximilians Sorge war nur zu gerechtfertigt gewesen. „Warum", schrieb er tadelnd nach Wien, „hat man meinem Rathe nicht nachgefolgt und den Oberrhein ohne Defendirung gelassen, also daß der Weimarer ohne Hinderniß den Fluß überschreiten kunnte." Mit freimüthigen Worten machte er den Kaiser auf den sträflichen Leichtsinn und die Gleichgiltigkeit

seiner Minister aufmerksam. „Ich kunnt nit länger mehr stillschweigen", schloß er sein Schreiben, „sondern mußt Ew. Maj. der Sachen Bewandtniß in Gehorsam berichten, nicht zweifelnd, dieselben werden dero bekanntem rühmlichem Eifer nach zu förderſambister Remedirung der unterschiedlichen großen Mängel die gewisseste Verfügung zu thun geruhen."

Der kaiserliche General Savelli und Johann von Weert entsetzten Rheinfelden, das sich unter dem Commandanten Freiherrn von Sazenhofen tapfer gegen Bernhard von Weimar gehalten. Zwischen diesem und dem kaiserlich-bayerischen Heere entbrannte am 3. März bei Rheinfelden ein heftiger Kampf, aus dem Bernhard als Sieger hervorging. Weert und Savelli geriethen selbst in Gefangenschaft; jener wurde nach Paris und dann in das Schloß Vincennes gebracht, während Savelli später durch die Flucht sich rettete. Diese Niederlage zog den Fall Rheinfeldens und bald darauf den Freiburgs im Breisgau nach sich, worauf Bernhard die Belagerung von Breisach begann, das der tapfere kaiserliche Feldzeugmeister Hans Heinrich von Reinach vertheidigte. Kurfürst Maximilian, dem sehr viel daran gelegen war, dieses höchst wichtige Bollwerk des Oberrheins, „das Capitol der oberdeutschen Katholiken", zu retten, rief seinen General Götz, der in Westphalen stand, mit dem Gros des bayerischen Heeres herbei, um den Herzog von Weimar zu schlagen, ehe sich dieser mit den Franzosen unter Guebriant verbinde; seinen Schwager, Herzog Karl IV. von Lothringen, forderte er auf, zum Entsatze Breisachs aus Burgund herbeizueilen. Götz, der sich mit 4000 Mann österreichischer, von Savelli befehligter Truppen verstärkt hatte, stieß am 9. August bei Wittenweiher auf Bernhard von Weimar und verlor durch Savellis Leichtsinn die Schlacht, obschon die Bayern sich mit einer Bravour schlugen, „als", nach des Feldmarschalls Götz Bericht, „Menschen nicht besser fechten

können". Kurfürst Maximilian ließ neue Truppen werben und bald gebot Götz wieder über 6000 Mann, zu denen auf des Kaisers Befehl General Lamboy, der in den Niederlanden gelegen, mit 5000 Mann stieß. Unterdessen rückte mit vielen Proviantwägen Herzog Karl IV. aus Burgund heran, wurde aber bei Thann auf dem Ochsenfelde am 15. October von Bernhard von Weimar, der aus dem Lager von Breisach herbeigeeilt war, angegriffen und geschlagen. Anstatt die Abwesenheit Bernhards zu benützen und das Belagerungscorps vor Breisach anzugreifen, that Götz Nichts, obschon er vom Kurfürsten strengste Ordre hatte, Alles zur Befreiung Breisachs aufzubieten. Als Götz und Lamboy vier Tage nach der Schlacht bei Thann vor Breisach erschienen, war Bernhard bereits wieder im Lager eingetroffen. Vergebens stürmten die beiden Generale am 24. October, umsonst waren alle Anstrengungen des Feldmarschalls Götz, der dem Kaiser mit dem Kopfe für Breisach haften mußte. Götz, von den wiener Hofkriegsräthen beschuldigt, im Einverständnisse mit Bernhard von Weimar gehandelt zu haben, wurde vom Kurfürsten Maximilian, der an die Rettung Breisachs immense Summen gewendet, des Oberbefehls entsetzt und zwei Jahre lang in Ingolstadt gefangen gehalten, bis die Untersuchung seine Unschuld erwiesen; doch blieb der Vorwurf auf ihm haften, es an kräftigem Zusammenwirken mit dem Herzog von Lothringen und Lamboy fehlen haben zu lassen.

Obschon alle Versuche, Breisach zu entsetzen, gescheitert waren, wollte der heldenmüthige Reinach, noch immer auf Hülfe rechnend, Nichts von Capitulation wissen. In der Stadt wüthete die Hungersnoth in so furchtbarer Weise, daß die Friedhöfe bewacht werden mußten, um die Todten vor dem rasenden, unmenschliche Opfer fordernden Hunger der Lebenden zu schützen. Erst als der letzte Hoffnungsschimmer auf Rettung verblaßt war, beugte sich der bis-

her felsenfeste Vertheidiger dem unabwendlichen Geschicke und capitulirte am 12. December. Mit dem Falle Breisachs war Elsaß und Breisgau für den Kaiser verloren. Bernhard von Weimar sah seinen Lieblingsplan, sich ein Fürstenthum Elsaß zu gründen, der Verwirklichung entgegenreifen. Breisach gedachte er zur Hauptstadt zu erheben.

In Norddeutschland hatte Banèr viele Vortheile errungen. Noch ein Sieg Bernhards und Bayern und Oesterreich waren den Feinden geöffnet.

Kurfürst Maximilian ließ durch den lothringischen Feldzeugmeister Freiherrn von Mercy, der für die bayerischen Dienste gewonnen worden, seine Armee reorganisiren, wandte große Summen an den Ankauf von Pferden und schickte die Besatzungen der Donaustädte nach Schwaben, dessen Schutz ihm der Kaiser übertragen hatte.

Die Operationen des Feldzugs von 1639 leitete der schwedische Marschall Banèr ein, indem er bei Chemnitz ein kaiserlich-sächsisches Heer aufrieb und dann nach Böhmen vordrang, wo er Prag belagerte. Kaiser Ferdinand III. rief alle österreichischen Truppen diesseits des Rheins unter dem Grafen Hatzfeld zu Hülfe. Dadurch wurde der Rhein entblößt, was dem Kurfürsten Maximilian Anlaß gab, an die österreichischen Hofkriegsräthe zu schreiben: „Es ist unvernünftig, wannen durch Wegführung der Völker an einem Ort die Lucken zugemacht und hingegen am andern aufgethan, auch dem Feinde Luft und Gelegenheit gegeben werde, daß er so oft und wannen er will dem Banier die Hand bieten oder sich mit ihm gar conjungiren könne". Maximilian ließ sein stattliches Heer unter dem interimistischen Befehl Mercys aufbrechen und an den Feldmarschall Piccolomini die Aufforderung ergehen, mit seinen 10,000 Mann durch Burgund in Frankreich einzufallen, um die beabsichtigte Verbindung Bernhards mit den Franzosen zu durchkreuzen. Piccolomini brachte dem

französischen Hülfscorps bei Thionville eine entschiedene Niederlage bei. Herzog Bernhard, der unterdessen fast ganz Lothringen unterworfen, rückte gegen Piccolomini heran, wurde aber auf dem Marsche von einem tödtlichen Fieber erfaßt und schloß zu Neuenburg am 18. Juli 1639 sein bewegtes Leben.

Bernhard von Weimar vermachte testamentarisch seine Eroberungen einem seiner Brüder; wolle sie aber keiner derselben annehmen, dann möge Frankreich die Erbschaft antreten und die Länder „bis zu einem allgemeinen Friedensschlusse" bewachen. Die Franzosen vollzogen auch diesen letzten Willen Bernhards, indem sie ihr Erbrecht mit der Angabe stützten, daß die von Bernhard hinterlassenen Länder mit französischem Gelde erobert seien. Der Kaiser und der Kurfürst Maximilian versuchten, die weimarischen Truppen und Officiere zu erkaufen, allein Richelieu kam ihnen zuvor. Erlach, ein Schweizer und Commandant von Breisach, lieferte den Franzosen ohne Zögern die Festung aus; die Befehlshaber der übrigen festen Plätze wurden mit französischem Gold gewonnen und der Herzog von Longueville trat als Oberbefehlshaber an die Spitze der verwaisten Armee Bernhards. Des weimarischen Herzogs Tod, der große Verwirrung unter den deutschfeindlichen Verbündeten hervorgerufen, nöthigte Richelieu, dem Kaiser durch den Marschall Schmidtberg-Ehm, einen Waffengenossen Bernhards, Stillstand anbieten zu lassen. Ferdinand III. zeigte sich willfährig und beauftragte zur Erledigung dieser Angelegenheit den Kurfürsten von Bayern. Maximilian wählte den geistvollen Jesuiten P. Verveaux, seinen Beichtvater, und schickte ihn nach Maria Einsiedeln in die Schweiz, wo der französische Gesandte Dissonville mit der geheimen Instruction eintraf, mit Bayern allein Frieden zu schließen. Richelieu ließ dem Kurfürsten ganz Vorderösterreich anbieten, wenn er die Sache des Kaisers

verlasse und Neutralität beobachte. Das war ein glänzender Preis; er hätte Bayern zum größten Staate Süddeutschlands gemacht. Aber Maximilians Redlichkeit widerstand dieser Lockung; unbedingt verwarf er den Antrag. Er wollte dem Kaiser die Treue unbefleckt wahren und ertheilte seinem Feldherrn Mercy den Befehl, ohne Zögern in die Action zu treten.

Mercy und der ehemals kurkölnische Feldzeugmeister Huyn-Geleen, vom Kaiser Anfangs 1639 zum Feldmarschall ernannt, fegten die Rheinpfalz von den unter Longueville und Guebriant kämpfenden französisch-weimarischen Truppen, die sich dann von Alzey bis Boppard und Oberwesel in zuchtlosen Schaaren aufgelöst lagerten. Mercy und Geleen wollten ihr siegreiches Heer auf das linke Rheinufer führen, allein sie änderten ihre Absicht, als sie über den Zustand des Landes in Erfahrung gebracht, „daß wohl nicht mehr als Stroh auf den Dächern zu bekommen".

Der Feldzug von 1639 brachte weder den Franzosen noch den Schweden Lorbeeren. Am Rheine herrschten die Bayern, in Böhmen wurde Banèr durch Piccolomini, der wegen des Sieges bei Thionville zum Herzog von Amalfi erhoben worden war, und durch den Erzherzog Leopold Wilhelm, den Bruder des Kaisers, in die Enge getrieben und mußte nach Meißen zurückgehen.

Im Januar 1640 gelang es dem französisch-weimarischen Heere, bei Bacharach und Oberwesel auf Kähnen über den Rhein zu setzen; es lagerte sich in Oberhessen und der Wetterau. Die Landgräfin Amalie Elisabeth schloß mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß und vereinigte ihre Truppen unter Melander, Graf Peter von Holzapfel, mit denen Longuevilles und Guebriants. Acht Jahre lang hielt, wie ein geistreicher Schriftsteller kräftig bemerkt, „die gepriesene deutsche Frau und gewissenhafte Landesmutter" den Schweden und Franzosen „das Becken,

um dem deutſchen Volke das Blut aus den matt ſchlagenden Adern zu zapfen". Herzog Georg von Lüneburg wurde für die ſchwediſche Krone gewonnen, zur großen Erleichterung Banèrs, der ſich in harter Bedrängniß ſah und raſcher Hülfe bedurfte. Mitte Mai vereinigten ſich die heſſiſchen, lüneburgiſchen, franzöſiſch-weimariſchen und ſchwediſchen Truppen und rückten, 40,000 Mann ſtark, gegen Saalfeld, wo der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini lagerten. Bald aber entſtanden zwiſchen Banèr, Melander, Guebriant, Longueville und Klitzing, dem Führer der lüneburgiſchen Truppen, Meinungsverſchiedenheiten. Während ſich die verbündeten Generale über die ſtrategiſchen Anordnungen lange nicht vereinbaren konnten, ſtieß bei Königshofen die bayeriſche Armee unter Mercy zu den Kaiſerlichen. Der Feind, eben im Begriffe, Neuſtadt an der Saale wegzunehmen, ſah ſich durch den Heranmarſch des kaiſerlich-bayeriſchen Heeres zum Rückzug gezwungen und erlitt durch den ihm nachgeſchickten bayeriſchen Oberſt Truckmüller, einen der ausgezeichnetſten Reiterführer des dreißigjährigen Krieges, bei Meiningen eine empfindliche Schlappe. Ueber Fulda drangen Piccolomini und Mercy nach Niederheſſen vor; mit ihnen vereinigten ſich bei Fritzlar Verſtärkungstruppen unter den Generalen Hatzfeld, Geleen und Wahl. Höxter wurde dem Feinde weggenommen, doch mußte Piccolomini, da die Truppen durch Hunger und Märſche erſchöpft waren, verzichten, den Gegner anzugreifen, der ſich bis nach Niederſachſen zurückzog. Durch Mangel an Proviant wurde Piccolomini an weiterem Vordringen gehindert. Wahl blieb in Weſtphalen, Hatzfeld im Stift Paderborn. Unweit der heſſiſchen Feſtung Ziegenhain wurde der kaiſerliche Feldmarſchalllieutenant Breda durch Reinhold Roſen überfallen und verlor Sieg und Leben. Nachdem Geleen im December die Reichsſtadt Friedberg erſtürmt, wurde das kaiſerlich-bayeriſche Heer

in die Winterquartiere in's südwestliche Deutschland geführt. Der schwedische Marschall Banèr lag mit seinen Truppen in Niedersachsen und traf Vorbereitungen zur Ausführung eines kühnen Planes, der im Gelingungsfalle einen für die Krone Schweden äußerst günstigen Friedensschluß zur Folge hätte haben müssen. Guebriant ließ sich, wiewohl ungern, bereden, sich dem gewagten Unternehmen anzuschließen.

Auf einem im Februar 1640 zu Nürnberg abgehaltenen Kurfürstentag hatte man den Beschluß erzielt, den Kaiser zur endlichen Beilegung der Kriegswirren um einen Reichstag zu bitten. Dieser wurde am 13. September 1640 zu Regensburg von Ferdinand III. eröffnet. Der Inhalt der weitschweifigen Proposition umfaßte die alten Artikel über Krieg und Frieden, Rechtspflege und Amnestie. Während diese Punkte zur Berathung gezogen wurden, erscholl plötzlich die Nachricht, Marschall Banèr und Guebriant marschiren durch die Oberpfalz mit 21,000 Mann gegen Regensburg, um den Kaiser und die Reichsversammlung aufzuheben. Wirklich erschien der Feind im Januar 1641 auf dem linken Donauufer und bombardirte Regensburg. Der beabsichtigte Uebergang über die gefrorne Donau wurde aber durch plötzlich eingetretenes Thauwetter vereitelt. Zudem hatte Guebriant von seinem König Befehl erhalten, sich von Banèr zu trennen, weil dieser die von französischem Gelde erhaltenen weimarischen Truppen gänzlich für sich beanspruchen wollte. Guebriant wandte sich gegen Nürnberg nach Franken. Banèr trat verheerend den Rückzug nach Cham an und nahm diese Stadt durch die Feigheit des Commandanten weg, welcher dafür in Straubing enthauptet wurde.

Mittlerweilen hatten der Kaiser und Kurfürst Maximilian ein Heer von 18,000 Mann zusammengezogen. Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini, kräftig unterstützt von Mercy und Geleen, trieben den Marschall Banèr

aus der Oberpfalz und jagten ihn durch den Böhmerwald nach Niedersachsen, wo er zu Halberstadt im Mai 1641 einem Zehrfieber erlag. Der Reichstag endigte am 18. October 1641 mit einer vom Kaiser bewilligten Generalamnestie, von der jedoch bis zu einem allgemeinen Frieden die kaiserlichen Erbländer, das Stift Magdeburg und die Rheinpfalz ausgenommen waren. Zu Verhandlungen über den Frieden wurden die Städte Münster und Osnabrück bestimmt.

Während des regensburger Reichstages hatte das kaiserlich-bayerische Heer unter Piccolomini bei Wolfenbüttel am 29. Juni 1641 durch den französischen Marschall Guebriant eine schwere Niederlage erlitten. Guebriant kehrte, nachdem der Marschall Torstensson der verwaisten Armee Banèrs 7000 Mann zugeführt hatte, nach Burgund zurück und schlug unterwegs den ihm bei Hulst unweit Kempen entgegentretenden kaiserlichen General Lamboy. Durch diesen Sieg Guebriants war ganz Westphalen und Kurköln dem Feinde bloßgestellt. Auf die Bitte seines Bruders Ferdinand entsandte Kurfürst Maximilian ein Hülfscorps unter dem Feldmarschall Wahl an den Niederrhein; um der Reiterei wieder einen tüchtigen Führer zu geben, wechselte er Johann von Weert gegen den seit der nördlinger Schlacht in bayerischer Gefangenschaft befindlichen Marschall Horn aus und erlegte außerdem noch eine Summe von 60,000 Gulden als Lösegeld. Nach vierjähriger Gefangenschaft eilte Weert nach München, um dem Kurfürsten zu danken und begab sich dann über Köln in das Lager bei Zons zu seinen Bayern. Während Maximilians Truppen am Niederrhein gegen die Franzosen fochten, fiel Torstensson, der begabteste Schüler Gustav Adolphs, mit 20,000 Mann in Mähren ein und zog gegen Leipzig, das er belagerte. Auf den Hülferuf des sächsischen Kurfürsten eilten Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini heran, wurden aber am 2. November 1642 auf der Ebene von Breiten-

feld vollständig geschlagen. Leipzig fiel in Torstenssons Hände, der mit Guebriant übereinkam, daß die Franzosen durch Franken und Schwaben, die Schweden durch die Oberpfalz in Bayern einbrechen sollten. Schleunigst traf Kurfürst Maximilian seine Maßregeln. Er rief Weert herbei und ertheilte dem Feldzeugmeister Mercy, dem an Stelle des alten, kranken Wahl das Commando übergeben wurde, die Ordre, Guebriant entgegenzutreten. Dieser, aus Niedersachsen kommend, wollte im Januar 1643 durch Franken nach Bayern vordringen. Da Herzog Karl aus Lothringen bei Worms über den Rhein gesetzt hatte, um die Bayern zu verstärken, suchte Guebriant diese Vereinigung zu verhindern und bot dem Feldmarschall Mercy bei Waiblingen eine Schlacht an. Dieser aber verweigerte die Annahme und schickte dafür den Franzosen die Reiter Weerts auf den Hals. Weert eroberte Göppingen und vereinigte sich dann bei Metzingen mit den Lothringern. Guebriant trat den Rückzug nach Reutlingen an; seine Armee, ohne Geld, ohne Proviant, geschwächt durch die Strenge des Winters, war kampfunfähig und meuterte. Rastlos umschwärmte der gefürchtete Weert den fliehenden Feind, ihm weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe gönnend. Guebriants stolzer Plan, in München seinen Einzug zu halten, war gänzlich verunglückt, kaum mit 2000 Mann entrann er den ihm nachstürmenden Mercy und Weert. Der Franzose sah sich aus Schwaben und Franken verdrängt; er lagerte sich längs des Schwarzwaldes, von Offenburg bis Waldshut, in einem ausgesaugten Landstriche. Maximilians Feldherrn führten ihre siegreichen Truppen von Durlach bis an den Bodensee in die wohl verdienten Quartiere. Guebriant bat in seiner Noth um dringende Hülfe, aber Richelieu, der Haupturheber des deutschen Krieges, war im December 1642 mit Tod abgegangen und am französischen Hofe war man über seinen Verlust noch

nicht zur Besinnung gekommen. Guebriant konnte sich in seinem Unglücke trösten, denn auch Torstensson hatte in Sachsen die Oberhand an die Oesterreicher abgeben müssen.

Kurfürst Maximilian ermahnte den Kaiser, die durch den Winter herbeigeführte Waffenruhe zu benützen, um den Reichsdeputationscongreß nach Frankfurt zu berufen und eine Reorganisation des Heeres vorzunehmen; er streckte Ferdinand, dessen Geldvorräthe nahezu aufgezehrt waren, zwei Millionen Gold vor. Der Deputationscongreß wurde im April 1643 eröffnet. Gleich zu Anfang der Verhandlungen brachte der englische Gesandte Rowe den Antrag auf volle Restitution der rheinischen Pfalzgrafen ein und nannte den Kurfürsten von Bayern, dem er bloß den Titel Herzog gab, starrsinnig, denn er hintertreibe jede Einigung. Ferdinand III. und Philipp IV. von Spanien hatten über Maximilian hinweg mit König Karl I. von England unterhandelt, daß er die 13 Millionen, womit sich der bayerische Kurfürst die Kurwürde nebst der Oberpfalz erkauft, vorstrecken möchte; vielleicht könne man einen Nachlaß von Maximilian erhandeln. Sobald dieser von der Sache Kenntniß erhielt, erklärte er dem Kaiser, sofort die Kur sammt der Oberpfalz restituiren zu wollen, wenn man ihm die 13 Millionen zurückbezahle oder das Land ob der Enns Bayern einverleibe; es dünke ihm sonderbar, daß man von ihm, der für den österreichischen Staat mit Gut und Blut so oft eingestanden sei, jetzt einen Nachlaß begehre und noch dazu hinter seinem Rücken verhandle. Den Höfen zu London und Madrid übersandte er Schreiben, in welchen er betonte, daß er sich bezüglich jener Summe an Niemand andern halte, als an den Kaiser, der ihm allein dafür haftbar sei. Auf dem Deputationscongreß forderte der Fürsten- und Städterath die völlige Wiedereinsetzung der Pfalzgrafen. Der bayerische Gesandte Abegg brachte sie jedoch zum

Schweigen; Maximilian sandte als Herzog von Bayern zwei Deputirte in den Fürstenrath und verschaffte dadurch auch in diesem Collegium den Katholiken die Majorität. Ein anderes Begehren des Fürsten- und Städteraths ging dahin, daß ihnen bei den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück mit den auswärtigen Mächten Sitz und Stimme eingeräumt werden sollten; namentlich trat der Fürstbischof Johann Philipp von Würzburg für diese Forderung ein. Maximilian, dessen politischer Scharfblick sofort die durch Gewährung dieses Verlangens der katholischen Kirche erwachsenden Nachtheile erkannte, ersuchte den Kaiser, den Papst und die geistlichen Kurfürsten, Johann Philipp die schlimmen Folgen seiner Forderung klar zu stellen, „denn das geht noch ab, daß auch der Bischof von Würzburg den Protestierenden das Placebo singe". Kaiser Ferdinand schloß sich der Ansicht Maximilians an, aber die Bischöfe verharrten bei ihrem Begehren, die Erledigung ihrer Sache selbst in die Hand zu nehmen, statt sie den Kurfürsten zu überlassen. „Wenn die geistlichen Fürsten und Gesandten", schrieb Maximilian an seine Deputirten zu Frankfurt, „betrachten thäten, was Nachtheil und Schaden sie sich und ihren Stiftern, geschweige der katholischen Religion selbst, durch Zuziehung der protestierenden Fürsten zu den Generaltractaten auf den Hals ziehen thuen, wurden sich dieselben vielleicht einer andern Meinung entschließen und den katholischen Kurfürsten ein mehreres zutrauen." Einen weiteren Antrag brachte zu Frankfurt der kurbrandenburger Gesandte ein, daß nämlich dem westphälischen Friedenscongreß nicht Deputirte der zehn Kreise, sondern alle Stände des Reiches anwohnen können. Kurfürst Maximilian, der überhaupt auf den Gang der Verhandlungen den weitgreifendsten Einfluß ausübte, sah in diesem Vorschlag eine neue Gefahr für die katholische Kirche, denn er täuschte sich darüber keinen

Augenblick, daß die Religionsgegner ihre religiösen Beschwerden mit Unterstützung der fremden Mächte durchdrücken würden. Er stellte also durch seine Deputirten den Antrag, die confessionellen Beschwerden von den allgemeinen Friedenspräliminarien auszuschließen und ihre Hebung ein halbes Jahr nach dem Friedensschluß durch eine katholisch-protestantische Commission vorzunehmen. Maximilian, der alle katholischen und protestantischen Höfe für seinen Vorschlag zu gewinnen gesucht hatte, drang bei dem Deputationscongreß durch. Aber Ferdinand III. beeilte sich nicht, die Beschlüsse des Congresses zu bestätigen, obschon Maximilian an den Kaiser die Mahnung ergehen ließ, mit der Annahme derselben nicht zu zögern, sonst löse sich die Versammlung unverrichteter Dinge auf. Ferdinand verweigerte die Ratification; er setzte das Vertrauen auf das Glück seiner Waffen, die damals siegreich im Felde standen.

Kurfürst Maximilian hatte während der Waffenruhe seine Truppen kriegstüchtig gemacht, Mercy zum Feldmarschall und Weert zum General der gesammten Reiterei befördert. Den Oberbefehl legte er in die Hände des Herzogs von Lothringen. Cardinal Mazarin, der nach dem Hintritt Richelieus und des am 14. Mai 1643 verlebten Ludwig XIII. bei der Unmündigkeit des Thronerben die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen hatte, übersandte dem Marschall Guebriant die verlangte Hülfe und nun rückte dieser, 12,000 Mann stark, an die Nordseite des Bodensees gegen die mit Lothringen verbündeten Bayern. Des Franzosen Absicht ging dahin, über Tuttlingen längs der Donau gegen die Iller und den Lech vorzubringen und den Krieg nach Bayern zu tragen. Mercy aber verrannte ihm bei Markdorf den Paß an die Iller und zwang ihn zum Rückmarsch. Guebriants Vorhaben, Rottweil wegzunehmen, scheiterte, da Weert heranstürmte. Der französische Marschall wollte sich nun auf

Horb werfen, wurde aber auch hier vertrieben und schließlich nöthigte ihn der Mangel, an das linke Rheinufer zu gehen; er wäre wohl gänzlich aufgerieben worden, würde sich Herzog Karl nicht von den Bayern getrennt haben, um das von den Franzosen belagerte Thionville, Lothringens einziges Bollwerk, zu retten. Anfangs November rückte Guebriant an der Spitze von 20,000 Mann bei Ottenheim über den Rhein und zog vor das feste Rottweil, welche Stadt er um jeden Preis einnehmen wollte. In Geislingen wurde der Generalmajor Rosen Nachts von dem kühnen bayerischen Reiteroberst Spork, einem würdigen Schüler Weerts, überfallen und verlor drei Regimenter; zweihundert Gefangene und acht Fahnen brachten die Bayern von diesem glücklichen Zuge zurück. Unheilverkündend hatte also der Feldzug für die Franzosen begonnen; schon die nächsten Tage sollten noch Schlimmeres bringen. Am 8. November begann die Belagerung Rottweils, das am 19. capitulirte. Drei Tage später erlag Guebriant einer Schußwunde, die er bei der Belagerung empfangen; seine letzten Worte prophezeiten den Franzosen eine blutige Niederlage. An Guebriants Stelle übernahm den Oberbefehl General Ranzau, der im Kriegsrathe äußerte, er gedenke seinen Halskragen im bayerischen Blute zu waschen, worauf Rosen, der die blutige Lection durch Spork noch nicht vergessen, zurückgab: „Bayernblut sei wohl höher zu achten, als zu solchem Gebrauch". Des sterbenden Guebriants Vorhersagung erfüllte sich drei Tage nach seinem Tode. Am 24. November 1643 erfocht Mercy einen glänzenden Sieg; acht Generale, unter ihnen Ranzau selbst, neun Oberste, zwölf Stabsofficiere und 7000 Mann wurden gefangen, 4000 getödtet oder verwundet; die ganze Artillerie, alles Gepäck, die Kriegskasse, eine Menge Pretiosen bildeten die Beute der Sieger. Seit den Tagen Tillys hatten die katholischen Waffen keinen solchen Triumph

zu verzeichnen. Rottweil ergab sich an Mercy, der dann seine verdienten Soldaten in die Winterquartiere führte. Der Sieg bei Tuttlingen wurde in München, Wien, Brüssel, Köln, Madrid und anderen katholischen Orten gefeiert. Der hocherfreute Kurfürst Maximilian verehrte eine silberne Lampe im Werthe von 1000 Kronen in die Kirche St. Maria della vittoria nach Rom; dem Sieger Mercy spendete er glänzendes Lob und ernannte ihn an Stelle des lothringischen Herzogs zum Oberfeldherrn; die Soldaten belohnte er mit Geldspenden. Hundert Jahre lang erhielt sich das Andenken an den Tag von Tuttlingen und es kam der Volkswitz in Umlauf: „Die Franzosen haben zu Rottweil ihren Proceß verloren und nach Laufenburg appellirt". In Rottweil bestand nämlich ein kaiserliches Hofgericht und bis Laufenburg war ein Theil der französischen Reiterei geflohen. Torstenssons Plan wurde durch den tuttlinger Sieg vereitelt. Der schwedische Marschall wurde nach Holstein gerufen, um gegen Dänemark zu kämpfen, dessen König mit Polen und Oesterreich eine Trippelallianz gegen Schweden geschlossen.

Die riesigen Ausgaben, welche der Krieg verschlang, hatten die österreichische Kriegskasse völlig erschöpft; Kurfürst Maximilian half auf die Bitte Ferdinand III. mit einem neuen Darlehen aus. Die Geldforderungen, welche er an Oesterreich zu richten hatte, waren bereits so beträchtlich geworden, daß der Kaiser seine Schuld nicht anders als durch Territorien tilgen konnte. Maximilian erhielt also in einem am 22. September 1638 ertheilten kaiserlichen Lehenbrief die württembergische Herrschaft Heidenheim und die Anwartschaft auf das Herzogthum Mirandola und die Markgrafschaft Concordia nach dem Ableben des kinderlosen Besitzers. Von dem frankfurter Deputationscongreß forderte Ferdinand III. eine Kriegssteuer von 120 Römermonaten; fast alle Deputirten verweigerten

die Geldhülfe. Maximilian instruirte seine Gesandten dahin, keine Anstrengung zu scheuen und den Congreß wenigstens zu einem Zugeständniß von 100 Römermonaten zu bewegen. An den Fürstbischof von Würzburg, der sich ebenfalls gegen jede Kriegssteuer erklärt hatte, schrieb er: „Aus den Berichten Unsrer Deputirten zu Frankfurt kunnten wir uns nit genugsamb verwundern und ermessen, wann sogar auch die katholischen geistlichen Ständ Seiner Majestät die höchst benöthigten Reichshilfen zur Conservirung der Reichsvölker entziehen und hierdurch den Protestierenden Vorschub geben sollten, was für unermeßliches, großes Unheil dem ganzen hl. römischen Reich, insonderheit aber dem gemeinen katholischen Wesen in genere, dem geistlichen Stand und den Stiftern in specie daraus entstehen wurde. E. L. werden zur Verhütung solcher hoch bedauerlicher Desolation des hl. Reiches hoffentlich eher alles auch das wenigste, was Sie an mensch- und müglichen Kräften noch übrig haben, daransetzen und das liebe Vaterland aus seiner Noth und Bedrangniß erretten helfen". Der Fürstbischof versprach, „da ihm die angezogenen Bedenken mehrmals zu Gemüth gangen", die Kriegssteuer unbedingt zu leisten. Maximilian gönnte sich keine Ruhe, bis er die 100 Römermonate für den Kaiser bewilligt sah. Mit seiner ganzen Autorität trat er ein, als der französische Gesandte Graf d'Avaux die frankfurter Deputirten aufforderte, den Congreß abzubrechen und nach Münster und Osnabrück zu verlegen; es sei dem Kaiser nicht Ernst, Frieden zu schließen, er trachte nur durch Fortsetzung des Krieges alle Stände zu schwächen, um sie leichter knechten zu können. Die Protestanten glaubten den aufreizenden Worten des Franzosen und wollten auf den Wunsch Schwedens selbst des Kaisers Bildniß aus dem Berathungssaale zu Osnabrück entfernen. Kurfürst Maximilian schickte an alle deutschen Höfe Couriere, um

die Annahme des französischen Antrages zu verhindern und dadurch der Schädigung der katholischen Interessen vorzubeugen. Durch seine Deputirten zu Frankfurt forderte er, die dem Kaiser zugefügte Schmähung nicht ungeahnt zu lassen; ohnehin sei man am pariser Hofe, wie ihm gemeldet worden, mit der Note d'Avaux' nicht einverstanden, er schlage also vor, diese Note nach Paris zu senden und sich über den verletzenden Ton derselben zu beschweren. Maximilians Antrag gelangte mit Majorität zur Annahme, aber nicht zur Ausführung, was seinen Grund in der Gestaltung der Kriegsverhältnisse hatte, da die Nachricht eintraf, eine große französische Armee unter dem Herzog von Enghien, Condé, sei am Rheine erschienen.

Maximilian hatte gemäß einer im Februar 1644 zu Passau „wegen Anstellung des künftigen Feldzugs" zwischen Oesterreich, Spanien und Bayern getroffenen Uebereinkunft den Krieg am Oberrhein übernommen. Mercy begann die Campagne mit Eroberung des von den Franzosen besetzten Ueberlingens. Inzwischen brach in Breisach unter den Besatzungstruppen wegen rückständigen Soldes eine Meuterei aus. Sogleich sandte Kurfürst Maximilian den Kriegsrath Küttner mit einer beträchtlichen Summe ab, um die Festung zu bekommen; aber schon rückte der französische Marschall Turenne, der Nachfolger Ranzaus, mit 10,000 Mann gegen Breisach heran und dämpfte den Truppenaufstand. Im Angesichte des zum Entsatze herbeigeeilten Turenne belagerte und eroberte Mercy Freiburg; der französische Feldherr wagte den Sieger von Tuttlingen erst nach dem Eintreffen des Prinzen von Condé anzugreifen. Am 3. und 4. August stürmten die Franzosen mit 22,000 Mann gegen Mercys unüberwindliche, von 15,000 Bayern vertheidigte Position. Mit schweren Verlusten wurden die Franzosen zurückgeschlagen. Ihre Infanterie war vollständig aufgerieben; einige Regimenter besaßen

im Ganzen nur mehr 3 Officiere und 50 Mann. Zu Tausenden waren die Franzosen von den Feuerschlünden der Bayern niederkartätscht worden, und der erfahrene Weert äußerte, seit zweiundzwanzig Jahren habe er niemals einem so blutigen Treffen angewohnt. Mercy, obgleich Sieger, wurde indeß durch Mangel an Lebensmitteln zum Rückzuge gegen Neckarsulm genöthigt. Maximilian sandte ihm Geld, Aerzte, Medicamente und Kleider. Freiburg blieb in den Händen der Bayern, dagegen bemächtigten sich die Franzosen der Festung Philippsburg, der Städte Mannheim, Worms, Oppenheim, Speyer, Mainz und anderer Plätze, deren Eroberung sie in den Stand setzte, beide Rheinufer zu beherrschen. Aber bis Mitte December hatten Mercy und seine Generale dem Feinde einen großen Theil der Eroberungen wieder entrissen. Der bayerische Feldherr traf eben Anstalt, Philippsburg zu belagern, als der mit ihm verbündete Graf Hatzfeld die Ordre erhielt, an die Saale zur österreichischen Armee zu marschiren, die sich in großer Bedrängniß befand. Gallas, der den Schweden Torstensson in Jütland hatte einschließen wollen, war zurückgeschlagen worden und langte mit nur mehr 2000 Mann in Böhmen an. Torstensson war ihm gefolgt, „um den Kaiser im Herzen anzugreifen und zum Frieden zu zwingen". Ferdinand III. bat den Kurfürsten Maximilian um Truppen; dieser schickte, obwohl er dadurch sein Heer am Rheine schwächte, den General von Weert und den Feldzeugmeister Rauschenberg mit 5000 Mann ab. Den Kaiser aber ersuchte er, mit Frankreich und Schweden Frieden zu schließen. Er allein, erklärte der Kurfürst, könne die Kriegsbürde nicht länger mehr tragen. Maximilian hatte seit zwei Jahren drei Millionen für das Heer aufgewendet, ohne entschädigt worden zu sein. Die Stände des bayerischen, fränkischen und schwäbischen Kreises, die zur Erhaltung der bayerischen Reichsarmee ver-

pflichtet waren, konnten wegen Geldmangels keine Beiträge mehr leiſten. „Mit großer Gefahr und Schaden", ſchrieb der Kurfürſt an den Kaiſer, „hab ich bisher erfahren, daß man, unangeſehen ich den mächtigſten Feind, die Franzoſen, allein auf dem Hals hab, wenig zu mir gehalten, ſondern mich allein ſtecken und ſorgen laſſen, wie ich meine anvertraute Reichsarmada conſerviren künnte . . . . Ich will wenigſtens bei Land und Leuten bleiben, welche dermalen wiederum, wie vor dieſem geſchechen, zu verlaſſen mir niemand mit Vernunft wird anrathen können, um Willen meines hohen Alters, meiner geliebteſten Frau Gemahlin und meines jungen Sohnes und der Treu meiner Unterthanen, die bis dato in Hoffnung ihrer Salvation alles was ſie gehabt hergeſchoſſen". Ferdinand tröſtete ſeinen Schwager und verſprach ihm, zur Herbeiführung des Friedens Alles aufzubieten.

Der Kaiſer verfügte in Kurzem wieder über eine 20,000 Mann ſtarke Armee, mit welcher die Generale Götz, Hatzfeld und Weert Torſtensſon aus Böhmen vertreiben ſollten. Am 6. März 1645 griff Hatzfeld bei dem böhmiſchen Dorfe Jankau die Schweden an. Bereits neigte ſich der Sieg auf Hatzfelds Seite, als ſeine Truppen durch ihre Plünderungsſucht alle Vortheile einbüßten. Götz blieb im Kampfe, Hatzfeld wurde mit noch fünf kaiſerlichen Generalen und 4000 Mann gefangen; 3000 bis 4000 lagen von kaiſerlicher Seite auf dem Schlachtfelde. Torſtensſon hatte ſeinen glänzendſten Waffenerfolg errungen, der ihm den Weg nach Oeſterreich bahnte. Schon erſchien er vor den Thoren der Kaiſerſtadt, als ihn ein aus Ungarn heranrückendes Heer zum Rückzug zwang. Eine der nächſten Folgen der jankauer Niederlage beſtand in der am 20. April 1645 erfolgten kaiſerlichen Beſtätigung aller frankfurter Congreßbeſchlüſſe.

Es lag am Tage, daß die Franzoſen nach dem bedeu-

tungsvollen Siege ihrer Bundesgenossen alle Macht am Rheine entfalten würden; deßhalb rüstete Kurfürst Maximilian nach Kräften und nahm ausgedehnte Werbungen vor. Seinen Feldherrn Mercy, der durch Johann von Weert wieder verstärkt war, ermahnte er, das französische Heer nicht zu weit nach Mitteldeutschland vordringen zu lassen und es anzugreifen. Turenne breitete seine Armee, 11,000 Mann stark, bei Mergentheim in Franken aus. Mercy überfiel ihn am 5. Mai 1645 bei Herbsthausen unweit Mergentheim und schon nach einer Stunde befand sich Turenne mit seinem total geschlagenen Heere auf der Flucht. Die Franzosen hatten ihr sämmtliches Fußvolk eingebüßt, die Bayern nur 400 Mann verloren, alles Geschütz erobert und viele Gefangene gemacht. Dem Kurfürsten Maximilian übersandte Mercy als Trophäen neunundfünfzig Fahnen. Turenne, von Mercy und Weert bis an den Main verfolgt, floh über Fulda nach Hessen, wo der schwedische Generallieutenant Königsmark und der hessische General Geiß zu dem besiegten Franzosen stießen.

Aber die Nachricht von diesem Siege rief selbst bei den Katholiken nicht jene Freude hervor, die man hätte erwarten sollen. Alles wünschte sehnlichst des Krieges Ende herbei. Unaufhörlich lagen die Stände Frankens und Schwabens dem Kurfürsten Maximilian an, mit Frankreich und Schweden wenn nicht Frieden, so doch Stillstand zu schließen; „dadurch würden sich Seine Liebden", schrieb der Fürstbischof Johann Philipp von Würzburg, „dem hl. römischen Reich ein sehr ersprießliches, sich selbst ein zu unsterblichem Ruhm gereichendes Werk vollbringen". Der Fürstbischof erklärte, Franken und Schwaben würden einen Separatfrieden mit Frankreich und Schweden eingehen, wenn Maximilian sich dazu nicht verstehe; die Kreissteuer für die bayerische Reichsarmee könne und wolle man nicht mehr entrichten. Nach reiflicher Erwägung mit seinen

Räthen sandte der Kurfürst den Jesuiten P. Verveaux an den Cardinal Mazarin, um diesen für die katholische Sache in Deutschland und für einen Stillstand mit dem Kaiser und den Reichsständen zu gewinnen. In Uebereinstimmung mit den Bischöfen von Augsburg, Würzburg, Bamberg und Eichstädt forderte er den Kaiser unter Darlegung der gewichtigsten Gründe auf, mit den Franzosen Frieden zu schließen und sich mit ihnen gegen die Schweden und Protestanten zu verbinden. Es sei widersinnig, mit einem übermächtigen Feinde bis zum Verlust des eigenen Landes zu ringen. Ferdinand III. schickte seine Gesandten, die Grafen Trautmannsdorf und Lamberg, zu den westphälischen Friedensverhandlungen, die seit dem 10. April 1645 zu Münster und Osnabrück angebahnt worden waren; aber die Franzosen und Schweden, stolz auf ihre deutsche Länderbeute, stellten an die kaiserlichen Deputirten unverschämte Forderungen. Demselben Hochmuthe begegnete Maximilians Gesandter, P. Verveaux, am pariser Hofe; den Zweck seiner Mission vermochte der Pater nicht zu erfüllen. Kaum war dieser abgereist, als Mazarin über die Verhandlungen mit Verveaux die übertriebensten und unwahrsten Berichte ausstreute, um den Kurfürsten von Bayern beim Kaiser zu verdächtigen. Maximilian stand nicht an, Ferdinand III. offen über den Sachverhalt zu unterrichten und traf unverweilt Anordnungen, den Krieg fortzusetzen, wozu er auch die schwäbischen und fränkischen Kreise vermochte. (Erwähnung verdient an dieser Stelle der von gewissen Geschichtsschreibern gegen Maximilian erhobene Vorwurf, als habe derselbe gegen die Zusicherung der Kur und der Oberpfalz 1644 das Elsaß an Frankreich verrathen. Allerdings hat 1645 der Kurfürst wegen Elsaß Unterhandlungen mit Frankreich gepflogen, aber das geschah unter Mitwissen und ausdrücklicher Billigung des Kaisers.)

Dem geschwächten Turenne führte der Herzog von Enghien Verstärkung zu, indem er sich mit ihm bei Ladenburg vereinigte. Mit 24,000 Mann nahm er Wimpfen, wo sich Königsmark, ungeachtet aller Bitten Enghiens, von dem französisch-hessischen Heere trennte. Mergentheim und Rothenburg fielen dem Feinde in die Hände, der schrecklich mit Feuer und Schwert hauste. Von Rothenburg an der Tauber aus suchte Enghien die Donau zu erreichen. Aber Mercy, durch Huyn-Geleen aus Westphalen verstärkt, errieth stets die Absicht seines Gegners und gewann ihm den Vorsprung ab. Den Kurfürsten, seinen Herrn, ermahnte er, Donauwörth und die schwäbischen Kreisstädte wohl zu befestigen und alle Brücken über die Donau, die Iller und den Lech abbrechen zu lassen; eine düstere Ahnung durchzog Mercys Heldenseele. Zwischen Nördlingen und Donauwörth, in der Ebene des sogenannten Ries, stellten sich Mercy, Weert und Geleen am 3. August bei dem Dorfe Allerheim auf. Ungestüm griffen die Franzosen an, prallten jedoch vor den wie Mauern stehenden Bayern immer wieder zurück. Aber mitten im mörderischen Kampfe fiel Mercy, von einer schlecht gezielten Kugel seiner Leute durchbohrt; Weert, der auf dem linken Flügel unterdessen siegreich gefochten und den Herzog Grammont in seine Gewalt bekommen, ließ sich durch seine Kampfeshitze fortreißen und verfolgte in tollem Jagen den fliehenden Feind zwei Stunden weit. In seiner Hand lag das Geschick des Tages und des ganzen Feldzuges, wenn er dem rechten Flügel unter Geleen, der von Turenne angegriffen worden war, zu Hülfe geeilt wäre. Als Weert zurückkehrte, war die Entscheidung bereits gefallen, Geleen gefangen, der rechte Flügel überwunden, Mercy aber todt. So ging die wichtige Schlacht durch Weerts Schuld verloren. Für die Franzosen war es aber ein Pyrrhussieg. Wie Rasende hatten die Bayern, durch

den Fall ihres großen Feldherrn zur äußersten Wuth entflammt, gefochten. Enghiens Fußvolk lag zu ganzen Regimentern auf dem Schlachtfelde. „Von Paris wurde von keinem Triumphfest oder dgl. freudigen Solennität wegen obgedachten Treffens gehört. Weil so vieles Volk und tapfere Cavalliri eingebüßt, thäte der Wehmuth die Freude übertreffen". König Ludwig von Frankreich aber schrieb über das bayerische Heer an die Landgräfin von Hessen: „L'armée terrible et glorieuse de Bavière ait esté deffaite". Den schwersten Verlust erlitten die Bayern durch des genialen Mercys Tod; er war ein Feldherr, der nicht besiegt werden konnte, und nicht ohne Grund äußerten die Franzosen, sein Tod wiege für sie schwerer, als eine eroberte Provinz. Mercy besaß die militärische Voraussicht in hohem Grade; seine Gegner anerkannten, er habe ihre Pläne so richtig durchschaut, als sei er bei ihnen im Kriegsrathe gesessen. Maximilian, der seinen Obergeneral tief betrauerte, schrieb nebst seiner Gemahlin an die unglückliche Wittwe, die der stets große Stratege mit fünf kleinen Kindern hinterlassen hatte, tröstende Briefe. Die sterbliche Hülle desselben ließ der Kurfürst in der St. Moritzkirche zu Ingolstadt begraben; der Gattin wies er, da Mercy ganz arm starb, die Einkünfte der Statthalterei Ingolstadt und diesen Ort zum Wohnsitze an. Dem erstgebornen Söhnlein übergab er die Obersteninhaberstelle nebst den Erträgnissen des Regiments Mercy und das Commando dem Onkel des Knaben, Oberstlieutenant von Elter. Dort, wo Mercy seinen Geist verhauchte, ließ der Herzog von Enghien aus Hochachtung für den großen Gegner einen einfachen Denkstein mit der lateinischen Inschrift setzen: Sta viator, heroem calcas! Kurfürst Maximilian, eines tüchtigen Feldherrn bedürftig, wechselte den Herzog von Grammont gegen den Grafen von Huyn-Geleen aus. Johann von Weert glaubte zu Ansprüchen

auf die Oberfeldherrnstelle berechtigt zu sein; ein geheimer Groll erwachte in seiner ehrgeizigen Brust, als er den Feldherrnstab in Huyn-Geleens Händen sah. Weert war unstreitig ein unvergleichlicher Reitergeneral, aber kein Stratege, das hatte er bei Allerheim sattsam bewiesen. Herzog von Grammont besuchte vor der Abreise aus der Gefangenschaft den Kurfürsten, der ihm seinen Wunsch zur Kenntniß brachte, Ludwig XIV. und Mazarin möchten mit Deutschland Frieden schließen; zugleich beklagte er, daß er gegen Frankreich, als einen katholischen Staat, kämpfen müsse. Diese Aeußerung deutete Mazarin auf die Geneigtheit des bayerischen Kurfürsten, mit Frankreich eine Allianz herzustellen und erklärte hiezu seine Bereitwilligkeit. Maximilian war aber nicht gemeint, sich vom Kaiser zu trennen und lehnte das Anerbieten ab.

Nach der Schlacht bei Allerheim kamen Nördlingen und Dinkelsbühl in die Gewalt der Franzosen, die dann nach Heilbronn marschirten, das sie für den Schlüssel zu Bayern, Franken und Schwaben hielten. Prinz Enghien kehrte krank nach Paris heim und Turenne mußte die Belagerung Heilbronns aufheben, da ein österreichisch-bayerisches Heer unter Erzherzog Leopold Wilhelm und Huyn-Geleen im Anzuge war. Turenne ging vor der vereinigten Armee über Wimpfen nach Philippsburg zurück, um unter den Kanonen dieser Festung Schutz zu suchen. Wimpfen, Dinkelsbühl und Rothenburg wurden den Franzosen wieder genommen, worauf Erzherzog Leopold Wilhelm nach Böhmen zurückkehrte und die Bayern sich in Franken und Schwaben einlagerten.

Im Norden hatten Torstensson und Königsmark Sachsen niedergeworfen und den aller Hülfe beraubten Kurfürsten Johann Georg im August 1645 zu einem Waffenstillstand gezwungen.

Dreizehntes Kapitel.

Maximilian schließt den ulmer Waffenstillstand. Seine Wiedervereinigung mit dem Kaiser. Maximilians Thätigkeit nach dem dreißigjährigen Krieg. Seine letzten Regierungshandlungen und sein Tod.

Ehe die Kriegsfurie des Jahres 1646 wieder zu rasen begann, versammelten sich zu München Deputirte des bayerischen, fränkischen und schwäbischen Kreises, um über Kriegs- und Friedensangelegenheiten zu berathen. Aus Paris hatte der päpstliche Nuntius an Maximilian geschrieben, der Kaiser möchte sich zum Frieden verstehen, denn Frankreich betreibe seine Rüstungen im ausgedehntesten Maßstabe; französische Emissäre schlichen in Bayern herum und hetzten Volk und Heer gegen Maximilian auf, der durch seine Verbindung mit Oesterreich sein Land in's Verderben stürze. Der Herzog von Grammont setzte den Kurfürsten von dem Plane Mazarins in Kenntniß, mit der französisch-schwedischen Macht zuerst Bayern und dann Oesterreich niederzuwerfen. Maximilian bat den Kaiser im Namen der drei Kreise wiederholt „aus treuer Wohlmeinung und seinem und dem ganzen römischen Reich zum Guten", mit Frankreich Frieden zu schließen, ehe der neue Feldzug beginne, und in Gottes Namen in die französische Forderung wegen des Elsaßes zu willigen. Es sei doch besser, den kleinen Theil als Alles zu verlieren.

Ferdinand III. entgegnete auf diese Worte, man möge die Entwicklung der zu Münster und Osnabrück im Gang

befindlichen Verhandlungen abwarten. Allein wie die Sachen dort lagen, war die Aussicht auf einen nahen Frieden noch in die Ferne gerückt. Die auswärtigen Mächte suchten Forderungen zur Geltung zu bringen, deren Annahme einer völligen Auflösung des alten Kaiserthums ähnlich sah. Kurfürst Maximilian von Bayern ertheilte seinen Gesandten auf dem Congreß die Instruction, ohne Rücksicht auf Frankreich und Schweden das Recht der deutschen Kurfürsten, einen römischen König zu wählen, aufrecht zu erhalten; ebenso sollten sie den ungeschmälerten Besitzstand Bayerns und das Interesse der katholischen Kirche nach Kräften wahrnehmen; die Bisthümer zu retten müsse alle mögliche Thätigkeit entfaltet werden. Mit lebhaftem Unwillen vernahm Maximilian, daß Graf Trautmannsdorf die Abtretung geistlicher Güter an Schweden und die Protestanten betreibe, um diese Partei zu gewinnen und durch sie einen Gegendruck auf Frankreich auszuüben, das von seinen Ansprüchen auf das bereits durch die heilbronner Verbündeten, noch mehr aber durch Herzog Bernhard von Weimar in seinem Testament an die Franzosen verrathene Elsaß nicht mehr zurücktreten wollte. Um den Kaiser mürbe zu machen, warf Frankreich neuerdings das Schwert auf die Wage.

Mazarin hatte die Armee auf besten Kriegsfuß gesetzt. Turenne sollte sich in Deutschland mit dem schwedischen Marschall Gustav Wrangel vereinigen, der an Torstenssons Stelle getreten war. Torstensson, durch Krankheit zur Rückkehr nach Schweden gezwungen, hatte nach Paris berichtet, daß, so lange der Kurbayer nicht aus seinem Lande vertrieben und dieses gänzlich ruinirt sei, weder Schweden noch Frankreich zum Ziele gelangen werde; denn Maximilian von Bayern sei es, der jede Ausnützung eines gegen den Kaiser erfochtenen Sieges verhindere.

Kurfürst Maximilian trug in Wien an, die Bayern und

Oesterreicher sollten auf die Schweden losgehen und diese vor ihrer Vereinigung mit den Franzosen schlagen; sei der eine Feind besiegt, könne man den andern leichter bekämpfen. Der wiener Hofkriegsrath dagegen theilte den Bayern die Deckung des Rheins und den Oesterreichern den Angriff auf die Schweden zu; so wurden die Streitkräfte zersplittert und den Feinden von vornherein der Sieg zuerkannt. Da die österreichischen Erbländer von dem in Böhmen eingefallenen Wrangel bedroht waren, so ersuchte Ferdinand III. durch den Marchese de Caretto den bayerischen Kurfürsten um Succurs. Maximilian, der in die Absicht des schwedischen Generals schon früher eingedrungen war, hatte noch im December 1645 seine Regimenter aus Schwaben durch Franken nach Böhmen zu sich ausbreiten lassen. Geleen und Weert erhielten den Befehl, mit 8000 Mann zu dem Erzherzog Leopold Wilhelm zu stoßen. Nach dieser Verstärkung der österreichischen Armee räumte Wrangel Böhmen, zog Königsmark an sich und stellte zwischen Wetzlar und Gießen die Vereinigung mit Turenne her, ohne von der kaiserlich-bayerischen Armee, die den Bewegungen Wrangels gefolgt war, gehindert zu werden. In der Stärke von 30,000 Mann beschloß Wrangel auf die Donau zu marschiren und durch Bayern nach Oesterreich vorzubringen. Die Unthätigkeit und Planlosigkeit des Erzherzogs und seiner Generale leisteten der Absicht des Feindes Vorschub. Leopold Wilhelm und Geleen blieben in ihrem Lager bei Friedberg unbeweglich stehen und sahen ruhig zu, wie Wrangel sich gegen Weert den Uebergang über die Nidda erzwang. Bei Hanau und Aschaffenburg überschritten Wrangel und Turenne ungestört den Main und stürzten, jener durch Franken, dieser durch Württemberg, auf die Donau los. Kurfürst Maximilian, entrüstet über die geradezu unerklärliche Nachlässigkeit der Feldherrn, schickte Couriere an Geleen, damit er den Erzherzog be-

wege, dem französisch-schwedischen Heere nachzurücken. Wolle aber der Erzherzog dies nicht thun, dann solle Geleen allein mit den Bayern schnell an die Donau marschiren. Endlich verstand sich Leopold Wilhelm dazu, dem Feinde zu folgen. Mit unerschütterlicher Besonnenheit ergriff indeß Maximilian die besten Anstalten zur Vertheidigung des Landes. Trotz seines hohen Alters eilte er nach Ingolstadt, um die nöthigen Maßregeln selbst anzuordnen, er bot die ganze Landwehr auf und besetzte die wichtigsten Städte; in die Reichsstadt Augsburg, die stärkste Vormauer Bayerns, legte er 1800 Mann; um das Landvolk vor den herumschweifenden Merodebrüdern zu schützen, errichtete er eine neue berittene Feldgendarmerie, welche die räuberischen Gesellen hängen mußte.

Während die kaiserlich-bayerische Armee, von dem Kurfürsten mit 2000 Mann verstärkt, sich der Donau näherte, hatte der Feind bereits Donauwörth und Lauingen erobert; nur das feste Rain, von 700 Jägern mit grünen Röcken, „Wildschützen" genannt, 600 Landfähnlern und 150 geworbenen Soldaten besetzt, wehrte sich einige Wochen tapfer, bis der nahe Sturm die Capitulation rieth. Nun der Feind in Bayern eingefallen war, verheerte er das arme Land bis an die Isar. Der greise Kurfürst und sein Hof sah sich zur Flucht nach der festen Stadt Wasserburg genöthigt. Das Landvolk floh mit Vieh und der besten Habe in die Alpenthäler. Endlich, Anfangs October, kamen die Oesterreicher und Bayern von Regensburg über Landshut und Freising zum Entsatze Augsburgs herbei, dessen Garnison sich, unterstützt durch katholische Bürger und Studenten, unter dem muthigen Obersten Royer äußerst tapfer gegen Wrangel gewehrt. Der Feind zog nun von Augsburg ab und Bayern war gerettet; aber nur auf wenige Tage. Trotz Maximilians Warnung verließen der kurzsichtige Erzherzog und Huyn-Geleen ihre Position

am Lech und marſchirten gegen die Iller, „damit ſie den Alliirten Proviant und Futter abſchneiden möchten“. Sogleich kehrten Wrangel und Turenne an den Lech zurück, den ſie bei Landsberg überſchritten, und fielen in Bayern ein. Weithin war der Himmel geröthet von der Lohe brennender Dörfer und Ortſchaften, die Einwohner flohen jammernd in die Wälder und Berge, den Qualen des Hungers und der Kälte des heranziehenden Winters ſchonungslos preisgegeben. Klöſter und Kirchen wurden geplündert, die Mönche und Prieſter verjagt oder getödtet. Die Wunden Bayerns, kaum vernarbt, brachen wieder auf und wurden durch neue, ſchwere vermehrt. In Schwaben aber marſchirte Erzherzog Leopold Wilhelm planlos umher; erſt nach einem Monat ſetzte er über den Lech und erfriſchte die Armee zu Schrobenhauſen an den Lebensmitteln, die ihr der Kurfürſt zuführen ließ. Maximilian, dem die Noth und das Elend ſeines Volkes tief in die Seele ſchnitt, forderte den Kaiſer zu einem Waffenſtillſtande auf; dasſelbe Begehren ſtellte auch die Kurfürſtin, obſchon eine Schweſter Ferdinand III. Sechsundzwanzig Jahre lang hatte der Kurfürſt die Laſten und Beſchwerden des Krieges zum großen Theile getragen; er ſah ſein kleines Land von vier Armeen zugleich überfluthet, indem die kurfürſtlichen und Reichstruppen den Heeren Turennes und Wrangels auf dem Fuße folgten; er fühlte die Kräfte ſeines alternden Körpers ſchwinden und es verlangte ihn nach Ruhe für ſich und ſein erſchöpftes Volk. Ferdinand III. mußte die Aufforderung ſeines Schwagers für gerechtfertigt erachten und widerſtrebte den Einleitungen über einen allgemeinen Waffenſtillſtand nicht mehr. Turenne erklärte zum Abſchluß desſelben ſeine Geneigtheit, denn es lag im Intereſſe der franzöſiſchen Politik, Bayern zu ſchonen, um durch dieſes Land auf Oeſterreich einen Druck zu bewirken. Marſchall Wrangel fügte ſich nur ungerne

dem Willen Frankreichs und bezog am Bodensee Winterquartiere, während Turenne sich in Württemberg lagerte. Erzherzog Leopold Wilhelm legte das über alle Maßen schlecht geführte Commando in die Hände des kranken Gallas und ging nach Wien. Die Bayern cantonnirten in ihrer Heimath, die Oesterreicher in der Oberpfalz, wo sie, die sich Freunde nannten, so verheerend wirthschafteten, daß es Feinde nicht ärger machen konnten. Maximilian schrieb daher an den Grafen Gallas: „Lieber Graf, es will schier das Ansehen haben, als suche man Gelegenheit, mit mir zu rumpiern. Wann ich es nur weiß, so werde ich mich darnach zu richten wissen und die Verantwortung dem Ursacher überlassen. Ich kann nit einen jedweden Meister in meinem Land seyn lassen". Maximilian hatte bereits zu Münster und Osnabrück den Vorschlag wegen eines Waffenstillstandes eingebracht; weil aber dort Nichts zu Stande kam, wurde die Reichsstadt Ulm gewählt, wo sich im Januar 1647 die Gesandten von Frankreich, Schweden, Hessen-Kassel, Bayern und Oesterreich zusammenfanden. Da wegen Rangstreitigkeiten Niemand das Wort ergreifen wollte, thaten dies die bayerischen Abgeordneten im Namen ihres Herrn und des Kaisers, ungeachtet des Protestes der österreichischen Deputirten. Sie beantragten einen allgemeinen Waffenstillstand, doch unbeschadet der Pflichten des Kurfürsten gegen Kaiser und Reich, und forderten, daß die Franzosen und Schweden die österreichischen Erbländer, Bayern, Franken und Schwaben räumen und Kurköln in den Vertrag aufnehmen sollten. Die schwedischen Gesandten, durch die österreichischen Abgeordneten mißtrauisch gegen den bayerischen Kurfürsten gemacht, verlangten als Garantie die Auslieferung einiger württembergischer, von den Bayern besetzten Festungen und die Räumung von Franken und Schwaben. Maximilian weigerte sich, auf diese Forderung einzugehen; die französischen

Bevollmächtigten erklärten, mit Bayern allein abschließen zu wollen, wenn die Schweden ihre Bedingungen nicht mäßigen würden. Ferdinand III. setzte alle Hebel in Bewegung, den Abschluß des Tractats zu hindern. Er ließ dem Kurfürsten die Hülfe der kaiserlichen Armee versprechen, ihm aber zugleich eröffnen, daß Oesterreich, sobald Maximilian den Stillstand eingehe, mit Schweden sich vergleichen werde, dann könne Bayern die Früchte ernten; gerade der Kurfürst sei seit vier Jahren das Haupthinderniß des Friedens, indem er zu Münster und Osnabrück, den österreichischen Gesandten entgegen, stets die Erhaltung der geistlichen Stifter begehre. Maximilian blieb bei seinem Entschluß. Am 19. März 1647 ertheilte er dem zu Ulm mit der Krone Frankreich, Schweden und der Landgräfin von Hessen-Kassel am 14. März gefertigten Vertrag die Interims-Ratification, vorläufig bis zum Eintreffen der von der Königin Christine in Schweden erfolgten Bestätigung. Die Franzosen und Schweden verließen Bayern und die Oberpfalz gänzlich, dagegen wurden ihnen Memmingen, Ueberlingen und Heilbronn, jedoch nur bis zu einem allgemeinen Friedensschlusse, eingeräumt; der Vertrag erstreckte sich auch auf Kurköln. Zu der Uebergabe der genannten Städte hatte sich Maximilian erst verstanden, als er zu seiner Entrüstung erfahren, Graf Trautmannsdorf habe zu Münster mehre Bisthümer an die Schweden und Protestanten abgetreten. Dem Cardinal Mazarin ließ der Kurfürst durch den päpstlichen Nuntius erklären, daß Frankreich, falls ihm an den freundschaftlichen Beziehungen zu Bayern gelegen sei, sein Heer von den Schweden trennen solle; dadurch hoffte er dem Kaiser den Kampf zu erleichtern.

Die Zeitgenossen, wie die Nachwelt haben den bayerischen Kurfürsten wegen des ulmer Vertrages aufs Bitterste geschmäht. Die Gründe, welche ihn zu diesem Waffenstill-

ſtande bewogen, mögen am beſten aus dem Rechtfertigungsſchreiben erſehen werden, das Maximilian unterm 23. März 1647 an den Kaiſer ſandte und in welchem es u. A. heißt: „Um den Feind zu verhindern und abzuwenden, daß ſie mit geſampter franzöſiſcher und ſchwediſcher Kriegsmacht in mein Land alſobald wieder feindlich einfallen, und mit Feuer und Schwert, ärger als vorjemals, darinnen verfahren wollten, und alſo mich und mein Land vom gänzlichen Untergang zu erretten, hab ich kein anderes Mittel mehr gehabt, als ein Particular-Armiſtitium vorzuſchlagen, weil damals ſchon der Generallieutenant Graf Gallas, auf vorher derentwegen mit den Generalsperſonen gehaltenen Conſultation, ſelbſt erkennet und mir geſchrieben, daß er mit Ew. Majeſtät und meiner Armada nicht im Stand ſey, dem Feind zu begegnen und zu halten. Ew. Majeſtät möge mir doch lieber gönnen, daß ich mich ſampt meinen Leuten und Landen der Religion, Ew. Majeſtät und dem Reich zum Guten noch in etwas conſerviren, als auf einmahl in ſolche augenſcheinliche und äußerſte Gefahr des gänzlichen Verderbens, vorſätzlicher Weiſe zu präcipitiren, und von Land und Leuten verjagen laſſen ſollte". Der plötzliche Zurücktritt der kaiſerlichen Geſandten von den ulmer Verhandlungen habe die Schweden und Franzoſen dergeſtalt erbittert, daß ſie drohten, „ſein Land ärger als je zu überziehen und nicht mehr auszuſetzen, bis ſie ihn von ſeinen Landen verjaget haben würden. Alsdann möcht ich gleichwohl ſehen, ob, wann und wie ich und meine Kinder wieder dazu gelangen künnten. Wenn aber Ew. Majeſtät vermeinen wollen, ich ſollte mich, mein Land und Leute, eher aller äußeriſter Gefahr unterwerfen, und alſo für ein Brandopfer dergeſtalt, und vor dieſelbe, dero Haus und andere sacrificiren haben laſſen, als dieß Armistitium particulare an die Hand nehmen, das kann ich nach fleißiger Erwegung der Sach und gepflogenem Rath der

Theologen in meinem Gewiſſen und Pflichten, damit ich meinen getreuen Land und Leuten zugethan bin, nicht für thunlich und verantwortlich befinden. . . . Ich habe gleich von Anfang der böhmiſchen Rebellion, nunmehr in die 28 Jahr, Ew. Majeſtät in Gott Seel. Vorfahren, dem Herrn Vater, Ihro ſelbſt, derolöbl. Hauß und ganzem römiſchen Reiche meine ſchuldigſte, gehorſamſte Treu, mit Darſetzung Leib, Guts und Bluts, und meines äußeriſten Vermögens, dermaſſen ſelbſten erwieſen und demonſtriert, daß ſie nicht Urſach haben, auch ins künftige daran zu zweifeln. Wann ich nur die Mittel hätte, ſolches mit gutem, erſprießlichem Effect und ohne augenſcheinliche Gefahr mein und meiner Lande total ruinirn und Untergangs noch länger zu continuirn. Ich habe aber eben durch jetzt erholte Ew. Majeſtät und dero Hauß geleiſtete Treu, Langwürige und ſolche Aſſiſtenz dergleichen Sie ohne Ruhm und mannlichs Präjudiz zu melden, von keinem andern Kur- und Fürſten im Reiche erfahren, bei denen widrigen Partheyen ſolche große Feindſchaft, Haß und Unruhen auf mich geladen, daß ſie eine Zeit her mir und meinen Landen, wie man erſt die nechſte Campagne geſehen, und Ich bei derſelben wohl befunden, daß das beneficium ordinis allein zu meinem Ruin und zu anderer Conſervation gedient hat, viel ſtärker als Ew. Majeſtät und der Erblanden zugeſetzt, und ihre große auf des Reichsboden habende Kriegsmacht daran gewendet und dieſelbe künfftig, da ich mich nicht anders recomodiren werde, anzuwenden betrohet haben. Dahero mich bey denen dieſſeits vorhandenen und männiglich bekannten wenigen, und gegen mächtigen ſtarken Feinden unerklärlichen Reſiſtenzmittel niemand mit einigen Fug oder Vernunft verdenken kann, daß ich mich um meine Land und Leuthe beſſer in acht genommen, und bei manglung einer genugſamen Gegenverfaſſung und der Gewalts-Mittel durch gütliche Tractaten

noch in etwas zu conserviren gesucht habe; Ehe alles über und über gehet und alsdann auch die gütlichen Tractaten keinen statt mehr finden, und noch etwas helffen künnten." Maximilian war von der Ansicht belebt gewesen, durch den Waffenstillstand den allgemeinen Frieden, den ja ganz Deutschland heiß herbeisehnte, zu fördern. Wenn diese Erwartung nicht Thatsache wurde, dann lag dies außer seiner Schuld.

Der Kurfürst kehrte in seine Hauptstadt zurück. Die Truppen vertheilte er, damit sie den Unterthanen nicht zur Last fallen möchten, in die Oberpfalz und in die Garnisonen; das arme, aus tausend Wunden blutende Land freute sich der kurzen Spanne des Friedens, denn leider hielt die Freude nicht lange vor. Ferdinand III. nährte bitteren Groll wegen des Waffenstillstandes, der für den Kaiser ein harter Schlag war, da die Neutralität Bayerns dem Feinde einen westlichen Angriff auf Oesterreich ermöglichte. Die feindselige Stimmung am kaiserlichen Hofe steigerte sich mit jedem Tage; gegen Sachsen und Brandenburg, die ein Neutralitätsbündniß mit Frankreich und Schweden und gegen die fränkischen Fürstbischöfe, die ein Schutzbündniß mit den Franzosen geschlossen, hatte Niemand ein Wort des Tadels. Der Schwager Maximilians, Erzherzog Leopold Wilhelm, der durch seine militärische Unfähigkeit die nächste Ursache des ulmer Vertrages geworden, entblödete sich zu sagen: „Der Bayer habe sich eines schwärzeren Majestätsverbrechens schuldig gemacht, als selbst der so hart bestrafte Pfälzer". Der undankbare Geleen, der aus bayerischem Dienste geschieden war, nannte seinen ehemaligen Herrn einen Treulosen und rief: „Er wolle gern wieder zum Schwert greifen, um den Kurfürsten aus seinem Lande zu verjagen". Reichshofrath Justus Gebhardt beschimpfte den Kurfürsten zu Ulm in Wrangels Gegenwart mit frecher Stirne „einen

unredlichen Mann an Kaiser und Reich". Solch' schwarzen Undank hatte der große Maximilian wahrlich von Oesterreichs Seite nicht verdient. Aber es sollte noch ärger kommen.

Kaiser Ferdinand verfiel auf den sonderbaren Gedanken, das bayerische Heer, das doch auf den Namen des Kurfürsten Maximilian geworben und beeidigt und seit drei Jahren von ihm ganz allein besoldet worden war[1], als ein kaiserliches zurückzufordern. Alle bayerischen Generale und Officiere wurden durch den Reichshofrath in Abberufungsschreiben zum Uebertritt in die kaiserliche Armee aufgefordert. Johann von Weert machte sich sogar anheischig, das ganze bayerische Heer zum Abfall vom Kurfürsten zu verleiten, von dem Kurfürsten, welchen er doch als den Gründer seines Glückes ansehen mußte, der ihn mit Summen bis zu 130,000 Gulden und mit Gütern reich beschenkt hatte, wofür Weert einst mit den Worten gedankt: „Solch hohe kurfürstliche Gnad will ich und die meinigen die Tag unsers Lebens nit in vergeß stellen. Es ist genugsam bekannt, daß ich ein armer Gesell vor der Fortuna bin und weiter nitz hab als was ich mit dem Degen erwerb". Aber gekränkter Stolz warf den schwarzen Gedanken an Verrath in seine Seele. Schon lange hatte Weert nach dem Feldherrnstabe gegeizt, ohne ihn, durch eigenes Verschulden, zu erhalten. Allein anstatt als braver Soldat vom Kurfürsten offen seinen Abschied zu begehren, schürzte er im Geheimen das Netz der Treulosigkeit, in das er die bayerische Armee zu verstricken suchte, dabei noch immer den Kurfürsten seiner Treue versichernd und be-

[1] Im Jahre 1646 schreibt der Chronist der Stadt Schweinfurt: „Viel besser als die Kaiserlichen hielten sich die Bayerischen, vor denen man sich im ganzen Land nicht so sehr als vor den Kaiserlichen fürchtete, wogegen diese sich damit entschuldigten, daß sie kein Geld *bekämen*, die Bayern würden bezahlt".

tonend, daß auch seine Feinde nichts Anderes an ihm erleben werden. Sogar in des Friedländers Fußstapfen eintretend, wollte er Maximilian nebst seinen Räthen gefangen nehmen. Die militärischen Ereignisse leisteten der Ausführung der verrätherischen Plane Weerts Vorschub.

Marschall Wrangel warf sich im Sommer 1647 auf die kaiserlichen Erblande und näherte sich, indem er gegen Eger zog, den Grenzen der Oberpfalz. Zur Sicherung dieser sollte auf des Kurfürsten Befehl Weert mit einigen Schwadronen in die bedrohten Gegenden abziehen; zwar wurde dieser Befehl einige Tage später zurückgenommen, allein Weert, der bereits seinen Liebling, den Obersten Spork, und einige andere Officiere gewonnen hatte, achtete nicht darauf, sondern benützte die Gelegenheit und instradirte die ganze Reiterei nach Vilshofen an der Donau, um von dort aus nach Böhmen überzutreten; den Generalwachtmeister der Infanterie, v. Holz, zwang er unter Drohungen, den Marschbefehl an die ihm unterstellten Regimenter zu unterzeichnen. Holz erfüllte zwar die Forderung Weerts, trug sich aber mit dem festen Entschlusse, im Einverständniß mit dem im bayerischen Heere dienenden Herzog Ulrich von Württemberg und einigen Obersten dem Kurfürsten den Vorfall zu melden. Am 1. Juli erhielt Weert von Maximilian die Nachricht, es seien die Generalcommissäre Schäffer und Deisinger nach Landshut abgeordnet, um mit ihm wegen des Waffenstillstandes zu conferieren und den Generalen und Obersten Vortrag zu thun. Zufällig machten die kurfürstlichen Räthe die Reise statt zu Lande auf der Isar, so daß sie dem von Weert zu ihrer Gefangennehmung ausgeschickten Obersten Fabri entgingen. Als sie am 2. Juli nach Landshut kamen, vernahmen sie, Weert sei des Morgens gegen Geisenhausen aufgebrochen, die Armee marschire nach der Donau. Des Generals Verrath lag klar zu Tage. Ungesäumt setzten die Commissarien den Kurfür-

ſten von dem Stand der Dinge in Kenntniß und fertigten Eilboten an die auf dem Wege befindlichen Truppen ab, um ihnen Weerts ruchloſes Vorhaben zu enthüllen. Noch ehe Vilshofen erreicht war, kehrten mehrere Regimenter um, ſobald ſie vernommen, daß Weert durch den Kurfürſten geächtet, auf ſeinen Kopf 10,000 und auf den eines jeden ihm folgenden Officiers 1000 Thaler geſetzt ſeien. Kaum hörte Weert in Vilshofen, wo er die Frucht ſeiner Treuloſigkeit zu pflücken hoffte, daß ſein Plan entdeckt und er für vogelfrei erklärt ſei, als ihn die wildeſte Rachgier fortriß. Er befahl den Soldaten, das Land ringsum zu plündern. Die wilden, beutelüſternen Schaaren überfielen die Ortſchaften, raubten den Landleuten ihre Heerden und theilten das geſtohlene Geld mit Hüten. Unter ſolchen Gewaltthaten kamen die Truppen am 8. Juli der böhmiſchen Grenze nahe. Hier aber änderte ſich die Stimmung der Regimenter. In der rauhen Soldatenbruſt erwachte die Liebe zum bayeriſchen Kurfürſten und der Abſcheu vor dem ſchmählichen Verrathe. Heftiger Unwille gegen den meineidigen Führer bemächtigte ſich der Truppen. Der Oberſt Wallbot rief zuerſt: Vivat Maximilianus! und dieſer Ruf durchbrauste ſämmtliche Reihen. Sporks Reiter machten vor Allen Kehrt, Weerts eigenes Regiment empörte ſich. An Leib und Leben bedroht kam Weert, anſtatt an der Spitze von Tauſenden, wie er gehofft, mit Oberſt Spork und zwanzig Reitern beim Kaiſer an, der den abtrünnigen Mann in höchſt eigener Perſon dem öſterreichiſchen Heere als Reitergeneral und Spork als Generallieutenant vorſtellte. Der Schandfleck des Verraths aber blieb unaustilgbar an dem Namen Weert haften.

Maximilian belohnte die zu ihrer Pflicht zurückgekehrten Soldaten durch reiche Geldſpenden, die Officiere durch Beförderungen, Regimentsverleihungen und eine Summe von 22,000 Gulden. Zwar erließ der Kaiſer ein neues Ab-

berufungsschreiben an das bayerische Heer, das in Regensburg durch zwölf Trommler ausgetrommelt, aber von den erbitterten bayerischen Regimentern ohne Befehl sogar ausgepfiffen wurde. Maximilian war von der größten Gefahr bedroht gewesen: gelang der Plan, dann sah er sich der Rache der Franzosen und Schweden überliefert, die in diesem Werke Nichts als eine List des Kurfürsten gesehen hätten, Veranlassung genug, ihn, den Schutz- und Wehrlosen, mit Krieg zu überziehen.

Kaiser Ferdinand III. hatte an Stelle des verlebten Gallas den Oberbefehl über das österreichische Heer dem Grafen Melander von Holzapfel, einem Calviniſten, übergeben, der, wie erwähnt, in den Diensten der Landgräfin von Hessen-Kassel gestanden; in Gemeinschaft mit Weert operirte er gegen Wrangel in Böhmen, ohne daß es jedoch zu einer Hauptschlacht kam. Der Schwede zog zur Verstärkung den General Königsmark an sich. Dieser war trotz des ulmer Vertrags brandschatzend in das Kurfürstenthum Köln eingedrungen, weßhalb Ferdinand, Maximilians Bruder, den Stillstand kündigte; Hessen, von Schweden aufgestachelt, hatte den ulmer Tractat gar nicht ratificirt. Aufmerksamen Blickes folgte der Kurfürst Maximilian diesen Ereignissen und dem westphälischen Friedenscongreß. Bald sah er sich in seiner Erwartung, durch den Stillstand den Frieden zu fördern, getäuscht; die Schweden spannten seit der Isolirung des Kaisers ihre Forderungen noch höher. Ihr Gesandter Adler-Salvius stellte in seinem Hasse gegen Bayern sogar das Verlangen, daß dem „papistischen Lande" im Fürstenrathe Sitz und Stimme entzogen und der schwedischen Krone der Vorrang eingeräumt werde. Dagegen protestirten die Deputirten der hohenzollerischen Dynastie von Brandenburg, Ansbach und Bayreuth, weil sie durch den Einfluß Maximilians auf Frankreich Hinterpommern gerettet hatten. Als der bayerische Commissär Dr. Ernst

für die Rechte seines Kurfürsten energisch eintrat, drohte Adler-Salvius, man werde Bayern noch mit dem Schwerte schweigen lehren.

Dieses Gebahren der Schweden, sowie der Umstand, daß Wrangel die Ratification der Königin Christine ungewöhnlich lange zurückbehielt, erzeugten in Maximilians Gesinnung einen Umschwung. Ferdinand III. suchte durch seine Schwester, die bayerische Kurfürstin, auf den Schwager zu wirken. Den Ausschlag gab jedoch die aus Münster an Maximilian gerichtete Bitte der katholischen Fürsten, er möge sich gegen die Schweden erheben, die es nunmehr auf gänzliche Unterdrückung der katholischen Kirche abgesehen hätten. Nicht länger zauderte der Kurfürst mehr; er hatte so viele Opfer für seine Religion gebracht, er wollte das letzte Schärflein auf den Altar seines Glaubens legen. Er näherte sich also dem Kaiser, der ihn so schwer beleidigt, wieder. Am 7. September kam das neue Bündniß zu Stande, indem zugleich das kaiserliche Abberufungsschreiben an das bayerische Heer zurückgenommen und dem Kurfürsten als höchsten Feldherrn unumschränkte Gewalt über seine Armee eingeräumt wurde. Auf ausdrückliches Verlangen Maximilians mußten die Verräther Weert und Spork aus dem Heere entlassen werden. Den Schweden kündigte der Kurfürst in entschiedener Sprache den Waffenstillstand und rückte ihnen ihre Treulosigkeit vor; es sei jetzt klar gelegt, daß sie nie Willens gewesen, mit Bayern und Köln den Stillstand zu beobachten und daß ihr Endzweck nur der gänzlichen Vernichtung der katholischen Kirche gelte. Gegen Frankreich erklärte Maximilian Neutralität, wenn es sich nicht mit den Schweden verbinde.

Der Kurfürst hatte während des Stillstandes seine Armee trefflich reorganisirt und sie wieder auf 15,000 Mann gebracht; ein Theil davon begann das im ulmer Vertrag an die Schweden abgetretene Memmingen zu be-

lagern, während 10,000 Mann unter dem Feldmarschall Gronsfeld nach Böhmen rückten. Als aber die Nachricht ankam, daß der in Bayern für ehrlos erklärte Weert und Spork im kaiserlichen Heere angestellt sei, verweigerten die bayerischen Officiere jeden Dienst und nur sehr nachdrückliche Versicherungen, daß jene Beiden mit den bayerischen Truppen niemals in Berührung kommen würden, vermochten sie zu beruhigen. Wrangel mußte sich vor dem 25,000 Mann starken kaiserlich-bayerischen Heere bis an die Weser zurückziehen. Hier würde ihn eine Niederlage ereilt haben, hätte sich General Holzapfel, anstatt auf die Schweden loszugehen, wie es der Kurfürst Maximilian seinem Feldherrn Gronsfeld befohlen, nicht nach Hessen gewandt, um sich an der Landgräfin, die ihn aus ihrem Dienst entlassen, zu rächen. Zwischen dem kaiserlichen und bayerischen Feldherrn mangelte jedes Band der Eintracht. Gronsfeld sandte an den Kurfürsten ein Schreiben, worin er Holzapfel zwar einen tapfern, eifrigen und vigilanten Soldaten nennt, sich aber über seinen Eigensinn, Ungeduld, Impertinenz und hochtragendes confuses Wesen beschwert; kein Mensch könne sich nach seinem Commando richten, was im Kriegsrath beschlossen worden, ändere Holzapfel nach Belieben. Was war für Bayern bei dieser Uneinigkeit der Feldherrn zu hoffen? Holzapfel blieb in Hessen liegen und ließ sich alle Vortheile entziehen, Gronsfeld marschirte nach Franken in die Winterquartiere. Das Jahr endigte damit, daß Maximilian den von Frankreich für aufgehoben erklärten Waffenstillstand auch seinerseits kündigte, wobei er seinem gerechten Befremden über die Wortbrüchigkeit des französischen Cabinets und des Cardinals Mazarin Ausdruck lieh.

Im Februar 1648 vereinigte sich Turenne mit Wrangel; die verbündete Armee, 26,000 Mann zählend, richtete ihren Marsch auf die Donau. Unter steten Zwistigkeiten der Führer eilte das kaiserlich-bayerische Heer an den Lech, um

dem Feind den Eintritt nach Bayern zu wehren. Die Truppen, nur 21,000 Mann stark, befanden sich in dem übelsten Zustande; die eingerissene Hungersnoth trieb Officiere und Gemeine zur Plünderung. Als Maximilian deßwegen verschärfte Befehle erließ, schrieb ihm Gronsfeld, „daß sich bei beiden Armaden über 180,000 Seelen befinden, welche, es seyen gleich Jungen, Feuerknecht, Weiber und Kinder, doch alle sowohl als Soldaten leben müssen. Auf 40,000 Mann gebe man zwar das Proviant her; wie nun die übrigen 140,000 Menschen leben können, wenn sie nit hin und wieder ein Stück Brod suchen thuen, solches sey wider seinen Verstand. . . . . Die Armada, und sonderlich die Cavalleria leidet eine solche Noth, daß nit genugsamb zu beschreiben ist; gestalten ich wohl sagen kann, daß ich es die Tag meines Lebens nit schlechter gesehen". Ueber diese jammervollen Verhältnisse der Armee war der Feind genau unterrichtet und beschloß, dieselben ungesäumt zu seinem Vortheil auszubeuten. Am 17. Mai wurden die Kaiserlichen und Bayern bei dem Flecken Zusmarshausen angegriffen und gänzlich geschlagen; Holzapfel selbst sank, zum Tode verwundet, und erlag bald darauf zu Augsburg seinen Wunden. Gronsfeld führte die Trümmer des Heeres an den Lech, gab aber, ungeachtet des strengen kurfürstlichen Befehls, die Vertheidigung dieses Flusses auf und zog mit einer höchst übel angebrachten, fluchtähnlichen Eilfertigkeit an die Isar zurück. Der Kurfürst ließ ihn wegen der leichtfertigen Räumung des Lechgebietes vor ein Kriegsgericht stellen. Gronsfeld wußte aber seine Vertheidigung so gut zu führen, daß er mit Ehren entlassen wurde.

Nachdem die Schweden und Franzosen — so nannte das Volk die mit Frankreichs Geld erkauften deutschen Söldner — den Lech überschritten hatten, überschwemmten *sie, Alles* verwüstend, das unglückliche Bayern, dessen Kur-

fürſt mit ſeinem Hofe nach Waſſerburg, Braunau und zuletzt nach Salzburg floh. Das arme Land mußte Unausſprechliches leiden. Hütten und Schlöſſer, Dörfer und Städte ſanken von der Wuth des Feuers vertilgt in Trümmer und Schutt, vom Lech bis zur Iſar wälzte ſich Nacht um Nacht die Feuerlohe. Die Saatfelder, der Sichel harrend, wurden niedergeſtampft oder von ruchloſer Hand angezündet. Nichts Menſchliches mehr lebte in dieſen Horden. Städte, die ihre unmäßigen, widerſinnigen Forderungen unmöglich erfüllen konnten, wurden alsbald ganz oder größtentheils den Flammen übergeben; an den Einwohnern übte man teufliſche Grauſamkeiten, unter denen der ſcheußliche „Schwedentrunk" nicht die geringſte war, aus oder tödtete die Unglücklichen. In einzelnen Rotten aufgelöst ſtreiften die Feinde von Dorf zu Dorf, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt; oft ſtießen ſie meilenweit auf kein menſchliches Weſen mehr. Alles, was zu fliehen vermocht, hatte ſich und ſeine Habe hinter den Innfluß gerettet; das volkreiche Land war wie zur Peſtzeit ausgeſtorben. Ueberall Mord, Raub, Plünderung, Brand, grenzenloſes Elend, Thränen und Weheklagen. Kurfürſt Maximilian ſah mit von unſäglichem Schmerz durchwühlter Bruſt den Jammer ſeiner Unterthanen und konnte doch nicht helfen. In dieſen Tagen ſchwerſter Prüfung hielt er ſich am Stabe ſeiner Religion aufrecht. Während ſeines Aufenthaltes zu Salzburg nahte ſich der ſilberhaarige Greis jeden Sonntag, umgeben von ſeiner Gemahlin und den beiden Prinzen Ferdinand Maria und Max Philipp dem Communiontiſche, um mit rührender Andacht ſeinen Heiland zu empfangen, dem er die Leiden ſeines armen Volkes zum Opfer brachte und den er bat, Erbarmen mit dem zertretenen Bayernlande zu haben.

Kaiſer Ferdinand ließ dem Kurfürſten ſein tiefſtes Beileid ausdrücken, daß er wegen des Bündniſſes mit

Oesterreich abermals sein Land habe verlassen müssen. Er tröstete ihn auf die nahende Hülfe, denn schon ziehe der Herzog von Amalfi, Ottavio Piccolomini, mit 12,000 Spaniern aus Belgien heran. Zugleich stellte Ferdinand an Maximilian das Ersuchen, daß er die Wiederaufnahme des Generals Weert in die von tüchtigen Führern entblößte kaiserliche Armee gestatte. Der Kurfürst that es, durch die Nothwendigkeit gezwungen, mit Einwilligung seiner Officiere und unter der Bedingung, daß ihm Weert feierliche Abbitte leiste. Das Generalat über das bayerische Heer übergab er dem Feldmarschall Adrian von Enkevort. Am 15. Juni näherten sich Wrangel und Turenne der Festung Wasserburg, die sie jedoch, da sie stark besetzt war, nicht anzugreifen wagten; sie marschirten also nach Mühldorf am Inn, den sie längs seines Laufes mit Soldaten und Landfahnen besetzt fanden. Zehn Mal versuchte das französisch-schwedische Heer, den Inn zu überschreiten, und ebenso oft wurde es von den Bayern zurückgeschlagen. Mittlerweile traf Piccolomini mit 12,000 Mann ein und nun gingen Wrangel und Turenne vor dem überlegenen Gegner sengend und brennend nach Dingolfing an die Isar zurück, wo sie sich verschanzten; ihnen gegenüber lagerte sich das kaiserlich-bayerische Heer. Nach einem Monat, der unter kleinen Gefechten verstrich, zogen Wrangel und Turenne, durch Hunger und Seuchen gezwungen, gegen Moosburg, dessen Umgegend der schwedische Marschall durch seine Horden verwüsten ließ, während Piccolomini unthätig bei Vilsbiburg stehen blieb. Kurfürst Maximilian bestürmte den kaiserlichen Feldmarschall, ernstlich auf den Feind loszugehen. Piccolomini entschuldigte sich mit den Befehlen des Kaisers, sich nicht zu weit von der böhmisch-österreichischen Grenze zu entfernen. In Böhmen wurde nämlich Prag, dessen *Kleinseite* bereits von Königsmark erstürmt war, von dem

Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, nachmaligem König Karl X. von Schweden, hart bedrängt; derselbe wollte sich der ruhmvoll vertheidigten böhmischen Hauptstadt bemächtigen, um dann Böhmen und Oesterreich zu unterwerfen und in Wien den Kaiser zu zwingen, den Frieden aus den schwedischen Händen entgegenzunehmen. In dieser Furcht schwebend, befahl Ferdinand III. dem Herzog von Amalfi, die letzte verfügbare Armee zu schonen. Maximilian, aufgebracht über das müßige Verweilen Piccolominis, schlug endlich einen sehr ernsten Ton an, indem er dem Herzog von Amalfi schrieb: „Es seyen jetzt nunmehr 27 Tage, seit der Feind von seinem Lager aufgebrochen, und man habe sich dennoch gegen ihn nicht movirt; indeß habe er mit Mord, Raub, Brand und Ranzionieren unchristlich gehauset, so nit geschechen wäre, wann er den so vielen Ordonnanzen parirt hätte. Man verlange zu wissen, ob er dem Feinde nachgehen wolle oder nit. Auf sein ferneres Cunctiren müsse man andere Mittel ergreifen, da er allein schuldig sey, weil man von ihm dazu bezwungen werden wolle".

Diese Drohworte nöthigten den kaiserlichen Feldherrn, aus seiner zuwartenden Stellung herauszutreten. Er brach also gegen München auf. Kaum erhielten Wrangel und Turenne von der Bewegung der kaiserlich-bayerischen Armee Kenntniß, als sie nach Freising und von hier nach Dachau marschirten. In der Nähe des letztern Ortes veranstaltete Wrangel, ein leidenschaftlicher Verehrer des edlen Waidwerkes, eine Jagd. Enkevort und Weert, durch zwei Bauern von des schwedischen Marschalls „Recreation" benachrichtigt, stürzten mit 2000 Reitern herbei, säbelten von Wrangels Schutzmannschaft 200 Mann nieder und nahmen 100 gefangen. Wrangel selbst und sein Generalstab entkam nur zu Fuß auf einem morastigen Weg, den ihm ein angeschossener Hirsch zeigte. Der Marschall büßte

sein Jagdvergnügen mit der Gefangennahme zweier naher Verwandten und mehrerer Officiere, unter denen ein junger Horn, sowie mit dem Verlust von 1000 Pferden, seines goldenen Degens und Tafelgeräthes. Mit diesem Gefechte schlossen die Bayern den dreißigjährigen Krieg, siegreich, wie sie ihn begonnen. Am 12. October 1648 zogen Wrangel und Turenne an den Lech, auf welchem Marsche der Schwede sich für das gestörte Jagdvergnügen durch Einäscherung von zwanzig schönen Dörfern rächte. Während Turenne nach Württemberg in die Winterquartiere ging, eilte Wrangel durch Franken nach der Oberpfalz, um sich in Böhmen mit Königsmark zu verbinden. Piccolomini zog ihm nach. Plötzlich zitterte aus lang verschlossener Brust ein Freudenschrei durch Deutschland — Friede! Dreißig lange Jahre hatte die deutsche Zwietracht das Vaterland mit Blut und Eisen verwildert, gezüchtigt, verwüstet und verelendet. Da erbarmte sich der Allmächtige des thränenbleichen, mit stummer Verzweiflung ringenden Volkes. Zu Münster und Osnabrück hatten endlich die beute- und ländergierigen Fremden, gesättigt mit dem Herzblute des deutschen Volkes, am 24. October dem lang verbannten Frieden die Rückkehr gestattet.

Kurfürst Maximilian zog wieder in seine Hauptstadt ein, welche von den Gräueln des letzten Kriegsjahres verschont geblieben war. Der Friede hatte ihm den Besitz der Kurwürde, der Oberpfalz mit der Grafschaft Cham und Zugehör für alle seine Nachkommen gesichert; dagegen mußte er sich jeglicher Ansprüche auf Oberösterreich und die 13 Millionen begeben. Er wollte sein erschöpftes Land und Volk der drückenden Last der Einquartierung entbürden und dankte seine Kriegsvölker alsbald ab. „Es hat etwas Rührendes", bemerkt Schiller deßhalb über Maximilian, „daß von allen deutschen Fürsten er der Erste war, der die Waffen niederlegte." In allen Kirchen ließ der

Kurfürſt dem Himmel feierlich für den wiedererlangten Frieden danken; ſüßer Troſt konnte ihm nur der Gedanke ſpenden, daß die katholiſche Religion in Deutſchland aus der Sturmesnacht des dreißigjährigen Krieges ſich gegen ihre Todfeinde das Bürgerrecht auf deutſchem Boden gerettet. Zwar hatte die Kirche mehrere Stifter verloren, aber noch wies ſie einen anſehnlichen Beſitzſtand auf, noch zählte ſie in Deutſchland drei geiſtliche Kurfürſten, dreiunddreißig Erzbiſchöfe und Biſchöfe nebſt ſiebenzig reichsunmittelbaren Aebten. Ihre Rettung und Erhaltung war nächſt Gott Maximilians unausſprechlich großes Werk, der hehre Lohn für ſeine nie verzagende Thatkraft.

Freilich, ſein Land ſah er, der ſechsundſiebenzigjährige Greis, nach einer mehr als halbhundertjährigen Regierung im Gewande der Armuth, im Elende, in tiefſter Trauer. Bayern, einſt ſo blühend und reich, glich jetzt vom Inn bis zum Lech, von den Alpen bis über die Donau hinaus einer großen Wüſte, aus der die hohlen ausgebrannten Mauern entvölkerter Burgen, Dörfer und Städte wie hülfeflehend zum Himmel emporſtarrten. Das Glück und die Wohlfahrt Tauſender lag unter den Trümmern begraben. Aber Bayern hatte unter Führung ſeines großen Kurfürſten für den katholiſchen Glauben in Deutſchland geblutet, gehungert, geſtritten und gelitten. Das iſt ſein welthiſtoriſcher Ruhm, den es nie vergeſſen möge!

Mit nimmer erlahmender Thätigkeit und wahrhaft väterlicher Sorge pflegte Maximilian am Abende ſeines Lebens ſein ſchwer verwundetes, hart und viel geprüftes Land. Noch verfügte er über anderthalb Millionen, die er trotz der von ihm Jahrzehnte hindurch gebrachten rieſigen Geldopfer mit weiſer Fürſorge in der Abſicht erübrigt hatte, daß ſein Nachfolger nicht gleich zu Anfang der Regierung durch neue Steuern dem Wohlſtand des Volkes an ſeinem Aufleben hinderlich ſein ſolle. In Ungarn

kaufte Maximilian Getreide und Mehl für das hungernde Volk; er ließ sich ein Verzeichniß aller Kriegsschäden anfertigen, um seinen Unterthanen nach Maßgabe seiner Kräfte mit Einsicht und schnell helfen zu können. Hauptsächlich war er bemüht, die Landwirthschaft, Bayerns Lebensmark, aus ihrem gesunkenen Zustande zu heben. Der verarmte Landmann erhielt Saatkorn und herrenlose Aecker und Wiesen gegen geringe Steuern zum Geschenk, um die geringsten Summen wurden von Hintersassen freieigene Grundstücke gekauft und fleißig bebaut. Der Krieg hatte die Zahl der Priester sehr gelichtet und eine Menge Gemeinden von aller Seelsorge entblößt. Vielfach war durch das jahrelange Waffengeräusch und die verwilderten Sitten der Sinn für den geistlichen Stand geschwunden, die studirende Jugend wandte sich größtentheils weltlichen Berufsstudien zu; der Adel war der Mittel beraubt, seine Söhne in den Dienst der Wissenschaften treten zu lassen. Maximilian gründete also mit einer Summe von 200,000 Gulden zu Ingolstadt „unter dem Namen und Schutz der allerseligsten Jungfrau" ein Seminar zur Heranbildung frommer und tüchtiger Priester und zum Unterrichte für die Jugend aus dem Adel- und Ritterstande[1].

Eine bessere Zukunft für das verarmte Bayern sah Kurfürst Maximilian in den sanften Tugenden seines erstgeborenen Sohnes Ferdinand Maria heranwachsen. Unter den Händen einer frommen Mutter und unter der Leitung gelehrter Männer war der Erbprinz an der Seite seines jüngeren Bruders Max Philipp zum hoffnungsvollen

[1] Nicht unerwähnt wollen wir an dieser Stelle lassen, daß Kurfürst Maximilian I. durch Empfehlungsschreiben vom 9. August 1648 dem von dem sel. Bartholomäus Holzhauser gegründeten Institute gemeinsam lebender Weltpriester die Bestätigung des Papstes erwirkte und dadurch sich ein hohes Verdienst um die Bildung und den christlichen Geist des Clerus erwarb.

Jüngling aufgeblüht. Der Kurfürst widmete die Jahre, die ihm der Himmel noch zu leben gestattete, der staatsmännischen Bildung seines jungen Nachfolgers. Eine Fülle hoher Regentenweisheit legte er in einem „Monita paterna" — väterliche Ermahnungen — betitelten lateinisch geschriebenen Buche nieder, das in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde und für sich allein geeignet ist, den hohen Verfasser in die Reihe der weisesten Fürsten aller Zeiten zu stellen. Ergreifend sind die väterlichen, schmucklosen Worte, mit denen Maximilian dieses geistige Vermächtniß an seinen Sohn einleitete: „Da du mich nach meinem Tode nicht mehr als väterlichen Warner wirst zur Seite haben, so hinterlasse ich dir als dein herzliebster Vater diese kurz gefaßte Unterweisung, welche meine Stelle zu jeder Zeit vertreten soll .... Du hast sie bündig zusammengestellt als meines Gemüthes Ausspruch zu betrachten: 1. was du Gott, 2. dir selbst und 3. deinen Unterthanen schuldig bist. Gott ist der Herrscher über Alle, aus seiner Hand kommt jede Macht, jede Ehre und jeder Ruhm; er steht über den Fürsten allen und gibt den Geringen und Großen Gesetze. Wahre Religion besteht in der Verehrung Gottes mit reinem Herzen und unbeflecktem Sinn. Jeden Tag beginne und schließe mit von Andacht erfülltem Gebet. Ehre die Heiligen, vor Allen aber die Himmelskönigin, die Gottesmutter Maria, als die Patronin unseres Hauses und als die süßeste Mutter. Ein Fürst lebt unsterblich fort, mag er nun einen gesegneten oder verhaßten Namen der Nachwelt hinterlassen. Nichts ist ihm zu thun gestattet, was ihm nicht erlaubt ist. Stets muß er vor Augen haben, wozu und wie weit ihm Macht verliehen. Walte mit Milde und Sanftmuth deines Herrscheramtes; es bringt dir Freude und Segen. Hüte dich vor unversöhnlichem Zorn, es möchte sonst Gott mit gleichem Maße vergelten. Wenn du Schuldige strafst, dann genüge dir,

wenn sie zur Erkenntniß ihres Unrechts gelangt sind; denn nicht sowohl die Strafe, als vielmehr die verlorene Gnade des Fürsten treibt den Menschen häufig zum äußersten Verderben. Dagegen kehren Manche mit erneuter Liebe zum Gehorsam zurück, wenn sie die fürstliche Gnade und Verzeihung erlangen. — Obschon die Sicherheit des Volkes ohne Heer, das Heer aber ohne Steuern und Abgaben nicht aufrecht erhalten werden kann, dürfen doch diese letzteren nicht mit Härte eingetrieben werden; die Unterthanen entrichten sie dann um so bereitwilliger. — Der beste Krieg ist kein Krieg; wer das Wort Krieg ausspricht, nennt die Summe alles Elends. Wenn du aber, was der gütige Gott von dir abwenden wolle, durch fremde Ungerechtigkeit zum Kriege gezwungen wirst, dann beginne ihn nicht eher, als bis alle friedlichen Bemühungen erschöpft sind. Wehe dem Fürsten, der sich aus Ehrgeiz und Eroberungssucht in den Krieg stürzt. Nur dann darf er zu den Waffen greifen, wenn die Religion, der Kaiser, das Vaterland und die Bundesgenossen bedrängt sind".

Diese Principien legte Kurfürst Maximilian der staatsmännischen Ausbildung seines Sohnes zu Grunde. Als Ferdinand Maria das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, beschloß sein Vater, ihm huldigen zu lassen. Die Ständedeputirten wurden nach München beschieden und am 9. April 1650 führte Maximilian seinen Erbprinzen in die Mitte der Versammlung. Mit tief bewegter Seele und Stimme setzte der hohe Greis die Motive auseinander, weßhalb er für seinen Sohn den Huldigungseid wünsche. Unter schweren Regierungssorgen und dreißig Kriegsjahren sei sein Haar gebleicht, er fühle jetzt des Alters Bürde und sehe, daß der Tag seines Lebens sich zu Ende neige. Ferdinand Maria, sein Sohn, werde die Regierung führen mit der Anhänglichkeit an seinen katholischen Glauben und der Liebe zu seinem Volke. Die Stände-

abgeordneten leisteten Namens der Landschaft den Eid der Treue und des Gehorsams; ausgeschickte Commissäre nahmen die Huldigung in der Oberpfalz und bei dem Stadt- und Landvolke ein. Ehe Maximilian die Ständedeputirten entließ, zeigte er ihnen an, daß er seinen Sohn mit der Prinzessin Adelheid, Tochter des Herzogs Victor Amadäus von Savoyen, vermählt habe und die Trauung per procuratorem zu Turin vollzogen worden sei. Der Kurfürst hatte diese Wahl in der Absicht getroffen, um Bayern von allen verwandtschaftlichen Rücksichten auf einen größeren Staat und von jeder Beeinflußung durch denselben frei zu erhalten.

Im September 1651 reiste Maximilian mit seiner Gemahlin und seinen beiden Prinzen nach Ingolstadt. In dem neunundsiebenzigjährigen Greis leuchtete die Sehnsucht noch einmal auf, in der nie durch den Fuß eines Feindes entweihten Stadt zu wandeln, deren Mauern ihn einst als wißbegierigen Sohn der Musen beherbergt. Auf der Hinreise berührte er Scheyern, Pfaffenhofen und Reichertshofen, in welch' letzterem Orte er des vor neunzehn Jahren erlebten kurzen Aufenthaltes seines Feindes Gustav Adolph und dessen Vertreibung durch die Croaten mit Vergnügen gedachte. Kanonendonner von den Wällen und nicht enden wollender Jubel der katholischen Bürgerschaft Ingolstadts begrüßte den Landesfürsten in dem silberweißen Lockenhaar. An Maximilians Seele zogen all' die tausendfachen Erinnerungen aus seiner arbeitsamen Studienzeit und die mit Ingolstadt unzertrennlich verbundenen schweren Stunden seiner Kriegsjahre vorüber. Mit stiller Freude nahte er sich den ihm so theuer gebliebenen Stätten. Er nahm die Festungswerke und das Zeughaus in Augenschein und ordnete überall das Nöthige. Am 20. September, einem kalten Regentage, wallfahrtete er nach der unweit entlegenen Salvatorkirche zu Bettbrunn,

um dort für sein Haus, sein Land und das Reich zu beten. Die unfreundliche Herbstwitterung zog ihm eine heftige Erkältung zu, die ihn an's Lager fesselte. Das Uebel nahm einen bösartigen Charakter an, dem die aus München herbeigerufenen Aerzte mit Erschöpfung ihrer Kunst vergebens zu begegnen suchten. Für Maximilian hatte der Tod längst den Schrecken verloren. Vor seinem Krankenlager wurde täglich das heilige Meßopfer dargebracht, wobei er in tiefster Andacht den Leib des Herrn empfing. Aus seinem Gebetbuche, in das er mit eigener Hand in schweren Prüfungstagen manche Gebete eingeschrieben, ließ er sich von seinem Beichtvater vorlesen. Seinem Bruder Albert empfahl er die Sorge für die Kurfürstin und die Prinzen, seinem treuen Minister Grafen Max von Kurz-Senftenau dankte er bewegt für seine Anhänglichkeit und Liebe und bat ihn, dem Vaterlande seine ferneren Dienste zu weihen. Kein Wölkchen trübte den hellen Geist des hohen Kranken, mit klarem Bewußtsein bis zum Ende hauchte er am 27. September 1651, nach einer Regierung von 53 bewegten, stürmischen Jahren, leise betend die große, treue, glaubensstarke Heldenseele aus. Die Eingeweide Maximilians wurden zu Ingolstadt in der Universitätskirche beigesetzt, das Herz kam nach alter, frommer Sitte in die Marienkapelle nach Altötting, wohin der Kurfürst so oft in guten und schlimmen Tagen, in Freud und Leid zur Mutter der Gnaden gewallt. Seinem letzten Wunsche gemäß wurde die sterbliche Hülle prunklos in der Michaelskirche zu München in den Schoß der Erde gebettet; die Kosten eines glänzenden Begräbnisses hatte er für die Armen seines trauernden Landes bestimmt, das an ihm einen Vater seines ganzen Volkes, besonders aber der Armen und Verlassenen, verlor.

Vierzehntes Kapitel.

Charakteristik Maximilians.

Schon über die äußere Erscheinung Maximilians lag jene ernste Hoheit ausgegossen, die, mit ungewöhnlicher Milde geeint, Jeden anzog, der sich dem Kurfürsten nahte. In der majestätischen Haltung des harmonisch gegliederten, mittelgroßen Körpers sprach sich Kraft und Entschiedenheit aus; durchdringend war der Blick des blauen Auges; die Nase war leicht gebogen; das länglich geformte Gesicht scharf markirt; keine Linie in dem schönen, ausdrucksvollen Antlitz verrieth das Dasein einer ungeordneten, die Harmonie der Seele störenden Leidenschaft; auf der hohen, gewölbten Stirne thronte die Würde des Herrschers. In diesem Bilde schildert ein zeitgenössischer Biograph den großen Kurfürsten. Wie der nach langem Sturm klar sich glättende Spiegel eines Sees, so heiter, ruhe- und friedevoll war Maximilians Seelenleben. An Seelenstärke und Energie des Wollens übertraf ihn keiner seiner viel gepriesenen Gegner; diese unbeugsame Willenskraft hatte alle unedlen Regungen seines Gefühlslebens niedergerungen; durch sie wurde es ihm möglich, mit souveräner Ruhe und edlem Gleichmuthe dem wilden Wechsel des Schicksals Jahrzehnte lang gegenüberzustehen. Dieser Willensstärke entsprach jenes fürstliche Selbstbewußtsein, mit welchem der Kurfürst jeder von Hoch oder Nieder versuchten Schmälerung seiner Selbstständigkeit entgegentrat. Souverän in

Allem, was sein Wollen und Denken beschäftigte, war er es nicht minder in seinen Regierungshandlungen. Wenn man ihm, nicht mit Unrecht nach unseren modernen Anschauungen, sein oft absolutistisches Selbstentscheiden und Selbsthandeln in den wichtigsten Landesangelegenheiten vorgeworfen hat, so darf man hierbei weder den Charakter der Zeit, noch die Ueberlegenheit seiner Person, noch das bestehende Recht außer Acht lassen. Wenn man sich in jene wild gährende Zeit voll Trotz und Unbotmäßigkeit, voll schändlicher Mißachtung des Heiligsten zurückversetzt, wer sich den durch seine natürliche Begabung und durch die Lehren seiner Kirche so hoch gebildeten Geist des Fürsten dem wüsten Treiben gewissenloser Sophisten gegenüber denkt, die ihre frevle Demagogie als Freiheit, ihre unersättliche Ländergier als Religion ausgaben, wer überhaupt die Zeit Maximilians in ihrer Eigenart nimmt und beurtheilt, dem wird ein kräftiges, entschiedenes Regiment keineswegs mit Absolutismus gleichbedeutend sein, am allerwenigsten in Deutschland. Erklärter Feind jeder Bewegung, die auf den Sturz der von Gott gesetzten Ordnung in Staat und Kirche hinzielt, erkannte Maximilian, indem er mit scharfem Geistesauge die Kruste der Ereignisse durchbrach und, deren Wesen erfassend, in die Tiefe drang, in der von Luther inaugurirten Kirchenspaltung die im Gewande kirchlicher „Reform" nur um so gefährlichere revolutionäre Idee seiner Zeit, und als er sein wuchtiges Schwert in die Wagschale warf, geschah es in dem klarsten Bewußtsein, mit dem Glauben der Väter auch das in seinen Fundamenten unterwühlte monarchische Princip in Deutschland, die Einheit der Nation und ihrer höchsten Güter dem lauernden Untergange zu entreißen. Haben doch selbst protestantische Geschichtschreiber eingestehen müssen, „daß es in Deutschland schwerlich noch Fürstenthrone gäbe, wenn *nicht* Maximilians Siege wie seine Niederlagen die Kraft

des republikaniſchen Elements und die Macht der Ausländer theils aufgehalten, theils ihre Plane vereitelt hätten". Die Rettung der katholiſchen Religion, die das innerſte Leben ſeines religiös-ſittlichen Weſens ausmachte, die Erhaltung des durch die Politik der der „Reformation" anhängenden Freibeuter und Fürſten gefährdeten monarchiſchen Charakters der deutſchen Staatenordnung und die Erhebung und Souveränetät Bayerns — dieſe dreifache Aufgabe füllte das halbhundertjährige Regentenleben Maximilians aus. Er hat ſie gelöst, dieſe eben ſo erhabene als ſchwierige Aufgabe, indem er der Schöpfer der katholiſchen Liga wurde. Die Stellung als Bundesoberhaupt wies dem willensſtarken Beherrſcher des kleinen Bayernlandes die Bedeutung einer europäiſchen Großmacht zu, ohne daß er ſie geſucht hätte. Nichts lag ſeinem religiöſen Charakter ferner, als das Beſtreben, ſich in eitler Ruhmſucht auf den Markt des politiſchen Lebens zu drängen. Ganz Europa beugte ſich nichtsdeſtoweniger der Geiſtesgröße dieſes Fürſten, und die politiſche Welt wußte den Werth ſeines Handelns richtig zu ſchätzen, wenn ſie ihn immer wieder in den Kreis der Verhandlungen über faſt alle auswärtigen Staatsangelegenheiten der vielbewegten Zeit zog; ſo kam es, daß Maximilian während der dreiundfünfzig Jahre ſeiner Regierung mit den Höfen von Oeſterreich, Spanien, Frankreich, dem Kirchenſtaate, England, Dänemark, Schweden und Polen in fortwährendem diplomatiſchem Verkehr ſtand.

Maximilian kämpfte und arbeitete nicht nur für die katholiſche Kirche; er lebte auch, durchdrungen von ihren beſeligenden Wahrheiten, in unverbrüchlicher Treue gegen ihre Satzungen. Nichts fand an ſeinem Hofe Duldung, was Religiöſität oder ſtrenge Sittenreinheit beleidigen konnte. Täglich wohnte er zwei oder drei heiligen Meſſen bei. Er betete viel und häufig; nach ſeinem Tode fand man ſeine

Kniee mit harten Schwielen bedeckt. Gleich seinem Großvater Albrecht V., der mit dem heiligen Franz Borgias und seinem Vater, der mit dem heiligen Carl Borromäus in regem brieflichen Verkehr stand, bediente sich auch Maximilian gerne des Rathes gotterleuchteter Männer, wie er denn mit dem großen Cardinal Robert Bellarmin eifrige Correspondenz pflog. Sein Arbeitsgemach stand im grellen Widerspruch zu der sonstigen Pracht seines Palastes; es war ein kleines, prunkloses Cabinet, mit dem Bilde des Gekreuzigten und seiner heiligen Mutter geziert. Und aus diesem unscheinbaren Gemache ergingen die schwerwiegenden Entschließungen des großen Politikers und Strategen. Im Gegensatz zu den meisten Fürsten seiner Zeit, bei denen Genußsucht und sinnlose Verschwendung fortwährend zu Gaste saßen und die Tage ausfüllten, führte Maximilian das arbeitsame und bußfertige Leben eines Mönches. Er kasteite seinen Leib durch Fasten; unter dem herzoglichen Kleide trug er ein härenes Büßergewand. Seine fleckenlose Sittenreinheit brachte sein Alter bis an die Grenze von achtzig Jahren. Beständig führte er ein Kästchen bei sich, zu dem er allein den Schlüssel besaß. Als man dasselbe nach seinem Tode öffnete, kam, so erzählt Adlzreiter, eine viel gebrauchte Geißel und eine mit Stacheln versehene eiserne Kette zum Vorschein, die er um die Lenden getragen. Das waren seine verborgenen Schätze, das das Geheimniß seiner viel bewunderten Selbstbeherrschung.

Streng gegen sich, hatte er dagegen keine größere Freude, als wenn er das Glück Anderer bereiten und insbesondere die Thränen der Armen und Nothleidenden trocknen konnte. Im Wohlthun war und blieb er Zeitlebens wahrhaft ein Fürst an Freigebigkeit. Stets war seine Hand den Hülfsbedürftigen geöffnet. Jede Woche ließ er durch einen seiner Hofgeistlichen 1000 Gulden an die Armen vertheilen,

die jedoch den Geber nicht in Erfahrung bringen durften; an den Vorabenden der Marienfeste wurden besonders verschämte Hausarme reichlich bedacht. Im Jahre 1626 gründete er mit einem Fond von 260,000 Gulden in München das St. Josephs-Spital für arme Kranke der Hauptstadt und des Landes. Rührend ist die Fürsorge, mit welcher er in dem Landrechte die öffentliche Armenpflege in ganz Bayern ordnete. Kirchen und Klöster besaßen an Maximilian einen wahrhaft königlichen Gönner. Den Jesuiten errichtete er fünf Collegien; den Kapuzinern erbaute er vierzehn, den Franziskanern neun Klöster; Tausende von Gulden ließ er den Carmeliten, Paulanern und Augustinern zufließen. Die chinesische Mission unterstützte er mit einer Million. Als ihn einst der Jesuitenpater Nicolaus Trigautius, der aus dem fernen China zurückgekehrt war, besuchte, schenkte er ihm die Summe von 30,000 Gulden und ein mit so herrlichen Miniaturen geschmücktes Evangelienbuch, daß der Kaiser von China und sein Hofstaat beim Anblick desselben auf die Kniee niedersanken. Bedeutende Geldsummen überwies Maximilian den Franziskanern zu Jerusalem zur Erhaltung der heiligen Orte, des Gottesdienstes und der Klöster; zu Loretto, wo er als Jüngling einst im heißen Gebete geweilt, und zu Maria Einsiedeln stiftete er Ewigmessen. Unter seinen vielen Stiftungen lag ihm besonders das Jesuitencollegium in Lüttich am Herzen, dessen er noch in seinem Testamente eingedenk war. eAls die Stürme des dreißigjährigen Krieges ausgetobt hatten, äußerte Maximilian einst: „Es hat mich nicht im Mindesten gereut, so viele Millionen aufgeopfert zu haben, denn wir haben das Höchste, die Erhaltung unserer katholischen Religion, erreicht". Die brennende Liebe zu seiner Kirche überwog bei Maximilian alle irdischen Rücksichten und brachte stets die Stimme der Politik, mochte dieselbe noch so verlockend sein, zum Schweigen. Bei jedem

Kniee mit harten Schwielen bedeckt. Gleich seinem Großvater Albrecht V., der mit dem heiligen Franz Borgias und seinem Vater, der mit dem heiligen Carl Borromäus in regem brieflichen Verkehr stand, bediente sich auch Maximilian gerne des Rathes gotterleuchteter Männer, wie er denn mit dem großen Cardinal Robert Bellarmin eifrige Correspondenz pflog. Sein Arbeitsgemach stand im grellen Widerspruch zu der sonstigen Pracht seines Palastes; es war ein kleines, prunkloses Cabinet, mit dem Bilde des Gekreuzigten und seiner heiligen Mutter geziert. Und aus diesem unscheinbaren Gemache ergingen die schwerwiegenden Entschließungen des großen Politikers und Strategen. Im Gegensatz zu den meisten Fürsten seiner Zeit, bei denen Genußsucht und sinnlose Verschwendung fortwährend zu Gaste saßen und die Tage ausfüllten, führte Maximilian das arbeitsame und bußfertige Leben eines Mönches. Er kasteite seinen Leib durch Fasten; unter dem herzoglichen Kleide trug er ein härenes Büßergewand. Seine fleckenlose Sittenreinheit brachte sein Alter bis an die Grenze von achtzig Jahren. Beständig führte er ein Kästchen bei sich, zu dem er allein den Schlüssel besaß. Als man dasselbe nach seinem Tode öffnete, kam, so erzählt Adlzreiter, eine viel gebrauchte Geißel und eine mit Stacheln versehene eiserne Kette zum Vorschein, die er um die Lenden getragen. Das waren seine verborgenen Schätze, das das Geheimniß seiner viel bewunderten Selbstbeherrschung.

Streng gegen sich, hatte er dagegen keine größere Freude, als wenn er das Glück Anderer bereiten und insbesondere die Thränen der Armen und Nothleidenden trocknen konnte. Im Wohlthun war und blieb er Zeitlebens wahrhaft ein Fürst an Freigebigkeit. Stets war seine Hand den Hülfsbedürftigen geöffnet. Jede Woche ließ er durch einen seiner Hofgeistlichen 1000 Gulden an die Armen vertheilen,

kurfürstliche Verordnung geäußert. Dies wurde dem Kurfürsten hinterbracht mit dem Bemerken, er solle den Tadler des Dienstes entlassen. „Durchaus nicht", entgegnete Maximilian, „ich würde mich dadurch eines Mahners berauben und dann Vieles nicht erfahren, was mir zu wissen nöthig ist." Dem betreffenden Rath selbst aber befahl er, ihm künftig ungescheut Alles zu sagen, was er tadelnswerth finde.

Als ein christlicher und weiser Fürst ließ Maximilian oftmals Gnade für Recht ergehen. Im Jahre 1634 erhob sich, wie früher erwähnt, das ober- und niederbayerische Landvolk in offenem Aufruhr. Man ertheilte Maximilian den Rath, die Empörung mit Waffengewalt zu ersticken. Allein der Kurfürst wollte zu dem Herzen seines Volkes auf dem Wege der Güte gelangen und ließ durch einen frommen Kapuzinermönch die Aufständischen an die beschworne Pflicht ihres Gehorsams erinnern und ihnen billige Vorschläge machen; der größte Theil des Volkes gehorchte der Sprache der Milde und Sanftmuth. Von Maximilian stammt das politisch tiefe Wort: „Man müsse das Unrecht hassen, den Fehlenden aber verzeihen. Dadurch werde die von Gott dem Fürsten verliehene Gewalt in's richtige Verhältniß gebracht, daß dieser weder Alles ungeahndet lasse, noch alle Vergehen mit Strafe belege. Würde die Liebe Gottes mit den Bösen nicht Nachsicht üben, so wäre das Menschengeschlecht schon lange zu Grunde gegangen". Von dieser eines christlichen Fürsten würdigen Anschauung wich Maximilian während seiner Regierung nie ab und stets schmerzte es ihn, wenn er sich in die unabänderliche Nothwendigkeit versetzt sah, schwere Strafe verhängen zu müssen. Aber auch da noch handelte er nach dem in seinen „väterlichen Ermahnungen" niedergelegten schönen Grundsatz: „Niemals soll ein Fürst persönlich einen Unterthanen strafen oder tadeln, sondern durch Andere, damit das Ansehen nicht leide und der Untergebene es

weniger schmerzlich empfinde. Belohnungen aber spende er mit eigener Hand, damit er allein den ungetheilten Dank ernte".

Hätte die Vorsehung Maximilians langer Regentenperiode den ungestörten Frieden geschenkt, Bayern würde unter der Aegide eines solchen Fürsten zu dem glücklichsten und reichsten Staate erblüht sein. Aber ein anderes Loos war Bayern beschieden, ein unendlich größeres und, mit christlichem Auge gemessen, ein unendlich glücklicheres. Gott legte in Maximilians Hand das traditionelle Werk seines Hauses, das große Werk der Erhaltung und Vertheidigung der katholischen Kirche in Deutschland, in der wildesten, stürmischsten Zeit, die für Jahrhunderte über Deutschland kommen sollte. Aber wenn auch die Tage der Ruhe und des Friedens nur flüchtig und spärlich in Maximilians Herrscherleben hereingrüßten, mitten in den Vernichtung sprühenden Wettern des 17. Jahrhunderts stand er da, eine helle Leuchte für alle Guten, ein Schrecken aller Bösen. Er hat sich als getreuer Eckehardt des katholischen Glaubens in Deutschland standhaft bewährt und dadurch Bayern zu einer politischen Machtbedeutung und Größe gebracht, die es weder vor noch nach ihm jemals wieder eingenommen. Diese ernsten Lehren aus dem Leben seines großen Kurfürsten kann und wird Bayern nie vergessen!

Maximilians Größe würdigte ein Mann, dem zwar nicht die Autorität des Historikers zusteht, der aber den Ruhm genießt, Meister zu sein in der Kunst, die Menschen zu analysiren. Es ist Schiller, der in seiner „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" über den katholischen Bayernfürsten folgendes beachtenswerthe, wenn auch nicht durchweg der Wahrheit entsprechende Urtheil fällt: „Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen ebenso mächtigen als staatsklugen und tapferen Beschützer. Im ganzen Laufe dieses

Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvortheile und seiner Religion, nie Sklave Oesterreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer besseren Hand, als der Willkür zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, größtentheils geistliche Fürsten, zu unkriegerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden nacheinander ein Opfer des Krieges, und begnügten sich, im Cabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor dem sie sich im Feld nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oesterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung."

Wie einst Kurfürst Maximilian I. das Andenken an seinen Vorfahren, Kaiser Ludwig IV. den Bayer, durch ein prächtiges Mausoleum geehrt, so weihte hinwieder der kunstsinnige König Ludwig I. der Erinnerung an seinen großen Ahnen Maximilian I. ein herrliches Denkmal. Nach Thorwaldsens meisterhaftem Modell erhob sich aus dem Erze türkischer, in der Seeschlacht von Navarin (20. October 1827) erbeuteten Kanonen auf dem wittelsbacher Platz zu München ein stattliches Reiterstandbild. Hoch auf dem gewaltigen Streithengst sitzt die edle Gestalt Maximilians, in den Panzer wie zum Kampf geschnürt, das Schlachtschwert an der Seite. Die geharnischte Rechte ist ausgestreckt, als wolle sie Bayern schirmen und segnen. In wessen Brust regte sich in unsern Tagen beim Anblick dieses sinnigen Denkmals nicht mächtig der Wunsch, daß

Leben in die Erzgestalt kommen und der große Kämpfer herniedersteigen möchte von dem Piedestal, um der von allen Seiten bedrängten katholischen Kirche Schutz- und Schirmvogt zu sein gegen die anstürmende Revolution und die coalirten Mächte des Unglaubens unserer gottentfremdeten und darum so unglücklichen Zeit, daß er wieder, nach dem schönen Ausspruche seines zeitgenössischen Biographen, „wie ein Adler einherschwebe zum Siege Gottes über die irdische Bosheit"! Darf das katholische Bayernvolk mit gerechtem Stolz zu diesem Bilde des größten seiner Fürsten den Blick emporlenken, so darf das übrige katholische Deutschland in dem großen Kurfürsten Maximilian I. von Bayern den Retter seines Heiligthums, des katholischen Glaubens, sehen und ehren. Möge sein Beispiel allen Katholiken Deutschlands, besonders aber den Bayern, in diesen ernsten Tagen vorleuchten!

Sammlung

historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

X

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.

Augustus Welby Northmore Pugin,

der Neubegründer der christlichen Kunst in England.

Zugleich zur

Frage von der Wiederbelebung der Kunst und des Kunsthandwerks in Deutschland.

Von

Dr. August Reichensperger.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1877.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Augustus Welby Northmore

Pugin.

I.

Auguſtus Welby Northmore Pugin ſtammte aus einer altadeligen, urſprünglich ſchweizeriſchen, dann franzöſiſchen Familie. Sein Vater, Auguſtus Pugin, geboren im Jahre 1762, flüchtete während der Schreckenszeit nach England, wo er, Dank zunächſt ſeiner Fertigkeit in der Architektur-Malerei, welche er als Dilettant geübt hatte, bei einem hervorragenden Architekten Namens Naſh ihm ſeinen Lebensunterhalt gewährende Beſchäftigung fand. Allmählich bildete er ſich zu wahrer Meiſterſchaft aus, indem er vorzugsweiſe der im Beginne unſeres Jahrhunderts hier und da hervortretenden, damals jedoch nur höchſt ſporadiſch als Mode ſich geltend machenden Liebhaberei für gothiſche Bildungen ſich zuwendete. Er that ſich in einer Weiſe hervor, daß ihm die Hand einer nicht bloß durch ihre Schönheit ausgezeichneten jungen Dame, Catharina Welby, Tochter eines angeſehenen Rechtsanwaltes, zu Theil ward. Im Verein mit Willſon, einem gründlichen Kenner der mittelalterlichen Kunſt, veröffentlichte er im Anfange der zwanziger Jahre ein Bilderwerk über gothiſche Baukunſt (Specimen of Gothic Architecture), welches Aufſehen erregte, und begab ſich demnächſt im Jahre 1825 mit einigen ſeiner Schüler nach der Normandie, wo er mit dem um die chriſtliche Kunſt hochverdienten Begründer der großen franzöſiſchen Kunſtgenoſſenſchaft: Société française pour la conservation

des Monuments historiques, Arciſſe de Caumont, in nahe und dauernde Beziehung trat. Eine Frucht dieſes Ausfluges war eine Schrift über normanniſche Bauwerke, an welche ſich ſpäter noch andere Publicationen über die Architektur London's u. ſ. w. anreihten. Der Einfluß, welchen die Werke des älteren Pugin auf die damalige, durchweg in unverſtändigen Nachahmungen vielfach dem heutigen Bedürfniſſe nicht entſprechender mittelalterlicher Bildungen ſich ergehenden Baupraxis ausübten, iſt, ſoweit ſie überhaupt das Gebiet der Gothik betrat, nicht hoch anzuſchlagen; wohl aber wohnt denſelben, in Verbindung mit den lebendigen Lehren ihres Verfaſſers, inſoferne eine nicht geringe Bedeutung ein, als dadurch die Geiſtesrichtung des Sohnes beeinflußt und insbeſondere der Grund zu deſſen ſo ſeltener Fertigkeit im Auffaſſen und Darſtellen gelegt ward. Letzterer, unſer Auguſtus Welby Pugin, war in London am 1. März 1812 geboren. Sein katholiſcher Vater ließ ihn proteſtantiſch taufen und im Proteſtantismus erziehen. Obgleich von ſehr zarter Körperbeſchaffenheit, zeichnete er ſich doch ſchon als Schulknabe in allen Lehrgegenſtänden aus. Ohne eine höhere Schule beſucht zu haben, begann er ſeine künſtleriſche Laufbahn in dem Atelier ſeines Vaters, deſſen Schüler durch die Hausfrau in gar ſtrenger Zucht gehalten wurden. Sein Weſen hing ſchon gleich anfangs ſtärker nach der poetiſchen Seite der Gothik hin, als mit der Rückſicht auf materiellen Erwerb verträglich war; alte Burgen und Ritterromane übten eine beſondere Anziehung auf ihn aus; jedoch blieb Kopfhängerei ihm ſtets fremd; vielmehr ſpielte ſein Witz in Bild und Wort mit ſeiner Phantaſie um die Wette und zeigte er ſich zu allerhand heiterem Spuk aufgelegt. Seine Mutter war, wie ſie in einem Briefe an ihre Schweſter ſich ausdrückte, der Meinung, daß dem jungen Auguſtus zu einem Univerſalgenie nichts fehle, als die Gabe, ſich — *gewählt* zu kleiden. Wohl mit mehr Fug hätte ſie die bis

in dessen spätere Lebenszeit dauernde Hinneigung ihres Sohnes zu einem meist an die Matrosentracht erinnernden Phantasie-Costüme aus dessen übersprudelnder Genialität herleiten können. Seine Leidenschaft für Alterthümer trieb ihn zu mancherlei Wagnissen; so z. B. ließ er sich auf der Burg von Rochester, welche ihn besonders lebhaft interessirte, an einem Seile in einen tiefen Brunnen herab, durchforschte unterirdische Gänge, Verließe und dergleichen; mehr als einmal entging er in fast wunderbarer Weise augenfälliger Lebensgefahr. Mittels der Bruchstücke von Gläsern und sonstigem Geschirre, welche er aus dem Burgbrunnen von Rochester heraufbrachte, legte er übrigens den Grund zu einer Sammlung, die sich allmählich zu einem Museum von Bedeutung gestaltete.

Während des Jahres 1827 begab sich unser Pugin mit seinem Vater abermals nach Paris, wo beide an der Cathedrale und sonstigen Baudenkmälern Studien machten. Ein von des Ersteren Mutter in einem Briefe erwähntes Vorkommniß während dieses Aufenthaltes in der Hauptstadt Frankreichs zeigt so recht, wie bedenklich es ist, über die eigene Zukunft ein absprechendes Urtheil zu fällen. Eine Freundin der Frau Pugin schlug derselben in Gegenwart ihres Sohnes dessen Vermählung mit einer ihr verwandten jungen Dame vor; unser Welby, nach wenig Jahren schon einer der eifrigsten Verfechter des Katholicismus, rief entrüstet aus: „Was, ich soll eine Katholikin heirathen? Nie und nimmer wird das geschehen.“ Ohne daß er, wie dieser Ausruf zeigt, eine Ahnung davon hatte, wohin es führe, befand sein Geist sich bereits auf dem Wege zur katholischen Kirche. Einen äußeren Anstoß nach dieser Richtung hin mag sein Enthusiasmus für die mittelalterliche, dem Katholicismus entsprossene Kunst gegeben haben; in noch höherem Maße aber zweifelsohne die von seiner hochbegabten Mutter genährte Abneigung gegen nüchternen Rationalismus

und trockene, langgesponnene Vorträge der presbyterianischen Prediger, auf welche die Familie Pugin angewiesen war.

Nachdem Welby Pugin im Auftrage seines Vaters für mehrere Projecte, insbesondere eines Kirchhofes und einer Einfassung der Themse, die unverwirklicht blieben, gearbeitet hatte, sowie auch für Architekten, welche sich dann mit seinen Federn schmückten, ward ihm Seitens der zu jener Zeit weithin berühmten Goldschmiede Rundell und Bridge der Auftrag, Zeichnungen in mittelalterlichem Style für Silbergeräthe anzufertigen. Weit bedeutender und ehrenvoller war der demnächst ihm gewordene Auftrag, dem mit der Herstellung des Windsorschlosses betrauten, jedenfalls der Aufgabe nicht in jeder Beziehung gewachsenen Architekten Wyattville durch Anfertigung der Entwürfe für das Möbelwerk zur Hand zu gehen.

Während Pugin noch für Windsorschloß arbeitete, ward er durch die Bekanntschaft mit einer bei dem Covent-Garden-Theater angestellten Persönlichkeit Namens Dayes dem Bühnenwesen zugeführt, welches ihn bald so sehr anzog, daß er sich leidenschaftlich auf die Theater-Decorationsmalerei und was Alles damit zusammenhängt, selbst die Maschinerie nicht ausgenommen, warf. Hier durfte seine künstlerische Phantasie einen weit freieren und kräftigeren Aufschwung nehmen, als das gewöhnliche Leben draußen es gestattete; der ganze Reichthum der mittelalterlichen Formenwelt konnte entfaltet und zur Schau gestellt werden. Zu letzterem gab ihm besonders die Aufführung einer neuen Oper: Kenilworth, im Winter 1831 Gelegenheit, und darf man wohl sagen, daß die von Pugin entworfenen Decorationen und Costüme nicht wenig dazu beigetragen haben, seinem Namen und zugleich dem gothischen Style Bahn in die Gesellschaft zu brechen. Bloße Fictionen und rasch vorbeiziehendes, zum *guten* Theile auf Täuschung beruhendes Schaugepränge *konnten* indeß einen so hochstrebenden Geist auf die Dauer

nicht befriedigen. Wohl mehr unwillkürlich als absichtlich suchte derselbe wieder seinen natürlichen Schwerpunkt, sein Gleichgewicht im Verkehre mit dem, gewissermaßen Einförmigkeit mit stetem Wechsel verbindenden, Ewigkeitsgedanken wach rufenden und doch auch wieder zu mannhafter Thätigkeit auffordernden Meere. Er begann mit Ausflügen auf einem eigenen Boote; demnächst aber unternahm er weitere Reisen nach Holland und Flandern, welche zugleich dazu dienten, Kunstwerke und Curiositäten für sein Museum zu sammeln, mitunter auch wohl nebenher einigen Schmuggel zu vollführen, weniger um des Geldgewinnes willen, als weil ihn das Wagniß anzog. Eine dieser Reisen endete mit einem Schiffbruche an der schottischen Küste, aus welchem er so zu sagen nur das nackte Leben rettete. Von einem ihm dem Namen nach bekannten Architekten, Graham, an welchen er sich in Edinburg wendete, ward er auf's Freundlichste mit allem Nothwendigen ausgestattet; derselbe drang aber auch zugleich in ihn, sich fernerhin ausschließlich der Uebung seiner Kunst zu widmen. Durch das Seemannsleben war mittlerweile aus dem zarten, eleganten Jüngling ein derber, zwangloser Bursche geworden, der mit kräftiger Faust jedes Handwerkszeug zu führen verstand. Das praktische Geschick, welches er sich angeeignet hatte, in Verbindung mit der Wahrnehmung, daß auch noch so sorgfältig von ihm ausgeführte Zeichnungen, wie er deren viele, namentlich für decorativ gehaltene Einzelheiten, in gothischem Style aus Auftrag von Architekten anfertigte, nicht verstanden oder mangelhaft wiedergegeben wurden, brachte ihn auf den Gedanken, eine Werkstätte einzurichten, in welcher dann unter seiner Leitung das von ihm Entworfene ausgeführt wurde. Die Verwirklichung dieses Gedankens war indeß mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Zufolge des After-Classicismus und der Geschmacksmengerei, welche damals in der englischen Kunstwelt herrschten, wie bei uns

zu Lande noch heute, war das Handwerk aus Rand und Band gekommen, da es demselben an festen Grundprincipien und Traditionen gebrach, ohne welche zu einer wahren Virtuosität nicht zu gelangen ist. Natürlich vertheuert auch der Mangel an Uebung und Sicherheit die Arbeit nicht wenig, zumal wenn, wie es bei der Gothik der Fall ist, lebendige Bewegung mit strenger Gesetzmäßigkeit und technischer Genauigkeit verbunden sein muß. Da Pugin überdieß zu nichts weniger als einem Geschäftsmanne, im kaufmännischen Sinne des Wortes, angelegt war, so stellten sich bald Geldverlegenheiten bei ihm ein, die im weiteren Verfolge einen so ernsten Charakter annahmen, daß er nur durch die Dazwischenkunft zweier Freunde seines Vaters, der Verleger Weale und Hogarth, am Schuldengefängnisse vorbeikam.

Weder seine Seefahrten noch auch seine finanziellen Bedrängnisse hatten die Fäden zu zerreißen vermocht, welche den jungen Pugin mit dem Covent-Garden-Theater verbanden; insbesondere blieb ihm der bei demselben angestellte obengenannte Dayes schon insofern nahe, als er eine Verwandte desselben, ein Fräulein Garnet, umwarb und demnächst zu seiner Lebensgefährtin erkor. Diese Ehe war nur von kurzer Dauer: am 27. Mai 1832 starb die junge Frau im Wochenbette; ihr Kind, eine Tochter, überlebte sie. Tiefgebeugt durch diesen Schlag sehnte Pugin sich nach einer geregelten, einem festen Zielpunkte zugewendeten Thätigkeit, möglichst ferne vom Getümmel des großstädtischen Lebens. Nach einem vergeblichen Anlaufe, in der Nähe der Stadt Christchurch, in deren alterthümlicher Hauptkirche seine hingeschiedene Frau begraben worden war, sich eine Niederlassung zu gründen, erbaute er sich unweit Salisbury ein Haus in mittelalterlichem Styl, worin indeß seine Liebhaberei für Burgbauten sich noch etwas über Gebühr auf Kosten der Zweckmäßigkeit geltend machte. Von diesem seinem Wohnsitze aus unternahm er Ausflüge nach den ihm noch unbekannt gebliebenen

Baudenkmälern, indem er auf denselben zugleich seine Kunstsammlung mit Seltenheiten aller Art bereicherte. Jedenfalls brachte er stets Aufnahmen und Zeichnungen mit, deren, nach dem Urtheile eines der genialsten Architekten Englands, William Burges (Arts applied to Industry, p. 110), kaum jemals erreichte doppelte Meisterhaftigkeit bewundernswerth ist, da er sie mit der größten Schnelligkeit auf das Papier zu werfen pflegte. Schreiber dieses hat im Jahre 1865 eine Reihe allmählich so entstandener Skizzenbücher im Pugin'schen Familienhause gesehen, welche um so schätzbarer sind, als sie nicht wenig seitdem Untergegangenes in sich beschließen.

Mit wahrem Feuereifer nahm Pugin sich nämlich der durch den Unverstand bedrohten Kunstwerke an und war bemüht, die der Zerstörung preisgegebenen wenigstens im Bilde der Nachwelt zu erhalten. Ganz besonders ward natürlich sein Interesse durch die herrliche, in frühgothischem Style erbaute Cathedrale von Salisbury in Anspruch genommen, welche aber zufolge des Unverstandes und der Gleichgültigkeit der maßgebenden geistlichen Würdenträger eine wahrhaft brutale Restauration, im damaligen Sinne dieses Wortes, zu erleiden gehabt hatte, um sie dem Tagesgeschmacke näher zu bringen. Wer nur einiges Verständniß und Interesse für die Kunst des Mittelalters in sich trägt, muß Vorkommnisse solcher Art, welche damals auch noch in England sozusagen alltäglich waren, schmerzlich empfinden; um wie viel mehr ein Mann wie Pugin, dessen Liebe für jene Kunst bis zum Enthusiasmus gesteigert war. Der Rahmen gegenwärtiger Schrift gestattet es nicht, auch nur einen Theil der Briefe mitzutheilen, in welchen er seiner Bewunderung über die von ihm in Augenschein genommenen Bauwerke und seinem Ingrimm über die Mißhandlung derselben freien Lauf läßt. Ferrey's Biographie Pugin's enthält einige im Oktober 1833 an einen Freund Namens

Osmond gerichtete Briefe, welche in diesen beiden Beziehungen sehr charakteristisch sind. In einem derselben feiert Pugin, man könnte sagen, im Tone des Schwärmers, wenn er nicht des Warum sich so vollständig bewußt gewesen wäre, die Herrlichkeit der Cathedrale von Wells: Gothic for ever! (die Gothik für immer!) ruft er begeistert aus, nachdem er zwischen der Schönheit der Antike und der aus dem Christenthum erblühten mittelalterlichen Kunstweise einen eingehenden Vergleich gezogen. Nicht wenige dieser Briefe sind mit Initialen, Randzeichnungen und sonstigen auf den Text bezüglichen Skizzen ausgestattet, welche den pikanten Reiz seiner Schreibweise noch wesentlich steigern und so recht zeigen, wie sehr er damals schon die Formensprache des Mittelalters beherrschte, von dessen Geist er sich immer mächtiger angezogen fühlte. Natürlich drängte sich ihm die Frage auf, ob dieser in den Formen sich kundgebende Geist auch noch im Inneren der von denselben umschlossenen Räume fortlebe, und Pugin war nicht der Mann, solcher Frage aus dem Wege zu gehen, sich, wie so viele sogen. Kenner es thaten und thun, lediglich dem ästhetischen Genusse hinzugeben oder seinen kritischen Scharfsinn nach außen hin zu bekunden. Das Ergebniß seiner Beobachtungen und seines Nachdenkens nach jener Richtung hin ward ein für den Protestantismus immer ungünstigeres. Schon in einem im Januar 1834 an Osmond gerichteten Briefe findet sich die Aeußerung, daß, wie seiner, durch reifliches Erwägen gewonnenen Ueberzeugung nach nur die römisch-katholische Kirche die wahre Kirche sei, auch auf ihr allein der erhabene Styl der mittelalterlichen Baudenkmale neues Leben schöpfen und verjüngt erstehen könne. Vorher hatte er sich über das Verhalten von Mitgliedern des anglicanischen Klerus in beißender Weise geäußert; allein Wahrnehmungen dieser Art so wenig wie Betrachtungen rein ästhetischer Natur führten *ihn* der katholischen Kirche zu, wenngleich sie allerdings in

dieſer Beziehung einen nicht unerheblichen Einfluß übten. Hören wir, wie Pugin ſelbſt über dieſen Punkt ſich öffentlich äußerte: „Meine Erziehung“ — ſo lauteten ſeine Worte — „war ſicher nicht von der Art, mich zum Katholicismus zu führen. Ich war gelehrt worden, ihn durch dasſelbe entſtellende Medium zu betrachten, wie es Seitens der großen Maſſe meiner Landsleute geſchieht. Demzufolge geneigt, alles Mögliche in Betreff desſelben zu glauben, war ich erfüllt von den landläufigen Vorſtellungen von Foltern, Zangen, Scheiterhaufen, Götzendienſt, Sündenſchacher und was dergleichen mehr iſt; ich war gefangen in dem ſo weithin gebreiteten Lügengewebe, welches ſo leicht dazu führt, daß man verabſcheut oder fürchtet, was man mit Freude und Ehrerbietung annehmen würde, wenn man es im Lichte der Wahrheit erblickte. Mit ſo verkehrten Anſichten ging ich an das Studium der Kunſt. Bald jedoch empfand ich die Nothwendigkeit, Studien für mich ganz neuer Art zu machen. Urſprung, Zweck und Gebrauch der Werke, welche mich intereſſirten, war mir durchweg nicht bekannt; als ich mich dann des Studiums der Liturgie befleißigte, welch' ein neues Feld eröffnete ſich da vor meinen Blicken! Mit welcher Wonne gewahrte ich die Angemeſſenheit eines jeden Theiles dieſer glorreichen Bauwerke für die Kirchengebräuche, zu deren Feier ſie errichtet worden waren! Der Gottesdienſt, welchem ich gewohnt war, beizuwohnen, erſchien mir nur noch als ein kalter, herzloſer Ueberreſt hingeſchwundener Herrlichkeit; jene Gebete, die ich in meiner Unwiſſenheit dem Frommſinn der Reformatoren zugeſchrieben hatte, gaben ſich mir als abgeriſſene Bruchſtücke des feierlichen, einheitlich geſchloſſenen Gottesdienſtes der alten Kirche zu erkennen. Je länger ich mich mit den gläubigen Chroniſten der Vorzeit beſchäftigte, um ſo mehr gewahrte ich, wie die neue Religion durch Tyrannei und Blutvergießen eingeführt worden, wie endloſe Widerſprüche und Spaltungen unter ihren Ver-

breitern herrschten, wie Verwüstung und Zerstörung ihre Fortschritte begleiteten. Dem Allem gegenüber erblickte ich die katholische Kirche, wie sie in ununterbrochener apostolischer Nachfolge dastand, denselben Glauben, dieselben Sacramente und Ceremonien, ihrem Wesen nach unverändert und unveränderlich durch jedes Klima, jede Sprache und Nation überliefernd. Während mehr als drei Jahren lag ich ernsthaft dem Studium des so überaus wichtigen Gegenstandes ob. Die unwiderstehliche Kraft der Wahrheit drang in mein Herz und freudig unterwarf ich mein eigenes trügliches Urtheil den unfehlbaren Entscheidungen der Kirche; indem ich mit Herz und Seele ihren Glauben und ihre Disciplin annahm, wurde ich ein demüthiges und, wie ich vertraue, ein durch und durch gläubiges Mitglied derselben. Demnach hoffe ich, daß meine Conversion in christlicher Liebe nicht länger mehr allein meiner Bewunderung künstlerischer Schönheit beigemessen werden wird. Wie bereitwillig ich zugestehe, daß diese Schönheit zuerst meine Aufmerksamkeit auf den Katholicismus hingelenkt hat, ebenso entschieden betheuere ich, daß ein so wichtiger Schritt nur auf die dringendsten Gründe hin nach langer, vielseitiger Prüfung von mir gethan worden ist." Der Verfasser des vor einigen Jahren erschienenen Werkes: History of the Gothic Revival, Karl Eastlake, gewiß ein unverdächtiger Schiedsmann, bezeichnet denn auch den Religionswechsel Pugin's als das Ergebniß weit ernsterer als bloß ästhetischer Erwägungen.

II.

Die Zeit der Einkehr Pugin's in die katholische Kirche wird von Rosenthal (Convertitenbilder II. S. 110) in den Anfang des Jahres 1836 gesetzt; nach einer mir von dem ältesten Sohne unseres Pugin, Eduard, gewordenen Mittheilung soll dieselbe bereits im Jahre 1834 stattgefunden

haben. Etwas ganz Bestimmtes vermochte er indeß nicht anzugeben. Diese Unsicherheit erklärt sich aus Umständen, deren Darlegung hier zu weit führen würde. Jedenfalls hatte sich das geistige Leben Pugin's schon seit längerer Zeit um den Mittelpunkt der katholischen Christenheit bewegt, als er in einer 1836 veröffentlichten, „Die Contraste" betitelten Schrift vor aller Welt sein Glaubensbekenntniß als Katholik ablegte. Der Hauptzweck dieser Schrift ging, wie schon das Titelblatt besagte, dahin, den Verfall der Architektur und der mit ihr in Verbindung stehenden Künste zufolge des Eindringens der sogenannten Renaissance zur Erkenntniß des großen Publikums zu bringen. Pugin hatte Lebenserfahrung genug, um zu wissen, daß nur von diesem, nicht aber von den Praktikern ein Umschwung ausgehen könne. Für letztere ist natürlich nichts bequemer und zugleich ihrem materiellen Interesse entsprechender, als die Herrschaft der principlosen Routine, welche es ermöglicht, ohne viel Kopfbrechens durch das Baugeschäft viel Geld zu verdienen. Allein wie dem Volke begreiflich machen, daß die ihm angerühmte Renaissance eine eben so trügerische wie verführerische Etikette, daß das Gerede von „moderner Cultur" auf dem Architektur-Gebiete, wie vielfach anderwärts, nur die Verkommenheit verhüllender Dunst sei, daß eine Umkehr nach vor Jahrhunderten schon verlassenen Pfaden Noth thue? Zwar ist das englische Volk schwerer als irgend ein anderes durch hohle Phrasen zu bestechen, obgleich oder vielmehr weil der in demselben herrschende freiheitliche Sinn nicht duldet, daß ihm durch Schul- und Militär-Zwang und gehäufte Examina, was man so gemeinhin „Bildung" zu nennen pflegt, von Staatswegen beigebracht wird, eine Bildung, die jedenfalls auf die Dauer Oberflächlichkeit und Charakterlosigkeit im Gefolge hat. Allein anderseits sind diesem Volke gewisse Vorurtheile seit Generationen so gewaltsam eingeimpft worden, und haben von mehr als einer Seite

her eine so sorgsame Pflege gefunden, daß ein vereinzeltes Angehen gegen dieselben sich fast als ein verzweifeltes Beginnen darstellte. Dazu gehörte, als Pugin hervortrat, vor Allem die Abneigung — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — gegen den römischen Katholicismus und dessen Schlußstein, gegen das Papstthum. Da nun letzteres während des Mittelalters in besonderer Machtfülle geglänzt und gleichzeitig der gothische Baustyl seine höchste Blüthe entfaltet hat, so war es für die Nopopery-Schreier ein Leichtes, die Unpopularität des Papstthums auf diesen Styl zu wälzen. Bekanntlich bedient sich ein nicht kleiner Theil unseres deutschen Kunstliteratenthums noch heutzutage dieses Stratagems; nebenher werden auch wohl noch die alten Franken und Normannen, deren Genie die Gothik entsprungen ist, zu Franzosen gestempelt, damit ja die germanische Flagge nicht die „ultramontane" Waare decken kann. Mochten auch, wie gesagt, die englischen Protestanten die Intoleranz nicht so weit treiben, wie unsere „liberalen Träger der modernen Cultur", die beispielsweise für das Bildniß eines Joseph Görres, weil derselbe neben der Freiheit seines Vaterlandes auch die seiner Kirche verfocht, im Vestibül des Reichstagsgebäudes keinen Platz fanden, während dort ein Pfizer, ein Mathy und dergleichen Leute mehr als hervorragende Patrioten der Neuzeit figuriren; immer war doch für eine Schrift, deren Verfasser sich offen als römisch-katholischer Convertit zu erkennen gab, kaum ein Erfolg zu erwarten; um so weniger war ein solcher zu erwarten, als bei den irländischen Katholiken die Gothik als „sächsische" Kunstweise (Saxon Art) in Mißcredit stand und ein namhafter Theil der englischen dem romanisirenden Zopfthum entschieden zugethan war. Angesichts dieser so ernstlichen Gefährdung des Erfolges seiner Bestrebungen verfiel Pugin auf ein scheinbar sehr nahe liegendes, jedenfalls eben so *sinnreiches* als zweckmäßiges Auskunftsmittel. Er stellte ge-

treue Abbildungen der verschiedensten mittelalterlichen, kirchlichen wie profanen Zwecken dienenden Kunstgebilde den gleichen Zwecken dienenden modernen auf einem und demselben Blatte gegenüber, so daß die Unterschiede direkt in's Auge sprangen, sozusagen handgreiflich wurden. Angesichts dieser Doppelbilder, siebenzehn an der Zahl, mußte die Schönrednerei der Modernisten verstummen. Die nichtssagende Erscheinung der pseudo-classischen und der pseudo-renaissancistischen Machwerke, ihre fade, abgestandene Principlosigkeit bildete gewissermaßen die Folie, auf welcher die mit Zweckmäßigkeit verbundene harmonische Einheitlichkeit der Bildungen im gothischen Style sich erst so recht geltend machte. Eine thurmgekrönte mittelalterliche Stadt tritt da der, meist nur durch Dampfschlöte gebrochenen Plattheit einer im „Lichte" des 18. und 19. Jahrhunderts erwachsenen gegenüber; von der Cathedrale an bis herab zum Grabdenkmale wird der Gegensatz illustrirt; die Privatwohnungen mit ihren Geräthschaften, die Kaufläden, die öffentlichen Brunnen, die Brücken, ja selbst das Gefängniß der Neuzeit müssen angesichts ihrer gothischen Nebenbuhler selbst von ihrer traurigen Entartung Zeugniß ablegen, sozusagen ihre eigenen Ankläger werden. Bei solcher Evidenz der bildlichen Beweisführung bedurfte es zusätzlicher Worte im Grunde nur noch, um das Warum des Herabsinkens der wundervollen Kunst des christlichen Mittelalters in die moderne, geistlose Plattheit darzulegen. Davon ausgehend, daß die Architektur zugleich den Mittelpunkt und den Grademesser aller Kunstübung bilde, entwickelt Pugin zunächst die der mittelalterlichen Baukunst zum Grunde liegenden Principien und Anschauungen. Er thut dar, wie jene, alle früheren großen Kunstperioden schon im Allgemeinen beherrschenden Principien, im Geiste des Christenthums erneuert und von dessen Licht durchleuchtet, den erhabensten Ideen Ausdruck zu geben und zugleich allen Zweckmäßigkeits-

rücksichten zu entsprechen in einem vorher nicht gekannten Maße geeignet seien, wie die auf dieselben gegründete Kunstweise mit strenger Gesetzmäßigkeit die größte Elasticität und Beweglichkeit nicht bloß gestatte, sondern geradezu erheische. Das Wiederaufblühen und nachhaltige Gedeihen derselben erachtet er wesentlich dadurch bedingt, daß die ausübenden Künstler vom christlichen Geiste durchdrungen sind und den technischen Theil ihrer Kunst vollkommen bemeistern. Es wird dann weiter ausgeführt, wie das Umsichgreifen heidnischer Philosophie, Literatur und Kunst, zunächst in den höheren Gesellschaftskreisen Italiens, und sodann die mit dem sogenannten Humanismus enge verbundene Kirchenspaltung, den Bruch mit den Traditionen des Mittelalters zuwege gebracht haben, so daß dessen Schöpfungen theils verwüstet oder doch ausgeplündert, theils, und zwar namentlich in den Kirchen der katholisch gebliebenen Länder, durch antikisirende Zuthaten, wenn nicht gar durch direkt dem Heidenthum entlehnte Darstellungen und Embleme verunehrt worden seien. Endlich wird noch darauf hingewiesen, wie mit dem Geiste, welcher in den mittelalterlichen Bauhütten und Werkstätten gewaltet und aus dem Volksbewußtsein seine Nahrung gezogen habe, sich allmählich auch die Handfertigkeit der Arbeiter verzogen habe. Während Pugin die Raubgier und die zerstörende Verfolgungssucht Heinrichs VIII. und seiner des Vaters würdigen Tochter Elisabeth brandmarkt, gibt er nicht minder seinem Schmerze darüber Ausdruck, daß selbst am Sitze des Hauptes der Christenheit, namentlich unter dem Pontifikat Leo's X., durch die Erbauung der St. Peterskirche der antikisirenden Neuerungssucht ein nur allzu weithin wirkender Vorschub geleistet ward. Daß Pugin es schließlich an einer Anleitung nicht fehlen läßt, was zu thun und was zu lassen sei, um wieder in die rechte Bahn zu gelangen, braucht *wohl* kaum erst bemerkt zu werden, da das bisher Mit-

getheilte schon ergibt, wie sein ganzes Streben ein wesentlich praktisches war.

Die rücksichtslos einschneidende, feurig begeisterte Sprache Pugin's, in Verbindung mit der ebenso neuen als schlagenden Art seiner Beweisführung, erregte sofort großes Aufsehen; es sammelte sich um ihn eine Schaar von Anhängern, welche, stets zunehmend, bald zur herrschenden Partei wurde. In seiner schon erwähnten „Geschichte des Wiederauflebens der gothischen Architektur" (Cap. 9 S. 145) datirt Eastlake von dieser Schrift den Beginn einer neuen Epoche der britischen Kunst; „so lange noch Kunst in England geübt wird," sagt er, „kann der Name ihres Verfassers nicht der Vergessenheit anheimfallen."

Die erste Ausgabe der Contrasts hatte Pugin selbst verlegt; eine zweite, welche 1841 bei Dolman in London erschien, unterschied sich durch eine größere Ausführlichkeit des Textes und einige thatsächliche, beziehungsweise historische Berichtigungen. In letzterer Hinsicht nahm Pugin insbesondere seine frühere Aufstellung zurück, daß der Verfall der Kunst wesentlich dem Protestantismus beigemessen werden müsse. Allerdings sei, so läßt er sich u. A. in der Vorrede vernehmen, die herrliche Kunstsprache des Mittelalters aus dem Katholicismus erwachsen und bei dem Erscheinen des Protestantismus, theilweise auch wohl durch denselben, in Verfall und auf Abwege gerathen; nicht aber könne der Protestantismus als die Grundursache (primary cause) dieses Verfalls angesehen werden. Vielmehr sei er selbst das Ergebniß einer Lockerung des kirchlichen Glaubens und Lebens, namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft und der daraus hervorgegangenen Hinneigung zu den mit dem Wesen des Christenthums unverträglichen Grundprincipien der griechisch-römischen Literatur und Kunst. So erscheine denn auch der die Consequenzen dieser Hinneigung gleichsam verkörpernde Protestantismus zugleich als eine Züchtigung der von der

Kirche nicht abgefallenen Katholiken für die Sünden ihrer Väter.

Es handelt sich hier um eine unter so mancherlei Gesichtspunkte fallende Frage, daß sie sich schwerlich jemals durch ein einfaches Ja oder Nein beantworten lassen wird. Der vorstehend dargelegten Anschauungsweise Pugin's hat jüngst noch im Wesentlichen auch ein Theologe ersten Ranges, Newman, in seinem, das Gladstone'sche Libell gegen das Papstthum vernichtenden Sendschreiben an den Herzog von Norfolk (A letter addressed to the Duke of Norfolk on occasion of Mr. Gladstone's recent expostulation, p. 61) Ausdruck gegeben, indem er darauf hinwies, wie eine Zeitlang der päpstliche Stuhl von Männern eingenommen war, welche, in allzugroßer Sicherheit sich wiegend, weltlichen Luxus und ein an das Heidenthum streifendes Christenthum (A pagan kind of Christianity) fördern halfen, was dann zu jener schrecklichen Katastrophe geführt habe, zufolge welcher die Hälfte Europa's der Kirche untreu geworden sei. Da der von einer höheren Hand geschützte Glaubensschatz der Kirche stets unversehrt geblieben ist, so berührt das Weitere ihr Wesen nicht; keine historische Wahrheit wird letzteres jemals zu erschüttern vermögen.

Eine Fortsetzung und Ergänzung der Contrasts bildet eine ebenwohl im Jahre 1841 von Pugin unter dem Titel: The truc principles of pointed or christian Architecture (Die wahren Principien der spitzbogigen oder christlichen Baukunst) veröffentlichte, mit vielen Abbildungen ausgestattete Schrift. Es lagen derselben Vorträge zum Grunde, welche er in der großen katholischen Unterrichts- und Erziehungs-Anstalt zu Oscott, bei Birmingham, gehalten hatte. Während in der zuvor charakterisirten Schrift das innere Wesen der Gothik und deren Schicksale in großen Zügen sich dargelegt finden, stellt Pugin hier das technische und *das praktische* Moment in den Vordergrund. In letzterer

Hinsicht wird besonders betont, daß der Glaube, welchem das Werk des Meisters zu dienen bestimmt sei, vor Allem in letzterem leben müsse, indem sonst gar leicht nur todte Schemen zu Tage gefördert würden. Dann aber sollten auch die Auftraggeber niemals vergessen, daß Gott eine ganz besondere Ehre gebühre, und darum möglichst alles ferne halten, was nicht das Gepräge ächter Kunst an sich trage oder gar auf Täuschung des unbewachten Sinnes berechnet sei. Wie selbstverständlich diese Mahnung auch lautet, so wird doch nur allzu oft dagegen gehandelt, leider heutzutage in noch weit ausgedehnterem Maße, als zu Pugin's Zeit. Diese fabrikmäßig gefertigte, auf Grund von Preiscouranten colportirte Dutzendwaare und das Surrogaten-Unwesen bedrohen sogar geradezu alle eigentliche Kunstübung zu kirchlichen Zwecken. Begegnet man nicht fortwährend in den Zeitungen Reclamen, welche den Kirchenvorstehern alles mögliche Bildwerk aus sogenannten „Massen" oder einem sonstigen elenden Materiale, bis zum Zink und Gußeisen herab, Oelfarbendrucke, ja sogar „Kirchenrouleaux à la Glasmalerei" in hochtönender Rede anpreisen! Und nur allzu klar ergibt ein Blick in unsere Kirchen und Kapellen, auf die Kreuzwege u. s. w., daß solche Anpreisungen nicht selten Erfolg haben, daß Zwecken des erhabensten Cultus Machwerke dienen, welche Niemand, dem nur das mindeste Kunstverständniß beiwohnt, in seinem Hause duldet. Die zudem im Grunde meist nur scheinbare Wohlfeilheit derselben kann da nicht einmal als mildernder Umstand in Betracht kommen. Während der früheren christlichen Jahrhunderte, insbesondere während des Mittelalters, bestand an weit mehr Orten als dermalen Geldmangel; man hat sich aber nie solcher Luxus- oder Kunst-Heuchelei schuldig gemacht, wie unvergleichlich mehr auch Cultuszwecken Dienendes damals geschaffen ward, als heutzutage. Alles war mindestens ächt und trug ein individuelles Gepräge an sich.

Die technische Durchführung eines Bauwerkes anlangend stellt Pugin zunächst auf, daß jeder Bestandtheil eines solchen einem bestimmten Zwecke dienen und dieß äußerlich zu erkennen geben, sowie ferner, daß das Ornament aus der Construction hervorgehen, mit derselben organisch verbunden sein müsse; das Schöne habe sich aus dem Nothwendigen zu entwickeln; es dürfe demselben gegenüber sich nicht als eine mechanisch angeheftete Zuthat zu erkennen geben. Mittels einer eingehenden Vergleichung der gothischen Bauart mit der griechischen und römischen und der aus denselben hergeleiteten modernen wird dargethan, wie erstere sowohl in principieller als in praktischer Beziehung bei weitem den Vorzug verdiene, und zwar auch hinsichtlich aller Zwecke oder Bedürfnisse unseres bürgerlichen und unseres staatlichen Lebens. Wie kühn diese Aussprüche, namentlich der letztere, damals erscheinen mußten, läßt sich wohl am besten daraus ermessen, daß heute noch, nach Ablauf von mehr als drei Decennien, nicht bloß die große Masse der sogenannten gebildeten Welt, sondern auch unserer Architekten den gothischen Styl nur für kirchliche Gebäude gelten lassen will. So schwer hält es, alte Vorurtheile zu überwinden, zumal wenn dieselben noch, wie es bei uns zu Lande durchweg der Fall ist, in dem Interesse und der Bequemlichkeit einer Art von privilegirter Kaste eine Stütze finden. Aus diesem letzteren Grunde wird denn auch wohl noch gar lange gegen jenes Vorurtheil angekämpft werden müssen. Zur Zeit begegnet man nur tauben Ohren, wenn man auf das Vorgehen fast aller namhaften englischen Architekten hinweist, welchen es doch wahrlich an praktischem Sinn und an Erkenntniß der Bedürfnisse unseres heutigen Lebens nicht mangelt.

Doch, kehren wir zu Pugin zurück. Im weiteren Verfolge seiner gedachten Schrift weist er nach, wie die allgemeinen, die gothische Architektur durchwaltenden Principien sich in dem *mittelalterlichen* Geräthe jeder Art widerspiegelten, ohne der

Zweckdienlichkeit einerseits und der künstlerischen Phantasie anderseits irgend Eintrag zu thun; wie jene Gesetzmäßigkeit nur eben dazu diente, um leere Phantasterei, stylloſe Willkür ferne zu halten, um der Kunst wie dem Handwerke eine feste, bleibende Unterlage zu gewähren. Dank dieser gemeinsamen Unterlage bestand damals im Grunde keine Trennung zwischen Kunst und Handwerk, sondern nur eine in der vollendeten Meisterschaft gipfelnde Abstufung je nach dem Maße der Begabung und der Geschicklichkeit. Hauptsächlich dadurch, daß der Kunsthandwerker nicht, wie heutzutage, in Stylen verschiedenster Art oder, was weit öfter noch der Fall ist, nach Maßgabe von Künstler- und Besteller-Launen sich hin und her zu bewegen hatte, sondern stets auf einer bestimmten Richtungslinie vorging, erklärt sich die erstaunliche Fruchtbarkeit und Formbeherrschung des Mittelalters auf dem künstlerischen Gebiete.

Auch hier sind den Ausführungen Pugin's Zeichnungen von seiner Hand beigegeben und insbesondere die Unterschiede, beziehungsweise die Gegensätze zwischen antiken, gothischen und modernen Leistungen mittels Nebeneinanderstellung gleichartiger veranschaulicht. Unter den modernen spielen die pseudo-gothischen die traurigste Rolle. Dem Aufleben der ächten Gothik steht in der That kaum etwas Anderes hindernder im Wege, als die falsche, welche durch Nachäffung von Aeußerlichkeiten der ächten auf die Masse der Nichtkenner spekulirt. Dieser Pfuschgothik ist auch noch hauptsächlich die Entstehung des Vorurtheils von der besonderen Kostspieligkeit der mittelalterlichen Kunstweise beigemessen. In Wirklichkeit ist das gerade Gegentheil wahr. Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der gothischen Bauweise beruht eben darin, daß sie möglichst wenig Material beansprucht, indem sie die Massen in Glieder auflöst, sie gewissermaßen verflüchtigt; die Kostspieligkeit eines Bauwerkes aber ist unbestreitbar hauptsächlich durch die Masse des

dazu erforderten Materiales bedingt. Schon der Umstand, daß der bekanntlich dem gothischen Style vorzugsweise eigene Spitzbogen, wie auch die demselben entsprechende Wölbung, weit weniger wuchtige Widerlager erfordern, als der halbkreisförmige Bogen, fällt in Bezug auf Kostenersparung für jenen Styl, und zwar entscheidend, in die Wagschale, da die landläufige Annahme, derselbe erheische ein reicheres Ornament als jeder andere Styl, der Begründung durchaus entbehrt. Es kommt aber noch der weitere Umstand hinzu, daß der Gothik die ganze Stufenleiter der Bogenformen zur Verfügung steht, was ihr zugleich jene Beweglichkeit und eine Elasticität verleiht, vermöge welcher sie, wenn es nur an der Hand des vollendeten Meisters nicht fehlt, am leichtesten jedem Bedürfnisse zu entsprechen im Stande ist.

Auch die stichhaltigsten Gründe reichen nicht aus, um Solche zu bekehren, die nicht bekehrt werden wollen. In diese Kategorie gehörten aber vor Allen diejenigen Architekten, welche nicht die Kraft in sich fühlten, der so bequemen Routine abzusagen und durch mühevolle, voraussichtlich zunächst vielfach von Mißerfolgen begleitete Studien sich die Bahn nach dem von Pugin gesteckten Ziele hin zu brechen. So streckte denn auch in England ein Theil der Modernisten keineswegs alsbald die Waffen; vielmehr erfolgten die heftigsten Angriffe auf den „fanatischen Neuerer", wobei es denn, wie gewöhnlich, an Mißverständnissen, unabsichtlichen und absichtlichen Verdrehungen, Uebertreibungen, ja selbst Verdächtigungen nicht fehlte. Theils zum Zwecke der Abwehr, theils zur größeren Klarstellung seiner Sätze, sowie um deren Probehaltigkeit nach allen Richtungen hin darzuthun, vor Allem aber, um denselben immer mehr Eingang in das Volksbewußtsein zu verschaffen, sie zu populariſiren, ließ unser Meister, ungeachtet der steten Zunahme seiner praktischen Thätigkeit, seine Feder nicht ruhen. Im Jahre 1843 veröffentlichte er eine Schrift unter dem Titel: Eine Apologie

für die Wiederbelebung der christlichen Kunst in England (An Apology for the Revival of christian Architecture in England), die zugleich zeigen sollte, wie er seinen Lehren auch die That entsprechen zu lassen wisse. Es bekunden dieß die Abbildungen von nicht weniger als 25 zum Theil großartiger, von ihm entworfener und unter seiner Leitung vollendeter oder noch in der Ausführung begriffen gewesener Bauwerke, die sich auf dem Titelblatte zu einer wirkungsvollen Gruppe zusammengestellt finden. Im Texte, welchem abermals Parallel-Abbildungen gothischer und moderner Erzeugnisse eingefügt sind, wird zunächst der innere Zusammenhang der mittelalterlichen Kunstsprache mit dem Grundwesen des Christenthums näher dargelegt. Wie die christlichen Satzungen kosmopolitischer Natur sind, so eignet sich auch jene Sprache, vermöge ihrer unbegrenzten Bildungsfähigkeit, für alle Länder und Zeiten; sie ist unerschöpflich in der Erzeugung von Dialekten, je nach der Eigenthümlichkeit der Völker und der Zeitalter, welchen sie zu dienen hat. Unsere heutigen Bedürfnisse anlangend liefert Pugin durch Wort und Bild den augenfälligen Nachweis der zuvor schon gedachten Aufstellung, daß die Gothik auch solchen Aufgaben vollkommen gewachsen ist, welche während des Mittelalters ihr nicht gestellt wurden und werden konnten. Auf das Energischste weist er dann noch den ihm gemachten Vorwurf zurück, daß ihm für die Schönheit der vorchristlichen, insbesondere der griechischen Kunst das Verständniß fehle, eine Anklage, welche auch heutzutage noch gegen Diejenigen erhoben zu werden pflegt, welche an den antikisirenden Fehlgeburten der academisch gebildeten Künstlerschaft sich zur Bewunderung nicht zu erheben vermögen. Grenzte es nicht so nahe an das Spaßhafte, so müßte es den Unwillen aller vorurtheilsfreien Kenner erregen, wenn die Erzeuger und die Lobredner dieser Fehlgeburten, hinter den hohen Gestalten der altgriechischen Meister sich bergend, in deren Namen Solche

anzufeinden sich unterfangen, die selbstlos ihre Kraft daran setzen, um der so tief gesunkenen, an Experimenten aller Art sich erschöpfenden Kunstübung neues, frisches Leben einzuflößen, unsere Gegenwart den glänzenden Kunstperioden der vorchristlichen und der christlichen Vergangenheit wieder einigermaßen ebenbürtig zu machen.

III.

Der Abfall der Architektur von der christlichen Tradition hat den der übrigen Künste, so weit dieselben zu der Architektur in Beziehung standen, nach sich gezogen. Selbst das liturgischen Zwecken dienende Kirchengeräthe leistete der Rückströmung nach der Antike hin kaum Widerstand; die kunstreichsten Gefäße wanderten nach und nach in den Schmelztiegel, um daraus im Geiste der dem neuheidnischen Style, beziehungsweise dem Roccoco huldigenden „Renaissance" verjüngt wieder hervorzugehen. Nicht minder mußte natürlich die sonstige Bildnerei darthun, daß jener Geist sie durchwehe, was denn namentlich durch anatomische und perspektivische Kunststücke und möglichste Entkleidetheit der Figuren (wohl zu unterscheiden von der idealen Nacktheit griechischer Standbilder) bethätigt ward. Im Drange nach „Licht" und freier Aussicht zerschlug man die prachtvollsten Farbenfenster, zerstörte die Lettner — nicht selten Meisterwerke ersten Ranges — entfernte die Triumphkreuze, übertünchte die bemalten Wände, führte man, mit Einem Worte, einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen alles, was einen gothischen oder „altfränkischen", mithin barbarischen Charakter zu erkennen gab. Die unermüdliche Thätigkeit Pugin's erstreckte sich auch über die vorbezeichneten Kunstgebiete; überhaupt hatte er sich die Wiederbelebung des gesammten mittelalterlichen Kunstorganismus, die Herbeiführung des harmonischen *Zusammenwirkens* aller künstlerischen und gewerblichen Fak-

toren zur Lebensaufgabe gesetzt. Wie Bedeutendes er nach dieser Richtung hin schon zur Zeit des Erscheinens seiner „Apologie", besonders im Bereiche der sogenannten Kleinkunst, zu Stande gebracht hatte, ist aus der letzten der darin befindlichen Bildtafeln zu ersehen. Dieselbe zeigt Kirchengeräthschaften in großer Zahl und verschiedenartige sonstige Gebilde, welches alles in den aus dem Geiste Pugin's hervorgegangenen und von demselben belebten, dermalen in höchster Blüthe stehenden Hardman'schen Kunstwerkstätten in Birmingham geschaffen ward und in Bezug auf Formgebung, Aechtheit des Materiales und Tüchtigkeit der Arbeit so ziemlich das Widerspiel der Machwerke bietet, womit unsere Fabriken die Gotteshäuser zu verunzieren pflegen.

Pugin hat die mehrgenannte Schrift dem Grafen Shrewsbury, dem letzten katholischen Repräsentanten des berühmten Geschlechtes der Talbot, gewidmet, einem Edelmanne im eminentesten Sinne des Wortes, welcher seinen Einfluß und seine Glücksgüter, letztere mit fast verschwenderischer Großmuth, der nach jahrhundertelanger härtester Bedrängniß sich in England wieder jugendfrisch erhebenden katholischen Kirchengemeinschaft zuwendete. Als Gast des edeln Lords, von seinem, mittelalterliche Strenge mit den heutigen Anforderungen des Comfort vereinigenden, großartigen Schlosse Alton Towers aus, war es mir vergönnt, einen Ueberblick über nicht wenige der unter seinem Patronate von Pugin geschaffenen Bauten und Kunstwerke der verschiedensten Art zu gewinnen. Alton Towers bildete sozusagen einen Brennpunkt der damals in England beginnenden christlichen Renaissance. Von hier aus erfolgte die Anregung und flossen zum nicht geringen Theile die Mittel zur Errichtung von Gotteshäusern, zu Bauten für Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke, zu Zufluchtsstätten für Solche, welche die Seelenstärke besitzen, allen Weltfreuden absagen zu können, um allein Gott und den hülfsbedürftigen Nebenmenschen

zu dienen. Wie ermuthigend das ebengedachte Patronat für Pugin auch in Bezug auf sein Wirken in anderen Kreisen war, bedarf nicht erst der Darlegung; wohl aber verdient hier bemerkt zu werden, daß überhaupt der Aufschwung, welchen nicht allein die monumentale Kunst, sondern auch das Kunsthandwerk in England genommen hat, großentheils dem Seitens der höheren Gesellschaftsklassen dafür bethätigten Interesse beizumessen ist. Während man durchweg diesseits des Canales in den tonangebenden Kreisen die Kunst sattsam gefördert zu haben glaubt, wenn man irgend einem Bilderverloosungsverein beitritt, eine illustrirte Zeitung und ein Photographien-Album auf dem Salontische liegen hat, mitunter in einer Gemäldegallerie umherspaziert und die Winterabende bald im Theater, bald im Concert verbringt, erachten es im Allgemeinen die Engländer gleichen Ranges, die Handel und Industrie treibenden nicht ausgenommen, sozusagen für eine Ehrenpflicht, kein Geldopfer zu scheuen, um bedeutende Anstalten und Unternehmungen auf dem monumentalen und dem kunstliterarischen Gebiete zu ermöglichen, auch wenn ihnen persönlich keinerlei Vortheil oder Annehmlichkeit daraus erwächst. Hier, wie auf allen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens, begegnen wir noch jenem lebendigen thatkräftigen Interesse am Gemeinwesen, welches die Städte, auch unseres Continentes, so mächtig und blühend gemacht hat, bevor die durch die Renaissance aufgekommene cäsaristische Staatsallgewalt mittels bureaukratischer Vielregiererei ihr Netz ausgespannt hatte. Wer sich eine Vorstellung davon machen will, wie weit ein Pugin es wohl auf deutscher Erde gebracht haben würde, möge die von mir veröffentlichten Briefe unseres gleichstrebenden, hochbegabten Meisters Georg Ungewitter zur Hand nehmen. An einem der zahlreichen Beispiele, welche dafür namhaft gemacht werden könnten, zeigt sich da, mit welcher geringschätzigen Gleich*gültigkeit* und mit welchen Hindernissen bei uns zu Lande

Solche zu kämpfen haben, die ſich gedrungen fühlen, gegen den herrſchenden, amtlich gehegten, geiſt- und charakterloſen Schlendrian vorzugehen.

Pugin's Stift und Feder kannten keine Raſt; ſelbſt im Eiſenbahn-Waggon warf er Zeichnungen auf das Papier. Sein Feuereifer trieb ihn zum Sturmſchritt gegen alles, was ſeinem Ideale entgegenſtand; was immer in künſtleriſcher Hinſicht aus den Fugen gekommen war, ſollte alsbald wieder eingerenkt, jedwede Unbill einer langen Vergangenheit geſühnt werden. So folgte denn u. A. der zuvor beſprochenen „Apologie" ſein Gloſſar für kirchlichen Schmuck und prieſterliches Coſtüm (Glossary of ecclesiastical Ornament and Costume), mit Abbildungen nach alten Muſtern, ſozuſagen auf dem Fuß, ſowie ferner faſt gleichzeitig eine Abhandlung über den damaligen Zuſtand der Baukunſt in England (The present State of Architecture in England). In dieſer Abhandlung führte er früher von ihm Aufgeſtelltes näher aus und verfocht dasſelbe gegen Angriffe und Mißverſtändniſſe, an welchen es nicht fehlte. Das Gloſſar bezeichnete und geißelte die Ausartungen, welche die kirchlichen Trachten, namentlich durch den Einfluß des Roccoco, erlitten hatten; ganz insbeſondere aber wendete es ſich gegen die dem falſchen Claſſicismus entſproſſene Farbloſigkeit des Innern der Gotteshäuſer. Ihrer Grundidee nach ſollen dieſelben bekanntlich das in Farbenpracht ſtrahlende himmliſche Jeruſalem nach Möglichkeit verſinnbilden, und durfte denn auch, bis zum Beginnen der Renaiſſance-Periode hin, einer Kirche, welche auf Vollendung Anſpruch machte, in allen ihren Theilen der Farbenſchmuck nicht fehlen. Als durch den Einfluß des Gelehrtenthums, in Verbindung mit der Neuerungsſucht der ſonſtigen Tonangeber, die Bewunderung der Antike an die Tagesordnung kam, ging man von der irrigen Annahme aus, die Alten hätten von ihren Marmor- und ſonſtigen Hauſtein-Bauten die Farbe ferne gehalten. Dazu geſellte

sich noch die Geringschätzung des Mittelalters, als einer Zeit der Finsterniß und Barbarei, sowie ferner, zufolge des Ueberhandnehmens des Naturalismus, das Hinschwinden des Verständnisses für die Stylanforderungen der monumentalen Decorations-Malerei, welcher man den Mangel an perspectivischer und anatomischer Correctheit nicht verzieh. So verfielen denn die damaligen Culturträger auf ein allerdings sehr einfaches Mittel, der modernen Aufklärung den Sieg über das mystisch-hieratische Dunkel zu verschaffen, indem sie nämlich die alten Farbenfenster einschlugen und die bemalten Wände mit Kalk übertünchten. Weißer Stuck und Lack gelangten in den gebildeten Kreisen mehr und mehr als der Ausdruck raffinirter Eleganz zur Geltung. Kein Wunder, daß die demzufolge in den öffentlichen Gebäuden wie in den Privatwohnungen zur Herrschaft gelangende kalte Eintönigkeit die Augen allem Bunten gegenüber fast krankhaft empfindlich stimmte, daß entschiedene Farben in größeren Massen dieselben geradezu verletzten, mithin als geschmackswidrig geächtet wurden.

Man kann wohl sagen, daß die Wiedereinführung der Polychromie in das Bauwesen hauptsächlich der energischen Befürwortung derselben durch Pugin zu danken ist. Dadurch ward ein in der vorchristlichen Zeit, wie während des Mittelalters, so blühend gewesener Kunstzweig, die höhere Decorations-Malerei, zu neuem Leben erweckt, der künstlerischen Thätigkeit ein weites Feld wieder eröffnet, auf welchem gar Viele, die auf dem Gebiete der Staffelei-Malerei ein kümmerliches Dasein fristen, indem sie mit ihren Productionen den Bildermärkten nachziehen, oder von den Bilderspeculanten ausgenützt werden, die lohnendste Beschäftigung und allgemeine, bleibende Anerkennung ernten können. Selbst die seinem eigentlichen Berufe ferne liegende Kirchenmusik zog Pugin in den Kreis seiner Agitation, indem er sich gegen deren Verweltlichung erhob und für die Rückkehr zur Gre-

gorianischen Tonweise, als der allein der Würde des Gottesdienstes und dem Geiste der Liturgik entsprechenden, auf das Entschiedenste eintrat.

Die unermüdliche Thätigkeit Pugin's nach Außen hin ist um so bewundernswerther, als er mittlerweile in seinem Familienleben schweres Leid zu tragen gehabt hatte. Im Jahre 1844 war er zum zweiten Male Wittwer geworden. Lord Shrewsbury eilte herbei, ihn zu trösten und der Bestattung der hingeschiedenen Lebensgefährtin seines Freundes beizuwohnen, welche in einer nach Pugin's Plan in Birmingham erbauten Kirche erfolgte. Vorher war Pugin nach Ramsgate übergesiedelt, wo er sich ein Haus an der Meeresküste erbaute. Wie an das Schloß des Grafen Shrewsbury, so knüpfen sich für mich auch an diese, in ihrer Art nicht minder kunstreiche Wohnstätte des genialen Meisters überaus angenehme und interessante Erinnerungen. Von seinen Hinterbliebenen freundlichst darin empfangen, konnte ich dasselbe auf das Genaueste in Augenschein nehmen. Von der früheren Liebhaberei Pugin's für den Burgenstyl oder sonstige unpraktische mittelalterliche Eigenthümlichkeiten fand sich keine Spur. Vielmehr zeigte sich hier allerwärts die Gothik als das, was sie, richtig verstanden und gehandhabt, wirklich ist und während ihrer Blüthezeit stets war, als die Architektur der Zweckmäßigkeit in Bezug auf materielle Raumvertheilung, Erleuchtung u. s. w., überhaupt als durchaus rationelles Ergebniß des gesunden Menschenverstandes, wenngleich Alles, bis zum Unscheinbarsten herab, das Gepräge der ästhetischen Grundanschauungen des Mittelalters an sich trug. Wie würde auch die gothische Profanarchitektur in so hohem Maße bei den mehr als irgend ein anderes Volk auf häusliche Behaglichkeit Werth legenden Engländern sich haben einbürgern können, wenn dieselbe einen Verzicht auf diese Behaglichkeit irgendwie erforderte? Freilich bedarf es einer vollständigen Beherrschung des gothischen Styles auf Seiten

des Architekten, um den besonderen Anforderungen unserer Gegenwart genügen zu können, ohne dem Wesen jenes Styles untreu zu werden.

Unmittelbar neben seiner Wohnung legte Pugin zugleich den Grundstein zu einer dem heiligen Augustinus gewidmeten Kirche, in der Absicht, dieselbe auf eigene Kosten zu vollenden. Sein Enthusiasmus für die Sache der Religion und der Kunst ließ ihn nicht erst näher erwägen, ob die ihm zu Gebot stehenden, zufolge seiner Opferwilligkeit auch sonst noch vielfach in Anspruch genommenen materiellen Mittel zu einem so großartigen Unternehmen sich als ausreichend erweisen würden.

Aus mehr als einem Grunde hatte Pugin sich längst schon zu einer Reise nach Italien gedrungen gefühlt; im Jahre 1847 befand er sich endlich in der Lage, dieselbe antreten zu können. Die Eindrücke, welche er in dem Schicksalslande empfing, von welchem aus so viel Heil und so viel Unheil über die Welt ergangen ist, waren sehr gemischter, ja sich einander geradezu entgegenstehender Art. Insbesondere vermochte seine unbegränzte Verehrung des Hauptes der Christenheit nicht eine günstige Stimmung für die äußere Erscheinung der ewigen Stadt in ihm zuwege zu bringen. Was dort der gewöhnliche Tourist, um „gebildet" zu erscheinen, vor Allem bewundern zu müssen glaubt, selbst die Sixtinische Capelle nicht ausgenommen, erfüllte ihn mit einer Mischung von Wehmuth und Bitterkeit. In besonders hohem Maße war dieß hinsichtlich des St. Petersdomes der Fall, welchem die ehrwürdigste, die bedeutungsvollsten Vorgänge und Erinnerungen der Christenheit bergende Basilika des Apostelfürsten Platz machen mußte, als die Neuerungssucht hervorragender, durch den Glanz der antiken Herrlichkeit geblendeter Repräsentanten von Kunst und Wissenschaft gegen die altkirchlichen Traditionen zu Felde zog. Bezeichnend für den Geist, welchem die Bramante, San Gallo und

Michelangelo, zweifelsohne in gewiſſem Betracht unwillkürlich, durch ihre Planirung jenes Domes Ausdruck und Nahrung verliehen, iſt die Thatſache, daß der Engländer Chriſtopher Wren, der Begründer des Freimaurerthums, ſich denſelben als Muſter für die von ihm in London zu erbauende proteſtantiſche St. Paulskirche auserſah. Natürlich fanden die übrigen neueren, ebenwohl dem St. Petersdome, hier mehr, dort weniger glücklich nachgebildeten Kirchen und die den Geiſt des Vitruvius kundgebenden ſonſtigen Bauwerke Roms in noch geringerem Maße Gnade vor den Augen unſeres Gothikers. Wenn er in ſeinen Briefen aus Italien die eben bezeichnete Gattung von Bauten in vielleicht allzu ſtarken Ausdrücken verurtheilte, ſo findet dieß wohl eine Entſchuldigung darin, daß dieſelben nicht bloß zu unzähligen Fehlgriffen von weit ſchlimmerer Art, ſondern auch zu wahrhaft empörenden Zerſtörungen und Verſtümmelungen der herrlichſten Schöpfungen mittelalterlicher Meiſter Anſtoß gegeben, überhaupt vorzugsweiſe die Aera der Pſeudo-Antike und des Zopfthums eingeleitet haben. Anderem in Rom zollte er ſeine, freilich nicht ganz ſelten durch Nebenbetrachtungen etwas herabgeſtimmte Bewunderung. So ſchreibt er beiſpielsweiſe in einem jener Briefe: „Die alten Baſiliken ſind höchſt intereſſant, und wenn man den heiligen Stätten nicht einen ſo elenden, modernen Anſtrich gegeben hätte, ſo würde man ſich alle die wunderbaren, mit den erſten chriſtlichen Zeiten verwachſenen Begebenheiten in ihnen vergegenwärtigen können; — aber wie iſt es möglich, eine Vorſtellung von dem Wohnſitze des heiligen Petrus zu gewinnen, wenn wir ein Ding ſehen gleich einer Seitencapelle von Verſailles oder die Reliquien eines Heiligen in einer Art von Blumentopf?“

Während der Blüthezeit der Gothik hatten die Päpſte bekanntlich leider ihren Aufenthalt in Avignon, wo ein ſtreng gothiſcher Palaſt ihnen als Reſidenz diente; die Stadt Rom war eine Beute ehr- und geldſüchtiger Unruhſtifter, deren

Verwüstungen demnächst im Großen und Ganzen nur Reparaturbauten gestatteten. So fand in Rom mehr als in irgend einer anderen italienischen Stadt die Renaissance freies Feld und konnten die Neuerer, als die Geldquellen wieder reichlich zu fließen begannen, an die Verwirklichung ihrer antikisirenden Ideale gehen, wobei denn auch zugleich vielfach die erwünschte Gelegenheit sich bot, mit den immer noch in ziemlicher Zahl vorhandenen mittelalterlichen Architekturwerken aufzuräumen, oder dieselben doch mindestens zeitgemäß umzugestalten. Hiernach erklärt es sich, daß das übrige, namentlich das nördliche Italien dem Geiste Pugin's ungleich mehr Willkommenes, ja mitunter die köstlichste Nahrung darbot. Die germanische, von den italienischen Renaissancisten durch das Beiwort „gothisch" als barbarisch gekennzeichnete Kunstsprache hatte sich jenseits der Alpen wie in vielen anderen nichtdeutschen Ländern unter dem Einflusse des denselben eigenen Klimas, Materiales, sowie sonst noch in Betracht gekommener Verhältnisse gewissermaßen zu besonderen, den gemeinsamen Grundtypus indeß nie und nirgendwo verläugnenden Dialekten gestaltet. Von dieser in vollendet künstlerischer Form sich kundgebenden harmonischen Einheitlichkeit in der Verschiedenheit fand Pugin sich mächtig angeregt; die mittelalterlichen Schöpfungen, welchen er in Assisi, Perugia, Arezzo, Cortona und gar vielen sonstigen Orten begegnete, besonders auch in Florenz, dem Orte, wo zuerst das Signal zum Abfall von der glorreichen Vergangenheit gegeben worden ist, erfüllten ihn mit Bewunderung. „Ich befinde mich in einer Goldgrube mittelalterlicher Kunst," schrieb er unter Anderem von Florenz aus an den Grafen Shrewsbury, „die Farbenfenster von Santa Croce sind vollendet schön; die Fresken des Fra Angelico bezaubern mich; Italien ist doch an ächtchristlicher Kunst noch ein überaus reiches Land; die Sacristeien sind voll von gothischen Schreinen, Reliquiarien, Kelchen u. s. w."

Obgleich Pugin auch in Rom selbst mit oft recht herbem Freimuth die dort herrschend gewordene Kunstrichtung als eine beklagenswerthe Verirrung bezeichnet hatte, ließen ihn dieß die hohen Würdenträger der Kirche nicht entgelten; vielmehr wurden ihm Seitens mehrerer derselben Auszeichnungen zu Theil; namentlich erwies auch der Papst sich ihm huldvoll, wie er dieß u. A. dadurch bethätigte, daß er den so strengen Kritiker seiner Weltcathedrale in der Abschiedsaudienz mit einer goldenen Medaille beschenkte.

Nach seiner Rückkehr aus Italien schloß Pugin (am 10. August 1848) mit einer für die christliche Kunst begeisterten Dame aus angesehener Familie, der Miß Knill, seine dritte Ehe, bei welcher Veranlassung ihm aus den hohen Kreisen der Gesellschaft, worin sein Wirken vorzugsweise Anerkennung fand, Glückwünsche ermunterndster Art zugingen.

Die Erschütterungen des Jahres 1848 ergriffen Pugin tief, entmuthigten ihn aber so wenig, wie seinen, nicht bloß durch ein gleiches Streben auf dem Kunstgebiete enge mit ihm verbundenen Freund, den Grafen Montalembert, welcher unmittelbar nach dem Ausbruche der Revolution ihm die Worte schrieb: „Was immer auch kommen möge, der Allmächtige wird wissen, wie er seine Kirche gegen die Wuth ihrer Feinde und gegen ihre falschen Freunde zu schützen hat.“ Damals schon scheint der edle Vorkämpfer für alles Hohe und Schöne im Christenthum sich mit der Ahnung getragen zu haben, daß die Letzteren, deren mehrere sein Vertrauen zu gewinnen gewußt haben, der Kirche schmerzlichere Wunden schlagen würden, als ihre offenen Feinde.

IV.

Obgleich Pugin während des Jahres 1851 durch die Londoner Weltausstellung, bei welcher er als Mitglied der

Abtheilung für die schönen Künste fungirte, gar sehr in Anspruch genommen war, fand er doch noch Zeit zur Ausarbeitung und Veröffentlichung eines seiner Hauptwerke, einer Schrift über Lettner und Triumphkreuze (A Treatise on Chancel-screens and Rood-lofts), deren Titelblatt das bezeichnende Motto führt: Ne transgrediaris terminos, quos posuerunt patres tui (Wolle nicht die von den Vätern gesetzten Schranken überschreiten!). Der Lettner ist eine Querbühne zwischen dem Chor und dem Schiffe einer Kirche; an denselben reihen sich die den Chor im übrigen einschließenden Schranken; die Bezeichnung „Lettner" rührt daher, weil auf beiden Seiten der Bühne Lesepulte (lectoria) sich befanden, von welchen herab die Epistel und beziehungsweise das Evangelium verlesen wurden. Ueber dieser Bühne hing an dem Schlußstein des den Chor vom Schiffe trennenden sogenannten Triumphbogens ein mächtiges Crucifix, das Triumphkreuz, mit den Symbolen der Evangelisten an den vier Enden der Kreuzesarme. Entweder auf dem Lettner oder auf einem zwischen den Triumphbogen am Fuße des Crucifixes gespannten Querbalken waren zu beiden Seiten des gekreuzigten Heilandes die Standbilder der Gottesmutter und des Evangelisten Johannes aufgerichtet.

Zufolge der Verwüstungen, womit die letzten Jahrhunderte das Innere unserer Kirchen heimgesucht haben, sind fast allerwärts die Katholiken dermaßen jenes Theiles ihrer Ausstattung entwöhnt worden, daß sie eine möglichst freie Aussicht auf den Hochaltar geradezu als ein Erforderniß oder doch mindestens als einen besondern Vorzug der Construction einer Kirche zu betrachten pflegen. Man sollte glauben, gegen diese Verirrung müßte schon die bloße Erwägung schützen, daß dieselbe eine Verurtheilung der durch alle christlichen Jahrhunderte sich hinziehenden Mehrschiffigkeit unserer Gotteshäuser in sich schließt, deren einzelne, wie z. B. die Antwerpener Cathedrale, nicht weniger als sechs

Nebenschiffe zählen, von welchen aus nicht auf den Hochaltar gesehen werden kann. Wenn die Gegner der Lettner Recht hätten, so wäre die innere Anordnung eines Theaters oder eines Anatomiegebäudes die dem katholischen Cultus am meisten entsprechende. Mag man aber auch dieß mehr äußerliche Moment als nebensächlich außer Betracht lassen zu können glauben, jedenfalls werden die von Pugin dargelegten inneren Gründe für die Unabweisbarkeit der Chorschranken, bei vorurtheilsloser Würdigung derselben, als durchschlagend angesehen werden müssen. In eingehendster Weise thut er dar, wie es sich hier keineswegs um eine bloße Styl- oder gar nur um eine Geschmacks-Frage handelt, wie vielmehr die Natur des katholischen Gottesdienstes und der am Altare gefeierten, scheue Ehrfurcht erheischenden, heiligen Geheimnisse, wie endlich das Verhältniß der Priesterschaft zu den Laien eine äußere Abscheidung des Chores von den Schiffen, sowie in Bezug auf die Nebenaltäre eine gewisse Trennung derselben vom Publikum durch Seitenvorhänge und Schranken gebieterisch erfordern. Gestützt auf die Geschichte, sowie auf Beispiele aus allen christlichen Jahrhunderten und Ländern, ruft er für seinen Satz eine mehr als tausendjährige Tradition an, mit welcher allererst der dem Heidenthume zugewendete Modernismus, bald mehr, bald weniger bewußt, gebrochen habe. Ueber 60 Lettner aus romanischen und germanischen Ländern werden beschrieben und dabei insbesondere dem, selbst von namhaften Kunstgelehrten gehegten Vorurtheile begegnet, als ob die in Rede stehende Einrichtung auf bischöfliche Collegiat- und Ordenskirchen, in welchen ein besonderer Chorgottesdienst stattzufinden hat, beschränkt gewesen sei. Dem prächtig ausgestatteten Werke sind 14 Tafeln mit 33 verschiedenen Abbildungen angefügt. Auf der fünften Tafel erblickt man den mit 21 Statuetten geschmückten, vom Triumphkreuze und den oben gedachten beiden Figuren Maria's und des

hl. Johannes überragten, höchst kunstreichen Lettner, welcher vor wenigen Jahren noch eine Hauptzierde des Domes zu Münster in Westphalen war. Gewiß wäre die nicht genug zu beklagende, lediglich der vom Publikum gewünschten freieren Aussicht auf den Hochaltar zulieb stattgefundene Zerstörung dieses, dem Vandalismus der Wiedertäufer wie durch ein halbes Wunder entgangenen Kunstdenkmales unterblieben, wenn die Betreiber derselben sich zuvor mit der Abhandlung Pugin's, insbesondere mit demjenigen, was er auf S. 33 und 34 über den Dom zu Münster sagt, bekannt gemacht hätten. Als eine Art von Sühne für den so bedauerlichen Mißgriff mag es gelten, daß die dem Kölner Dome vorgesetzte geistliche Behörde bei dem Ausschreiben einer Concurrenz zum Zwecke der Erlangung von Plänen für dessen innere Ausstattung einen Lettner nebst einem Triumphkreuze in das betreffende Programm aufgenommen hat.

In vier Capiteln läßt Pugin den calvinistischen, den heidnischen, den revolutionären und den modernen Lettnerzerstörer (Ambonoclast) an uns vorüberziehen, indem er historisch treu auf das Ergreifendste bezügliche Verwüstungen im Inneren einzelner Kirchen durch sectirerische und revolutionäre Fanatiker schildert. Sodann werden aber auch jene wohlmeinenden Katholiken, die aus Unverstand, oder um der sogen. öffentlichen Meinung ein Genüge zu thun, die geweihten Stätten verunehren, von ihm nichts weniger als schonend behandelt. Seine schneidigen, mitunter gegen bestimmte Personen gerichteten Sarkasmen wurden um so tiefer empfunden, als ihnen durchweg Wahrheit zum Grunde lag; und so erhoben sich denn nicht Wenige, um ihn mit gleicher Schonungslosigkeit zu befehden. Daß unter letzteren auch wahrhaft gläubige und sehr achtungswerthe Confessionsgenossen sich befanden, schmerzte ihn tief und trug nicht *wenig* dazu bei, den Abend seines Lebens zu verdüstern.

Es ist nicht leicht, als Dritter, die Wagschale in der Hand, mit voller Unparteilichkeit die Gränzlinie zu ziehen, innerhalb welcher eine Polemik der vorgedachten Art sich zu halten hat, um nicht den Vorwurf blinder oder doch allzu rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit zu verdienen. Ohne jedes von Pugin niedergeschriebene Wort gutheißen und behaupten zu wollen, daß sein Eifer ihn niemals zu weit geführt habe, meine ich, daß der Spruch eines billigen, die Umstände in ihrem Zusammenhange ruhig erwägenden Kampfrichters nicht gegen ihn ausfallen kann. Bevor man einen Stein auf Pugin wirft, vergegenwärtige man sich, wie er, der all sein Wissen und Können nicht bloß, sondern sein ganzes Besitzthum, ja man kann wohl sagen, sein Herzblut für die Sache der christlichen Kunst einsetzte, gewahren mußte, daß, seinen begründetsten Mahnungen zum Trotz, nach wie vor nicht bloß Modeflitter, zopfiger Firlefanz, gleißende Dutzendwaare aus schlechtem Materiale, Papierblumen und sonstiges Blendwerk Gotteshäuser bis zu den Altären hin verunzierten, daß die Majestät des liturgischen Rituals durch opernartige Aufführungen übertönt ward, sondern daß selbst die positivsten Grundregeln für die Construction und die Einrichtung von Kirchen nicht selten kleinlichen Interessen oder dem persönlichen Geschmacke irgend eines dilletantistischen Ortsgeistlichen oder Geschenkgebers weichen mußten. Hört man doch nicht ganz selten noch heutzutage selbst an maßgebender Stelle äußern, daß es auf das Urtheil der Kenner weniger ankomme, als auf die Wünsche der andächtigen Menge, daß jedweder Styl sein Gutes und Schönes habe, mithin eine gewisse Abwechselung sich empfehle, daß man bei der Auswahl des Künstlers vor Allem auf dessen Gesinnung, wenn nicht gar auf dessen Ortsangehörigkeit, und was dergleichen mehr ist, zu sehen habe! Wenn solche Wahrnehmungen denjenigen, welcher die Herstellung der Reinheit und der Würde des kirchlichen Cultus sich

Lebensaufgabe machte, nicht bloß tief ſchmerzen, ſondern auch erbittern und Zornausbrüche zuwege bringen, ſo mag dieß allerdings dem chriſtlichen Ideale nicht entſprechen; allein ganz gewiß wird ſelbſt der ſtrengſte Richter nicht den Stab darüber brechen können, zumal wenn er noch in Betracht zieht, daß keinerlei Enttäuſchung und Mißerfolg unſern Meiſter von der Verfolgung ſeines Zieles abwendig zu machen vermochte, daß er vielmehr immer weiter und tiefer grub, um den Wurzeln der ſich ihm entgegenſtellenden Hinderniſſe beizukommen. Zu letzterem Zwecke, zugleich wohl auch um die Gemüther auf die herben, demnächſt auszuſprechenden Wahrheiten vorzubereiten und ſie dafür möglichſt empfänglich zu ſtimmen, hatte er der Schrift über die Lettner eine Abhandlung unter dem Titel: Der gegenwärtige Zuſtand des öffentlichen Gottesdienſtes unter den römiſchen Katholiken (The present State of public Worship among the Roman Catholics) vorangeſchickt. Die Natur des Stoffes brachte es hier mit ſich, daß er mitunter das Gebiet der Theologie betrat. Kirchenfeindliche Tendenzſchriftſteller können ſich unbedenklich mit dieſer ſo ſchwierigen Wiſſenſchaft befaſſen, da ſie des Beifalles des glaubensloſen Haufens, auf welchen ſie ſpeculiren, um ſo ſicherer ſind, je mehr ihre bezüglichen Aufſtellungen der Begründung entbehren. Anders bei Pugin, der überdieß zu erwarten hatte, daß ſeine Gegner auf dem Kunſtgebiete, die zum Theile wenigſtens beſſere Theologen als Aeſthetiker waren, ihn ſcharf überwachen würden. Aus ſeinem Munde vernahmen wir, wie er der Kirche nicht um der Kunſt willen ſich zugewendet, wie er vielmehr die Schönheit um der daraus hervorleuchtenden Wahrheit willen geliebt hat. Nicht bloß die auch von ſeinen bitterſten Gegnern unangefochten gebliebene Lauterkeit ſeines Lebenswandels legte hiefür Zeugniß ab, auch die Geſammtheit ſeiner Schriften bekundet eine ſtreng kirchliche Richtung. Beſonders trat dieß auch noch aus Anlaß eines Begebniſſes her-

vor, welches in der neueren Kirchengeschichte sozusagen einen Wendepunkt bildet. Als Papst Pius IX. im Jahre 1851 die katholische Hierarchie in England wieder herstellte, forderte Pugin in einem feurigen Aufrufe seine katholischen Landsleute auf, sich des so bedeutungsvollen Aktes würdig zu erweisen, insbesondere durch ehrerbietigen Gehorsam gegenüber den ernannten Bischöfen und durch reichliche Opfergaben zum Zwecke einer würdevollen Selbständigkeit des Klerus; vom Staate solle man nichts verlangen, um die Freiheit der Kirche rein und ungeschmälert zu erhalten. Durch eine reichliche Spende ging er selbst mit einem guten Beispiele voran.

Das Alles entwaffnete indeß die Heißsporne unter seinen Widersachern nicht, deren Hauptarsenal die Theologie bildete. Am unerbittlichsten erwiesen sich auch damals schon solche Halbtheologen aus dem Laienstande, die, statt die erklärten Feinde der Kirche thatkräftig zu bekämpfen, einen besonderen Reiz darin fanden, der von Gott im Episcopate bestellten lehrenden Kirche ihre Assistenz zu leihen und die Autorität derselben mittels Geltendmachung ihrer eigenen gegen Diejenigen, die ihre Meinungen nicht in allewege theilten, zu vertheidigen, was denn bekanntlich leicht zu einer Verwechselung der letztgedachten Autorität mit ersterer führt. In der Hitze des Streites wurde geradezu Pugin's Rechtgläubigkeit angefochten. Einer eingehenderen Darstellung dieser bedauerlichen Episode glaube ich mich überheben zu können. Die unerquicklichen Zänkereien, in welchen kein Theil das rechte Maß zu halten wußte, der Weisheitsspruch: In omnibus caritas, das Gebot wechselseitiger Duldung, zumal unter Glaubensgenossen, die Achtung vor dem, bis zum klaren Beweise des Gegentheils stets zu vermuthenden guten Willen des Widerparts nicht selten allzusehr aus den Augen verloren wurden, sind längst verklungen — heute zweifelt wohl Niemand mehr im Ernste an der Katholicität

Pugin's nach allen Richtungen hin. Vielleicht darf noch der Rath hier Platz greifen, aus ſolchen Vorkommniſſen eine Lehre zu entnehmen, dieſelben praktiſch zu verwerthen. Wendet ſich doch auch zur Zeit noch hier und dort frommer Eifer, ſtatt gegen die von allen Seiten her andringenden erklärten Feinde des Chriſtenthums, gegen Solche, die in allem Weſentlichen Verbündete ſind, weil dieſelben in untergeordneten, oder zweifelhaften, oder vom Wechſel der Zeiten bedingten Fragen irren, vielleicht nur zu irren ſcheinen!

In weit größerem Maße, als die vorſtehende Nutzanwendung in ſich ſchließt, geben die Conjuncturen unſerer Gegenwart Anlaß zum Zurückkommen auf den Inhalt des oben gedachten Aufrufes (Earnest Address on the Establishment of the English Catholic Hierarchy), welcher bei ſeinem Erſcheinen den lauteſten Beifall einerſeits und die liebloſeſte Splitterrichterei anderſeits im Gefolge gehabt hat. Zu meinem Bedauern geſtattet der Rahmen gegenwärtiger Schrift nur eine flüchtige Skizzirung derſelben, etwa noch die Mittheilung einzelner beſonders charakteriſtiſcher Stellen.

Den Aufruf eröffnet eine Hinweiſung auf die frühere Stellung der Kirche in England und die Verhältniſſe zur Zeit des Abfalles des größten Theiles ſeiner Bewohner von Rom, welchen Pugin hauptſächlich der Entartung der damaligen Hierarchie, ihrem Mangel an Widerſtandskraft gegen das heilloſe, tyranniſche Vorgehen Heinrichs VIII. beimißt. Diejenigen, welche nächſt Gott vor Allem den Katholiken Englands Schutz für ihren Glauben und die damit zuſammenhängenden Einrichtungen zu gewähren hatten, ſie gerade ſeien es geweſen, welche aus Furcht vor einem Tyrannen und aus Beſorgniß für ihr leibliches Wohl ſozuſagen mit einem Schlage der Staatsgewalt die engliſche Kirche preisgaben, ſie, die bei ihrer Conſecration feierlich gelobt hatten, die Freiheiten und das Recht der Kirche bis *auf* das Aeußerſte zu vertheidigen. Nicht durch die Stimme

des Volkes, sondern durch eine feierliche Versammlung von Würdenträgern der Kirche sei der königliche Wüstling zum Oberhaupte der Kirche Englands erklärt, die Kirche und das gläubige Volk geopfert worden. Nur ein ehrwürdiger Prälat sei unbeugsam geblieben, bis zum Blutgerüste hin, wo er die Martyrerkrone empfangen habe. „Wer kann sich darüber wundern", fragt dann Pugin, „daß müßige und eifrige Prädicanten, obschon Verkünder falscher Lehren, die Völker der Religion ihrer Väter abwendig zu machen vermochten, wenn dieselben von ihren Hirten so grausam verlassen wurden? — — So lange die Priesterschaft das Volk unterrichtet und für seine geistlichen Bedürfnisse sorgt, können Häresien nicht entstehen oder gedeihen." So sei es denn Pflicht eines jeden Katholiken, fährt Pugin fort, in jeder Weise, insbesondere durch Opferwilligkeit dazu mitzuwirken, daß die erste freie Hierarchie, die seit den apostolischen Zeiten unter der Herrschaft eines nichtkatholischen Monarchen ihre Entstehung gefunden habe, durch keinerlei gesetzliche Beschränkung in ihrer Wirksamkeit gehindert, daß der Kreislauf von dem Centrum der Kirche nach den Extremitäten hin und zurück ein durchaus freier bleibe, daß die geistlichen Würdenträger niemals wieder mit ministeriellen Intriguen in Berührung kommen oder in den Vorzimmern der Großen Begünstigungen zu erwirken suchen. Mögen die Bischöfe, aller weltlichen Macht entkleidet, aller Privilegien baar, dem gemeinen Rechte des Landes unterworfen sein, für den Katholiken bleiben sie immerdar in allen geistlichen Dingen die Verwalter der göttlichen Autorität auf Erden, die Hirten und Führer der Seelen, die Väter der Armen. Darum gelte es, in ihre Hände die zeitlichen Mittel zu legen, den Bedürfnissen ihrer Kirchen durch fortwährende Opfer zu entsprechen, um sie zu befähigen, in vollem Maße die Segnungen der Religion nach allen Richtungen hin auszugießen. Der Erfolg dessen, was der heilige Vater für die Katholiken Englands gethan

habe, hänge von deren Bemühungen, von ihrer opferwilligen Hingebung ab; entsprächen sie ihrer so heiligen Pflicht, so stehe, wenn auch in weiter Ferne, ein Reich katholischer Herrlichkeit in Aussicht, welchem gegenüber der Glanz des Mittelalters erbleiche. „Ich wollte", so heißt es gegen den Schluß des Aufrufes hin, „wir wären aller Derjenigen ledig, die, während sie den Namen von Katholiken beibehalten, die Kirche an die Staatstyrannen verrathen wollen; aller Derjenigen, welche, jenen Namen führend, die Hirten betrüben und den Gläubigen Aergerniß geben, indem sie die Sacramente der Kirche verschmähen; aller Derjenigen, deren Leben diesem Namen nicht entspricht, die ihre Einkünfte in weltlicher Eitelkeit vergeuden, die Kirche und ihre Diener vernachlässigen, die Gotteshäuser dem Verfalle überlassen. Ich wollte, wir wären aller Jener ledig, die den Namen von Katholiken tragen, aber in stumpfer Gleichgültigkeit nicht daran denken, ihre eigenen Seelen und die ihrer Kinder zu retten, die niemals bereit sind, an einem guten Werke sich zu betheiligen; auch aller Derjenigen endlich, welche die Religion verunehren, indem sie dieselbe mit heidnischen und elenden Aeußerlichkeiten umkleiden, die den Geschmack der verderbtesten Periode aus dem Continente in ein Land einführen, welches der reinsten katholischen Tradition voll ist. Alle solche Männer sind Hemmnisse der Wiederbelebung des Glaubens und der denselben abspiegelnden christlichen Kunst. Wenn irgend eine Veranlassung zu erdenken wäre, die sich dazu eignete, örtliche Vorurtheile, Parteigefühle und unwürdige Spaltungen zu beseitigen, so ist es die Wiederherstellung des kirchlichen Regiments und die Vereinigung ihrer Bruchstücke zu einer wirklichen Kirche, — — die Einsetzung dieser englischen Hierarchie, die in aller Freiheit, Ehre und Würde zu erhalten eine der wichtigsten Aufgaben unseres Lebens sein sollte — in saecula saeculorum. Amen."

Die Empfindungen und Rathschläge, welchen Pugin bei

der Herſtellung einer hierarchiſch gegliederten Ordnung auf engliſchem Boden in ſo beredter Weiſe Ausdruck gab, erſcheinen gewiß nicht minder beherzigenswerth, wenn eine ſolche Ordnung durch die Staatsgewalt geſprengt wird, wenn der Geiſt der Zerſtörung über die Schöpfungen des chriſtlichen Glaubens, der chriſtlichen Liebe und Barmherzigkeit dahinfährt, wenn Machthaber in dem Bewußtſein, daß die Kirche im Kampfe mit den Waffen des Geiſtes unbeſiegbar iſt, mittels der ihnen zu Gebot ſtehenden mechaniſchen Kräfte ihr Wirken unmöglich zu machen, ihre Lebensadern zu unterbinden oder zu zerſchneiden ſuchen. Wenn jemals, ſo gilt es auch dann, „örtliche Vorurtheile, Parteigefühle und Spaltungen zu beſeitigen", überhaupt in chriſtlicher Hingebung die Wunden möglichſt zu heilen, welche die Gewalt ſchlägt, und in männlicher Thatkraft die Wege offen zu halten oder zu öffnen, auf welchen beſſere Zeiten wieder einziehen können.

Im Laufe ſeiner „Ernſten Adreſſe" ruft Pugin aus: „Ich fürchte nicht unſere Feinde, nicht unſere Verleumder, nicht die Tyrannei von Staatsmaßregelungen — ich hege nur eine Furcht: ich fürchte uns ſelbſt." Wenn Pugin noch lebte, mit welcher freudigen Genugthuung würde ihn die Wahrnehmung erfüllen, würde er zugeſtehen, daß dieſe Furcht eine unbegründete war, daß ſeine katholiſchen Landsleute nicht bloß ihren Biſchöfen und Prieſtern eine würdige Exiſtenz gewähren, daß ſie in nicht zu ermüdender Opferwilligkeit Bildungsanſtalten aller Art, Zufluchtsſtätten für alles menſchliche Elend gründen, denſelben das Gepräge ächtchriſtlicher Kunſt verleihend, ſondern daß ſie überdieß auch noch bedrängten, gegen die phyſiſche, mit liberal angeſtrichenem Servilismus verbündete Gewalt ankämpfenden Glaubensgenoſſen über das ihr Inſelreich umgebende Meer hinweg helfend die Hand reichen!

Wie bereits angedeutet, blieb der Aufruf, trotz der enthuſiaſtiſchen Hingebung an die Sache der Kirche, welche

derſelbe athmet, nicht unangefochten. Einige ſtarke, nicht vorſichtig genug abgewogene Ausdrücke über geſchichtliche Vorkommniſſe, namentlich aber eine Unrichtigkeit in Betreff der Weihen der anglikaniſchen Geiſtlichkeit, dienten übereifrigen Wächtern der Orthodoxie als Zielſcheibe. Statt bloß einfach Unrichtiges zu berichtigen, wendeten dieſelben ihre Angriffe auch gegen die Perſon Pugin's und deſſen vermuthliche Tendenz. Durch dieſe Angriffe, zum Theil wenigſtens, dazu veranlaßt, faßte Pugin den Plan zu einer umfaſſenderen Schrift über die Urſachen der Reformation in England, zu welcher der Proſpectus gedruckt ward, aber nicht in den Buchhandel kam. Die Schrift ſollte den Titel führen: Eine Apologie für die getrennte Kirche von England ſeit der Regierung Heinrichs VIII. (An Apology for the separated Church of England since the reign of Henry VIII.) und hauptſächlich auf die Vereinigung der anglikaniſchen mit der römiſch-katholiſchen Kirche hinwirken. Es lag dabei nicht entfernt in ſeiner Abſicht, der kirchlichen Autorität gegenüber Stellung zu nehmen; vielmehr hatte er ausdrücklich ſeine Bereitwilligkeit erklärt, ohne Weiteres alle Aeußerungen zurückzuziehen, welche von competenter Seite her als irrgläubig oder an Irrgläubigkeit ſtreifend bezeichnet werden möchten. Ueberhaupt führte er nur Krieg um des Friedens willen, insbeſondere auch um des Friedens mit den im chriſtlichen Glauben Getrennten willen; nur wollte er den Frieden auf eine feſte, principielle Baſis, nicht auf Halbheiten gegründet wiſſen. Streitſucht war ihm fremd, wie er dieß im täglichen Verkehr und durch ſeine warme Theilnahme am Weh ſeiner Mitmenſchen, nicht bloß ſeiner Freunde, kundgab. Die letzten Worte, welche er für die Oeffentlichkeit niedergeſchrieben hat, lauteten: Pax omnibus. Amen.

Den Frieden, wonach ſein Sehnen und Streben ging, ſollte Pugin indeß hienieden nicht finden. Die Hülle erwies ſich als zu ſchwach für den Feuergeiſt, welcher dieſelbe be-

lebte; übermäßige, ununterbrochene Anspannung der Nerven, Seelenschmerz über Verkennung seiner Absichten, nicht selten gerade Seitens Solcher, von welchen er vorzugsweise Förderung erwarten zu dürfen glaubte, Einbußen und Verlegenheiten ernster Art in Folge seiner zu weit gehenden Opferwilligkeit, dieß Alles brach seine Geistesthätigkeit, bevor er von dieser Welt schied, um im Jenseits die Palme zu empfangen, welche das Ziel seines Lebens und Wirkens war. Das erste unverkennbare Symptom von Geistesstörung ergab ein Wahngebilde Pugin's in der Art, daß er, ohne den mindesten thatsächlichen Anlaß, das Scheitern von fünf Schiffen in der Nähe des Hafens von Ramsgate, zufolge eines Sturmes, mit äußerster Lebhaftigkeit und Genauigkeit in Betreff aller Einzelnheiten schilderte. Da die Krankheit den Charakter der Tobsucht annahm, so ward er in eine öffentliche Heilanstalt, das Bethlehem-Hospital (Bedlam), gebracht, welchen Aufenthalt er indeß nach kurzer Zeit schon mit einer Privatwohnung in Hammersmith, in der Nähe von London, vertauschte, wo seine Familie ihn umgab. Dem Anscheine nach in der Besserung begriffen, kehrte er nach Ramsgate in seine Wohnung zurück, wo ihn indeß der Tod am 14. September 1852, im einundvierzigsten Jahre seines Lebens, ereilte. Am 21. September ward die Leiche des Hingeschiedenen in der von ihm erbauten St. Augustins-Kirche bestattet; seine Wittwe und 8 Kinder trauerten an seinem Sarge. Bischof Grant hielt die Leichenrede bei den feierlichen Exequien, zu welchen sich Freunde und Notabilitäten in großer Zahl eingefunden hatten.

Die tragische Katastrophe, welche dem Wirken und den Planen Pugin's ein Ziel setzte, hatte gewissermaßen schon im Voraus ihren Schatten auf seine äußere Erscheinung geworfen. Als er in das Mannesalter trat, verriethen sein Körperbau und seine Bewegungen elastische Kraft, sein Blick war grell und durchdringend, das Profil seines Gesichtes

erinnerte an die Antike, seine Stirne erschien auffallend breit, um seine Lippen spielte ein humoristischer Anflug, sein ganzes Wesen gab eine Mischung von französischem und sächsischem Typus zu erkennen; wie seine Rede und seine Schrift, so war auch sein sonstiges Thun der ungeschminkte, man könnte fast sagen, der unwillkürliche Ausdruck tiefer, mit redlichem Willen gepaarter Ueberzeugung. Durch conventionelle Formen und Rücksichten ließ er sich in seinem Auftreten und in der Verwendung der Zeit nicht beeinträchtigen; wie haushälterisch er mit letzterer verfuhr, so verschwenderisch ging er mit seiner Geistes- und Körperkraft um, bis Ueberspannung erstere brach, bevor die Körperkraft völlig erschöpft war. Der Spruch des Psalmisten: Zelus Domus tuae comedit me, ist buchstäblich an ihm zur Wahrheit geworden: der Eifer für das Haus Gottes hat ihn aufgezehrt.

V.

Allgemein war die Trauer um den edeln Hingeschiedenen, weit allgemeiner jedenfalls, als die Anerkennung, welche seine Hingebung für eine große, heilige Sache während seines Lebens gelohnt hatte. Die Königin Victoria setzte der Wittwe Pugin's alsbald eine Pension von 100 Pfd. St. aus; seine Freunde und Bewunderer, obgleich zum großen Theile im Glauben von ihm getrennt, ehrten sein Andenken durch eine beträchtliche Stiftung (Pugin Travelling Fund), aus welcher alljährlich einem Baubeflissenen die Mittel zu einer Studienreise, nicht etwa wie es auf unserem Continente academischer Brauch ist, nach Italien, um dort tausend- und abertausendmal Copirtes abermals zu copiren und einen Anflug von antikisirendem Italienerthum demnächst mit nach Hause zu bringen, sondern um sich innerhalb des Vereinigten Königreiches mit den aus dessen Boden, namentlich während des Mittelalters, entsprossenen Kunst-

werken jeder Gattung vertraut zu machen und auf deren Würdigung hinzuwirken, damit im Geiste der alten Meister, auf Grund ihrer Principien, Neues geschaffen werde. Es ward damit ein Wunsch erfüllt, welchen Pugin in seiner Apologie für die Wiederbelebung der christlichen Architektur in England (S. 20) ausgesprochen hatte, in der Absicht, selbst ihn zu verwirklichen, sobald seine Mittel es gestatten möchten. Das nunmehrige Parlamentsmitglied für die Universität zu Cambridge, A. J. B. Beresford Hope, einer der großmüthigsten und verdienstvollsten Förderer der mittelalterlichen Kunst in England, stand an der Spitze des betreffenden Comité's. Ihm ward denn auch, wie billig, das literarische Denkmal: „Erinnerungen an A. N. Welby Pugin und dessen Vater Augustus Pugin" (London 1861), gewidmet, durch welches der Architekt Benjamin Ferrey das Andenken seines Freundes, unseres Pugin, in würdigster Weise geehrt hat. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Ferrey, als Protestant, die zarte Rücksicht übte, einen andern römisch-katholischen Freund Pugin's, E. S. Purcell, um die Bearbeitung desjenigen Theiles gedachter Biographie zu ersuchen, welcher confessionelle Beziehungen darbot, namentlich ihm die Darlegung und Erörterung der zwischen Pugin und dessen Confessionsgenossen stattgehabten Streitigkeiten über Glaubenspunkte zu überlassen. So bildet denn die Arbeit Purcell's unter einem besondern Titel (An Appendix in which the Writings and Character of A. W. N. Pugin are considered in their catholic aspect) einen Anhang zu der von Ferrey verfaßten, wahrhaft mustergültigen Lebensbeschreibung. Es ist um so mehr eine Forderung der Gerechtigkeit, das so würdige Verhalten der Nichtkatholiken Englands gegenüber der Person und dem Wirken des Convertiten Pugin besonders zu betonen, als leider in unserem deutschen Vaterlande, wo man auf der liberal-protestantischen Seite von Cultur, Duldung, Geistesfreiheit

und was dergleichen mehr ist, in Worten überströmt, durchweg das gerade Gegentheil von dem geübt wird, was diese Worte bedeuten. Ein Künstler oder Kunstschriftsteller braucht sich da nur als glaubenstreuer Katholik zu erkennen zu geben, um alsbald der Vehme der Todtschweiger zu verfallen, oder, besten Falles, als „blinder Fanatiker" verschrieen zu werden.

Um den vorstehend bezeichneten Gegensatz näher an's Licht zu stellen und das eben Gesagte gegen den Vorwurf der Unüberlegtheit zu schützen, mag eine Stelle aus meiner Schrift: Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst (S. 42), hier folgen, in welcher ich versucht habe, die Genesis desselben auf unserem Continente in kurzen Zügen darzulegen.

„Im Beginne der sogenannten gothischen Bewegung war es vielfach nur das Bedürfniß nach neuen, poetischen und wissenschaftlichen Stoffen, sowie der Reiz des Ungewöhnlichen, womit dieselbe bei uns in Schwung gebracht wurde. Gar Viele, darunter selbst wirkliche Romantiker und Kunstgelehrte, welche der Bewegung sich anschlossen, dachten nicht daran, der Gothik wieder wirkliches Leben einzuhauchen, oder auch nur die noch aufrecht stehenden Schöpfungen derselben der Zukunft zu erhalten; sie dachten vielmehr nur an sich selbst, etwa an das literarische Geschäft, und, damit in Verbindung, an den blasirten Gaumen einer gewissen Lesewelt; ähnlich wie den Theater-Directoren, wenn sie Processionen mit Kreuz und Fahnen, Bischöfe in vollem Ornate, Mönche mit langen Bärten, Chorale mit Orgelbegleitung auf die Bühne bringen, war es ihnen mit ihrer Verherrlichung der mittelalterlichen Kunst vor Allem um ein „volles Haus" zu thun. Der Franzose Victor Hugo kann wohl als der vollendetste Typus dieser Gattung bezeichnet werden. Allein

zu ihrem nicht geringen Befremden gewahrten die Gothiker dieser Art, daß statt eines Gespenstes, welches sie nach Belieben citiren und bannen zu können geglaubt hatten, ein Geist erschienen war, welchem der ihrige sich nicht gewachsen fühlte — als das Feuer, womit sie gespielt, sie und ihre Werke zu verzehren drohte; als die Mönchskutten, mit leibhaftigen Mönchen darunter, wieder ungestört die Straßen, selbst unserer Hauptstädte, durchwanderten; als den Cathedralen-Torsos allerwärts die fehlenden Riesenglieder nachwuchsen, und die Kreuze, welche die Revolutionen durch den Koth geschleift hatten, immer zahlreicher und glänzender gegen Himmel stiegen; als es, mit Einem Worte, sich zeigte, daß es Leute gebe, welche die Rehabilitation des Großen, Wahren und Schönen, wie es aus den mittelalterlichen Kunstbildungen hervorleuchtet, im Ernste zu nehmen gesonnen seien. Als es so kam, ward sofort Zeter über die „finstere" Gothik und deren Vertheidiger geschrieen."

Aehnliches hat sich auf dem Gebiete der Wissenschaft begeben. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die althergebrachte, auf positiv christlichem Grunde ruhende Gottes- und sonstige Gelehrsamkeit vor der modernen Aufklärung nicht Stich halten werde, war vor noch nicht langer Zeit die unbeschränkte Concurrenz, der freie Kampf der Geister unter einander die Losung im Munde aller auf Bildung Anspruch machender Fortschrittsmänner. Da sich indeß die vorgedachte Ueberzeugung mehr und mehr als eine irrige erwies, wendete sich das Blatt. Um Hülfe flehend streckten die Träger der modernen Afterweisheit die Hände nach den Staatsregierungen aus; freie Universitäten und Schulen dürften dieselben, so erscholl der Ruf aus allen liberalen Blättern und Kehlen, um keinen Preis aufkommen lassen, von den Lehrstühlen müßten die „Dunkelmänner" mit allen

Mitteln fern gehalten und staatliche Examina angeordnet werden, mittels welcher eine Sichtung der ultramontanen Kleye stattzufinden habe, kurz eine Monopolisirung des gesammten Unterrichts- und Anstellungswesens durch den Staat sei unabweisbar, wenn man nicht die „Cultur" des neunzehnten Jahrhunderts, vielleicht sogar dessen sämmtliche Errungenschaften, der ernstesten Gefahr preisgeben wolle.

So lange man Strömungen des öffentlichen Geistes der zuvor bezeichneten Art von Staatswegen sich hingibt, Kunst und Wissenschaft den despotischen Tendenzen des Pseudo-Liberalismus dienstbar macht, werden alle Museen und Zeichnenschulen, alle Muster- und Patentschutzgesetze, alle Zoll- und Handels-Vergünstigungen uns nicht befähigen, mit dem Auslande, insbesondere mit den Engländern, die Concurrenz zu bestehen. Wie anders diese unsere Nachbarn jenseits des Kanales die Geistesfreiheit verstehen, als unsere Träger der „Cultur", hat, ich wiederhole es, ihr Verhalten in dem von Pugin provocirten Kampfe gezeigt, und der Erfolg dieses Verhaltens läßt keinem Zweifel darüber Raum, ob es das rechte war. Welch' einen wohlthätigen Einfluß auch immer die schriftstellerischen Arbeiten Pugin's, von welchen die bedeutendsten an uns vorübergegangen sind, geübt haben, immer fallen doch seine Kunstschöpfungen weit schwerer in's Gewicht, selbst abgesehen davon, daß, der Natur der Sache nach, das Wort doppelt zündet, wenn die entsprechende That ihm zur Seite geht. Was alles an Kunstwerken der verschiedensten Art aus dem Geiste Pugin's hervorgegangen ist, entzieht sich der Berechnung; aber selbst bloß die von ihm errichteten Bauten sind so zahlreich, daß hier auf eine genauere Aufzählung derselben verzichtet werden muß. Es sei demnach nur erwähnt, daß nicht weniger als 5 Cathedralen (in London, Birmingham, Killeray, Uttoxeter und Enniscorthy, beide letztere in Irland), mindestens 30 bedeutendere Kirchen und außerdem Klöster, Hospitäler, Collegien, Pri-

vathäuser, sowie Restaurationen alter Bauwerke in großer Zahl von ihm herrühren. In Ramsgate erbaute er, außer seiner Wohnung und der an dieselbe stoßenden reich ausgestatteten Kirche, ein Siechhaus für invalid gewordene Matrosen auf eigene Kosten.

Eine nähere Charakteristik auch nur der hervorragendsten jener Bauwerke würde, ohne die Beigabe von Abbildungen, den Leser nur ermüden. Soweit meine Anschauung und Kenntniß reicht, bin ich geneigt, den Cathedralen in London und Birmingham, sowie den in Cheadle und Ramsgate errichteten Kirchen den Vorrang zuzusprechen. Eine Abbildung des Inneren der letztgenannten Kirche findet sich in dem bereits erwähnten Werke von Eastlake (S. 103); die Kirche zu Cheadle sowie die Birminghamer Cathedrale verdanken ihre Entstehung vorzugsweise der Freigebigkeit des Grafen Shrewsbury, dessen uns schon bekannt gewordener Landsitz, Alton Towers, unweit von Cheadle gelegen ist.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die Beihülfe, welche Pugin dem Architekten Charles Barry bei dem Erbauen des Londoner Parlaments-Palastes vom Jahre 1839 ab geleistet hat. In Betreff des Maßes dieser Beihülfe entspann sich vor einigen Jahren eine heftige literarische Fehde zwischen dem ältesten, vor Kurzem verstorbenen Sohne unseres Pugin und einem Sohne des vorgenannten Barry, indem ersterer seinem Vater auch einen Antheil an dem Plane des Parlaments-Palastes vindicirte, während der Gegenpart ihm nur ein wesentliches Verdienst in Bezug auf dessen ornamentale Ausstattung zugestand. Zufolge des vertrauten Verhältnisses, welches zwischen den beiden großen Meistern obgewaltet hat, wird es schwerlich jemals möglich werden, in gedachter Hinsicht eine feste Grenzlinie zu ziehen; soviel indeß darf als mindestens wahrscheinlich angenommen werden, daß Charles Barry, welcher bis dahin nichts Bedeutendes auf dem Gebiete der Gothik geleistet hatte, für

sich allein nicht im Stande gewesen wäre, die gewaltige Aufgabe, auch nur in Betreff der Dispositionen, vollständig zu lösen, zumal da das Constructive und das Ornamentale sich vielfach wechselseitig bedingen und durchdringen.

Die Erbauung des Parlaments-Palastes bildet ein so bedeutendes Moment in dem Wirken Pugin's, daß die Mittheilung einiges Näheren darüber hier am Orte ist, und zwar um so mehr, als dieselbe zugleich einen Wendepunkt auf dem Gebiete der Profan-Architektur darstellt.

In der Nacht vom 16. zum 17. October 1834 war der alte Westminster-Palast ein Raub der Flammen geworden und so die Nothwendigkeit eingetreten, der gesetzgebenden Körperschaft eine neue Stätte zu beschaffen. Das Parlament schrieb eine Concurrenz aus, indem es zugleich den gothischen oder den zur Zeit der Königin Elisabeth herrschend gewesenen renaissancistischen Styl als vorzugsweise wünschenswerth bezeichnete. Nicht mehr als fünf und nicht weniger als drei der eingehenden Pläne sollten der königlichen Entscheidung unterbreitet werden; für den besten waren 1500 Pfund Sterling, für die vier, beziehungsweise die zwei weiteren 500 Pfund als Preis ausgesetzt. Von den demnächst eingegangenen 97 Plänen erachtete die betreffende parlamentarische Commission den von Barry in spätgothischem, sogen. Tudorstyl entworfenen für den preiswürdigsten und ward denn auch ihrem Ausspruche die königliche Bestätigung zu Theil. In dem damals noch starken Lager der Classicomanen, in welchem natürlich die Anfertiger der durchgefallenen Pläne sich besonders rührig erwiesen, entstand darob ein gewaltiger Lärm, dessen Echo sich lange Zeit hindurch auf unserem Continente vernehmen ließ. Müht sich doch selbst dermalen noch mitunter einer unserer Kunstliteraten ab, um die Welt glauben zu machen, jene Parlaments-Commission habe einen argen Mißgriff gethan, welchen man auch in England beklage. Durchweg gibt solche Kritik an sich schon zu erkennen, daß

sie lediglich auf Vorurtheil und Unkenntniß beruht. Die herkömmlichen Schlagphrasen gegen die Gothik bilden zumeist ihren Kern. Meinestheils hatte ich Gelegenheit, in Begleitung eines als Kunstkenner hervorragenden Parlaments-Mitgliedes auch das Innere des Bauwerkes in näheren Augenschein zu nehmen und kann nicht bloß für meine eigene Bewunderung seiner Kunstgerechtheit Zeugniß ablegen, sondern zugleich versichern, daß mein Begleiter auch in Bezug auf dessen Zweckmäßigkeit nichts Wesentliches auszusetzen hatte. Wenn seitdem eine Erweiterung des Saales, worin das Unterhaus seine Sitzungen hält, sich als nothwendig herausstellte, so hat dieß in der mittlerweile eingetretenen Vermehrung der Zahl seiner Mitglieder, überhaupt in Umständen seinen Grund, welche mit der Stylfrage nicht im mindesten zusammenhängen. Wäre indeß auch noch so Vieles an dem Baudenkmale auszusetzen, so hätte doch jedenfalls Deutschland nichts aus der neueren Zeit aufzuweisen, was auch nur entfernt den Vergleich mit der Schöpfung zu bestehen vermag, welche dem vereinten Genie Barry's und Pugin's entsprossen ist. Besonders im Hinblicke auf ihre Entstehungszeit erscheint dieselbe als wahrhaft erstaunlich; sie gab denn auch den Anstoß zu einer einheitlichen Kunstbewegung, welche unverkennbar nach dem Mittelalter hin gravitirend, von den der Architektur dieser Periode zum Grunde liegenden Principien beherrscht ward. Wie sehr diese Richtung die Oberhand gewonnen hat, beweist die überwiegende Mehrzahl der seitdem in England entstandenen Bauten, soweit dieselben irgend Anspruch auf ästhetische Bedeutung machen, ganz insbesondere aber die Thatsache, daß im Herzen des alten London, unweit der renaissancistischen St. Pauluskirche, soeben ein an Umfang und Bedeutung hinter dem Parlaments-Palaste nicht weit zurückbleibendes Architekturwerk sich erhebt, welches noch viel entschiedener als jener Palast den Charakter der Gothik an sich trägt. Es ist

dieß ein von G. E. Street entworfener Justizpalast. Durch vielfache Erfahrung belehrt, hatte man die betreffende Concurrenz auf 12 bereits bewährte Architekten beschränkt. Obgleich die Wahl des Styles ganz freigegeben war, entschieden doch sämmtliche Concurrenten sich für den gothischen und ward, wie schon gesagt, dem Plane von Street, welcher zu den strengsten, das „moderne Auge" am wenigsten berücksichtigenden gehörte, die Palme zu Theil. Durch eine öffentliche Ausstellung sämmtlicher Concurrenz-Pläne in London fand ich Gelegenheit, mich einmal wieder so recht von der Leerheit des bei uns zu Lande oft gehörten Geredes zu überzeugen, daß die mittelalterliche Kunstweise außer Stande sei, den Bedürfnissen unserer Gegenwart in vollem Maße zu entsprechen und deren Erfindungen zu verwerthen.

Natürlich müssen die übrigen Künste sowohl als das Handwerk dem Zuge der Architektur in allem Wesentlichen folgen, soweit sie mit derselben in Berührung kommen, ihren Zwecken zu dienen haben. Diesem Verhältnisse ist denn auch hauptsächlich der Aufschwung beizumessen, welchen die Kunstindustrie und das Kunsthandwerk in England genommen hat. Die dort gefertigten Schreiner-, Schlosser- und Schmiede-Arbeiten lassen, wo es an der gehörigen Leitung nicht fehlt, in stylistischer wie in technischer Hinsicht kaum noch etwas zu wünschen übrig; die Glasbereitung wie die Kunst der monumentalen Glasmalerei sind zu vollem Leben wieder erstanden; die buntfarbigen englischen Fließe suchen ihres Gleichen; ächtes Material und gediegene Arbeit lassen das in Deutschland leider schon so weit verbreitete, auf Täuschung der Nichtkenner speculirende Pfuschwesen nicht aufkommen. Zu dieser Neubelebung des Kunsthandwerks hat Welby Pugin einen Hauptanstoß gegeben. Die Hardman, Minton, Crece, Thomas und wie die Erzeuger oder Meister des hier in Betracht Kommenden sonst heißen, sie alle wurden mehr oder weniger von seinem Geiste getrieben und genährt; ja

es läßt sich mit Grund sagen, daß er gerade auf dem Gebiete des decorativen Beiwerkes und der sog. Kleinkünste mehr noch geleistet und gefördert hat, als auf dem der Architektur im engeren Sinne dieses Wortes.

Schon allein die großartige Hardman'sche Anstalt in Birmingham, worin Geräthschaften der verschiedensten Art zu kirchlichen wie zu häuslichen Zwecken angefertigt werden, die Lieblingsschöpfung Pugin's, würde zur Begründung des vorstehend Gesagten hinreichen. Ein näherer Einblick in diese großartigen Werkstätten brächte unseren Kunsthandwerkern vielleicht mehr Gewinn, als alle Modelle, Vorlegeblätter und sonstigen Unterrichtsmittel, womit unsere polytechnischen und Gewerbeschulen ausgestattet sein mögen, da auf dem Kunstgebiete das K ö n n e n, nicht das Wissen die Hauptsache ist.

Nicht ganz mit Unrecht macht man einer Anzahl der von Pugin aufgeführten Bauten den, auch den Parlaments-Palast treffenden Vorwurf, daß die Detaillirung die Wirkung der Massen beeinträchtigt, daß überhaupt die Unerschöpflichkeit seines Geistes in Bezug auf Zierwerk aller Art ihn nicht ganz selten dazu brachte, es mit dem constructiven Momente, der harmonischen Gliederung des Gesammtorganismus etwas zu leicht zu nehmen und zu wenig jene wuchtige Großartigkeit anzustreben, durch welche die mittelalterlichen Meisterwerke uns in so hohem Grade imponiren. Mag auch zugegeben werden müssen, daß nicht bloß mittelalterliche, sondern auch zeitgenössische Meister im Einzelnen Bedeutenderes geschaffen haben, so kann doch sicherlich keiner der letzteren ein größeres Verdienst um die Sache der bildenden Kunst im Allgemeinen beanspruchen. Sein Genie war gleichsam die Sonne, welche die im Volksbewußtsein ruhende Triebkraft aus langem Winterschlaf erweckte, den alten, verschütteten Wurzelstöcken frisch grünende und rasch erstarkende Schößlinge entsprießen machte. Hauptsächlich um deßwillen war sein Einfluß ein so mächtiger, weil bei ihm stets Herz

und Kopf zusammenwirkten, weil in dem Feuer seiner Begeisterung nichts Gemeines, Niedriges, Frivoles Bestand hatte, weil sein künstlerischer Enthusiasmus aus der Quelle echter Religiosität immer neue Kraft schöpfte, die Ehre Gottes und das Heil seiner Seele als höchste unwandelbare Zielpunkte vor seinem geistigen Auge standen. Er begnügte sich denn auch keineswegs damit, mittels seiner Kunstübung und seiner Schriften Gott zu ehren und ihm zu dienen, sowie allen Anordnungen der Kirche pünktlich Folge zu leisten; das Gebet war ihm geradezu Herzensbedürfniß. Mit Gebet begann und beendete er den Tag, und zwar, wenn irgend möglich, in einer Kirche. Hier suchte er Stärkung, Beruhigung und Trost inmitten der aufreibenden Arbeiten und Kämpfe, welche sein Leben erfüllten und, wie wir gesehen haben, nicht selten verdüsterten. Gewiß ist ihm der Friede, welchen er im Angesichte des Todes seinen Mitmenschen wünschte, zugleich mit der Siegespalme im Jenseits zu Theil geworden.

VI.

Dem Geiste des Mannes, welchem die gegenwärtigen Blätter gewidmet sind, entspräche es gewiß wenig, wenn dieselben lediglich eine Darstellung seines Lebens und persönlichen Wirkens bezweckten, wenn nicht zugleich nützliche Lehren, insbesondere für uns selbst, daraus gezogen würden. Ihm war das Wort nur, oder doch hauptsächlich insofern von Bedeutung, als dasselbe auf das Thun, auf praktische Erfolge abzielte; schwerlich hätte er jemals die Feder zu einer Veröffentlichung angesetzt, bloß um dem schöngeistigen Lesepublikum einen vorübergehenden Genuß oder sich selbst einen literarischen Ruf zu verschaffen. Demnach glaube ich einer Frage noch näher treten zu sollen, als bisheran beiläufig geschah, der Frage nämlich, ob das Ziel, nach welchem Pugin mit so viel Hingebung und Erfolg gerungen hat, bei

uns zu Lande erreicht ist, oder vielmehr, da wohl Niemand diese Frage zu bejahen gesonnen sein wird, was wir zu thun und zu lassen haben, um demselben wenigstens näher zu kommen.

Auf Manches ist, wie gesagt, in dieser Beziehung bereits im Vorbeigehen hingedeutet worden; indeß bleibt noch so viel über jene, nach den verschiedensten Richtungen hin sich erstreckende Frage zu sagen übrig, daß an eine auch nur annähernd erschöpfende Erörterung derselben hierorts nicht gedacht werden kann. Nur einige Hauptmomente sollen denn auch nachfolgend in Betracht gezogen, Anderes näher bezeichnet oder schärfer betont werden, als es im Laufe einer Lebensbeschreibung thunlich war.

Um ein Uebel gründlich heilen zu können, muß man vor Allem über dessen Ursachen sich Klarheit zu verschaffen suchen. Zu den Haupturſachen allgemeiner Natur, aus welchen unsere Inferiorität auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes, namentlich im Vergleiche mit England, herzuleiten ist, gehören, meines Erachtens, der Schul- und der Militärzwang, wie dieselben in Deutschland, nach dem Vorgange Preußens, geübt werden. Was jenen ersteren Zwang anbelangt, so verkenne ich keineswegs die Gefahr, welcher man sich aussetzt, wenn man dem herrschenden Systeme nicht unbedingt beipflichtet. Um wenigstens nicht gleich von vornherein für einen auf die Verdummung der Massen speculirenden, reichsfeindlichen Finsterling erklärt zu werden, sei bemerkt, daß, wie die große Mehrzahl der tiefer blickenden Engländer, so insbesondere der doch gewiß freisinnige Lord Brougham, dessen Wort: „The schoolmaster is abroad“ (der Schullehrer geht umher) früher wenigstens im Munde aller Liberalen war, das erstgenannte System ebenwohl verurtheilt, daß er dessen Einführung in England für moralisch unmöglich erklärt hat („Such a system of education may do very well for a country which, in

reality, is but one great camp, but it would never be tolerated in England“). Der berühmte Staatsmann, welcher gewiß so sehr wie irgend Jemand sich bewußt war, daß die Erwerbung von Kenntnissen, insbesondere von Elementarkenntnissen, wie Lesen, Schreiben und Rechnen, für Jedermann höchst wünschenswerth sei, verhehlte sich anderntheils aber nicht, daß der staatliche Schulzwang mit dem vom französischen Convente proclamirten Satze: „L'enfant appartient avant tout à la République“ die gleiche Wurzel habe, daß er ein Ausfluß des so verderblichen, die schöpferische Kraft des Volkes allmählich auffaugenden Princips der Staatsomnipotenz sei. Die große, nach einer von der Regierung vorgeschriebenen Schablone arbeitende Unterrichtsfabrik zur Uniformirung der Geister wird auf die Dauer und im großen Ganzen genommen nur den Stoff zu Fabrikarbeitern oder Handwerkern gewöhnlichsten Schlages, ohne individuell ausgeprägten Charakter, ohne Originalität liefern. Jedenfalls verdient dies Moment eine eingehendere Beachtung und Erörterung, als demselben bis jetzt zu Theil geworden ist. Geflissentlich geht man diesem Punkte aus dem Wege, um ja den Vertheidigern der mit den Herrschaftsgelüsten des Afterliberalismus unverträglichen Unterrichtsfreiheit keinen Vorschub zu leisten. Die diesem Liberalismus zu Gebot stehende Sorte von „Intelligenz“ kann eben ohne die Beihülfe mechanischen Zwanges im geistigen Wettkampfe nicht die Oberhand gewinnen oder doch nicht auf die Dauer behaupten.

Offen auf der Hand liegt der nachtheilige Einfluß, welcher aus dem zu der Staatsomnipotenz in nächster Beziehung stehenden Militarismus zufolge des Wehrzwanges sich ergibt. Gerade während derjenigen Lebenszeit, in welcher die weitere Ausbildung zur Kunstfertigkeit stattzufinden hat, werden die dem Gewerbe sich Widmenden der Werkstätte entzogen, um sich Uebungen zu widmen, welche ihrem eigentlichen Lebensberufe meist geradezu widerstreiten und den Geist von dem-

selben abziehen. Zu vollendeter technischer Meisterschaft führt nur die stete Beschäftigung mit den betreffenden Stoffen und Werkzeugen, die Concentrirung der Geisteskräfte auf bleibende Aufgaben. Das Leben in der Werkstätte ist so durchaus verschieden von dem Leben in der Caserne, daß nach dem Ablaufe des letzteren mit ersterem so zu sagen wieder von vorne angefangen werden muß, falls überhaupt die Lust an demselben noch nicht erstorben ist. Dazu kommen dann noch die nicht seltenen Unterbrechungen bis zum Schlusse des Landwehrstadiums. Die Vergünstigung des sogenannten Freiwilligen-Jahresdienstes ändert hieran wenig; vielleicht verschlimmert sie sogar das Uebel noch. Diejenigen vom Gewerbestand, welche dieser Vergünstigung theilhaftig werden wollen, müssen die zur Lehrzeit nothwendigen oder doch passendsten Jahre auf den Schulbänken zubringen, und ihre Köpfe mit allerhand Wissen füllen, welches zumeist für sie nicht bloß nutzlos ist, sondern selbst nachtheilig wirkt, indem es einen gewissen, mit dem Lehrlingsberufe nicht verträglichen Dünkel zuwege bringt. Freilich ist es unter den nun einmal gegebenen Verhältnissen schwer zu sagen, wie und wann dem Uebelstande abgeholfen werden kann; allein er muß schon deßhalb fest in's Auge gefaßt werden, um hinsichtlich der Diagnose nicht auf Irrwege zu gerathen.

An dem verhältnißmäßig so niedrigen Stande unserer Kunstindustrie ist weiter die modesüchtige Ausländerei schuld, welche seit dem Beginne der Renaissance-Periode unser Land fortwährend heimgesucht hat und in der Stylmengerei der Künstlerschaft eine Stütze oder doch Ermuthigung findet. Kann man es in der That der Salonwelt und was derselben anhängt verargen, daß sie sich der Hauptstadt Frankreichs tributpflichtig macht, wenn unsere Regierungen und Academien die Kunstjünger, und zwar gerade die hoffnungsvollsten, zum Zwecke ihrer Aus- und Durchbildung nach Italien schicken?

Nichts Anderes war bekanntlich von jeher, auch in der vorchristlichen Zeit, der Kunstübung förderlicher, als der religiöse Cultus. Stets bildeten die dem Gottesdienste geweihten Bauwerke den Höhepunkt aller künstlerischen Thätigkeit, den Stamm, aus welchem alle Kunstzweige herauswuchsen. Da der Gottheit das Schönste und Edelste zu weihen ist, so tritt hier die Kostenfrage in den Hintergrund; jede anderweite Rücksicht wird durch den idealen Zweck überwogen. Es braucht hiernach kaum erst darauf hingewiesen zu werden, wie sehr das Zurückdrängen des Cultus durch den Abfall von der katholischen Kirche, insbesondere Seitens des Calvinismus, durch die Säcularisationen, die staatlichen Regulirungen des Kirchenwesens, sowie überhaupt der massenhaften Abkehr von jedwedem in die Erscheinung tretenden Gottesdienste, die Kunst und alle höhere Industrie geschädigt hat. Man kann genau nachweisen, wie in unserer Zeit nicht wenige Zweige der letzteren lediglich der Neubelebung des kirchlichen Sinnes ein gewisses Wiederaufblühen zu danken haben. Ebenso augenfällig ist aber auch der durch den unseligen „Culturkampf" der Kunst-Industrie erwachsene Schaden. Alle Opferwilligkeit auf katholischer Seite mußte zufolge desselben vom Schönen ab-, sich dem durch die Nothwendigkeit Gebotenen zuwenden.

Jedenfalls nicht am wenigsten verderblich erweist sich die Sprengung des gewerblichen Genossenschaftswesens, womit denn auch die Standesehre in solchem Maße abhanden kam, daß der selbständige Handwerker sich durchweg verletzt fühlt, wenn man ihn mit „Meister" anredet. Besteht doch kaum noch ein festes, geregeltes, der Natur des betreffenden Gewerbes angepaßtes Verhältniß zwischen Lehrlingen, Gesellen und Meistern, geschweige denn ein höheres, sittliches Band! Alles sonst noch hier Einschlagende zu erörtern, würde allzuweit führen. Wem sind überdies *auch* nicht schon die immer lauter ertönenden Klagen über

die Sucht nach schneller Bereicherung, den Hang zum bloßen Scheine hin, die Verfälschungen aller Art, die Ueberproduction, der Druck des Großcapitals auf die mittleren und die unteren Schichten, die durch nichts eingeschränkte Wucherfreiheit, die Mangelhaftigkeit der Zoll- und Staatswirthschafts-Gesetzgebung zu Ohren gekommen? In welcher Art den Klagenden zu helfen wäre, wissen dieselben zumeist selbst nicht. Ja das Schlimmste vielleicht ist, daß sie Alles von Oben, nicht vom jenseitigen, sondern vom diesseitigen „Oben", von der Staatsgewalt erwarten. Allerdings kann und soll die Gesetzgebung, was sie gesündigt hat, wieder gut zu machen suchen, und vielleicht gelingt es ihr, obgleich das Zerstören weit leichter ist, als das Wiederaufbauen, das Erhalten eines bestehenden Dammes leichter, als das Wiederherstellen eines durch die Fluth gebrochenen. Zunächst aber sollten die Klagenden das eigene Gewissen fragen, ob sie nicht selbst die traurige Lage verschuldet oder doch mitverschuldet haben, sei es in eigener Person, sei es, indem sie, durch die Phrasen und Verheißungen pseudo-liberaler Weltverbesserer bethört, dieselben auf den Schild hoben, sie schalten und walten ließen. So lange wird jedenfalls kein Heil erblühen, als nicht zunächst die Betheiligten, was in ihrer Kraft liegt, aufbieten, um Abhülfe zu schaffen, so lange sie namentlich nicht zu persönlichem Handeln, zu Opfern sich bereit finden. Mögen aber auch die einschlagenden Verhältnisse in noch so günstiger Weise sich umgestalten, niemals werden doch die dem Höhern Zustrebenden die Hände in den Schooß legen dürfen; immer werden sie sich vor Illusionen sorgsamst hüten müssen. Wie das Wahre, so hat auch dessen Abglanz, das Schöne, auf unserer Erde nie endende Kämpfe zu bestehen: den Kampf mit der Hab- und Genußsucht, mit der Frivolität und der Glaubenslosigkeit, kurz mit dem unter unseren Augen immer weiter um sich greifenden Materialismus.

Noch bleibt ein hauptsächlicher, an das oben Gesagte sich anreihender Grund allgemeinerer Art des niedrigen Standes unserer Kunstübung, im weitesten Sinne dieses Wortes, besonders hervorzuheben. Es ist dies der Mangel an festen Principien, wie sich derselbe auf fast allen Gebieten, auf dem der Religion, der Politik, der Naturwissenschaften u. s. w. bemerklich macht. Dieses Durcheinander der Bekenntnisse, Systeme und Ansichten spiegelt sich, falls nicht ganz besondere Vorkehr getroffen wird, so zu sagen mit Nothwendigkeit in den Regionen der Aesthetik ab. Die Kunst ist eben nur eine höhere Sprache zur Kundgebung dessen, was den Menschengeist bewegt und wonach derselbe hinstrebt. So liegt denn das Bedenken nahe, ob überhaupt die Hoffnung gehegt werden könne, daß die Kunst sich wieder erhebe, bevor eine Klärung und Consolidirung auf jenen anderen Gebieten eingetreten sei, was jedenfalls noch in unabsehbarer Ferne liege. Fehlt es doch sogar nicht an Solchen, welche jedes Bestreben, der höheren Kunst, der christlichen nicht minder als der antiken, neues Leben einzuflößen, für ein durchaus vergebliches erklären, weil der Boden, auf welchem die eine und die andere erwachsen sei und allein wahrhaft gedeihen könne, der religiöse Glaube, durch die in stetem, unaufhaltsamem Wachsen begriffene, allem Uebersinnlichen abgewendete Zeitströmung hinweggeschwemmt werde. Und allerdings stehen gar manche Zeiterscheinungen solcher Annahme zur Seite. Fällt es nicht schwer für dieselben in's Gewicht, wenn selbst mächtige Staatslenker dem materialistischen Unglauben die Wege bahnen, wenn sie die ihnen zu Gebot stehende physische Gewalt gegen Diejenigen kehren, welche im Geiste christlicher Selbstverläugnung die Gottlosigkeit und die Unsittlichkeit bekämpfen? Hören wir nicht, wie immer mehr anschwellende Massen zu Allem und Jedem Beifall klatschen, was auf die Zerstörung kirchlicher Einrichtungen, ja selbst der Schöpfungen christlicher Barmher-

zigkeit abzielt, wie sie laut eine Verfolgung glaubenstreuer, allen Verlockungen zum Abfall von der Kirche unzugänglicher Christen als einen Fortschritt zur Freiheit und Humanität hin begrüßen? Wird nicht sogar gemeinsames Beten unter freiem Himmel als eine Störung der öffentlichen Ordnung polizeilich gehindert und strafrechtlich verfolgt?

Wie betrübend diese leider nicht hinweg zu läugnenden Erscheinungen auch sein mögen, uns entmuthigen dürfen und können sie nicht. Eher sind sie sogar geeignet, Hoffnungen zu begründen. Am stärksten schäumen und bäumen sich die Wogen, wenn sie im Begriffe stehen, sich am Ufer zu brechen und zu verlaufen. Jedenfalls müssen jene Erscheinungen zu immer lebendigerer Thätigkeit und Opferwilligkeit Diejenigen anspornen, welche von dem vorbezeichneten Treiben den Ruin der Staaten, wenn nicht sogar der bürgerlichen Gesellschaft erwarten, sofern dasselbe nicht an dem Widersinn scheitert, den es in sich beschließt. Es ist übrigens eine alte, den Kämpfern für die idealen Güter zur Ermuthigung gereichende Erfahrung, daß man dann erst anfängt, diese Güter in ihrer vollen Bedeutung zu erkennen, wenn sie ernstlich bedroht erscheinen, und daß zufolge dieser Erkenntniß die mattherzige Halbheit oder Gedankenlosigkeit allmählich schwindet, daß bei Vielen der bis dahin eingeschläfert gewesene gute Wille zu energischer That wird. Mögen auch zunächst die negirenden Geister und ihr Anhang das weitaus größere Lager bilden und im Allgemeinen die Herrschaft üben: die auf das Höhere gerichteten müssen jede Stellung, welche sie noch inne haben, um so mehr befestigen und um so eifriger vertheidigen, je bedrohter dieselbe ist; vor Allem müssen sie durch Wahrung der Grundprincipien Vorkehr für die Zeit treffen, in welcher diese Principien wieder zu allgemeinerer Geltung gelangen und weithin befruchtend wirken können. So insbesondere auch auf dem Gebiete der Kunst. Abgesehen einmal von der Möglichkeit, daß, zufolge der Ansammlung von

soviel Zündstoff auf den verschiedensten Gebieten, eine große Katastrophe uns bevorsteht, ist speciell auf dem Gebiete der Kunst, im Vergleiche mit den vorletzten Jahrzehnten, insofern bereits viel gewonnen, als man sich dermalen ziemlich allgemein hinsichtlich der früher auf die Fürsorge der Staatsregierungen gebauten Hoffnungen getäuscht fühlt, als die Zahl Derjenigen, welche von der Bureaukratie, den Staatsprüfungen, den Academien, den Gemäldegalerien und den Museen das Heil erwarten, gar sehr in der Abnahme begriffen ist. Was insbesondere die zuletzt genannten Anstalten betrifft, so braucht man nur die, eine Mischung von Verwunderung, Stumpfsinn und Ermüdung abspiegelnden Physiognomien der sie Durchwandelnden anzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß jedenfalls die große Masse durch all' das in denselben zur Schau gestellte Kunstschöne verschiedenster Art, in Bezug auf ästhetische Bildung nichts gewinnt, vielmehr in dem Gewirre heterogenster Eindrücke das natürliche, angeborene Urtheil zurückläßt. Daß die Kunstübung zufolge der in Rede stehenden Ansammlungen von Meisterwerken oder Curiositäten sich gehoben habe, wird wohl nicht im Ernst behauptet werden können. Andernfalls bedürfte es nur einer Hinweisung auf die künstlerischen Erzeugnisse derjenigen Städte, welche mit Galerien und Museen ausgestattet sind, um solche Behauptung zu entkräften. Können etwa beispielsweise die Berliner Siegessäule oder das in dem dortigen Lustgarten zu Ehren Friedrich Wilhelms des Dritten errichtete Denkmal auch nur entfernt in Bezug auf Harmonie in der Anordnung, Proportionalität, statuarischen Styl und Gesammtwirkung den Vergleich bestehen mit dem Großen Kurfürsten, welchen Andreas Schlüter geschaffen hat, als in Berlin noch Niemand daran dachte, Millionen zu verausgaben, um aus aller Herren Ländern Bilder und Statuen aller Art unter ein gemeinsames Dach zu bringen. Dagegen daß heimathlosen Ueberbleibseln aus

früheren Kunstperioden ein solches Unterkommen beschafft wird, ist natürlich nicht bloß nichts einzuwenden, es verdient dies vielmehr lobende Anerkennung.

Nicht minder klar stellt sich das Unvermögen der Kunstvereine heraus, um große, volksthümliche Kunst in's Leben zu rufen, wie viele Ausstellungen und Lotterien dieselben auch veranstalten mögen. Man fühlt die Zersplitterung, den Mangel an tüchtigen Meistern, den Ueberfluß an Mittelmäßigkeiten.

Vor 20 Jahren noch wurde man, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, als fanatischer Reactionär verschrieen, beziehungsweise keines Blickes gewürdigt, wenn man die Meinung äußerte, es sei zu den freien Meisterschulen zurückzukehren; nur als Auftraggeber, nicht aber als oberste Direktoren der Kunst- und Gewerbestudien hätten die Staatsregierungen diese Studien zu fördern. Dermalen kann man wenigstens ohne Scheu, wie hiermit geschieht, ja selbst mit einer gewissen Hoffnung auf Anklang in weiteren Kreisen jene Rückkehr zu den Grundzügen der mittelalterlichen Organisation als den sichersten Weg zum Rechten bezeichnen. An die Spitze der Meisterschulen müßten wieder wie ehedem die Steinmetzenhütten zu stehen kommen — mit anderen Worten: es müßte die Baukunst die ihr gebührende Oberherrlichkeit auf dem Kunstgebiete wieder einnehmen; nach ihr hin hätten alle anderen Künste zugleich mit dem Handwerk zu gravitiren.

Als zu Anfang unseres Jahrhunderts die Einsicht erwachte, daß der Abfall von der im Christenthum wurzelnden Kunstweise des Mittelalters den verrotteten Zustand aller Zweige der Kunst herbeigeführt habe, erhoben edle, reichbegabte Männer sich zu dem Entschlusse, die Wege wieder aufzusuchen, welche die mit dem Heidenthum buhlenden Renaissancisten verlassen hatten. Leider bot damals unser Vaterland dem Nationalgefühle dieser Männer keinen

Stützpunkt, kaum eine Hoffnung des Besserwerdens; und so wendeten sie sich denn der ewigen Stadt zu, von welcher aus die Glaubensboten zugleich mit der christlichen Lehre auch die christliche Kunst in alle Länder hinausgetragen hatten, wo immer noch das Herz der katholischen Christenheit pulsirte. Aber wie viel Treffliches, ja Bewundernswerthes dieselben und Diejenigen, welche sich ihnen anschlossen, auch geschaffen, wie sehr sie auch dazu beigetragen haben, gewisse Geschmacksverirrungen zu beseitigen, ein Umschwung unseres Kunstlebens ist von ihnen nicht zuwege gebracht worden, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie, ferne vom vaterländischen Boden, unsere germanische Baukunst bei Seite liegen ließen, weil sie von der Wiedergeburt der christlichen Malerei allein das Heil erhofften und auch hier vorzugsweise fremdländische Traditionen in sich aufnahmen.

Nicht erfolgreicher hat sich das Bestreben zum Theil reichbegabter Architekten erwiesen, mittels einer Rückkehr zur vorchristlichen, insbesondere zur griechischen Bauweise und Bildnerei, dem Kunstleben aufzuhelfen, ihm gleichsam frisches Blut zuzuführen. Jene Männer wußten oder bedachten doch nicht, daß man zwar leicht vom Christenthum sich abwenden kann, es aber unmöglich ist, die von demselben überwundene Anschauungsweise eines untergegangenen Volkes, aus welcher sein künstlerisches Schaffen hervorgegangen ist, sich zu eigen zu machen, ganz abgesehen von noch gar manchen anderen, uns nicht zu Gebot stehenden Erfordernissen jenes Schaffens. Trotz des fleißigsten Studiums, welches auf die Ueberreste der antiken Kunstfertigkeit gewendet ward, und obgleich ein ansehnlicher Schriftsteller-Chor Jubelhymnen auf das wiedererstandene Hellenenthum ertönen ließ, dessen Kosten aus der Staatskasse oder, klarer ausgedrückt, aus den Taschen der Steuerzahler, ohne Unterscheidung ihrer Geschmacksrichtungen, bestritten wurden, behielt der — mo-

bernste Casernenstyl die Oberhand. Selbst Berlin, wo der unstreitig hervorragendste unter den Helleniſten, Schinkel, gelebt und gewirkt hat, wo man von Jahr zu Jahr eine Festversammlung zu Ehren seines Andenkens abhält und Schinkel-Concurrenzen ausschreibt, selbst Berlin konnte auf die Dauer dem griechelnden Wesen nicht treu bleiben. Statt der erhofften helleniſchen Kunstblüthe hat sich dort im Verfolge unter der Rubrik: Schönbauten, ein meist aus unächtem Materiale fabrikmäßig gefertigtes Gemenge von Renaiſſance- und Roccoco-Motiven angesiedelt. Das Kläglichste aber ergibt sich, wenn ein academisch gebildeter Schönbaumeister, um so recht seine Vielseitigkeit an den Tag zu legen, einen Anlauf nach der Gothik hin nimmt, indem er beispielsweise ein Gebäude mit einem Erker ausstattet. Da die Academien, um den Anforderungen der modernen „Cultur" gerecht zu werden, meist „Wissenschaftlicheres", und zwar in möglichst großen Quantitäten, beizubringen haben, als die Kunst, zu bauen, so verstehen sich die nach zurückgelegtem Cursus durchexaminirten Architekten nicht auf das Vorkragen, den Fugenschnitt und dergleichen technische Dinge mehr; sie wissen sich aber zu helfen, indem sie den Vorsprung auf Eisenschienen stützen, welche mit lehmgesättigtem Stroh umwickelt und mit gebackenen, mittels Oelfarbe zu Hauſtein angestrichenen Futteralen umhüllt werden. Und das Publikum beruhigt sich zugleich mit dem „Meister", weil das Elaborat ja „genau so aussehe", wie ein gothisches aus natürlichem Stein! Solche und ähnliche, im Bereiche aller Stylarten nichts weniger als seltene Pfuschereien zeigen wohl schon zur Genüge, jedenfalls unwidersprechlicher, als eine allgemein gehaltene Charakteriſtik, wie tief bei uns eine Kunst gesunken ist, welche vormals den Ruhm des deutschen Namens in alle Länder getragen hat. Selbst in Fach-Zeitschriften und öffentlichen Blättern, welche im Uebrigen vor der „Cultur" der Neuzeit auf den Knieen liegen, wird die-

ser Verfall zugestanden und beklagt. Jeden in dieser Hinsicht etwa noch übrig gebliebenen Zweifel mußte übrigens das Ergebniß der allgemeinen Concurrenz beseitigen, welche vor einigen Jahren zum Zwecke der Errichtung eines Parlaments-Palastes für das Deutsche Reich stattgefunden hat. Bloß ein einziger, von einem Engländer, Sir Gilbert Scott, angefertigter Plan trug in würdiger und im Wesentlichen zugleich zweckentsprechender Weise (nur die Zuthat einer prächtigen Kapelle verrieth eine allerdings befremdliche Unkenntniß des Standes unserer modernen „Cultur") das Gepräge ächter, nationaler Kunst an sich; alle anderen Pläne boten ein Gemisch von französischen und neuitalienischen oder antikisirenden Motiven dar, zumeist ohne für den Mangel an Stylreinheit einen irgend erheblichen Ersatz zu leisten; bei weitem die meisten Entwürfe forderten nicht einmal die Kritik heraus.

Die auffallende Erscheinung, daß solche Verkommenheit nicht allgemeiner und tiefer empfunden wird, erklärt sich zum Theil durch die Jahrhunderte lange Gewöhnung an Styl- und Ideenwirrwarr auf fast allen Gebieten. Entspricht doch der ästhetische Eklekticismus vollkommen der auf dem Gebiete der Politik wie im Privatverkehre an die Stelle des Decalogs und der Kirchengebote sich drängenden, nur auf die Befriedigung der Selbstsucht gerichteten sogenannten Nützlichkeitstheorie, der princip- und bodenlosen „unabhängigen Moral", welche deren Anhänger sich, je nach ihrem jedesmaligen Gelüste, zurechtzulegen wissen!

Zum nicht geringen Theile rührt jene Unempfänglichkeit des Volkes für architektonische Schönheit aber auch daher, weil das „fortschrittliche" Kunstliteratenthum den gleichgesinnten Künstlern und diese jenem unausgesetzt Weihrauch spenden, wohingegen jeder unbequemen Kritik der Weg in weitere Kreise nach Möglichkeit versperrt, oder, falls dieß nicht recht gelingen will, als eingegeben von einer Tendenz

verschrieen wird, welche darauf abziele, die Menschheit in die „mittelalterliche Finsterniß" zurückzuschrauben, die moderne Cultur und Wissenschaft einer „herrschsüchtigen Priester-Kaste" auszuliefern. Und der große Haufe der liberalen Lesewelt ist kopflos genug, um auf solche und ähnliche Phrasen mehr zu achten, als auf die ihn umgebenden Thatsachen, was übrigens kaum befremden kann, wenn man bedenkt, daß schon in unseren Schulen systematisch, statt der geistigen Heroen des Christenthums, die heidnischen sogenannten Classiker der Jugend als Ideale vorgehalten werden, daß es überhaupt, um als qualificirt zu deren Leitung zu erscheinen, mehr auf „liberale" als auf christliche Gesinnung ankommt.

Das Hervortreten eines tiefer gründenden ästhetischen Bedürfnisses wird endlich, soweit der Schauspieler- und Tänzerinnen-Cultus überhaupt einem anderweiten ästhetischen Bedürfnisse noch Raum läßt, dadurch behindert, daß die öffentlichen Galerien und Bilderausstellungen dasselbe bis zu einem gewissen Grade befriedigen und zugleich die Illusion zuwege bringen, damit sei der Kunst genug gethan, eine sichere Bahn zur Kunstkennerschaft hin gewiesen. Unabläßig sorgt denn auch die tonangebende Presse für die Nährung und die Festigung dieser Illusion, indem sie bald dieses, bald jenes Gemälde als ein „Ereigniß" ausposaunt, und auf jede neue Ausstellung, ja auf jeden über die herrschende Mittelmäßigkeit sich erhebenden Maler neue Hoffnungen für das Kunstleben der Nation baut. Wenn in öffentlichen Blättern von Kunst und Künstlerschaft geredet wird, so ist denn auch dabei stets nur an Malerei und Maler zu denken; die Architektur insbesondere zählt so zu sagen im großen Publikum nicht mehr zu den Künsten.

Der oben beregte Gedanke, zum Zwecke der Wiedergewinnung eines festen Bodens bei den alten Griechen in die Schule zu gehen, würde, trotz seiner Absonderlichkeit, freilich immer nur auf einem sehr weiten Umwege, zum Rechten

haben führen können, wenn man sich in einer tiefer gehenden Weise das Hellenenthum zum Muster genommen, dasselbe geistig durchdrungen hätte. Man würde sich alsdann haben sagen müssen, daß die so bewundernswerthe Kunst jenes Volkes in dessen Ueberlieferungen, seiner Religion, überhaupt in dessen innerstem Wesen ihre Wurzeln gehabt, daß sie gewissermaßen das Gesammtleben des Volksstammes widergespiegelt hat. Das Ergebniß wäre demnach für uns im Wesentlichen nothwendig dahin gegangen, daß wir unter dem durch die letzten Jahrhunderte aufgehäuften fremdländischen Schutte die Grundlinien des künstlerischen Schaffens unserer germanischen Vorfahren wieder aufzusuchen und in ihrem Geiste, unter Berücksichtigung der neueren wirklichen Bedürfnisse, die Wiedergeburt unserer vormaligen Kunstherrlichkeit zu erstreben gehabt hätten. Wie sehr die Grundprincipien der Gothik, im weitesten Sinne dieses Wortes, und die Art, in welcher die Meister derselben zu Werk gegangen sind, sich vollkommen dazu eignen, nicht bloß den besonderen Anforderungen unserer Gegenwart, sondern überhaupt jedem baulichen Bedürfnisse zu entsprechen, ergibt sich wohl schon zur Genüge daraus, daß jene Kunstweise während der Dauer von mehr als drei Jahrhunderten der gesammten abendländischen Christenheit, den Spaniern wie den Schweden, den Deutschen, den Franzosen und den Engländern, ja selbst den inmitten der großartigen Reste antiker Kunstwerke lebenden Italienern, in jeder Beziehung ausreichte, obschon der Luxus in den großen mittelalterlichen Städten wahrlich den heutigen in tiefen Schatten stellt. Auch jetzt noch bilden die Baudenkmale aus der gothischen Periode den Stolz dieser, übrigens in so wesentlichen Beziehungen unter einander verschiedenen Städte. So zu sagen unter unseren Augen wird für obigen Satz fortwährend der Beweis geliefert, wo nur immer ernster Wille, mit gründlichem Verständnisse der betreffenden Constructionsprincipien

gepaart, der gothiſchen Kunſtweiſe ſich zuwendet. Die oft gehörte Phraſe, der gothiſche Styl habe ſich ausgelebt, iſt, in demjenigen Sinne wenigſtens, in welchem ſie gebraucht zu werden pflegt, geradezu abgeſchmackt. Der gothiſche Styl hat ſich ausgelebt, wie unſere deutſche Sprache ſich im vorigen Jahrhundert ausgelebt hatte, als, zufolge des Ueberwucherns der Claſſikomanie und des Franzoſenthums, Seitens der Höfe, der Gelehrten und der damaligen „Gebildeten" unſerer deutſchen Sprache und Sitte der Rücken zugekehrt worden war. Warum ſollte nicht, wie die deutſche Sprache, ſo auch die deutſche Kunſt wieder zum Leben auferſtehen können? Um ſich von der Möglichkeit ſolcher Auferſtehung zu überzeugen, bedarf es im Grunde nur einer Ueberſchiffung des Canales, ja ſogar nur einer Kenntnißnahme von dem mehrgedachten Worte Eaſtlake's (A History of the gothic Revival), in welchem die einfache Aufzählung der hervorragenderen, gothiſch ſtyliſirten Neubauten auf engliſchem Boden, darunter coloſſale Bauwerke erſten Ranges, zu kirchlichen und zu profanen Zwecken, ein den Zeitraum von 1820 bis 1870 umfaſſendes Verzeichniß von nicht weniger als 343 Nummern ergibt, obgleich noch manches Namhafte, wie z. B. von Wilkins und Rickman in Cambridge ausgeführte gothiſche Gebäude, unerwähnt geblieben iſt. Das Bedürfniß der Engländer nach „Comfort", überhaupt ihr praktiſcher Sinn, iſt ſprüchwörtlich; von Unzweckmäßigkeit der Gothik, gegenüber den modernen Anſprüchen, kann mithin, wie bereits bemerkt, nicht die Rede ſein. Ebenſo wenig iſt der unabläſſig wiederholte, von dem größeren Reichthum der Engländer hergenommene Einwand ſtichhaltig. Abgeſehen ſelbſt davon, daß während vier Jahrhunderten alle Klaſſen der Bevölkerung, nicht bloß die reicheren, den in Rede ſtehenden Styl ſich aneigneten, und daß erfahrungsmäßig bei unſeren öffentlichen Bauten, überhaupt bei allen, deren Koſten aus fremden Taſchen beſtritten

werden, einschließlich der von den Großspekulanten errichteten, es mit dem Geldpunkte sehr leicht genommen zu werden pflegt, zerfällt jener Einwand schon mangels jeder inneren Begründung desselben. Mit allem Fug kann sogar gesagt werden, daß der gothische Styl, wenn gehörig verstanden und gehandhabt, eine bedeutende Kostenersparniß mit sich führt, wie dieß oben schon näher dargethan worden ist. Es sei hier eben nur daran erinnert, daß das Grundwesen des gothischen Styles die möglichste Verflüchtigung der Masse, dauerhaftes Material und gediegene Arbeit erheischt. Das jüngst in Bezug auf die Erzeugnisse des deutschen Kunstgewerbes so viel gehörte: „schlecht und billig" sollte im Grunde „schlecht und theuer" lauten; denn das Schlechte ist immer theuer, wenigstens zu theuer. Das Vorurtheil von der größeren Kostspieligkeit der gothischen Kunstweise rührt einestheils daher, weil man gewisse, besonders augenfällige ornamentale Aeußerlichkeiten irrthümlich als zum Wesen des Styles gehörig erachtet, anderntheils, und zwar hauptsächlich, weil nur so wenige unter unseren Architekten die Gothik wahrhaft meistern und dieselben durch ihre Unkenntniß der constructiven Principien zu einem Aufwande von Material und Zierwerk verleitet werden, welcher nicht bloß unnöthig ist, sondern meist geradezu nachtheilig wirkt.

Nicht die echte Gothik trifft der Vorwurf unnützer Verschwendung der Mittel; wohl aber trifft er den Pseudo-Classicismus, und zwar diesen in hohem Maße. Schon allein der ihm eigene unnütze, wenn nicht gar zweckwidrige, überaus kostspielige Säulenluxus, wo es sich um Prunkgebäude handelt, thut dies dar. Gibt es wohl — um ein Beispiel aus dem Vororte jenes Classicismus dem Leser vor das Auge zu führen — irgend ein gothisches Bauwerk, welches eine so unnütze Verschwendung zeigt, wie das von Schinkel errichtete Schauspielhaus in Berlin und das dortige neueste, der „Deutschen Kunst" gewidmete griechelnde Museum,

deren überaus kostspielige äußere Freitreppen bloße, dem Publikum stets unzugänglich bleibende Schaustücke sind?! Es sind dies Punkte, auf welche kaum zu oft hingewiesen werden kann, da die Modernisten nicht ermüden, ihre Unfähigkeit durch Einwendungen und Ausflüchte der zuvor gedachten Art zu bemänteln.

Fragen wir, wodurch es gekommen ist, daß die Engländer uns einen solchen Vorsprung abgewonnen haben, so erklärt sich dies zunächst aus dem Umstande, daß dieselben, wie überhaupt, so auch auf dem Gebiete der Baukunst, den mittelalterlichen Ueberlieferungen treuer geblieben sind, als wir, daß sie der Fortschritts-Phraseologie ein weniger geneigtes Ohr leihen, insbesondere aber dadurch, daß ihr freiheitlicher Sinn und ihr Bürgerstolz die Staatsallgewalt nebst dem von derselben unzertrennlichen Bureaukraten-Regimente mit seinem Alles umspannenden Netzwerke nicht aufkommen ließen, sondern der corporativen und individuellen Thätigkeit möglichst viel überantworteten. So ward und wird denn auch bei ihnen die Uebung von „Zirkels Kunst und Gerechtigkeit", wie die alten Steinmetzen sich ausdrückten, nicht durch ein von der Staatsregierung bestelltes und bezahltes Beamtenthum bevormundet, beziehungsweise geübt, die Architektur vielmehr, als freie Kunst, gewissermaßen sich selbst überlassen und vom Wetteifer der sie Uebenden erwartet, daß für jede Aufgabe stets die geeignete Kraft sich findet, wie dies denn auch die Erfahrung bestätigt. Nicht doctrinelle, mittels der Examenspresse angequälte Vielwisserei wird dort patentisirt, sondern die im Leben durch die That kundgegebene Beherrschung eines speciellen Faches der Architektur gewinnt die Oberhand. Die höchste Autorität bildet eine gänzlich unabhängige, sich selbst regierende, aus freier Wahl der Kunstgenossen hervorgehende Körperschaft, das Königliche Institut britischer Architekten (Royal Institute of British Architects). Jährlich haben dessen Mitglieder

Arbeiten einzureichen; es vertheilt Preise an hervorragende Architekten; in seinen Verhandlungen und Berichten folgt es den Bewegungen des Kunstlebens, bestellt sogenannte Distriktsaufseher u. s. w. Die Bücher und die Sammlungen des Institutes können, unter gewissen Bedingungen, auch von Nichtmitgliedern benutzt werden. Gewiß mit vollem Rechte legt das Institut ein besonderes Gewicht auf die Heranbildung der jugendlichen Kunstbeflissenen. Dieselben bilden eine eigene ihm angefügte Klasse (Class of Students); gegen ein Jahreshonorar von bloß einer Guinee können sie allen Vorträgen der Mitglieder des Institutes beiwohnen und dessen Lehrapparat benutzen. In diese Klasse werden jedoch nur Zöglinge (Pupilo) von Architekten aufgenommen, welche der Körperschaft angehören und ein von ersteren ausgestelltes Fähigkeitsatteſt einreichen. Am Schlusse jeden Jahres findet eine Prämienvertheilung an Solche statt, welche sich durch Fleiß und Talent ausgezeichnet haben. Nach einer dreijährigen Lehrzeit bei einem Meister der Kunst können solche Zöglinge auch, falls sie es wünschen, sich einer Prüfung durch eine Instituts-Commission unterziehen. Bestehen sie dieselbe, so erhalten sie ein Certifikat und zugleich das Recht, während einer gewissen Zeitdauer unentgeltlich die vorerwähnten Vortheile zu genießen. Außerdem halten bewährte Meister im Kensington-Museum und in ähnlichen Anstalten angesichts ausgewählter Muster Vorträge von wesentlich praktischer Tendenz für Künstler und Kunsthandwerker und werden Seitens der Leiter der Anstalten Preisaufgaben verschiedenster Art ausgeschrieben. Ein sehr interessantes und lehrreiches Seitenstück zu diesem englischen Institute bildet eine in Gent blühende, mit einer, den Titel Gilde de Saint-Luc führenden Genossenschaft in enger Verbindung stehende Kunstschule, eine Schöpfung des Barons J. de Bethune und seiner Freunde, welche schon die bedeutendsten Leistungen und Erfolge aufzuweisen hat.

Vorstehendes wird wohl schon genügen, um die oben in Vorschlag gebrachte Entlassung des Kunststudiums aus der Bevormundung durch die Staatsregierung, die diesem Studium angemuthete Rückkehr zu einer freiheitlich-corporativen Organisation gegen den Vorwurf leerer Projectenmacherei zu schützen. Im Uebrigen ist es Denjenigen nicht zu verdenken, welche von diesem Vorschlage keinen oder doch keinen baldigen Erfolg erwarten. Zwar ist in unserem deutschen Vaterlande gar viel von Freiheit und freiheitlicher Entwickelung die Rede; allein die Meisten, insbesondere diejenigen, welche das Wort vorzugsweise im Munde führen, verstehen darunter in Bezug auf fast alle Gebiete, das kirchliche am wenigsten ausgenommen, die unbedingte Herrschaft der jeweiligen Staatslenker — vorausgesetzt, daß dieselben die Geschäfte des Liberalismus machen und alles niederhalten, was dessen Doctrinen und Interessen widerstreitet. Corporative Selbständigkeit und individuelle Freiheit entspricht nun aber bekanntlich beidem in keiner Weise. Zur Zeit mag es sich in der That nur darum handeln, den Glauben an das auf unserem Continente herrschende System zu erschüttern, die Gleichgiltigen auf dessen Früchte aufmerksam zu machen und so allmählig die Ueberzeugung in immer weitere Kreise zu tragen, daß zu der, nicht bloß in der Vergangenheit, Jahrhunderte hindurch, sondern auch in der Gegenwart noch, jenseits des Kanales und in dem benachbarten Belgien, bewährten Methode der alten Meister im Wesentlichen zurückzukehren sei. In einem Theile von Deutschland ist nach dieser Richtung hin schon dadurch ein nicht unbedeutender Spielraum wiedergewonnen, daß zur Uebung des Baugewerkes außerhalb des öffentlichen Dienstes eine academische Vorbildung und sogenannte wissenschaftliche Prüfungen nicht mehr erforderlich sind. Demzufolge ist denn ein Boden vorhanden, auf welchem Handwerk und Kunst ineinanderwachsen, eine wahre Volkskunst sich wieder erheben

kann; dem Kunstbeflissenen ist dadurch die Möglichkeit zurückgegeben, alles bei Seite zu lassen, was seiner besonderen Anlage nicht entspricht und daher deren Ausbildung hemmt. Universalgenies kommen nur höchst ausnahmsweise vor; aber auch selbst diese können nur auf dem Grunde eines von ihnen vollkommen beherrschten Faches zu wahrhaft gedeihlicher Entwickelung gelangen. Für Durchschnittsnaturen ist es ein Verderb, wenn ihnen, wie es nicht bloß in den Academien, sondern fast in allen unseren höheren Schulen der Fall ist, um der Vielseitigkeit oder um der „formellen Verstandesbildung" willen, ein Stoff aufgezwungen wird, welcher ihnen antipathisch ist, dem ihr geistiges Verdauungsvermögen sich nicht gewachsen zeigt. In solcher Ueberfütterung ist hauptsächlich der Grund dafür zu suchen, daß die Genies, die Originalitäten und starken Charaktere, überhaupt ganze Männer immer seltener werden, wenngleich der Aufwand für Unterrichtszwecke in stetem Steigen begriffen ist. Was namentlich das Architektur-Gebiet anbelangt, so würden, zufolge einer Rückkehr zu den Meisterschulen, Solche, welche sich zur Uebung des sogenannten Hoch- und Schön-Baues berufen fühlen, ferner nicht widerwillig ihre beste Kraft daran zu setzen brauchen, um sich auch als qualificirt zum Wege- und Wasserbau, sowie zur Stelle des Ingenieurs, überhaupt zur Lösung von Aufgaben auszuweisen, wozu sie sich nun einmal nicht getrieben fühlen und welche sie demnächst im praktischen Leben doch von der Hand weisen würden, falls sich ihnen Gelegenheit, solche zu übernehmen, böte. In festem Anschlusse an einen Meister würde ein Jeder sich erproben, oder doch erprobt werden, wie weit sein K ö n n e n, worauf es schließlich doch allein ankommt, reicht; das wahrhaft schöpferische Genie würde, wie vordem in den Bauhütten und den Malerwerkstätten, von selbst über die Mittelmäßigkeiten hinauswachsen und dieselben sich dienstbar machen. Den zur Uebung seiner speciellen Kunst erforderlichen wissen-

schaftlichen Apparat wird jeder wahrhaft Strebsame in dem Maße, wie er desselben wirklich bedarf, sich leicht zu beschaffen wissen, ohne vorher zu den Füßen eines Professors gesessen zu haben; dafür bürgt die Unzahl von Meisterwerken jeder Gattung aus Jahrhunderten, in welchen man von der Katheder-Weisheit unserer Tage keine Vorstellung hatte, jedenfalls das Heil für die Kunst nicht darin suchte. So oft und wo immer in Kunstausstellungen Neues neben Altem figurirt, fühlt alle Welt sich gedrungen, Letzterem in jeder Beziehung den Preis zuzuerkennen. Die Kunstfreunde zerbrechen sich alsdann die Köpfe darüber, was alles zu ändern, vorzukehren und aufzuwenden sein möchte, um unserer Kunstübung aufzuhelfen, und es häufen sich die Rathschläge. Ist es nicht sonderbar, wenn keiner dieser Rathschläge dahin lautet, einfach die Wege wieder einzuschlagen, welche die alten Meister gegangen sind? Das „gehobene Zeitbewußtsein" verträgt sich aber nun einmal mit solcher Verdemüthigung nicht.

Welche Einrichtungen auch immer getroffen werden, um der Baukunst wieder zu ihrer früheren Würde zu verhelfen, die Grundbedingung des Besserwerdens bleibt immerdar die Rückkehr zu harmonischer Einheitlichkeit des Schaffens, das Fernhalten der jedes organische Wachsthum hindernden, mit einem begeisterten Aufschwunge, dem Streben nach idealer wie nach technischer Vollkommenheit geradezu unverträglichen, principlosen Stylmengerei, der Unterwürfigkeit gegenüber dem Modegeschmack. Mögen dann immerhin vorerst zwei einander entgegenlaufende Strömungen sich bilden; mögen die Träger der modernsten „Cultur" auf ihrer Jagd nach dem Zukunftsstyle im Zusammenschmelzen alles bisheran Dagewesenen oder etwa in der Erbauung confessionsloser Kirchen sich versuchen und ihre fortgeschrittene Geistesbildung in Wechselchören verherrlichen, sofern nur die Anderen in ernster, consequenter Arbeit das unterbrochene Werk der

Väter, in klarer Erkenntniß der Grundsätze, worauf dasselbe beruht, wieder aufnehmen und unverdrossen weiter führen, so können wir ruhig der Vorsehung und den kommenden Zeiten es anheimgestellt sein lassen, welche von jenen beiden Strömungen versiegen, welche sich immer weiter ausbreiten, welche als befruchtend, welche als verödend sich erweisen wird.

Einen Hauptpunkt glaube ich nochmals hervorheben und etwas näher erörtern zu sollen, zumal er bis jetzt in unserer Kunstliteratur kaum Beachtung gefunden hat, obgleich meinerseits schon oftmals darauf hingewiesen worden ist. — *Nur falls der Architektur ihr volles Recht zu Theil wird, gelangen auch die übrigen bildenden Künste zu dem ihrigen.* Wenn oben geäußert ward, daß alle diese Künste nach der Architektur hin zu gravitiren hätten, so bedarf es wohl kaum erst noch der Bemerkung, daß dies keineswegs so zu verstehen ist, als ob etwa der Landschafts- und der Genre-Malerei zugemuthet werde, in größerem Maße, als bisheran der Fall war, Architekturmotive in sich aufzunehmen oder gar in den Ruhestand zu treten. Nein, selbst die Blumen-, Vieh- und Frühstücks-Maler sollen unbehelligt ihre heitere Kunst weiter üben; ein Stillleben eines Heem, Aelst oder Nason, ein Blumenstück von Seghers, eine Hühnergesellschaft von Hondekoeter wiegen in meinen Augen gar manches von den Ausstellungs-Reporters gepriesene Historienbild in sogenanntem großen Style mehr als auf. Es handelt sich nur darum, den Principien und Regeln, welche jedweder Kunstübung als Fundament zu dienen haben, wieder Geltung zu verschaffen, die naturgemäße Gliederung der verschiedenen Kunstgattungen, gewissermaßen das Verhältniß des Stammes zu den Zweigen und Blüthen zum Bewußtsein und zur Anerkennung zu bringen, und so der auf dem ästhetischen Gebiete immer mehr um sich greifenden Anarchie entgegenzuwirken. Jene Grundprincipien, die Ge-

setze des Ebenmaßes, der Harmonie, der proportionalen Raumvertheilung, überhaupt des Maßes und der höheren Ordnung, finden aber, abgesehen von der Musik, zunächst und vorzugsweise in der Architektur Ausdruck, wie denn ja auch der die verschiedenen geschichtlichen Zeitabschnitte beherrschende Geist sich am prägnantesten in ihren Bauwerken kund gibt. Ein Rückblick in die Vergangenheit möchte überhaupt wohl am klarsten ergeben, was hier gemeint ist.

In allen als wahrhaft „classisch" anerkannten Kunstperioden, vor wie nach Christus, nahm die Architektur die vorstehend ihr zuerkannte centrale Stellung wirklich ein. Aus ihr erwuchsen so zu sagen die Sculptur und die Malerei, beide durch sie bedingt und geregelt; in weiterer Entfernung vom Mittelpunkte sodann, aber doch stets nach letzterem hingezogen und von ihm mehr oder minder belebt, die sonstigen Zwecken dienenden künstlerischen Erzeugnisse, bis zur sogenannten Kleinkunst hinab. Wie dem Erkranken des Stammes immer das der Zweige und der Blätter folgt, so auch begann, wenngleich mitunter während längerer Zeit kaum bemerklich, jedesmal mit dem Verfalle der Architektur das Hinwelken aller sonstigen Künste. Zunächst wirft sich dann wohl die schaffende Kraft um so energischer auf irgend einen anderen Kunstzweig, beispielsweise auf die Malerei, wie dies der Fall war, als die renaissancistische Bewegung die monumentale Baukunst zum Absterben brachte; allein das demzufolge eintretende Ueberwuchern des betreffenden Zweiges hält dann keinesfalls dauernd vor, weil eben der ihn nährende Quell versiegt. So ist denn auch die mit der Renaissance begonnene Glanzperiode der Staffeleimalerei dahingeschwunden, trotz aller Academien, Regierungs-Subventionen und Reclamen. Wer in dieser Hinsicht etwa noch Zweifel hegen könnte, wird vielleicht schon durch die bloße Hinweisung auf die Preise belehrt, welche bei den Auctionen, einerseits für die Leistungen academisch herangebildeter Maler,

anderseits für die aus den alten Meisterschulen hervorgegangenen sich durchweg ergeben. Wie tief stehen noch sogar die heutigen Porträts unter denen des 16. und 17. Jahrhunderts, obgleich doch dasjenige, in welchem wir leben, von seinen Lobrednern als die Aera des Realismus und Positivismus gepriesen zu werden pflegt!

Jener Verfall der Architektur trat ein, als die individuelle Freiheit, über die auf Naturgesetze sich gründende Regel sich erhebend, in Willkür ausartete; als man auch die lebendige Geometrie, welche das Skelett der mittelalterlichen Architektur bildete, vergaß; als man die durch viele Generationen vererbte Wissenschaft von Zahl und Maß, den an die „Triangulatur, die Quadratur, das Achteck" u. s. w. gebundenen „höchsten Steinmetzengrund", der verschiedenen Bautheile, „Gerechtigkeit" aus dem Auge verlor, ja das Alles für kindische Spielerei oder abgestandenen Plunder ansah und der Verachtung überantwortete, die Constructionsschlüssel in den Zunftladen vermodern oder als altes Pergament verschachern ließ, um gelehrt scheinende, aus der Antike und den heidnischen Classikern entlehnte, vage oder doch auf nicht mehr vorhandenen Voraussetzungen beruhende, längst überwundene Theoreme an die Stelle zu setzen. Die Träger der damals „modernen" Wissenschaft übersahen zugleich, daß die das Ganze umfassende Gesetzmäßigkeit die erste Grundbedingung künstlerischer Harmonie ausmacht; sie übersahen, daß das Festhalten an dem Canon der höheren Architektur, wie am Generalbaß in der ihr so nahe verwandten Musik, oder auch an unwandelbaren Dogmen auf dem Gebiete der Religion, mit der freien Entfaltung individueller Anlagen sich nicht bloß verträgt, sondern diese Entfaltung insofern sogar bedingt, als mangels solcher fester Ausgangs- und Stützpunkte das geistige Schaffen durchgängig in Phantasterei ausartet oder, keines nachhaltigen Aufschwunges fähig, sich schließlich im Sande verläuft.

Ganz naturgemäß wendeten sich zunächst die cäsaristischen Absolutisten allerhand, der Willkür Thür und Thor öffnenden Theoremen, der Philosophen, Professoren und Legisten zu, deren Wissensdünkel hoch erhaben über allem Althergebrachten, Volksthümlichen thronte. Wie die freiheitlichen Verfassungen von der Fürsten-Omnipotenz, das ererbte Volksrecht von der gelehrten Juristerei, ja in den höheren Kreisen sogar unsere deutsche Sprache von der lateinischen und französischen allmählig verdrängt ward, so mußte auch die alte Volkskunst vor der modischen Hofkunst weichen; an die Stelle der Steinmetzen-Genossenschaften und der Meisterschulen traten die Academien mit ihren unpraktischen Theorien und ihren aus allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen zusammengelesenen Mustern. Für die Auswahl unter diesen Mustern und deren Verwendung sollte nur das Gefühl, der Takt, insbesondere aber der Geschmack jedweden Künstlers maßgebend sein, kein Dogma den freien Aufflug seiner Phantasie behindern. Aus der Geringschätzung der auf festen Gesetzen ruhenden mittelalterlichen Bauweise erwuchs sehr bald eine solche Unkenntniß derselben, daß selbst die hervorragendsten Köpfe, die angesehensten Kunstschriftsteller in geradezu läppischen Redensarten sich darüber vernehmen ließen. Statt vieler seien nur zwei solcher Männer als Beispiel vorgeführt, der geistvolle und gelehrte Erzbischof Fénélon (1651—1715) und der noch von heutigen Kunstliteraten als „deutscher Vasari" gepriesene Nürnberger (!) Joachim von Sandrart (1606—1688), Verfasser des voluminösen Werkes „Die Teutsche Academie", ein Hauptträger der deutschen „Renaissance". Nachdem Ersterer in seinen Gesprächen über die Beredsamkeit sich zunächst spöttelnd in Bezug auf die Rosen, die Punkte, die kleinen, abgebrochenen, zwecklosen Zierraten, kurz all das „unnütze Schnitzwerk", womit die gothischen Werke angefüllt seien, ausgelassen, fährt er fort: „Diese Bauart ist von den Arabern auf uns gekommen.

Die Araber waren von gar lebhaftem Naturell; doch hatten sie weder Regel noch Bildung; demnach mußten sie auf falsche Subtilitäten verfallen. Daher kam denn der schlechte Geschmack, welcher sich in allen ihren Werken kund gibt" u. s. w. Kann man sich über den in den gothischen Kirchen und Schlössern während der letzten Jahrhunderte geübten Vandalismus noch wundern, wenn selbst ein mit so vielen Vorzügen ausgestatteter Würdenträger der Kirche in solcher Art über eine Kunst urtheilte, aus welcher neben der tiefsten Gesetzlichkeit die reichste Mannichfaltigkeit, der Geist eines Thomas von Aquin hervorleuchtet! In noch drastischerer Weise als Fénélon drückt der academisch gebildete, mit Italienerthum gesättigte „deutsche Vasari", Sandrart, sich über die Gothik aus. Im ersten Bande seines oben bezeichneten Werkes auf S. 21 liest man was folgt:

„Gothische Bauart nennt man diejenige, welche nach dem Verfalle des guten Geschmackes üblich wurde, wo weder richtige Verhältnisse, gehörige Eintheilungen, noch mit Verstand angebrachte Zierraten anzutreffen sind. Die Gothen brachten solche nach Italien, nachdem alle guten Künste vertrieben waren. Dieser schlechte Geschmack hat auch gar lange in unserem Teutschland geherrscht. Die vielen Thürme, als der Stephansthurm in Wien, der Münster zu Straßburg und viele Kathedralkirchen in Frankreich sind Beweise davon. Man bewundert die Festigkeit dieser Gebäude und muß einen gewissen Fleiß und Geduld in der Ausführung loben. Allein man sieht dem Ganzen doch etwas Aengstliches und Gezwungenes an. Die Zierraten sind überhaupt an dem unrechten Orte angebracht. Mit einem Worte: es fehlte damals den Baumeistern die Wissenschaft einer klugen Disposition, welches die Seele der Baukunst ausmacht. Hätten sie überhaupt Wissenschaft besessen, so würden sie unser

Jahrhundert an Fleiß und an solider Bauart übertroffen haben."

An einer anderen Stelle seines Werkes springt unser Nürnberger Renaissancist noch weit unbarmherziger mit den Meistern um, welchen seine Vaterstadt ihren Ruhm verdankt. Indem er „die Köstlichkeit einer Kunstsache nach der wahren, lebhaften Natürlichkeit derselben" bemessen sehen will und der Malerei, im Verhältniß zu den anderen Künsten, die Palme reicht, bespricht er die fünf classischen Ordnungen in der Baukunst und fährt dann also fort:

„Noch ist eine, die sechste Art Gothica genannt, welche von den Alten nach Verlust der Baukunst an Geschicklichkeit und Verstand sehr weit abgewichen, weil sie keine richtige Ordnung, Maß und Proportion beobachtet und eben so bald unter das Hauptthor, auf welchem die größte Last liegt, kleine schmale Säulen setzet. Ja, sie behänget die Säulen mit Weinreben und Weinblättern, bald so dick, als ob ein ganzes Weingebirg darauf gebaut wäre, bald aber so subtil, zart und wenig, als wenn es kleine, ausgeschnittene Kartenblättlein wären. In diesem Irrgarten haben unsere alten Teutschen lang und viel gewaltet und solches für eine Zier gehalten, wie denn fast alle alten Gebäude, auch die fürnehmsten, mit dergleichen Unordnung erfüllt sind. Diese Unform haben die Gothen nach Italien gebracht, denn, nachdem sie Rom verheert und zerstört und fast alle römischen Künstler in selbigen Kriegszeiten umgekommen, haben sie nachgehends diese schnöde Art zu bauen eingeführt, womit sie ihren Verwüstungen durch ganz Wälschland mehr denn tausend Flüche auf den Nacken gebürdet und gezogen."

So urtheilte und sprach die humanistische Aufklärung des 17. Jahrhunderts. Und unter den Academikern unserer

Gegenwart befinden sich nicht Wenige, welche im Wesentlichen noch auf dem „wissenschaftlichen" Standpunkte Sandrart's verharren, nur in glatteren, mundgerechteren Redewendungen denselben geltend zu machen suchen. Hat doch beispielsweise Wilhelm Lübke in seiner Geschichte der Architektur jüngst noch, ganz im Geiste Sandrart's, den Ausspruch gethan, daß der gothische Styl, „weder der natürlichste, noch der nationalste, noch auch der für unser Klima und für unsere Verhältnisse passendste" sei! Andere Modernisten mögen Auslassungen der zuvor mitgetheilten Art vornehm belächeln; Alle thäten gewiß am besten, wenn sie sich dadurch zu ernstem Nachdenken veranlaßt fänden. Jene Männer des 17. Jahrhunderts konnten sich, angesichts der glänzenden, aus dem Mittelalter noch herübergeretteten Technik, und des ächten Luxus, welche den meisten Kunstprodukten ihrer Zeit eigen waren, ziemlich leicht in den Glauben an eine neue, die Vergangenheit in tiefen Schatten stellende Aera versenken und der Hoffnung auf eine stetige Fortentwickelung zum Vollendeten hin Raum geben. Allein nach den Erfahrungen der folgenden Generationen bis zu der unsrigen einschließlich hin noch immer die Gothik als „überwunden" bezeichnen, von der academischen Stylmengerei das Heil der Kunst erwarten, sich selbstgenügsam in Pseudo-Renaissance und -Roccoco oder auch in krankhafter Schwindelgothik ergehen, dazu ist ein Grad von Kurzsichtigkeit oder Verblendung, ein Mangel an jeder tieferen Einsicht erfordert, wie solche schwerlich irgend ein früheres Zeitalter aufzuweisen hat. Ist unseren Modernisten doch meist sogar der Begriff eines Styles und damit zugleich, wie das herrschende Surrogaten-Unwesen zeigt, die Erkenntniß abhanden gekommen, daß jedweder Stoff gebieterisch eine besondere Behandlung und Formgebung erheischt! Mit all' dem Gerede in Büchern und Blättern über die kritische Vielseitigkeit oder die Geschmacksuniversalität unserer Gegenwart ist in der Sache so wenig geholfen, wie mit dem

magiſtralen Stabbrechen über die „Gothophoben“ einerſeits und die „Gothomanen“ anderſeits. Vergebens ſchiebt man das „Zeitbewußſein“, die „moderne Cultur“ vor, um die traurigen Blößen zu bedecken, welche unſer Kunſtleben zur Schau trägt. Nicht minder vergebens ſucht man dieſe Blößen durch den Vorwand zu entſchuldigen, daß es unſerer Zeit an der nöthigen Ruhe und Klärung fehle, um Kunſtwerke von Bedeutung aus ſich heraus zu ſchaffen — als ob in Athen und in unſeren mittelalterlichen Prachtſtädten ſich ſtets Alle in Friede und Freundſchaft umſchlungen gehalten hätten! Wenn ſelbſt Fachmänner von Bedeutung für die praktiſche Gleichberechtigung aller Style, insbeſondere des altgriechiſchen, des romaniſchen und des gothiſchen, eintreten, weil ein jeder ſeine beſonderen Vorzüge habe und von genialen Meiſtern gepflegt worden ſei, ſo beweist dies, daß dieſelben die weſentlichen Lebensbedingungen der monumentalen Kunſt nicht kennen oder doch außer Acht laſſen, vor Allem die Nothwendigkeit eines gründlich und einheitlich, nach feſten Principien geſchulten Arbeiterheeres. Jene Herren irren übrigens, wenn ſie meinen, dasjenige, was uns im Laufe dieſes Jahrhunderts unter der Etikette „griechiſch“ oder „romaniſch“ geboten worden iſt, habe einen gegründeten Anſpruch auf dieſe Bezeichnungen. So leicht iſt es nicht, in die Fußſtapfen der alten Meiſter zu treten; am wenigſten befähigt dazu die in unſeren Kunſt- und Gewerbe-Schulen immer mehr überhand nehmende Zeit- und Papierverſchwendung zum Zweck des eleganten Zeichnens in allen Stylarten; das Auge und die Hand werden dadurch mehr verwöhnt, als zu dem geeignet vorgeübt, was letztere demnächſt, mit dem zu geſtaltenden Materiale kämpfend, ſchaffen ſoll. Im Uebrigen kommt aber auch die Freigebung des Styles in dem vorgedachten Sinne ſo ziemlich auf dasſelbe hinaus, als ob man die Wahl zwiſchen dem ebenwohl vom claſſiſchen Alterthum inſpirirten Ptolomäiſchen und dem aus der chriſtlichen Aera ex-

wachsenen Copernikanischen Weltsysteme dem individuellen Geschmacke anheimstellte. Für das Eine wie für das Andere sind bekanntlich große Geister eingetreten; ja, nach der in unseren gelehrten und artistischen Kreisen vorherrschenden Ansicht sah es während der erstgedachten Periode sogar noch heller auf unserem Erdballe aus, als nachdem in Christus das „Licht der Welt" erschienen war. Soweit die Mathematik den Ausschlag gibt, steht die Gothik vielleicht nicht minder hoch über der Antike, wie das Copernikanische Weltsystem über dem Ptolomäischen. Wie dem aber auch immer sein möge, schon die bereits erwähnte Rücksicht auf Diejenigen, welche die Pläne oder „Ideen" zu verwirklichen haben, ergibt die Nothwendigkeit, über den Eklektizism den Stab zu brechen. So lange derselbe herrscht, wird ein tüchtiges Kunsthandwerk für bauliche Zwecke sich nicht heranbilden lassen. Nur höchst ausnahmsweise werden die Bauhandwerker mit voller Sicherheit, wahrhaft charakteristisch, schnell und demzufolge zugleich billig arbeiten, wenn ihnen nicht feste, gleichsam in Fleisch und Blut übergegangene Bildungsgesetze fortwährend als Richtschnur dienen. Anderenfalls bedürfen sie meist kostspieliger Modelle oder detaillirter Zeichnungen als Vorlagen; aber selbst bei deren Zuhülfenahme wird das Kennerauge in der Art der Ausführung stets etwas Tappendes, Abgequältes, Unlebendiges wahrnehmen. Nur durch die principienhafte Einheitlichkeit, welche das Kunstwesen der Griechen, der Römer und unserer mittelalterlichen Vorfahren durchwaltete, läßt sich deren Staunen erregende artistische Fruchtbarkeit erklären, sowie ferner, daß die zahllosen Werke aller Art, deren Ueberreste auf uns gekommen sind, durchweg das Gepräge der Meisterschaft an sich tragen, oder doch erkennen lassen, bei welchem Volksstamme und in welcher Zeitperiode sie entstanden sind. Was wird die Nachwelt von den Kunstprodukten unserer Neuzeit, soweit sie deren *aus dem* Culturschutte hervorgräbt, sagen? Welches Urtheil

wird sie danach über das ästhetische Streben und das technische Können, wie über die Ideale der Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts fällen? Die Beantwortung dieser Fragen mag dem Leser überlassen bleiben.

Wenngleich in vorstehendem Abschnitte der Name Pugin sich nicht genannt findet und für das darin Gesagte seine Autorität nicht direct angerufen werden konnte, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß Letzteres im Wesentlichen der von ihm gezogenen Richtungslinie entspricht, daß er dafür eintreten würde, wenn er auf deutschem Boden unseren Verhältnissen gegenüber stände. — Möge aus gegenwärtiger Schrift nur ein ganz kleiner Theil des Erfolges diesseits des Kanales sich ergeben, welcher aus den Worten des englischen Neubegründers der christlichen Kunst in seinem Vaterlande erwachsen ist! Einen vollständigen Sieg nach allen Richtungen hin haben freilich seine Principien auch selbst dort noch nicht errungen. So leicht läßt sich eine hergebrachte Routine nicht überwinden, die meist ebenso anspruchvolle wie oberflächliche Mittelmäßigkeit sich nicht in Bahnen treiben, auf welchen tiefer gedacht und ernstlicher gearbeitet werden muß, als wenn dieselbe in gewohnten Geleisen sich fortbewegt oder sich der gerade herrschenden Mode dienstbar macht. Vollkommen erhaben über die Modesucht sind auch die Bewohner des britischen Inselreiches nicht, und so kommt es denn, daß eine Anzahl der weniger begabten und strebsamen englischen Architekten unter der Flagge der „Renaissance", die Alles deckt, was der Principienhaftigkeit und der wahren Meisterschaft entbehrt, immer noch Mancherlei führen, woran Pugin Anstoß nehmen würde; daß der Eine durch Französirendes aus der Zeit Hein-

richs IV. oder Franz I., ein Anderer durch Niederländisches aus dem 17. Jahrhundert, ein etwas patriotischer gesinnter Dritter durch Königin-Anna-Styl das Publikum anzulocken sucht, während der Londoner Häuser-Speculant seine Massenproduction meist nach einer mehr antikisirenden Schablone in einem Style zurechtmacht, welchen modern-classisch gebildete Nichtkenner wohl als „einfach-edel" bezeichnen. Die bedeutendsten Meister, die Scott, Burges, Street, Pearson, Butterfield u. s. w., begeben sich indeß glücklicherweise auf solche Abwege nicht, oder doch nur höchst ausnahmsweise; und ihr Wirken genügt, um der englischen Architektur im großen Ganzen einen echt nationalen Grundcharakter zu verleihen, und um das Kunsthandwerk aller Art in frischer, selbstbewußter Lebendigkeit zu erhalten, es vor regelloser Pfuscherei zu bewahren.

Für unser festländisches Kunstleben wäre schon viel erreicht, wenn die in demselben sich bewegenden Renaissancisten sich wenigstens dazu verstehen wollten, nicht weiter Renaissance auf eigene Hand, Phantasie-Renaissance zu treiben, ganz insbesondere aber, wenn sie, die ersten Begründer der jenen Namen führenden Kunstrichtung sich zum Muster nehmend, in deren Geist einzudringen suchten, ihrer Virtuosität nachstrebten. Immer noch blieben diese Männer dem christlichen Ideale zugekehrt. Jedenfalls erkannten und bereueten sie es als eine Verirrung, insoweit sie von diesem Ideale sich abgewendet hatten. Der Großmeister der Renaissance auf dem literarischen Gebiete, der lorbeergekrönte Vorkämpfer des Humanismus, Petrarca, hat davon noch in der Vollkraft seines Lebens, wie sein Freund Boccaccio, öffentlich Zeugniß abgelegt; sein Haupt ruhete auf den Bekenntnissen des heiligen Augustinus, als er in den Todesschlaf sank. Wie der Herrscher im Reiche der bildenden Künste, Michelangelo, zurückschauend auf die Aufgabe derselben und auf seine ruhmumstrahlte Laufbahn, den Beruf des Künstlers

auffaßte, davon mag sein nachfolgendes dichterisches Selbstgespräch Kunde geben:

Auf schwankem Kahn durch sturmbewegte Flut,
Dem Hafen immer näher, treibt mein Leben,
Wo es uns obliegt, Rechenschaft zu geben
Vor Gott von jeder That, bös oder gut.

Ließ mich des Herzens ungestüme Glut
Die Kunst zur Herrin, zum Idol erheben,
Ach, so erkenn' ich jetzt mein ganzes Streben,
Mir zum Verderben war vermess'ner Muth.

Was frommet die eitle Liebe, die hienieden
Einst mich umfangen? Doppelt naht der Tod;
Der ein' ist sicher und der andre droht.

Nicht Malen und nicht Meißeln gibt mir Frieden,
Nur jene Liebe kann sich mein erbarmen,
Die uns vom Kreuze winkt mit off'nen Armen.

Hätte ein Geringerer als Michelangelo, die Augen nach dem Kreuze gerichtet, solchergestalt aufgeseufzt, so würden unsere starken Geister eben nur einen argen Verstoß gegen den Ton der „guten Gesellschaft" darin erblicken und über schwächliches „Nazarenerthum" spötteln. Dem Schöpfer der St. Peterskuppel und des Moses gegenüber sucht man sich entweder durch Ignoriren zu helfen, wie dies u. A. Hermann Grimm in seinem, im Uebrigen nichts weniger als knapp gehaltenen Leben Michelangelo's gethan hat, oder man stellt mit Alfred Woltmann den Dichter des unbequemen Sonettes als abgefallen von sich selbst, in Folge von Altersschwäche gebeugt unter das Joch „streng-kirchlicher" Satzungen dar und nimmt unser Mitleid für ihn in Anspruch!

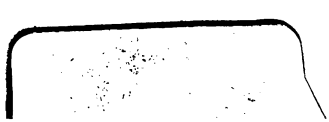
Wie jene italienischen Kunstgenies aus der Zeit des niedergehenden Mittelalters, so standen auch die großen deutschen Meister, die Dürer und die Holbein, fest im christlichen Glauben und in den kirchlichen Traditionen, als sie zuerst

der Renaissance in unser Vaterland Bahn brachen, der Hoffnung sich hingebend, die christliche Schönheit mit der antiken verschmelzen zu können.

Glücklicherweise braucht man indeß nicht erst in die Periode der Michelangelo und Dürer zurückzugreifen, um darzuthun, daß christlicher, ja strengkirchlicher Sinn mit hoher, künstlerischer Leistungsfähigkeit sich nicht bloß sehr wohl verträgt, sondern daß er dieselbe wesentlich fördert, krönt. Unsere Künstlerwelt könnte dieß auch an Zeitgenossen lernen. Es sei hier nur, um in Deutschland zu bleiben, auf die Namen Overbeck, Führich, Steinle und Cornelius hingewiesen. Keinesfalls wird wohl der Letztgenannte irgend welchem Anstande begegnen können. Sagt doch von ihm der von unseren Renaissancisten als literarische Autorität ersten Ranges anerkannte, bereits citirte Professor Hermann Grimm (Leben Michelangelo's II, 481), daß „in der großen Wüste (Berlin), in welche Cornelius sich versetzt gesehen, die Gedanken an die römische Religion, von Jugend an ihm vertraut, ihm zuletzt die einzige Nahrung boten." Und damit nicht etwa ein Alfred Woltmann auf den Einfall gerathe, auch dieses sich Versenken in die „römische Religion" eingetretener Altersschwäche beizumessen, mag noch der Ausruf Grimm's hier Platz greifen: „Wie wunderbar *wuchs* Cornelius bis zu seinem letzten Ende! Er ist niemals stehen geblieben, er ist *fortgeschritten* sichtbar, bis seine Hände sanken" (S. 475 a. a. O.). Es genügt denn auch wohl schon ein Hinblick auf die für das Berliner Campo Santo bestimmt gewesenen Cartons, um jeden Zweifel an der Richtigkeit des vorstehenden Ausspruches zu beseitigen.

Ganz gewiß irren demnach die Künstler unserer Gegenwart gröblich, welche in der Glaubenslosigkeit oder gar in der Gottlosigkeit, im Ignoriren der kirchlichen Lehren und Vorschriften einen Fortschritt, ein höheres Stadium auf dem Wege

zur Emancipation des Menschengeistes erblicken, was denn auch der Kunst zu gut komme. Man sollte meinen, es bedürfe nur eben eines Umschauens in unseren Bilderausstellungen, eines Hinblickes auf die modernen Bau- und Sculpturwerke, und einer Vergleichung derselben mit den im Lichte des Christenthums, unter der Hand gläubiger Meister erwachsenen verschiedenartigsten Kunstschöpfungen aller Perioden, um Jeden, der nicht absichtlich die Augen vor der Wahrheit verschließt, sofort von dem Irrigen solcher Annahme zu überzeugen. Und in der That liegt die Schuld durchweg nicht in den Augen und dem durch dieselben vermittelten Urtheilen, als an dem Wollen jener Fortschrittskünstler. Die Träger des sogenannten modernen Bewußtseins wollen das Haupt unter eine höhere Autorität nicht beugen; sie wollen ihr Wirken dem Uebersinnlichen, einem Ideale nicht unterordnen; sie wollen auf die Genüsse und Vortheile nicht verzichten, welche mit dem Streben nach dem Ideale, insbesondere dem christlichen, unverträglich sind. Nebenher schaffen sie sich auch wohl Beruhigung mittels illusorischer Hoffnungen auf eine aus unserer ästhetischen Verkommenheit im weiteren Verfolge hervorwachsenden ganz absonderlichen Kunstblüthe. Die Verheißung der Schlange: Eritis sicut Deus — „Ihr werdet sein wie Gott" — treibt immer noch, wie im Anfange der Menschengeschichte, zum Abfall von den Geboten Gottes. Namentlich sind es die begabteren Naturen, welche an der Klippe des Hochmuthes scheitern. Allerdings schließt die Irreligiosität nicht schlechthin jedwede Meisterschaft aus, so lange wenigstens nicht, als die Sonne des Christenthums nicht völlig untergegangen ist, oder doch noch ihre Nachwirkung auf die Allen gemeinsame geistige Atmosphäre übt. Allein mit dem Kunstleben einer Nation ist es jedenfalls vorbei, wenn die große Masse derselben dem Unglauben verfällt, dem Sinnlichkeits-Cultus, der Frivolität sich hingibt. Sogar schon in Bezug auf einzelne Schichten läßt sich dies mit Fug sagen. Sicher-

lich steht derjenige Theil der jüngeren Berliner Künstlerschaft, welcher, nach Berichten in öffentlichen Blättern, unlängst sich nicht entblödet hat, in den ehrwürdigen Hallen der ehemaligen Choriner Abteikirche durch ein Spektakelstück niedrigster Art den katholischen Cultus öffentlich zu verhöhnen, in künstlerischer Hinsicht auf keiner höheren Stufe, als in religiös-sittlicher.

Gar manche Anzeigen sprechen dafür, daß wir uns in einer Krisis befinden, welche wohl zu dem vorbezeichneten Aeußersten führen könnte. Leisten doch selbst Solche, die besonders berufen sind, die höchsten Güter der Nationen zu hüten, in unsäglicher Verblendung in bald mehr, bald weniger verhüllter Weise den Entchristlichungs-Bestrebungen Vorschub! Sollten ihrerseits die Künstler und die Kunstgelehrten der hohen, ja der hauptsächlichsten Mission der Kunst, die Herzen aufwärts, nach der Urquelle alles Wahren und Schönen hinzulenken, absagen, so wird hoffentlich der noch dem ererbten Glauben treu gebliebene Theil des christlichen Volkes so viel Widerstandskraft besitzen, um denselben gegen die vereinten Angriffe des Cäsaropapismus und der nackten Gotteslängnerei, auch wenn es die schwersten Opfer kosten sollte, zu schützen, oder doch zu überwintern. Mag man demselben immerhin seine durch künstlerische Hand geschaffenen Heiligthümer rauben oder verschließen, das innere Heiligthum des religiösen Glaubens ist, gottlob, der Vergewaltigung unzugänglich, wenn ein entschlossener, mit Opferwilligkeit gepaarter Wille dasselbe vertheidigt.